Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Boccaccio's Dekameron.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Erstes Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

1.

Das Dekameron

von

Boccaccio.

Neu übersetzt

von

Ernst Ortlepp.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Erster Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Holde Frauen, so oft ich bedenke, wie mitleidig ihr von Natur seyd, so fühle ich, wie ernst und ermüdend für euch der traurige Anfang dieses Werkes seyn wird, welches mit der betrübenden Erinnerung an die verheerende Pest beginnt, die alle, die Zeuge davon waren, mit Jammer erfüllte. Doch bitte ich euch, ihr möget euch nicht durch die Vorstellung vom Weiterlesen abhalten lassen, als sey die Lektüre wie ein Pfad, der nur an kläglichen und schmerzlichen Szenen vorüberführt; o nein, es ist nur im Anfang so abschreckend, gleich dem mühsamen Erklimmen eines rauhen steilen Gebirges, hinter welchem eine anmuthig sich ausbreitende Ebene um so überraschender und erfreulicher vor den Blicken liegt, je beschwerlicher das Auf- und Absteigen war. Gerne hätte ich eine andere Einleitung gewählt, allein in ihr liegt die Veranlassung zu dem, was später folgt.

Im Jahre 1348 war es, als das herrliche Florenz, diese vor vielen schöne Stadt, von der todtbringenden Pest heimgesucht wurde, die, vom Morgenlande kommend, wo sie durch Einflüsse der Planeten entwickelt oder von Gott als Geißel herabgesandt worden war, im gerechten Zorn über der Menschen sündhaften Lebenswandel, dort schon zahllose Schaaren vertilgt hatte und Schritt vor Schritt unaufhaltsam sich zum allgemeinen Entsetzen über die Länder der abendländischen Reiche verbreitete.

Obwohl man nichts versäumte, was die Vorsicht gebot, und menschliche Klugheit durch Ergreifung zweckmäßiger Maßregeln vermochte, wie der allgemeinen Reinigung der Stadt, der Aufstellung von besondern Gesundheitsbehörden, welche über die Abwendung der Krankheit sich beriethen und allen Kranken den Eintritt in die Stadt verwehrten, so war doch alles vergeblich.

Ebenso waren die zahlreichen Prozessionen frommer Leute, welche flehende Gebete auf diese und andere Weise zum Himmel schickten, ohne Erfolg. Mit Anbruch des Frühlings genannten Jahres kündigte sich die Krankheit durch auffallende Fälle auf heftige Art an. Beim Beginn der Krankheit, die hier nicht, wie im Orient, von Nasenbluten begleitet war, als einem sicheren Zeichen unvermeidlichen Todes, entstanden bei Männern gleichwie bei Frauen in den Achselhöhlen und an den Weichen Auswüchse von der Größe eines Apfels oder eines Eies, bei einigen in größerer, bei andern in kleinerer Zahl, denen man den Namen Pestbeulen beilegte, und die sich von jenen Körpertheilen aus ohne Ausnahme schnell über alle übrigen verbreiteten. Hierauf nahm die Krankheit eine andere Form an, indem viele auf den Armen, den Lenden und an andern Gliedern schwarze und bräunliche Flecken bekamen, einige nur wenige aber große, andere kleinere aber zahlreicher. Diese Flecken waren, wo sie sich zeigten, ebenso ein gewißes Zeichen des Todes, als es früher bei andern die Pestbeulen gewesen oder auch zum Theil noch waren.

Weder die Rathschläge der Aerzte noch die Heilkräfte von Arzneien waren zur Hebung dieses Uebels von Nutzen oder Wirkung.

Lag es in der Natur der Seuche oder in der Unkenntniß der Aerzte, deren Zahl damals neben den eigentlichen durch Wissenschaft gebildeten noch durch eine große Menge

Männer und Weiber vergrößert wurde, die nie studirt hatten, daß sie das Wesen der Krankheit nicht zu erkennen und keine wirksame Heilart aufzufinden vermochten, genug nur die Wenigsten genasen, die Meisten aber starben binnen drei Tagen nach Eintritt der beschriebenen Symptome, einer früher der andere später, gewöhnlich ohne Fieber und andere Zufälle. Da die Seuche so contagiös war, daß sie sich den Gesunden, welche mit Kranken in Berührung kamen, mittheilte, so nahm sie immer mehr zu, gleich der Flamme, die brennbare Stoffe ergreift, die in ihrer Nähe sind. Allein nicht nur der direkte Verkehr mit Kranken theilte die Seuche den Gesunden mit, sondern sie war so ansteckend, daß das Berühren von Kleidungsstücken und andern Gegenständen, die ein Kranker getragen oder nur angefaßt hatte, sie mit ganzer Heftigkeit mitzutheilen schien. Es mag unglaublich scheinen, was ich jetzt erzählen will, und hätten es nicht so viele und ich selbst mit eigenen Augen gesehen, so würde ich selbst daran zweifeln und es nicht aufschreiben, auch wenn ich es aus dem Munde glaubwürdiger Leute vernommen hätte. Der Ansteckungsstoff der Seuche theilte sich nämlich so heftig mit, daß nicht nur ein Mensch durch den andern, sondern, was noch mehr sagen will, selbst jedes Thier davon ergriffen wurde, und alsbald an dieser Krankheit starb, welches Gegenstände anrührte, die Pestkranken oder Gestorbenen gehört hatten. Unter mehreren Beispielen dieser Art, die ich beobachtete, will ich nur eines anführen; eines Tages sah ich, wie zwei Schweine die Lumpen eines armen an der Pest verstorbenen Menschen, welche auf die offene Strasse geworfen worden waren, aufspürten, nach Gewohnheit dieser Thiere zuerst mit dem Rüssel durchwühlten, dann mit den Zähnen faßten und hin und her zerrten, kaum eine Stunde darauf jedoch, ohne alle Zu-

dungen auf die zerzausten Lumpen hinstürzten, gleich als hätten sie Gift bekommen.

Durch diese und viele andere ähnliche, weit schrecklichere Vorfälle verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken; die noch Gesunden trafen mancherlei Anstalten, die alle den grausamen Zweck hatten, die Kranken mit den ihrigen im Stich zu lassen, in der Hoffnung, auf diese Art sich selbst zu retten.

Einige hatten die Ansicht, man könne durch ein mäßiges Leben und durch Versagung vieler Genüsse der Krankheit widerstehen. Diese vereinigten sich zu einer Gesellschaft und wohnten abgesperrt von andern, in Häusern verschlossen, in denen sich kein Kranker befand. Sie waren im Genuß der besten Speisen und ausgesuchtesten Weine sehr mäßig, vermieden alle Ausschweifungen, unterhielten sich durch Musik und andern Zeitvertreib, der sich darbot, ohne sonst mit Jemand zu sprechen oder sich um Pest und Tod, die ausserhalb ihrer Wohnung wütheten, zu kümmern. — Andere hatten ganz die entgegengesetzte Ansicht, diese versicherten, gut zu leben in Essen und Trinken, Spiel und Scherz zu treiben, alle Lüste zu befriedigen, die Ereignisse zu belachen und zu bespotten, sey das beste Präservativ gegen diese Krankheit. Diese Grundsätze befolgten sie auch praktisch; Tag und Nacht zogen sie bald in diesem bald jenem Weinhaus herum, zechten ohne Aufhören, und in andrer Häuser noch schlimmer, ohne sich um etwas andres zu kümmern, als ob sie dort Vergnügen und Befriedigung ihrer Lüste finden konnten. Dieß gelang ihnen auch leicht, denn man hatte sich und das seinige aufgegeben und jeder hielt seinen Tod für gewiß. Deßhalb hatten die meisten Häuser keine Besitzer mehr, und jeder andere Fremde, der sie zufällig betrat, schaltete darin, wie es nur dem rechtmäßigen Herrn zugekommen wäre. Bei

alle dem vermieden jedoch auch diese, welche ihren thierischen Lüsten fröhnten, so viel sie vermochten jeden Kranken zu begegnen. Bei dem herschenden Elend und der Zerknirschung der Stadt war auch die Achtung vor menschlichen und göttlichen Gesetzen fast ganz erloschen und aufgelöst, denn wie alle andere Bewohner waren auch die Behörden krank oder gestorben, oder ihr Personal war so verringert, daß sie ihr Amt nicht mehr ausüben konnten. Deßhalb mochte auch jeder sich herausnehmen was ihm beliebte. Viele Andere jedoch hielten die Mittelstrasse zwischen den beiden oben erwähnten Klassen, sie schränkten sich weder im Genuß der Nahrungsmittel so sehr ein, wie die erste, noch schweiften sie so ohne Maaß aus, wie die zweite. Sie genoßen vielmehr hinlänglich Speise und Trank, sperrten sich auch nicht ab, sondern gingen frei umher, indem sie Blumen, würzige Kräuter oder andere wohlriechende Sachen in der Hand hielten und häufig daran rochen, in der Meinung, es sey probat, durch solche Düfte die Lebensgeister zu erfrischen, da die ganze Atmosphäre durch die Ausdünstung der Leichname, der Kranken und vielen Arzneimittel durchdrungen und verdorben schien. Die Fühllosesten hingegen sagten, und diese hatten wohl am meisten recht, das beste Mittel sey, sich dem Typhus durch die Flucht zu entziehen. Viele, welche diese Ansicht theilten, Männer und Frauen, verließen ohne sich durch Verhältnisse binden zu lassen, nur an die eigne Rettung denkend, ihre Häuser, ihr Hab und Gut und ihre Angehörigen, um auf ihre oder auf fremde Besitzungen auf dem Lande zu fliehen, gleich als ob diese Geisel, mit der Gott das Verderben der Menschheit züchtigen wollte, sie dort nicht treffen könne, sondern nur die erreiche, die innerhalb der Mauern der Stadt sich aufhielten, deren letzte Stunde gekommen schien.

Zwar starben nicht alle von denen, welche sich zu einer oder der andern Ansicht hielten, doch blieben sie auch nicht alle verschont, sondern von allen Parteien wurden Mitglieder durch die Krankheit ergriffen, wo sie auch sich aufhielten, und so wie sie selbst in gesunden Tagen andern das Beispiel gegeben hatten, so ließ man sie ohne Hülfe umkommen. Gern möchte ich es verschweigen, daß ein Bürger dem andern auswich, kein Nachbar den andern pflegte, nur selten sich Verwandte besuchten; Schrecken und Furcht hatten bei diesem entsetzlichen Elend sich der Empfindungen aller Bewohner in so hohem Grade bemächtigt, daß sich Brüder und Schwestern untereinander verließen, wie der Oheim den Neffen, die Gattin den Gatten; ja, was das ärgste und unglaublichste ist, Eltern ließen ihre kranken Kinder im Stich, ohne Pflege, gleich als wäre es nicht ihr Fleisch und Blut. Bei dieser allgemeinen Gefühllosigkeit blieb den zahllosen erkrankenden Männern und Frauen nichts übrig, als die Hülfe einiger mitleidiger Freunde oder habsüchtiger Diener in Anspruch zu nehmen, die sich gegen übermäßige Bezahlung hierzu verstanden. Aber auch solche gab es nur wenige und sehr gemeine Leute, ohne Kenntniß und Geschick zur Krankenwartung, die fast zu nichts fähig waren, als den Kranken das Verlangte zu reichen, Zeuge ihres Todes zu seyn, sich dabei zu bereichern oder sie schon früher zu verlassen; doch brachte ihnen solcher Gewinn meist eignes Verderben. Dadurch aber, daß die Erkrankten von ihren nächsten Verwandten verlassen wurden und der Wärter wenige waren, kam eine Sitte auf, die früher unerhört war, daß nehmlich keine Frau oder Mädchen, so schön, reich und tugendhaft sie auch seyn mochte, sich bei Erkrankung scheute, sich von einem Manne pflegen zu lassen, er mochte nun jung oder alt seyn, und vor ihm, gleich wie vor einem Frauenzim-

mer, wenn es ihr Zustand erforderte, ohne Rücksicht alle Theile ihres Körpers zu enthüllen. Möglich, daß bei denen, die genasen, diese Gewohnheit später Ursache zur Unzüchtigkeit wurde.

Sehr viele büßten das Leben ein, die bei gehöriger Hülfe gerettet worden wären, denn bei dem heftigen Wüthen der Pest und dem Mangel an Krankenpflegern war die Menge der in der Stadt bei Tag und Nacht Sterbenden so groß, daß man schon bei der Erzählung davon sich entsetzt, geschweige denn wenn man es selbst mit ansah. Dieß hatte das Aufkommen manches neuen Gebrauchs zur Folge, der früher den Begriffen der Bürger widersprach. Bisher war es Sitte, so wie man es auch jetzt noch sieht, daß die weiblichen Verwandten und Nachbarn sich bei einem Todesfalle im Hause des Verstorbenen versammelten und ihn betrauerten, während dieß auf einer andern Seite des Hauses die männlichen Verwandten, Nachbarn und zahlreiche Bürger thaten. Je nach dem Stand des Verstorbenen schloß sich die Geistlichkeit an, und hierauf ward die Leiche auf den Schultern seiner Standesgenossen, in Begleitung von Gesang, brennenden Wachskerzen und anderem Todtengepränge, in die Kirche getragen, die er sich vor seinem Verscheiden selbst gewählt hatte. Diese feierlichen Gebräuche hörten mit Zunahme der Seuche auf und neue traten an deren Stelle. Die meisten starben, ohne daß sich viele Frauen versammelt hätten, ja so mancher ging aus der Welt, ohne einen Zeugen seines Todes, und nur Wenige wurden noch durch Klagen des Mitleids und Thränen des Schmerzes betrauert. Dafür traten meist Scherz, Lachen und Gespött an die Stelle, und besonders waren es Frauen, die mit Verläugnung des weiblichen Zartgefühls sich diesem Gebrauch hingaben, um darin Schutz gegen die Krankheit zu finden. Selten noch wurde

eine Leiche von zehn oder zwölf Personen begleitet zur Kirche getragen, und dieß geschah nicht von angesehenen und bekannten Bürgern, sondern von einer aus dem niedrigsten Pöbel gebildeten Klasse Todtengräber, die man Pestknechte nannte, welche den Sarg in aller Eile fortschleppten und, begleitet von einigen Geistlichen und Lichtern, nicht in die von dem Verblichenen bestimmte Kirche, sondern in die nächste beste trugen, wo ihn die Geistlichen mit Hülfe der Knechte ohne viele Ceremonien in die erste offene Gruft warfen. Der Zustand von geringen Leuten und selbst solchen aus der Mittelklasse erregte einen jammervollen Anblick. Diese verweilten aus Armuth oder im Vertrauen in ihren Häusern, blieben in Verkehr mit der Nachbarschaft, erkrankten dadurch oft zu Tausend in einem Tage, und wurden ohne Hülfe und Verpflegung in kurzer Zeit ein Opfer der Seuche. Viele verschieden auf öffentlicher Strasse, bei Tag und Nacht, und manchmal geschah es, daß solche, die in ihren Wohnungen starben, erst durch den Gestank ihrer verwesenden Leichname den Nachbarn Kunde von ihrem Tod gaben. Somit war alles voll davon, denn überall hauste der Tod. Die meisten Einwohner befolgten, theils aus Furcht vor Ansteckung, theils aus Barmherzigkeit gegen die Gestorbenen, dieselbe Handlungsweise, indem sie mit Hülfe einiger Träger, wenn solche zu finden waren, die todten Körper aus den Häusern trugen und vor der Thüre niederlegten, wo man dann besonders am Morgen zahllose finden konnte. Man ließ zwar Bahren kommen, die oft aber nur in einem Bret bestanden, auch war man oft genöthigt, auf einer Bahre mehrere zugleich fortzuschaffen, ja man erblickte oft darauf zugleich die Leichen von Mann und Weib, Vater und Kind, oder mehrerer Geschwister. Wo zwei Geistliche mit dem Kreuz vor einer Leiche hergingen, ereignete es sich oft,

daß sich noch drei bis vier Bahren anschloßen, und jene, welche einen Todten zu geleiten glaubten, deren sechs, acht und manchmal noch mehr begruben. Auch erwies man niemand mehr die letzte Ehre durch Thränen, Kerzen und Begleitung, sondern es war so weit gekommen, daß man vom Verscheiden eines Menschen nicht mehr Notiz nahm, als heut zu Tage von einer Ziege. Hierbei zeigte es sich, daß was sonst in gewöhnlichen Zeiten durch einzelne geringere Unglücksfälle auch den Klügeren nicht zu lehren war, sich nehmlich geduldig unter die Macht des Geschickes zu beugen, jetzt durch die Allgemeinheit des Unglücks auch den Geringsten eigen geworden war.

Als für die Zahl der Leichen, welche ohne Unterlaß in die Kirche gebracht wurden, der geweihte Raum nicht mehr ausreichte, besonders wenn man nach hergebrachter Sitte jedem ein eignes Grab zuweisen wollte, so legte man statt eigentlicher Kirchhöfe, welche bereits angefüllt waren, tiefe Gruben an, in die man die neu hinzukommenden zu Hunderten warf. Darin häufte man die Leichen auf, gleich den Waaren in einem Schiff, und bedeckte sie schichtenweis mit Erde, bis sie bis an den Rand gefüllt waren.

Ohne noch näher in Schilderung einzelner Scenen des Jammers einzugehen, der die Stadt erfüllte, will ich erwähnen, daß von dem, das in ihr wüthete, die Umgegend eben so wenig verschont blieb. Ich übergehe die kleinen Städte, welche nach Verhältniß denselben Anblick wie die Hauptstadt boten, um von den Dörfern und einzelnen Landgütern zu sprechen, wo die unglücklichen Bewohner mit den Ihrigen in Ermanglung alles ärztlichen Beistandes und ohne Pflege von Dienern zu Hause wie auf den Strassen und Feldern, bei Tag wie bei Nacht, gleich dem Viehe umkamen. Dadurch wurden ihre Sitten ebenso ver-

derbt wie die der Städter; sie vernachlässigten gänzlich ihre Geschäfte und Pflichten, versäumten irgend etwas zu thun, um das mühsam erworbene Besitzthum zu erhalten und zu vermehren, das Feld zu bestellen, sich des Viehstandes zu befleißigen u. s. w., sondern zehrten die vorhandenen Vorräthe mit Gleichmuth auf, gleich als erwarteten sie, daß jeder anbrechende Tag ihr letzter seyn werde. Die Folge davon war, daß Ochsen, Esel, Schaafe, Schweine, Ziegen, Geflügel und sogar die Hunde, die treuesten Begleiter ihrer Herren, aus den Wohnungen, zu denen sie bisher gehört, verjagt, nach Gefallen auf den Feldern herumirrten, wo sie das Getreide zertraten, das weder geschnitten noch eingeerndtet wurde. Viele von diesen Thieren kehrten, nachdem sie den Tag über geweidet hatten, des Abends instinktmäßig ohne Leitung eines Hirten zu ihren Ställen zurück.

Wenn ich vom Lande mich wieder zurück in die Residenz wende, so kann ich nicht verschweigen, daß die Unbarmherzigkeit des Himmels und zum Theil der Menschen so groß war, daß, wie man mit Sicherheit annimmt, vom Monat März bis zum Juli theils unmittelbar an der Pest, theils mittelbar aus Mangel an Hülfe, wie oben gesagt ist, über hundert Tausend Menschen innerhalb der Ringmauern der Stadt Florenz das Leben einbüßten. Wie viele große Paläste, wie viele schöne Häuser und elegante Wohnungen, die vorher von ganzen Familien, von vornehmen Herren und Damen bewohnt wurden, standen jetzt gänzlich verödet. Wie viele berühmte Geschlechter entbehrten der Stammhalter, wie große Hinterlassenschaften und Reichthümer fanden keine rechtmäßigen Erben. Wie viele kraftvolle Männer, herrliche Frauen und blühende Jünglinge, denen selbst Galen, Hippokrates und Aesculap das Zeugniß der vollkommensten Gesundheit gegeben haben wür-

den, sahen sich Abends mit ihren Vorfahren vereint, wenn sie noch des Morgens im Kreise ihrer Verwandten, Freunde und Genossen gefrühstückt hatten.

Es ist mir schmerzlich genug, mich so lange bei Scenen des Jammers verweilt zu haben, und darum verzichte ich auf die Erzählung fernerer Ereignisse, und berichte dagegen Folgendes, was ich später von glaubhaften Personen erzählen hörte.

Während auf diese Art die Stadt sichtlich entvölkert wurde, ereignete es sich, daß sieben junge Frauenzimmer, unter einander als Freundinnen, Verwandte oder aus Nachbarschaft bekannt, eines Dienstags früh in der alterthümlichen Kirche Santa Maria novella sich trafen, nachdem sie in Trauerkleidern, wie sie für diese trübe Zeit paßten, der Messe beigewohnt hatten, und eben Niemand mehr außer ihnen sich dort befand. Die jüngste von ihnen mochte achtzehn, die älteste nicht über achtundzwanzig Jahre zählen, dabei waren sie klug und schön, von untadelhaften Sitten und lebhaften Temperaments; ich könnte sie namentlich aufführen, hielten mich nicht hinlängliche Gründe davon ab.

Es ist nehmlich nicht meine Absicht, daß eine von ihnen wegen der Erzählungen, die sie später mit angehört oder selbst zum Besten gaben, und die ich später mittheilen werde, künftig zu erröthen habe, was wohl möglich wäre, da die Sitten jener Periode, die ihnen und noch älteren Personen gestatteten, zu allen Zerstreuungen ihre Zuflucht zu nehmen, seitdem wieder in enge Gränzen gebracht worden sind; auch möchte ich den Neidern, die auch einen tadellosen Lebenswandel zu verdächtigen suchen, keinen Stoff liefern, durch Lästerreden der Ehrbarkeit meiner Damen nahe zu treten. Zur Vermeidung von Verwechselungen unter ihnen will ich ihnen jedoch Namen beilegen, die ihrer Individualität am nächsten entsprechen. Demnach will ich die

älteste Pampinea' nennen, Fiametta die zweite, die dritte Philomehe, die vierte taufe ich Emilie, die fünfte Lauretta, die sechste mag Neiphile heißen, und die siebente nicht ohne Grund Elise.

Diese sieben Mädchen nun hatten sich ohne alle Verabredung in demselben Theile der Kirche getroffen, und nachdem sie ihre Andacht verrichtet hatten, brachen sie mit einigen Seufzern das Schweigen, und fingen ein Gespräch über die schlechten Zeiten an. Nach einigem Hin- und Herreden nahm Pampinea das Wort und sprach: „Liebe Freundinnen, ihr werdet so gut wie ich wissen, daß es Niemand zu verargen ist, wenn er sich seines Rechtes bedient. Es ist aber ein Naturgesetz, sein Leben zu erhalten, es zu erleichtern und zu beschützen, und dieß ist so allgemein anerkannt, daß man es noch keinem Menschen, der aus Nothwehr einen andern umbrachte, zum Verbrechen angerechnet hat. Gestatten nun selbst die Gesetze, die zum Wohl der Menschen gegeben sind, solche Handlungen, wie viel mehr muß es uns erlaubt seyn, zur Erhaltung unseres Lebens von den Mitteln Gebrauch zu machen, die in unserer Hand sind, ohne dadurch Jemand zu beeinträchtigen? Prüfe ich nun unser Betragen und unsere Gespräche von heut und von früher, so finde ich, daß wir alle für unser Leben fürchten. Dieß ist auch kein Wunder, wohl aber, daß wir bei aller Angst auf kein Mittel fallen, um einen Schutz zu suchen.

„Es kömmt mir vor, als verweilen wir nur hier, um Zeuge zu seyn, wie viel Tode man hier bestattet, ob die wenigen noch übrigen Mönche zu rechter Zeit singen und beten, oder gar um durch unsere Trauerkleider aller Welt anzuzeigen, in welch niedergeschlagenem Zustande wir uns befinden. Gehen wir von hier fort, so sehen wir nur Kranke und Todte vorüberschleppen, Verbrecher, den Ge-

ſetzen, die ſie verwieſen, zum Troß, in den Straßen frech und frei herumziehen, wohl wiſſend, daß die Vollſtrecker der Macht krank oder todt ſind; oder es zeigt ſich uns der Auswurf der Menſchheit, mit unſerem Blut gemäſtet, jene Peſtknechte, wie ſie Straße auf und ab ziehen, indem ſie ſich in gefühlloſen Liedern über unſer Unglück luſtig machen. Außerdem erfahren wir nichts als: Der und Jener iſt verſchieden, Andere ringen mit dem Tode, und gäb es noch Leute, ſo würden wir von ihnen Klagen und Weinen hören. Zu Hauſe finde ich — und vielleicht auch ihr — von einer zahlreichen Familie Niemand mehr übrig als eine Magd. Dann überläuft mich kalter Schauer, auf allen Schritten glaube ich mich von den Geiſtern der Verſtorbenen umgeben, welche mir nicht in ihrer früheren Geſtalt, ſondern in gräßlich entſtellten Zügen erſcheinen. Deßhalb iſt es mir in und außer unſerer Wohnung unheimlich, um ſo mehr, wenn ich gewahr werde, daß Niemand außer uns, deſſen Zuſtand es noch erlaubt zu fliehen, ſich nicht wo anders hin begeben hat, oder es ſind dann ſolche, von denen ich gehört, daß ſie heimlich wie öffentlich in Geſellſchaft, ohne ehrbare von liederlichen Frauen zu unterſcheiden, ſich bei Nacht wie bei Tag, wie es ihnen beliebt, die zügelloſeſten Freiheiten erlauben. Und nicht allein unabhängige Perſonen, nein auch die Bewohner der Klöſter verletzten die Gelübde, und unter dem Vorwande, was andern erlaubt ſey um dem Tode zu entgehen, müße auch ihnen geſtattet werden, trinken ſie ſchamlos den Becher der Wolluſt, und haben ſich einem ausſchweifenden Lebenswandel ergeben.

„Geſchieht nun dieß — und es iſt kein Zweifel daran — was machen wir noch hier? worauf warten wir? weßhalb leben wir wie im Traume? weßhalb ſind wir nachläßiger und träger, wo es unſer Leben gilt, als die

andern Einwohner? halten wir uns für weniger, oder bilden wir uns ein, das Leben sey mit festeren Banden an unsern Körper gekettet, als bei den übrigen, und wir hätten deßhalb für gar nichts zu sorgen, das unsere Gesundheit erhalten könne?

„In der That, wenn wir dieß glauben, täuschen wir uns selbst wie Thoren; den traurigsten Beweis habt ihr, wenn ihr an die große Anzahl kraftvoller Jünglinge und Mädchen denkt, die von der unerbittlichen Pest hingerafft wurden. Wollen wir also nicht träg und gleichgültig uns dem Unglück preisgeben, so lange es noch Mittel giebt ihm auszuweichen, so schlage ich vor, vorausgesetzt daß ihr gleiche Ansicht hegt, das Beispiel zu befolgen, welches uns schon Viele gaben und noch geben, — sammt und sonders diese Stadt zu meiden, und mit ihr den Tod wie das zügellose Leben, und uns statt dessen auf unsern zahlreichen Landgütern aufzuhalten, wo wir uns Freuden und Zerstreuungen verschaffen können, ohne die Gränzen des Anstandes zu verletzen. Dort hören wir den Gesang der Vögel, wir erfreuen uns am frischen Grün der Thäler und Höhen, an den wogenden Getreidefeldern, an tausenderlei mannichfaltigen Gewächsen, an dem heitern Himmel, der, wenn auch zürnend, doch uns den Anblick seiner ewigen Schönheit nicht entzieht, und prächtiger und majestätischer sich über uns ausbreitet, als innerhalb der Mauern dieser Stadt. Die Atmosphäre ist dort reiner, und Vorräthe von Lebensmitteln haben wir jetzt dort mehr, aber weniger Widerwärtigkeiten als hier. Zwar erreicht der Tod auch die Landbewohner, aber da ihrer weniger sind, und die Häuser entfernt von einander, so ist der Anblick von Scenen des Jammers weit seltener. Auch lassen wir hier, dünkt mich, Niemand im Stich, im Gegentheil sind wir selbst Verlassene, weil unsere Angehörigen uns durch ihr

Ableben, oder durch ihre Flucht, gleich Fremden, dem Elende preisgegeben haben. Kein Vorwurf kann uns mithin treffen, wenn wir diesen Vorschlag ausführen, wohl aber Plagen und Leiden, vielleicht selbst der Tod, wenn wir ihn nicht befolgen. Geht ihr hierauf ein, so wird es gut seyn, unsern Dienstboten zu befehlen, uns unsere Bedürfnisse dort hin zu bringen; darauf verweilen wir heut hier, morgen dort, uns ergötzend und belustigend, wie es die Umstände erlauben, diese Lebensart fortzusetzen, bis wir, wenn uns Freund Hayn keinen Strich durch die Rechnung macht, das Ende dieser trübseligen Periode erleben. Ich gebe euch noch zu bedenken, daß ein schuldloses Entfernen weniger gemißbilligt werden kann, als das zweideutige Verweilen Anderer".

Die andern Mädchen billigten nicht nur vollkommen Pampinea's Plan, sondern hatten schon begierig unter sich die Art der Ausführung besprochen, gleich als sollte diese auf der Stelle vor sich gehen. Allein Philomele, ein gar verständiges Mädchen, hub also an: „Liebe Freundinnen, obwohl Pampinea's Vorschlag sehr gut ist, so laßt uns doch nicht mit der Eile ans Werk gehen, als ihr es zu thun willens seyd. Bedenkt, daß wir lauter Frauenzimmer sind; keine von uns ist so unerfahren, daß sie nicht wüßte, wie übel wir ohne Hülfe von Männern berathen sind. Bedenkt, daß wir unbeständig, eigensinnig, mißtrauisch, voll Kleinmuth und Furcht sind, und aus diesen Gründen besorge ich, daß dieser Verein in Ermangelung anderer Leitung als unserer eigenen, sich zeitig und gewiß nicht mit Anstand auflösen wird. Deßhalb rathe ich zu Vorsicht, ehe wir an die Ausführung gehen. Hierauf sagte Elise: In Wahrheit sind die Männer das Haupt der Frauen, und ohne ihren Beistand gedeihet selten ein Unternehmen der Weiber zum glücklichen Ziel. Aber wo sollen wir Männer

finden? Uns allen ist bekannt, daß fast alle unsere Angehörigen ums Leben kamen, und die noch am Leben sind, entfliehen der Drangsal, wie wir es im Begriffe sind, ohne daß wir wüßten, wo und in welcher Gesellschaft sie sind. Unbekannte einzuladen, verbietet die Sittsamkeit, denn sind wir auf unser Wohl bedacht, so müßen wir solche Maaßregeln treffen, daß wir nicht statt Ruhe und Vergnügen am Ende Verdruß und Aergerniß ernten."

Während die jungen Damen in diesen Gesprächen begriffen waren, traten unerwartet drei junge Männer in die Kirche, von denen jedoch auch der jüngste schon fünfundzwanzig Jahre zählte. Weder die Trübsale jener Zeit, noch der Verlust ihrer Freunde und Verwandte, noch auch die Sorge für das eigne Leben hatten vermocht, in ihrem Herzen das Feuer der Liebe abzukühlen oder gar auszulöschen. Der eine von ihnen hieß Pamphilus, der andere Philostratus, der dritte Dioneus. Diese drei, alle artig und gebildet, waren im Begriff, ihre Damen, die größte Erquickung für sie in dieser trostlosen Zeit, aufzusuchen, und sie befanden sich zufällig unter diesen sieben; auch mit den übrigen Mädchen waren sie verwandt oder in gutem Vernehmen. Kaum hatte man sich gegenseitig bemerkt, als Pampinea lächelnd sprach: Seht das Glück ist unsern Wünschen günstig, indem es uns diese wackern und bescheidenen jungen Männer zuführt, die sich uns mit Vergnügen als Gesellschafter widmen werden, wenn wir geneigt sind sie dazu auszuwählen. Neiphile erröthete schamhaft bei dieser Rede, da sich ihr Geliebter darunter befand, und sagte: Ums Himmelswillen bedenke was du sprichst, Pampinea; mir ist zwar von allen nur lobenswerthes bekannt, auch glaube ich sie zu weit wichtigern Vorhaben geeignet, als das unsrige ist, sowie daß sie würdig sind, noch weit reizendern und vornehmeren Damen

Gesellschaft zu leisten. Allein da sie in einige unter uns verliebt sind, so befürchte ich üble Nachrede ohne unsere Schuld, wenn wir sie wählen." Das hat nichts auf sich, erwiederte Philomele, so lange ich ehrbar lebe und mein Bewußtseyn rein ist, ist es mir gleichgültig, was man über mich spricht, denn Gott und die Wahrheit werden mir beistehen. Wenn sie nur auch geneigt sind, uns zu begleiten, dann dürfen wir, wie Pampinea richtig bemerkte, uns gratuliren, daß unsre Unternehmung vom Glück begünstigt ist.

Auf diese Worte Philomelens wurden die übrigen Mädchen beschwichtigt und verlangten einstimmig, die Männer herbeizurufen, damit man sie von dem Vorhaben unterrichte und zur Theilnahme einlade. Darauf ging Pampinea ohne Weiteres auf jene zu, unter denen sie einen Vetter hatte, grüßte sie freundlich, und forderte sie, nach Auseinandersetzung ihres Planes, im Namen Aller auf, sich zu entschließen, ihnen mit aufrichtiger und brüderlicher Theilnahme Gesellschaft zu leisten. Die jungen Männer hielten zuerst Alles für einen Scherz, als sie aber sich überzeugt hatten, es sey ihr voller Ernst, erklärten sie sich mit Vergnügen bereit dazu. Ohne Verzug verabredete man sogleich in der Kirche alles, was zur Reise nöthig war.

Als nun alle Vorbereitungen getroffen und allerlei Gegenstände an den nächsten Bestimmungsort vorausgeschickt waren, verließen am andern Morgen, einem Mittwoch, bei Tagesanbruch die Jungfrauen mit einigen Dienerinnen, die Jünglinge mit drei Dienern die Stadt, und erreichten kaum zwei Meilen davon schon den ersten Bestimmungsort. Dieser lag auf einer kleinen Anhöhe, von der Landstraßen unberührt, bepflanzt mit vielerlei Gesträu- und Gewächsen, deren frisches Grün einen erfreuli- Anblick gewährte. Auf dem Gipfel des Hügels lag

ein Schloß, in dessen Mitte sich ein großer schöner Hof befand; Gallerien, Gemächer und Säle waren reich dekorirt und mit werthvollen Gemälden ausgeschmückt. Nach allen Seiten hin zeigten sich Wiesen und reizende Gartenanlagen mit Fontainen, auch waren Keller vorhanden, angefüllt mit köstlichen Weinen, die wohl für leckere Gourmands, aber nicht für mäßige und sittsame Jungfrauen bestimmt waren. Im Innern des Schlosses fand man Alles reinlich und geordnet, frisch überzogene Betten, die Fußböden mit Binsenmatten belegt, und überall duftende Blumen, wie sie die Jahreszeit darbot. Als die Gesellschaft nun hiervon Besitz ergriffen hatte, begann Dioneo, ein besonders angenehmer Mann und witziger Kopf: „Meine Damen, auf euren Antrieb mehr, als durch unsern eignen Willen sind wir hier versammelt. Ob ihr noch Bangigkeit fühlet, weiß ich nicht, ich ließ die meinige innerhalb des Stadtthores zurück, als wir dieses verließen. Deßhalb schlage ich vor, lebt mit uns in Fröhlichkeit, Scherz und Gesang, natürlich so weit es der Anstand gestattet, oder erlaubt, daß wenn ich still und eingezogen leben soll, ich lieber gleich wieder nach der Stadt zurückkehre". In eben so heiterer Stimmung erwiederte Pampinea, zum Beweis, daß jede Aengstlichkeit von ihr gewichen: „Wohl gesprochen, Dioneo, lustig und vergnügt wollen wir hier leben, denn deßhalb flohen wir den Ort der Traurigkeit. Wie aber ohne Ordnung und Gesetz nichts lange Bestand hat, so schlage ich als Gründerin dieser anmuthigen Gesellschaft vor, einen Vorstand zu wählen, dem wir als dem Haupte Gehorsam leisten, der hingegen verbunden ist, für fröhliche Unterhaltung zu sorgen. Damit aber Jeder seinen Theil an der Sorge für Zerstreuung, so wie an der Ehre des Vorrangs habe, auch um keinen Neid zu erregen, soll dies Amt täglich wechseln. Durch allgemeine

Wahl werde der Erste dazu bezeichnet. Künftig folgt der oder die, welche der Herrscher des Tages den Abend zuvor zu seinem Nachfolger ernennt. Ein solcher Regent hat während seiner Regierung unumschränkt zu gebieten und anzuordnen, wie und wo der Tag zugebracht werden soll.

Diese Rede erhielt allgemeinen Beifall, und die Sprecherin ward einstimmig für den ersten Tag als Königin gewählt. Philomele aber suchte einen Lorbeerstrauch auf, und eingedenk der Achtung und Anerkennung, die das Bekränzen mit seinen Blättern verleiht, brach sie einige Zweige ab, flocht sie zu einem stattlichen Kranz und krönte damit Pampineen; seitdem blieb derselbe das sichtbare Zeichen des Oberhauptes der Gesellschaft, so lange diese beisammen blieb.

Die neue Königin gebot hierauf Stillschweigen, und nachdem sie auch die sämmtliche Dienerschaft herbeigerufen hatte, hob sie an: Um euch zu zeigen, wie sich unser Verein mehr heben könne, ohne daß die Sitte verletzt wird, und sich erhalte, so lange es uns beliebt, ernenne ich zuvörderst Parmenio, Dioneo's Diener, zu meinem Hausmeister, mit der Befugniß, über die Dienerschaft zu wachen und Küche und Keller zu besorgen. Syrisco, Pamphils Diener, soll unter Parmenio's Aufsicht Rechnungsführer und Zahlmeister seyn. Tyndarus, Philostratus Diener, mag diesem und den beiden andern Herren, deren Diener durch ihr Amt verhindert sind, aufwarten. Meine Kammerjungfer Mysia und die Philomelens, Lycisca, widmen sich der Küche und bereiten die Speisen nach Parmenio's Befehl. Chimera und Steatia, Lauretta's und Fiametta's Mädchen, haben die Gemächer der Damen zu ordnen und die Gesellschaftszimmer Stand zu erhalten. Allen aber lege ich die Verpflichtung auf, bei Verlust unsrer Gunst, sie mögen sich auf-

halten wo sie wollen, und Das oder Jenes hören, und doch nichts Anderes als gute Nachrichten zu hinterbringen.

Nach Ertheilung dieser beifällig aufgenommenen Befehle erhob sich Pampinea und sprach: Es laden uns überall Gärten, frische Wiesen und angenehme Partien ein, so möge denn Jeder lustwandeln wo und wie es ihm beliebt, wenn aber die dritte Morgenstunde ertönt, finden wir uns hier alle ein, um noch im Kühlen speisen zu können.

Hiemit entließ die Königin des Tages die muntere Versammlung; die jungen Männer lustwandelten in Gesellschaft der Damen, diese durch Gespräche ergötzend, im Garten, duftende Blumenkränze flechtend und Gesänge der Liebe anstimmend. Nach Ablauf der von der Königin gestatteten Frist kehrte man zurück und fand, daß Parmenio sein Amt eifrig besorgt hatte. In einem Saale zu ebener Erde fanden sie weißgedeckte Tafeln, besetzt mit krystallhellen Bechern und mit gelben Rosen heiter geschmückt. Auf Pampineens Befehl ward Wasser zum Händewaschen herumgereicht, und hierauf setzte man sich zur Tafel, nach der von Pampinea bestimmten Ordnung. Leckere Gerichte wurden aufgetragen und die Tafel mit ausgesuchten Weinen besetzt. Die Bedienung geschah durch die drei männlichen Diener. Man war allgemein mit der vortrefflichen Anordnung und Bereitung des Tisches zufrieden, und heitere Scherze und allgemeine Fröhlichkeit würzten das Mahl.

Da die Königin wußte, daß die Herren wie die Damen Freunde des Tanzes und dabei selbst musikalisch waren, so ließ sie nach Aufhebung der Mahlzeit Instrumente holen. Dioneo ergriff die Laute, Fiametta die Geige, und beide spielten einen Tanz. Die Dienerschaft entließ man zum Essen, und nun begann Pampinea mit den übrigen Damen und den beiden Herren zu dieser Musik einen Rei-

Reihentanz in langsamem Tempo. Auf diesen folgten heitere und scherzhafte Gesänge, und so vergnügte man sich abwechselnd, bis die Königin glaubte, es sey Zeit zur Mittagsruhe; sie entließ deshalb Alle. Die Männer fanden ihre Kabinette, die von denen der Mädchen entfernt lagen, mit schönen weichen Betten versehen und gleich dem Speisesaal mit Blumen geschmückt, und die Damen auf ähnliche Weise die ihrigen; worauf sie nach und nach sich entfernten und schlafen legten.

Noch hatte die dritte Nachmittagsstunde nicht lange geschlagen, als die Königin von ihrem Lager sich erhob und sämmtliche Damen, so wie die Herren wecken ließ, weil sie behauptete, daß das allzulange Schlafen am Tage schädlich sey. Vereinigt gingen sie dann auf eine Wiese und wählten einen Ort, der hohes und frisches Gras darbot, vor der Sonne durchaus geschützt war und öfter von einem angenehmen Lüftchen gekühlt wurde. Dem Willen der Königin gemäß lagerte sich hier nun die Gesellschaft in der Runde auf das frische Gras und jene hob zur Versammlung an:

„Ihr seht, die Sonne steht hoch und bei der großen Hitze zirpen die Heuschrecken auf den Olivenbäumen ermattet; thöricht wäre es daher, wollte man um diese Zeit einen Spaziergang unternehmen. Hier ist es reizend und kühl, und, wie ihr seht, sind Bret- und Schachspiele vorhanden, wo ein Jeder seine Vergnügungssucht nach Lust und Wohlgefallen befriedigen kann. Wollt ihr übrigens meiner Ansicht folgen, so vertreiben wir uns diesen heißen Theil des Tages nicht mit Spielen, die überdieß doch nur der einen Partei bald mehr Verdruß oder Freude, als der andern bringen; sondern mit Geschichten, da, wenn Einer erzählt, die ganze Gesellschaft sich doch daran ergötzen kann. Bevor wir alle daran gekommen seyn wer-

den, eine Novellette zu erzählen, hat die Sonne sich bereits gesenkt und die Hitze nachgelassen, worauf wir dann spatzieren gehen können, wohin es uns gefällt. Willigt ihr in das Gesagte ein, so können wir sogleich beginnen; doch muß eure Ansicht damit übereinstimmen; gefällt euch mein Vorschlag indeß nicht, so mag bis zur Abendstunde Jeder vornehmen, wozu er Neigung hat". Die Damen, sowie die Herren erklärten sich einstimmig für das Erzählen. „Wohl", sagte die Königin, „da ihr damit zufrieden seyd, so mag für diesen ersten Tag Jeder eine Erzählung beliebigen Inhaltes vortragen". Hierauf wandte sie sich zu Pamphilus, der ihr zur Rechten saß, und ersuchte ihn freundlichst, mit einer Novelle aus seinem Vorrathe zu beginnen. Pamphilus fing, nachdem er die Aufforderung vernommen, unter der größten Spannung Aller, folgendermaßen an.

I. Novelle.

Herr Chapelet täuscht durch falsche Berichte einen heiligen Pater und stirbt; trotz des ausschweifenden Lebens, das er geführt, wird er nach dem Tode als Heiliger ausgerufen und Sankt Chapelet genannt

Es ist Pflicht, meine hochgeschätzten Damen, jeden Gegenstand, den der Mensch im Begriff ist zu unternehmen, mit dem wunderbaren und heiligen Namen desjenigen anzufangen, der der Schöpfer aller Dinge, das göttliche Urwesen, ist. Deshalb gedenke ich, der ich als Erster unter euch zu erzählen den Anfang machen soll, mit einer jener wunderbaren Fügungen zu beginnen, deren Kunde unser Vertrauen auf ihn, als den Unwandelbaren, bestärken und uns lehren wird, seinen Namen immerdar zu preisen. Es ist bekannt, daß die weltlichen Dinge ins-

gesammt vergänglich und sterblich sind, daß sie innen und außen reich an Leiden, Qual und Mühe sind und vielfältigen Gefahren unterliegen, denen wir, die wir mitten drinn leben und selbst einen Theil von ihnen ausmachen, weder widerstehen noch sie abwehren könnten, wenn Gott nicht uns durch seine besondere Gnade Kraft und Fürsorge liehe. Doch dürfen wir nicht glauben, daß eben diese Gnade unserm Verdienste zu Theil wird, vielmehr geht sie von seiner eigenen Güte aus, die die Bitten derer erhört, die einst, wie wir, sterblich waren, und, so lange sie lebten, ihren Lieblingsneigungen huldigten, nun im Himmel mit ihm der ewigen Seligkeit sich erfreuen. An diese Letztgenannten, als an Fürsprecher, die unsere Gebrechlichkeit aus Erfahrung kennen, richten wir hauptsächlich das Verlangen nach den Gegenständen unserer Wünsche, was wir in der That im Angesicht des höchsten Richters laut werden zu lassen uns nicht erkühnten. Um so mehr müssen wir in ihm die liebevollste Barmherzigkeit erkennen, da es sich mitunter ereignet, daß wir, deren sterbliches Auge auf keine Weise in das Geheimniß des göttlichen Willens einzudringen vermag, durch falsche Wahl irre geführt, den zum Fürsprecher vor Gottes Thron erwählen, den er auf immer aus der Nähe verbannt hat, und demungeachtet er, vor dem kein Gegenstand verborgen ist, mehr auf die reine Gesinnung des Bittenden, als auf die Unwissenheit oder auf die Verdammung des Angerufenen sieht, und das aus dem Herzen strömende Gebet eben so erhört, als ob der vermeintliche Fürsprecher die Glückseligkeit seiner Anschauung genösse. Daß dem so ist, wird sich aus der Novelle, die ich sogleich vortragen werde, klar und offen ergeben, klar und offen sage ich, weil Gottes Rathschluß nach der Meinung der Sterblichen unerforschlich bleibt.

„Man berichtet nämlich, daß als der sehr reiche und angesehene Kaufmann Musciatto Franzesá Edelmann geworden war, und mit dem Bruder des Königs von Frankreich, dem vom Pabst Bonifáz herbeigerufenen und unterstützten Karl Ohneland nach Toskana ziehen sollte, er sich entschloß, die Verwaltung seiner Angelegenheiten, welche, wie es bei Kaufleuten zu geschehen pflegt, durch vielfache Zersplitterung bedeutend verwickelt geworden waren, mehreren Bevollmächtigten zu übertragen. Wirklich gelang es ihm, alle nach ihren Fähigkeiten zu verwenden, nur blieb er noch unschlüßig, Wen er wählen sollte, der die bei einigen Burgundern ausstehenden Schulden einzutreiben geschickt wäre. Der Grund seines Zweifels war, daß er wohl wußte, wie garstiges, händelsüchtiges und abscheuliches Volk die Burgunder sind, und daß ihm Niemand einfallen wollte, der verschmitzt genug wäre, ihrer empörenden Niederträchtigkeit das Gleichgewicht zu halten. In solchem Nachdenken tief versunken, erinnerte er sich plötzlich eines gewissen Ciapparello von Prato, der sein Haus in Paris häufig zu besuchen pflegte. Die Franzosen, die den Namen dieser Person nicht recht verstanden, glaubten, Ciapparello sey gleichbedeutend mit Chapeau, was in ihrer Sprache soviel als Kranz bedeutet, und nannten jenen, weil er klein von Figur war und äußerst geputzt gieng, der Kleinheit wegen nicht Chapeau, sondern Chapelet, unter welchem Namen er auch überall bekannt war, indeß im Grunde nur Wenige wußten, daß er sich Ciapparello nenne. Chapelets Leben war folgendes: In seinem Berufe als Notar betrachtete er es als eine sehr große Schande, wenn eines seiner Instrumente (wiewohl er deren wenige verfertigte) anders als unrechtmäßig befunden worden wäre. Indeß machte er so viele falsche Urkunden, als man nur wollte, und mehr noch dergleichen zum Ver-

gnügen, als für schwere Bezahlung. Besonders legte er gerne auf Verlangen und auch freiwillig falsches Zeugniß ab; und da zu dieser Zeit in Frankreich die Eidschwüre in dem größten Ansehen standen, daß Niemand im Stande war, sie durch einen Gegenbeweis zu entkräftigen, so gewann er unrechtmäßiger Weise gewöhnlich die Prozesse, in denen er die Wahrheit nach seinem Gewissen zu beschwören berufen war. Vorzüglich äußerte er Freude, und studirte emsig darauf, unter Freunden, Verwandten oder andern Personen Unfrieden und Feindschaft anzurichten; je größer dann ein Unglück daraus entstand, desto höher wuchs seine Wonne. Forderte man ihn zu einer Mordthat oder einer andern Frevelthat auf, so zog er sich niemals zurück, sondern nahm mit Vergnügen Theil daran; ja, war sogar bereit, mit eigenen Händen zu morden und zu verwunden. In seinem beispiellosen Jähzorn lästerte er Gott und die Heiligen um jeder Kleinigkeit willen auf das fürchterlichste. In der Kirche war er nie zu finden, und verspottete alle Sakramente ohne Unterlaß mit den schändlichsten Worten; dagegen war er immer in Wirthshäusern und an andern ehrerniedrigenden Orten beständig zu finden. Frauen liebte er gerade so, wie die Hunde den Stock; dagegen schwelgte er in dem andern Laster wie der durchtriebenste Sünder. Mit eben solchem Gewissen verübte er Raub und Diebstahl, wie ein Heiliger die Wohlthätigkeit. Er aß und trank so stark, daß er mehrmals kaum mit dem Leben davon kam. Spielen und betrügen trieb er wie ein lustiges Handwerk. Doch warum verschwende ich so viele Worte! genug, er war der niederträchtigste Mensch, der je vielleicht geboren ward, dessen abscheuliche Thaten nur die Macht und das Ansehen seines Herrn Musciatto eine geraume Zeit hindurch helfen konnten, so daß weder Privat-

personen, die er häufig, noch Gerichte, die er fortwährend insultirte, belangten.

„Diesen Ciapparello also hatte sich Herr Musciatto, der seine Lebensart genau wußte, als den rechten Mann erwählt, mit dem er der burgundischen Bosheit die Spitze bieten wollte. Er ließ ihn rufen, und sagte zu ihm: „Chapelet, wie du weißt, bin ich im Begriff von hier ganz fortzuziehen; da ich nun unter andern noch mit einer Anzahl Burgundern, diesen betrügerischen Menschen, zu thun habe, und ich keinen Bessern kenne, als dich, so gebe ich dir den Auftrag, mein Geld einzukassiren. Gegenwärtig bist du nicht beschäftigt, willst du daher diese Angelegenheit übernehmen, so verspreche ich dir, mich bei den Gerichten für dich zu verwenden, und sichere dir außerdem noch an dem einkassirten Gelde einen Antheil zu, daß du zufrieden seyn kannst". Herr Chapelet, der ohnedieß müßig ging, nnd gerade nicht in den besten Verhältnissen lebte, endlich gar den verlieren sollte, der sein Stab und seine Stütze lange hindurch gewesen war, sagte ohne vieles Besinnen und von der Nothwendigkeit getrieben: ja, er stehe mit Vergnügen zu Diensten. Nachdem sie sich gehörig verabredet hatten, empfing Chapelet von Masciatto die Vollmacht und den Gnadenbrief des Königs, und reiste nach Burgund, wo ihn fast niemand erkannte.

„Hier fing er, wider seine Natur, freundlich und sanftmüthig an, den Auftrag auszuführen und die ausstehenden Schulden einzufordern, gleichsam als wollte er die Bosheit bis zu letzt versparen. Indeß zog er zu zwei Brüdern aus Florenz, die Geld auf wucherliche Zinsen liehen, und dem Herrn Musciatto zu Liebe ihm viele Ehre erwiesen. In ihrem Hause erkrankte er nun, und, obgleich die beiden Brüder sogleich berühmte Aerzte kommen und ihn gehörig pflegen ließen, so war doch jede Hülfe zu seiner Herstellung vergeblich.

Der gute Mann, der schon ziemlich alt war und unordentlich gelebt hatte, ward nach Aussage der Aerzte von Tag zu Tag schlechter und schlechter, und es zeigte sich zum größten Schmerz der beiden Brüder bald, daß er dem Tode nahe sey. Unter diesen Beiden entspann sich eines Tags, nicht weit von der Kammer, wo Chapelet krank lag, folgendes Gespräch: „Was sollen wir beginnen", sagte der Eine zum Andern, „wir sind auf jeden Fall in die schlimmste Lage versetzt. Denselben nun, krank wie er ist, aus unserem Hause zu schicken, würde nicht sowohl den Ruf benachtheiligen, als auch sogar unüberlegt von unsrer Seite seyn; denn die es gesehen, wie wir ihn anfangs aufgenommen und für seine Pflege und Heilung Sorge getragen haben, würden keinen Grund finden können, ihn als einen Todtkranken aus unserem Hause zu stoßen. Andern Theils ist er ein so gottverworfener Mensch gewesen, daß er weder mit sich rechten, noch die heiligen Sakramente der Kirche wird annehmen wollen; und stirbt er ohne Beichte, so nimmt keine Kirche seinen Leichnam auf, sondern er wird wie ein todter Hund in die Grube geworfen. Verlangt er dessen ungeachtet doch zu beichten, so sind seiner Missethaten so viele und abscheuliche, daß keine Besserung zu erwarten steht; indeß wird sich weder Mönch noch Pfaffe finden, der ihn lossprechen könnte, oder wollte; und entflieht seine Seele ohne Absolution, so werfen sie ihn doch in die Grube. Kurz, es mag kommen, wie es will, das Volk in diesem Lande, das überdieß wegen unseres Gewerbes uns verabscheut, und schon lange schlecht auf uns spricht, auch wohl Lust hat, uns auszuplündern, wird offen sich gegen uns erheben, und schreien: Diese Hunde von Italienern, die die Kirche sogar verläßt, wollen wir durchaus nicht mehr bei uns dulden; und werden unser Haus stürmen, und sich kein Gewissen daraus machen nicht nur zu

rauben, sondern auch sich vielleicht gar an unserer Person zu vergreifen. Mithin sind wir auf jeden Fall bei seinem Tode übel daran". Herr Chapelet, der, wie ich erwähnt hatte, nicht weit von dem Orte, wo jene sprachen, lag, und wie es in der Regel bei den Kranken der Fall ist, daß das Gehör sehr fein ist, hatte Alles vernommen, was sie über ihn sagten. Er ließ sie zu sich rufen und sprach zu ihnen: „ich will nicht, daß ihr wegen meiner nachsinnt, oder gar fürchtet, Jemand möchte euch um meinetwillen kränken. Ich habe gehört, was ihr über mich gesprochen, und bin gewiß, daß es so kommt, wie ihr wähnt, wenn es geschieht, wie ihr voraussetzt: aber es soll sich indeß schon ändern. Ich habe viel während meines Lebens gegen meinen Herrgott gesündigt, daß jetzt, wo der Tod mich bald ereilt, ein Streich mehr wenig Unterschied macht. Darum ruft mir den frömmsten und erfahrensten Mönch herbei, den ihr wißt, und habt ihr solchen, so laßt mich nur sorgen, ich werde eure und meine Angelegenheit schon so in Ordnung zu bringen suchen, daß Alles gut, und ihr zufrieden seyn sollt". Obwohl die beiden Brüder keine besondere Hoffnung schöpften, gingen sie doch in ein Mönchskloster und begehrten einen frommen und weisen Mann, der einem Italiener, der in ihrem Hause krank läge, Beichte hören könnte. Sie bekamen einen bejahrten Mönch, der ein heiliges und musterhaftes Leben führte, ein berühmter Schriftsteller und ehrwürdiger Mann war, und bei sämmtlichen Bürgern in besonderem und hohem Ansehen der Heiligkeit stand. Diesen führten sie zu ihm.

Er trat in die Kammer, wo Herr Chapelet lag, und setzte sich an sein Bett, sprach ihm erst freundlich Muth zu, und frug dann, wie lange er nicht gebeichtet habe; jener, der nie gebeichtet, antwortete: „Mein Vater, sonst ist es meine Gewohnheit, wenigstens alle Woche einmal zu

beichten, die vielen Male abgerechnet, wo es öfter war; aber ich muß gestehen, jetzt, seitdem ich krank bin, sind bereits acht Tage verflossen, ohne gebeichtet zu haben, so viele Schmerzen verursacht mir die Krankheit". Der Mönch erwiederte hierauf: „Mein Sohn, das ist gut, und ebenso magst du es in Zukunft thun; doch, da du so häufig gebeichtet, werde ich wohl wenig Mühe haben, dich zu fragen und die Antworten zu hören". Chapelet sagte: „Herr Pater, sagt das nicht; so oft ich auch zur Beichte gegangen bin, immer hatte ich mich doch nie dazu verstehen können, anders als alle meine Sünden, deren ich mich erinnern konnte, von meiner Geburt an bis auf den Tag, an dem ich beichtete, zu bekennen. Darum bitte ich, mein bester Pater, daß ihr mich ebenso über alles genau befragt, als wenn ich nie gebeichtet hätte; schont mich also nicht, weil ich krank bin, lieber will ich mein Fleisch plagen, als aus Nachsicht etwas thun, was meiner Seele, die mein Heiland mit seinem köstlichen Blute erlöste, zum Verderben gereichen könnte". Diese Worte hatten des heiligen Mannes ganzen Beifall, und gaben ihm den Beweis, daß sein Gemüth sich gesammelt habe. Als er diese Gewohnheit an Chapelet gelobt hatte, richtete er die Frage, ob er sich auch in Wollust mit Weibern versündigt habe. Hierauf antwortete Chapelet seufzend: „Mein Vater, ich schäme mich in diesem Punkt die Wahrheit zu reden, und fürchte, daß sie für Beschönigung der Sünden gehalten werden könnte". Worauf der fromme Mönch sagte: „Sey ruhig, wer in der Beichte oder wo anders die Wahrheit spricht, der sündigt niemals". „Wenn dem so ist, erwiederte Chapelet, so will ich es euch sagen. Ich bin eben so rein noch, wie ich geboren wurde." „O möge Gott dir gnädig seyn, sagte der Mönch, wie züchtig hast du gehandelt! Und umsomehr verdient die That gelobt zu werden, als es

in deinem Willen lag, viel eher das Gegentheil zu thun, als wir und alle andern, die durch eine strenge Lebensregel gebunden sind". Er forschte weiter, ob er sich durch Schlemmerei an Gott versündigt habe; dem Chapelet mit einem tiefen Seufzer entgegnete: allerdings und sehr häufig; denn außer den vierzigtägigen Fasten, welche alljährlich von gottesfürchtigen Personen gehalten werden, habe er sich gewöhnt, wenigstens wöchentlich drei Tage lang nur Gebrauch von Brod und Wasser zu machen; weßhalb er das Wasser mit demselben Vergnügen und mit derselben Lust genossen habe, wie der größte Säufer den Wein, besonders wenn er von Andachtsübungnn oder Wallfahrten sich angegriffen fühlte. Ja oftmals habe er sich grünen Salat gewünscht, wie ihn die Damen in den Landhäusern bereiten, und diese Speise habe ihm besser geschmeckt, als es Einem schmecken dürfe, der aus Gottesfurcht faste, wie er es doch gethan habe. Der Mönch sagte darauf: „Mein Sohn, diese Sünden sind anerkannt naturbegründete, und sind ohne Bedeutung; übrigens will ich nicht, daß du dein Gewissen ohne Noth noch mehr beschwerest, es ist jedem Menschen eigen, und wenn er der heiligste ist, daß ihm nach langem Fasten das Essen und nach bedeutender Anstrengung das Trinken gut schmeckt". „O mein Vater, versetzte Chapelet, sprecht zu mir nicht so beruhigend; ich weiß wohl, um Gott zu dienen, soll Alles in der reinsten Gesinnung und ohne einen Flecken der Lust geschehen, und wer anders handelt, der sündigt". „Ganz zufrieden, sagte der Mönch, ich bin erfreut, daß deine Seele es so betrachtet, und muß dein reines und gutes Gewissen loben. Aber sage mir, hast du dich durch Geiz versündigt, und mehr verlangt, als billig war, oder behalten, was du nicht behalten durftest"? Chapelet erwiederte: „Mein Vater, ich ertrage es nicht, wenn ihr blos deßhalb übel denkt, weil ich in

dem Hause dieser Wucherer bin; ich stehe in keiner Verbindung mit ihnen; vielmehr bin ich zu jenen gekommen, um ihnen diese Handlungen vorzuwerfen, und sie von diesem entehrenden Geschäfte abzuleiten, ja glaube fest, daß es mir gelungen wäre, hätte Gott mich nicht so heimgesucht. Euch kann ich aber sagen, daß mein Vater durch sein Vermögen mich reich gemacht hat, von dem ich indeß, als er todt war, den größten Theil verschenkte; hernach habe ich, um mein Leben erhalten, und die Armen in Christo unterstützen zu können, meinen kleinen Handel getrieben, und dabei die Vergrößerung des Geschäfts vor Augen gehabt; doch habe ich von dem, was ich verdiente, die eine Hälfte zu meiner Erhaltung verwendet, die andere aber jenen geschenkt, und so mit den Armen Gottes immer zu gleichen Theilen getheilt. Dafür hat mir aber auch mein Schöpfer gnädig beigestanden, so daß mein Geschäftszweig täglich besser und besser gieng". „Sehr wohl gethan, sagte der Mönch, aber hast du dich auch häufig erzürnt?" „Ich muß aufrichtig gestehen, antwortete Chapelet, daß dieses sehr häufig geschah; und wer könnte sich dessen enthalten, wenn man die Menschen alle Tage die niederträchtigsten Handlungen begehen sieht, wenn sie Gottes Befehlen nicht nachkommen, und sein Gericht nicht fürchten? Wie oft habe ich mir lieber den Tod gewünscht, als lebendig zu sehen, wie junge Leute ihren Leidenschaften huldigten, schworen und sich verschworen, in die Wirthshäuser liefen, anstatt die Kirche zu besuchen, und lieber auf dem Wege des Zeitlichen als auf dem des Gottes wandelten." „Mein Sohn, das ist ein gerechter Zorn, entgegnete der Mönch, um den ich dir keine Buße auferlege. Aber sage mir, hast du dich vielleicht im Zorn einmal zu einem Morde, oder einer Schlägerei, oder Beschimpfung einer Person verleiten lassen?" „O Herr Pater, antwortete Chapelet, ich hielt

euch für einen Diener Gottes, wie könnt ihr solche Reden führen? Glaubt ihr, ich wähnte, daß Gott mich so lange erhalten haben würde, wenn es mir nur entfernt eingefallen wäre, das zu thun, was ihr genannt habt. So etwas können nur Mörder und Banditen verüben, und wenn ich einen Solchen sah, sagte ich immer: geh und Gott bekehre dich." „Gott wird dir immerdar gnädig seyn, mein Sohn, sagte der Mönch; sage mir, hast du jemals ein falsches Zeugniß gegen jemand abgelegt, oder übel von dem Andern gesprochen, oder das Eigenthum eines Andern, ohne Wissen desselben zu dir genommen?" „Ja Herr Pater, antwortete Chapelet, schlecht habe ich allerdings von Andern gesprochen, und zwar einst auf meinen Nachbar, der, ohne irgend eine Veranlassung auf der Welt, seine Frau beständig schlug; da ließ ich mich vom Mitleid für die arme Frau, die er in der Trunkenheit unbarmherzig zugerichtet hatte, einmal hinreißen, gegen ihre Verwandten über ihn zu schelten." „Gut denn, versetzte der Mönch, sage mir, hast du als Kaufmann jemals irgend eine Person auf kaufmännische Weise betrogen?" „Ja in der That, Herr Pater, entgegnete Chapelet, doch kenne ich denjenigen nicht mehr; es war Einer, der mir das schuldige Geld für ein verkauftes Stück Tuch brachte, und warf, ohne zu zählen, es in die Kasse; indeß fand ich einen Monat später darauf, daß vier Heller mehr waren, als mir eigentlich gehörten. Diese habe ich ein ganzes Jahr hindurch aufbewahrt, da ich aber den Eigenthümer nicht wieder sah, habe ich sie mit Liebe den Gottesarmen gegeben." „Du hast wohlgethan, sagte der Mönch, sie so anzuwenden, wie es geschah." — Außerdem fragte ihn der fromme Mann nach verschiedenen anderen Sachen, worauf er immer in dieser Weise antwortete. Jener wollte deßhalb schon zur Absolution schreiten, als Chapelet plötzlich an-

fing: „Herr Pater, noch ein Vergehen quält mich, das ich noch nicht gesagt habe.“ Der Mönch fragte, welches, worauf jener antwortete: „Ich entsinne mich, daß ich an einem Sonntage einst von meinem Diener in der neunten Stunde das Haus kehren ließ, und so die schuldige Ehrfurcht gegen Gott verletzte.“ „O mein Sohn, sagte der Geistliche, darauf kommt es nicht an.“ „Sagt nicht, daß es nicht darauf ankäme, versetzte Chapelet; den Sonntag muß man ehren, denn an ihm ist unser Heiland wieder vom Tode auferstanden.“ Worauf der Mönch fortfuhr: „Hast du sonst nichts anderes zu beichten?“ „Doch, Herr Pater, antwortete Chapelet, als ich einmal im Gotteshause war, habe ich ohne daran zu denken, ausgespuckt.“ Der Mönch lächelte und sagte: „mein Sohn, über diese Dinge muß man sich nicht quälen, wir sind Geistliche, und spucken immer in die Kirche.“ „Und thut sehr Unrecht, fiel Chapelet ein, denn nichts soll so rein gehalten werden, als der heilige Tempel, worin der Höchste verehrt wird.“ Kurz eine Menge solcher Sachen beichtete er ihm; dann fing er an zu seufzen, und brach zuletzt in einen Strom von Thränen aus, die ihm nach Belieben zu Gebote standen. „Was ist dir mein Sohn?“ fragte der Mönch; Chapelet entgegnete: „Ach Herr Pater, noch eine Sünde drückt mich, die ich nicht gebeichtet habe, ja ich scheue mich sogar, sie zu sagen; wenn ich nur daran denke, weine ich, wie ihr seht, und um dieser Sünde willen, glaube ich gewiß, daß Gott mir sein Erbarmen versagen wird.“ Schäme dich mein Sohn! erwiederte der fromme Mann, wie kannst du so sprechen? Vereinigten sich auch alle Sünden, die von allen Menschen je begangen worden sind, oder noch von allen Menschen begangen werden, so lange die Welt steht, in einem Einzigen zusammen, und dieser wäre reuig und zerknirscht, wie ich es bei dir sehe, so würde

Gottes Gnade und Barmherzigkeit groß genug seyn, sie bereitwillig zu vergeben; darum vertraue mir, was du gethan hast. Chapelet antwortete, beständig weinend: „Ach mein Vater, meine Sünde ist viel zu groß; kaum kann ich es glauben, daß Gott sie mir jemals ohne eure Fürsprache verzeihen werde." Der Mönch fuhr fort: „rede nur frei, ich verspreche dir, für dich zu Gott zu flehen." Chapelet weinte still fort, ohne zu sprechen, wiewohl der Mönch ihn unaufhörlich dazu ermunterte. Als Chapelet auf diese Weise den Mönch mit Weinen eine geraume Zeit hingehalten hatte, seufzete er tief auf und begann: „Mein Vater, weil ihr mir versprochen habt, für mich zu Gott zu flehen, will ich sie bekennen. Wißt, wie ich ein Kind war, habe ich einmal meine Mutter geschimpft"; wie er dieß gesagt, fing er aufs neue stark zu weinen an. Der Mönch entgegnete: „O mein Sohn, fällt diese Sünde dir wirklich so schwer? Lästern nicht täglich Menschen Gott, und doch verzeiht er Jedem, der ihn gelästert und es bereut: und du glaubst nicht, daß er dir deßwegen verzeihen würde? Weine nicht, fasse Muth; denn gewiß, wärst du selbst einer von denen gewesen, die Jesum ans Kreuz geschlagen, und du lägst so in Zerknirschung, wie ich dich jetzt sehe, er würde dir vergeben." Chapelet erwiederte darauf: „Ach mein Vater, was sagt ihr? Meine liebe Mutter, die mich neun Monate lang Tag und Nacht unter ihrem Herzen getragen, und mehr als hundert Mal auf den Arm mich genommen hat, ist von mir zu fürchterlich beschimpft worden, und diese Sünde ist schwer; wenn ihr nicht für mich zu Gott flehet, wird sie mir auch nicht verziehen werden." — Der Mönch sah ein, das Chapelet nichts Weiteres zu beichten habe, ertheilte ihm die Absolution, und gab ihm seinen Segen, in der Ueberzeugung, daß Chapelet der heiligste

Mensch, sowie dessen Reue die lauterste Wahrheit sey; und wer ist nicht in Versuchung, dasselbe zu thun, wenn man einen Menschen auf dem Todbette sieht, und so reden hört? Nachdem dieses geschehen war, sagte er: „Herr Chapelet, ihr werdet mit Gottes Hülfe bald wieder gesund seyn; doch sollte es sich ereignen, daß Gott eure gesegnete und gut vorbereitete Seele zu sich riefe, würdet ihr es dann wohl gestatten, daß euer Körper auf unserem Kirchhof beerdigt würde?" Chapelet antwortete darauf: „Ja Herr Pater; im Gegentheil möchte ich nirgends anders, als bei euch liegen, da ihr überdieß mir versprochen habt, für mich zu Gott zu flehen, ich auch ohnehin stets eine besondere Vorliebe für euren Orden hatte. Darum bitte ich euch, sobald ihr in euer Kloster zurückgekehrt seyd, mir Christi wahrhaftigen Leib, den ihr heute auf dem Altar eingesegnet habt, ungesäumt zu schicken; denn ich denke denselben, wenn gleich seiner noch nicht würdig, mit eurer Erlaubniß zu empfangen, sowie ferner die letzte heilige Oelung, damit ich, obgleich ich als Sünder gelebt habe, doch als Christ sterben kann." Der heilige Mann versicherte, daß dieß gut gesprochen und er damit zufrieden sey, und daß das Sakrament unverzüglich dem Kranken gebracht werden solle, was auch geschah.

Die beiden Brüder waren bisher in Zweifel gewesen, ob Chapelet sie vielleicht täuschen könne, und hatten sich deßhalb in die Nähe der Bretterwand gesetzt, die die Kammer, worin Chapelet krank lag, von der andern trennte; so hatten sie Alles gehört und verstanden, was Chapelet dem Mönche sagte. Oftmals waren sie nahe daran, lautauf zu lachen, über die Dinge, die er beichtete; dann sagten sie wieder zu einander: Was ist das für ein Mensch, den weder Alter, noch Krankheit, noch Furcht vor Gott, vor dessen Gericht er in wenig Stunden erscheinen wird,

noch Furcht vor dem Tode, dem er sich nahe sieht, von seiner Niederträchtigkeit haben abbringen und zu dem Entschluße bewegen können, anders zu sterben, als er gelebt hat. Indeß, sie hatten vernommen, daß die Kirche seine Leiche aufnehmen werde, darum kümmerten sie sich nicht um das Uebrige. Chapelet empfing bald darauf das Abendmahl, sowie ohne Zeitverlust die letzte Oelung, und starb kurz nach der Vesper an dem Tage, wo er so fromm gebeichtet hatte. Die beiden Brüder ordneten sein hinterlassenes Vermögen, und trugen Sorge für ein anständiges Begräbniß; dann benachrichtigten sie das Kloster von diesem Ereigniß, damit die Mönche, wie gewöhnlich, die Vigilien halten, und am andern Morgen die Leiche abholen konnten. Der fromme Mönch, der ihm Beichte gehört, besprach sich, als er diese Kunde vernahm, mit dem Prior des Klosters. Er ließ das Kapitel läuten, schilderte mit Begeisterung allen Mönchen, wie heilig Chapelet der Beichte nach gewesen seyn müsse, und hoffte, daß Gott durch ihn noch viele Wunder verrichten werde; er überredete sie dann, daß man die Leiche mit der größten Auszeichnung und Ehrfurcht empfangen müsse. Der Prior und die andern leichtgläubigen Mönche stimmten ein, und so giengen sie vereint zu Chapelets Leiche, und hielten über dieselbe feierlich eine Vigilie. Am andern Morgen kamen sämmtliche mit Chorhemd und Mantel bekleidet, die Bücher in der Hand und die Kreuze voraus, die Leiche unter Gesang abzuholen. Mit Gepränge und der größten Feierlichkeit trugen sie ihn in ihre Kirche, und Männer und Weiber, überhaupt das ganze Volk folgte dem Zuge. Nachdem sie die Leiche in der Kirche niedergesetzt hatten, bestieg der fromme Beichtvater des Verstorbenen die Kanzel, und berichtete von dessen Leben, seinem Fasten, seiner Keuschheit, Einfalt, Unschuld und Heiligkeit ganz wunderbare Dinge; hierauf

erzählte er unter anderem, was Chapelet unter Thränen ihm als die größte Sünde gebeichtet, und wie er ihn kaum hätte überzeugen können, daß Gott ihm verzeihen würde. Dann richtete er seine Vorwürfe an die Versammlung und sagte: „Ihr von Gott Verdammten, ihr lästert um einen Strohhalm, der zwischen eure Füße kommt, Gott, die Mutter und alle Heiligen im Paradiese.“ Außerdem sprach er noch vieles Andere von seiner Herzensgüte und Reinheit, kurz seine Worte, denen das Volk vollkommen glaubte, wirkten so gewaltig auf die versammelten frommen Gemüther, daß Alle, nachdem der Gottesdienst beendigt war, sich stießen und drängten, um die Hände und Füße des Verblichenen zu küssen; ja man riß ihm sogar die Kleider ab, weil jeder sich glücklich schätzte, ein Stück davon zu besitzen. Und in der That, den ganzen Tag über mußten sie ihn ausgestellt lassen, damit Jeder nach Belieben die Leiche beschauen konnte. Die Nacht darauf bestattete man ihn in einem marmornen Sarge ehrenvoll in der Kapelle; und schon denselben Tag fing das Volk an, das Grab zu besuchen, Lichter anzuzünden, ihn zu verehren, dem Verstorbenen Gelübde zu thun, und dann dem Versprechen gemäß Bilder von Wachs aufzuhängen. Dieser Ruf der Heiligkeit und der Verehrung stieg so sehr, daß Jeder in Gefahren und Leiden keinen andern Heiligen anrief als St. Chapelet, wie sie ihn nannten und noch nennen, und man glaubt steif und fest, daß Gott durch ihn viele Wunder verrichtet habe und noch täglich geschehen lasse. — So lebte und starb Herr Ciapparello von Prato, und ist ein Heiliger geworden, wie ihr gehört habt. Doch will ich die Möglichkeit nicht läugnen, daß er im Anschauen Gottes wirklich selig sey; denn so ruchlos und abscheulich sein Leben war, so kann er in den letzten Augenblicken so viel Reue empfunden haben, daß Gott sich vielleicht seiner erbarmt und ihn in sein Reich aufgenommen hat. Da uns

aber dieſes unbekannt geblieben iſt, ſo urtheile ich nach dem, was offen vorliegt, und glaube: daß er vielmehr in den Händen des Teufels verdammt, als im Paradieſe zu ſeyn verdient. Iſt es aber ſo, dann müſſen wir die größte Barmherzigkeit Gottes gegen uns erkennen, der nicht unſern Irrthum, ſondern die Reinheit des Glaubens erwägt; wenn wir nämlich einen ſeiner Feinde, in der Meinung es ſey ſein Freund, zu unſerem Vermittler zwiſchen Ihm und uns auserſehen, und uns erhört, als hätten wir einen ächten Heiligen zum Fürſprecher bei ſeiner Gnade erwählt. Darum denn bitten wir, daß er ſeine Gnade uns gegenwärtig in dieſer heitern Geſellſchaft angedeihen laſſe, und uns geſund und unverſehrt erhalten, möge; und empfehlen uns ihm mit Allem was Noth iſt, im Lobe ſeines Namens und unter ſchuldiger Ehrfurcht in der feſten Ueberzeugung, daß er es erhöre. — Hiermit ſchloß er. —

II. Novelle.

Der Jude Abraham wird von Jeannot von Sevigné bewogen, nach Rom zu reiſen, kehrt aber, nachdem er die ſchändlichen Umtriebe der dortigen Geiſtlichen kennen gelernt, nach Paris zurück, und geht zum Chriſtenthum über.

Die Novelle des Pamphilus ward im Einzelnen belacht, im Allgemeinen jedoch von den Damen gelobt. Als ſie unter geſpannter Aufmerkſamkeit nun ihr Ende erreicht hatte, erſuchte die Königin die ihr zunächſt ſitzende Neiphile, nach der eingeführten Ordnung der Unterhaltung eine neue Erzählung vorzutragen; worauf jene, nicht minder durch Feinheit des Betragens, als durch Schönheit der Geſtalt

einnehmend, bescheiden antwortete, daß sie mit Vergnügen dazu bereit sey, und folgendermassen anhub: „Pamphilus hat in seiner Erzählung dargethan, daß die Barmherzigkeit Gottes Fehler, woran wir unschuldig sind, nicht streng richtet; und ich gedenke in meiner Geschichte zu zeigen, wie eben diese väterliche Huld sich auf das deutlichste durch Langmuth und Geduld zu erkennen giebt, womit sie die Laster derjenigen erträgt, die doch im Gegentheil eigentlich berufen wären, durch Wort und That von Gott Zeugniß abzulegen. Möge daher ein solches Beispiel uns mit um so größerer Seelenstärke unserm Glauben nachleben lassen.

„Wie ich einst erzählen gehört habe, meine geschätzten Damen, lebte in Paris ein großer Kaufmann, ein ehrlicher, guter und unbescholtener Mann, Jeannot von Sevigné genannt, der großen Handel mit Tüchern trieb, und auf das engste mit einem sehr reichen Juden, Namens Abraham, in Verbindung stand, der gleichfalls Kaufmann und ein ehrlicher und tadelloser Mensch war. Betrachtete Jeannot jenen nun, und erwägte dessen unbescholtenen Wandel, so wurde er traurig gestimmt, daß dieser gute, verständige und wackere Mensch verdammt seyn sollte, weil ihm der Glaube mangelte. Darum bat er ihn denn inständigst, den Irrthümern des jüdischen Glaubens zu entsagen und zu dem wahren christlichen überzugehen, weil dessen Heiligkeit und Güte sich durch sein fortwährendes Wachsthum und Gedeihen kund gegeben hätten; dagegen der seinige sich immermehr verringere und endlich ganz aufhören werde. Der Jude antwortete, daß er keinen andern, als den jüdischen Glauben für recht und heilig halte, und weil er nun einmal darin geboren sey, wolle er auch darin leben und sterben; es würde ihn also keiner bewegen können, davon abzugehen. Jeannot ließ sich dadurch nicht entmuthigen, nach Verlauf einiger Tage

darauf zurückzukommen, und ihm so gut oder schlecht, wie die Mehrzahl der Kaufleute es verstehen, begreiflich zu machen, daß der christliche Glaube besser sey, als der jüdische. Sey es nun, daß der Jude ein großer Kenner der jüdischen Gesetze war, oder daß die große Freundschaft für Jeannot ihn dazu bewog, oder daß die gewichtige Rede, die der heilige Geist dem unwissenden Manne auf die Zunge gelegt hatte, ihn überzeugte; genug, der Jude fing allmählig an, einigen Gefallen an Jeannots Sprache zu finden, obgleich er sich anfangs bedeutend hartnäckig stellte, seinem Glauben zu entsagen. Da er aber in seinem Widerstand beharrte und Jeannot ohne Unterlaß in ihn drang, so sagte der Jude endlich von dem beständigen Bitten bewogen: „Gut, Jeannot, du wünschest, ich soll ein Christ werden; — ich bin gesonnen, es unter der Bedingung zu thun, daß ich zuvörderst nach Rom reise, um den zu sehen, der, wie du mich versicherst, der Statthalter Gottes auf Erden ist, sowie seine Art und Weise und sein Betragen, und das seiner Brüder, der Kardinäle, kennen zu lernen; bestätigt sich dann das, was ich aus deiner Rede vernommen habe, daß euer Glaube besser sey, als der meinige, wie du dich nämlich bemühtest, mir zu beweisen, so thue ich das, was ich dir gesagt habe; im entgegengesetzten Falle bleibe ich aber Jude, wie ich bin." Als Jeannot dieses vernahm, wurde er sehr betrübt, und sagte zu sich: alle Mühe ist verloren, die ich für zweckmäßig angewandt hielt, ihn zu einem andern Glauben zu bekehren; denn reist er nach Rom an den päpstlichen Hof und sieht dort das schändliche und ruchlose Leben der Geistlichen, so wird er schwerlich Christ werden, ja wenn er es geworden wäre, würde er gewiß zum Judenthum zurückkehren! Deßhalb erwiederte er jenem: „Ach, mein Freund, was willst du dir so viele Mühe

machen und so große Kosten verursachen, um nach Rom zu reisen! bedenke, daß du als ein sehr reicher Mann noch ausserdem zu Wasser und zu Lande immer in Gefahr bist. Glaubst du etwa, daß dich Niemand hier taufen könnte? Und wenn du auch noch an unserm Glauben zweifeltest, den ich dir offenbarte, so giebt es doch nirgends größere Gelehrte und weisere Männer, als eben hier, von denen du genügende Aufklärung über Alles erhältst, was du zu wissen verlangst; deßhalb ist nach meinem Dafürhalten deine Reise vollkommen überflüssig. Denke, daß die Prälaten eben so sind, wie du sie hier gesehen hast, nur vielleicht um etwas besser, weil sie dem Oberhaupte der Kirche näher stehen. Daher verspare diese Reise auf ein anderes Mal, wo ich vielleicht in deiner Gesellschaft eine Wallfahrt dorthin machen werde." Der Jude antwortete ihm: „Ich glaube, Jeannot, daß es so ist, wie du mir gesagt hast; um es aber mit einem Worte zu gestehen, ich bin (wenn du nämlich willst, daß ich deinem Wunsche nachkommen soll) völlig entschlossen, zu reisen; denn unter keiner andern Bedingung lasse ich mich taufen." Als Jeannot seine Beharrlichkeit sah, rief er: „Nun, so reise glücklich!" dachte aber bei sich, daß er niemals ein Christ werden würde, sobald er den römischen Hof gesehen habe; indeß ließ er ihn gewähren, da es ihn weiter nichts anging.

Der Jude bestieg sein Pferd und beschleunigte, so schnell er konnte, seine Reise nach Rom, wo er von den Glaubensgenossen ehrenvoll aufgenommen wurde. Hier beobachtete er, ohne Jemand von dem Zweck seiner Reise etwas zu sagen, mit vieler Vorsicht das Leben und Treiben des Papstes, der Kardinäle, der übrigen Prälaten und sämmtlicher Hofleute. Was er, der mit einem bedeutenden Scharfblick begabt war, nun wahrnahm, und was er

von andern erfuhr, überzeugte ihn bald, daß alle mehr oder minder auf die niederträchtigste Weise in Wollust schwelgten, und nicht nur in der natürlichen, sondern auch in der Sodomie, ohne sich irgend Zügel von Scham oder Schande anlegen zu lassen, so daß in den wichtigsten Verhandlungen das Wort feiler Dirnen und Knaben einen nicht geringen Einfluß ausübte. Ausserdem bemerkte er, daß Alle Schlemmer, Säufer und Trunkenbolde waren, und gleich den unvernünftigen Geschöpfen, nächst der Wollust mehr dem Bauche, als etwas Anderem huldigten. Ferner sah er, daß sie insgesammt geizig und geldgierig waren, mit Menschen-, ja mit Christenblut und sogar göttlichen Dingen, welcher Art sie auch seyn mochten, entweder Opfern, oder geistlichen Aemtern, für Geld abscheulichen Handel trieben, und gewahrte mehr Mäkler dabei beschäftigt, als in Paris beim Verkauf von Tüchern oder irgend einer andern Waare. Offenbare Bestechung nannte man Fürsprache und unverschämte Geldgierigkeit Diäten; als ob Gott, geschweige den wahren Sinn der Worte, nicht den bösen Willen im verruchten Herzen erkennte, und sich, wie die Menschen, durch den Namen der Dinge täuschen ließe. Dieses und vieles Andere, das ich lieber verschweige, mißfiel dem Juden, der ein ehrenwerther und sittsamer Mann war, sehr, deßhalb beschloß er, nachdem er genug erfahren und gesehen hatte, nach Paris zurückzukehren; was er auch ausführte.

„Als Jeannot seine Ankunft erfuhr, ging er, ohne einige Hoffnung, daß er zum Christenthum übergetreten sey, zu ihm, und beide freuten sich nun des Wiedersehens. Nach einigen Tagen fragte ihn Jeannot, was er jetzt von dem heiligen Vater, den Kardinälen und den übrigen Hofleuten halte? Worauf der Jude ihm schnell in die Rede fiel: „Schlimmes haben sie von Gott zu erwarten! Denn ich sage

dir, oder ich müßte mich geirrt haben, keine Heiligkeit, keine Gottesfurcht, keine guten Werke oder einen musterhaften Lebenswandel, oder Anderes dergleichen, habe ich bei irgend einem Geistlichen bemerkt; dagegen sah ich, wie Wollust, Geiz, Schlemmerei und ähnliche abscheuliche, ja noch schlimmere Laster (wenn es anders noch schlimmere giebt) bei sämmtlichen in großem Ansehn standen, warum ich jene Stadt eher für eine Werkstatt des Teufels, als einen Wohnsitz Gottes halte. Ueberdies glaube ich, daß euer Papst und die übrigen Geistlichen mit Sorgfalt, Scharfsinn und Kunst Alles anwenden, um die christliche Religion, deren Fundament und Stützen sie zu seyn doch eigentlich berufen sind, gänzlich zu vernichten und von der Welt zu vertilgen. Da ich übrigens sehe, daß das nicht geschieht, was jene beabsichtigen, vielmehr eure Religion sich von Tag zu Tag immer mehr ausbreitet und glänzender und herrlicher hervortritt; so glaube ich wohl zu erkennen, daß der heilige Geist sie als die wahrhaftige und heilige vor allen Andern mehr stützt und aufrecht erhält. Deßwegen sage ich dir jetzt, so wenig ich früher deinen Aufforderungen, ein Christ zu werden, beipflichten konnte, offen und deutlich, daß ich auf keinen Fall meinen Vorsatz, Christ zu werden, ändere. Laß uns daher in die Kirche gehen, und bewerkstellige, daß ich nach dem schuldigen Gebrauche eures heiligen Glaubens getauft werde." Jeannot, einen ganz andern Schluß vermuthend, als ihm zu Ohren gekommen war, wurde jetzt der fröhlichste Mensch. Er ging sogleich mit ihm in die Kirche unsrer lieben Frauen in Paris, und bat die dortigen Geistlichen, daß sie Abraham taufen möchten; worauf jene, als sie die Bitte vernommen hatten, sie schnell zu erfüllen bereit waren. Jeannot war Zeuge dieser heiligen Handlung und nannte ihn Johannes. Hierauf ließ er ihn von großen und berühmten Lehrern in unsern Glaubens-

unterrichten, die er bald begriff; und ward so ein wackrer, tüchtiger Mann von gottgefälligem Wandel."

III. Novelle.

Der Jude Melchisedech rettet sich aus einer ihm vom Sultan Saladin bereiteten großen Gefahr durch eine Erzählung von den drei Ringen.

Nachdem Alles schwieg und die Erzählung Neiphilens den Beifall der Versammlung erhalten hatte, begann Philomele, auf der Königin Begehr, folgendermaassen zu erzählen: „Die Novelle der Neiphile ruft mir plötzlich die fatale Situation ins Gedächtniß zurück, worin sich einst ein Jude befand. Da indeß von Gott und von der Wahrheit unseres Glaubens hinlänglich gesprochen wurde, dürfte es wohl jetzt an der Zeit seyn, sich zu den widerwärtigen Lagen und Handlungen der Menschen zu wenden; weßhalb ich eine Begebenheit erzählen werde, die für die Folge eure Vorsicht vielleicht vermehren wird, sobald ihr schwierige Fragen zu beantworten habt.

„Euch ist bekannt, liebenswürdige Gespielinnen, daß, wie die Thorheit oftmals Jemand aus einem glücklichen Verhältniß reißt und in das namenloseste Elend stürzt, den Weisen im Gegentheil die Klugheit von großer Gefahr befreit und ihm vollkommene Ruhe und Sicherheit verschafft. Daß in der Regel die Thorheit vom Glück ins Unglück führt, beweisen leider mannichfaltige Beispiele, worauf wir aber gegenwärtig nicht unser Augenmerk richten wollen, da sich deren täglich uns zu Tausenden offenbaren. Wie aber die Klugheit nützen kann, will ich, wie ich versprochen habe, in einer kleinen Novelle darthun.

Saladin, der durch Kühnheit und Tapferkeit zahlreiche Siege über die Sarazenen und Christen davongetragen, und sich dadurch aus der Niedrigkeit bis zum Sultan von Babylon emporgeschwungen, hatte in den verschiedenen Kriegen, sowie durch ungeheuren Luxus seinen ganzen Schatz geleert, so daß er, wenn plötzlich eingetretene Verhältnisse bedeutende Summen erforderten, nicht wußte, wo er sie so schnell auftreiben sollte. Da fiel ihm ein reicher Jude, mit Namen Melchisedech, ein, der in Alexandrien Wuchergeschäfte trieb, und ihm zu dienen wohl im Stande seyn dürfte, wenn er anders wollte; allein dieser war so geizig, daß er niemals freiwillig etwas that. Gewaltsam wollte Saladin nicht verfahren, und doch war das Bedürfniß dringend, weßhalb er beschloß, daß auf eine oder die andere Weise der Jude helfen müsse. Er überlegte dann, unter welchem Vorwande er ihn dazu zwingen könne.

Hierauf ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn auf das herzlichste, ließ ihn neben sich sitzen und sprach: „Lieber Freund! ich habe bereits von mehreren Personen vernommen, daß du ein großer Weiser seyst und in der Gottesgelehrtheit viele Kenntniße besäßest; von dir möchte ich einmal hören, welchem von den drei Gesetzen du den Vorzug geben würdest, dem jüdischen, dem muhamedanischen oder dem christlichen?“

Der Jude, der in der That ein Weiser war, bemerkte bald, daß Saladin ihm deßhalb eine solche Frage stellte, um ihn in seinen eigenen Worten zu fangen; ja, er sah wohl ein, daß, welchem Gesetz er auch vor allen andern Lob spenden möchte, Saladin dessen ungeachtet doch seine Absicht erreichen würde. Darum raffte er geschwind seinen ganzen Scharfsinn zusammen, um eine schlagende Antwort, wie sie seyn mußte, zu finden, und begann, als er plötzlich eine Idee gefaßt hatte:

„Mein Herr und Gebieter! Die Frage, die ihr mir stellt, ist weitumfassend; doch wenn ich meine Meinung darauf sagen soll, so muß ich zuvor ein Mährchen erzählen, das ihr sogleich hören sollt.

„Ich erinnere mich häufig gehört zu haben, daß vor grauen Jahren ein reicher und vornehmer Mann lebte, der unter den vielen ausgesuchtesten Juwelen, die er in seinem Schatze hatte, auch einen wunderschönen und kostbaren Ring besaß. Damit dieser nun seinem Werthe und seiner Schönheit gemäß gewürdigt werde, und ewig in dem Besitz der Nachkommen bleibe, ordnete er an, daß von seinen Söhnen derjenige, der den Ring, als vom Vater empfangen, würde vorzeigen können, für seinen Erben gehalten, und von allen Andern als der Vornehmste geehrt werden sollte. Der Besitzer dieses Kleinods traf darauf unter seinen Kindern auf die nämliche Weise, wie sein Vorfahrer, dieselbe Einrichtung. So ging der Ring von Hand in Hand auf viele Nachkommen über.

„Endlich gelangte er in den Besitz eines Mannes, der drei schöne und tugendhafte Söhne hatte, die dem Vater unbedingt gehorchten, und deßhalb auch alle drei von ihm auf gleiche Weise geliebt wurden. Die Jünglinge kannten die herkömmliche Sitte in Betreff des Ringes, und da sich Jeder für den Geehrtesten unter den Seinigen hielt, so baten sie alle den Vater, der schon alt und der Auflösung nahe war, einzeln um die Erbschaft des Ringes. Der brave Mann liebte sie Alle gleichmäßig, und gerieth deßhalb in die peinlichste Verlegenheit, welchem er das Erbstück zuerkennen solle; indeß versprach er es einem Jeden, und überlegte nun, wie er alle drei befriedigen könne. Hierauf ließ er durch einen geschickten Meister nach dem einen noch zwei andere Ringe verfertigen, die aber dem ächten so ähnlich waren, daß er, der den Auftrag ertheilt hatte,

selbst nicht einmal im Stande war, den ächten von den unächten zu unterscheiden. Bei Herannahung des Todes gab er jedem seiner Söhne einen Ring.

Nach des Vaters Tode wollte nun jeder die Erbschaft und den Vorrang in Besitz nehmen; einer läugnete es dem Andern ab, und produzirte, um seine Forderung zu bekräftigen, seinen Ring, den er bekommen hatte. Indeß zeigte sich bald die ungeheure Aehnlichkeit aller drei Ringe, so daß keiner es vermochte, den ächten zu erkennen; worauf die Frage, wer der rechtmäßige Erbe des Vaters sey, unentschieden blieb, und es noch heute ist.

Auf dieselbe Weise, sage ich, verhält es sich, mein Herr und Gebieter, mit den drei Religionen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und worüber ihr die Frage an mich richtetet! Jede ist im Wahn, seine Erbschaft, sein wahres Gesetz, und seine Gebote zu haben; wer aber der wirkliche Besitzer ist, die Frage ist wie bei den Ringen bis heute noch nicht entschieden.

Sultan Saladin sah wohl ein, daß jener geschickt über die Grube gesprungen sey, die er ihm gegraben hatte, und entschloß sich, ihm jetzt offen sein Anliegen zu gestehen; wobei er ihm zugleich entdeckte, was zu thun er Willens gewesen sey, wenn nicht jene Antwort mit so viel Geistesgegenwart erfolgt wäre. Der Jude gab nun freiwillig dem Saladin eine bedeutende Summe, um welche dieser ihn ersuchte, und Saladin zahlte jenem nicht nur vollkommen die Anleihe zurück, sondern überhäufte ihn sogar mit Geschenken, ertheilte ihm in seiner Nähe ein wichtiges Amt, und nannte ihn immer seinen Freund." —

IV. Novelle.

Ein Mönch, eines sündigen Vergehens wegen in die schwerste Strafe verfallen, befreit sich dadurch von der Buße, daß er seinem Abte dieselbe Schuld, die er begangen, auf kluge Weise vorhält.

Philomele hatte ihre Erzählung beendigt, und schwieg, als Dioncus, der neben ihr saß, ohne von der Königin aufgefordert zu werden, sogleich bemerkte, daß nach der vorgeschriebenen Ordnung, die Reihe zu erzählen jetzt an ihm sey, und fing also zu reden an.

„Werthgeschätzte Damen! wenn ich die gemeinsame Absicht richtig begriffen habe, so sind wir hier vereinigt, um uns gegenseitig durch Erzählungen zu unterhalten; darum denke ich, so lange diesem Zwecke nicht entgegen gehandelt wird, muß es einem Jeden, wie auch unsere Königin noch so eben bemerkte, zu erzählen erlaubt seyn, wodurch er am meisten Vergnügen zu bereiten glaubt. Bereits haben wir vernommen, wie durch die guten Rathschläge des Jeannot von Sevigné Abraham selig wurde, und Melchisedech durch seine Geistesgegenwart seine Reichthümer vor den Nachstellungen des Sultan Saladins beschützte; nicht minder gedenke ich, ohne daß ihr mich aber tadelt, in der Kürze zu zeigen, wie ein Mönch auf schlaue Weise sich von einer schweren Strafe befreite.

In der Lunigiana, einer nicht weit von hier gelegenen Ortschaft, besaß einst ein Kloster größere Heiligkeit und mehr Mönche, als jetzt. Hier war unter andern ein junger Mönch, dessen Männlichkeit und Jugendblüthe weder durch Fasten, noch durch Nachtwachen vernichtet werden konnten. Dieser ging eines Tags um die Mittags-

zeit, als die übrigen Mönche sich Morpheus in die Arme geworfen hatten, in der Nähe der Kirche, die sehr einsam lag, spazieren, als er plötzlich ein schönes Bauernmädchen bemerkte, die einem der nächsten Orte angehören mochte, und jetzt auf dem Felde mit Kräuterlesen beschäftigt war. In dem Augenblick, wo er sie sah, erwachte auch die sinnliche Begierde heftig in ihm; er trat zu ihr hin und knüpfte ein Gespräch an, wodurch sie bald mit einander einig wurden, so daß er sie, von Niemand bemerkt, auf seine Zelle führte.

Indeß wollte es der Zufall, daß, während er von Wollust hingerissen ungenirt mit ihr scherzte, der Abt, der sich von seinem Lager erhoben hatte, und sachte vor der Zelle des Mönchs vorüberschlich, das Gekicher dieser Beiden vernahm. Um jedoch die Stimmen genauer zu erkennen, schlich er leise an die Thüre der Zelle, und als er so ganz unzweifelhaft ein Frauenzimmer entdeckte, war er schon Willens, sich die Thüre öffnen zu lassen. Doch besann er sich eines Besseren, und kehrte auf sein Zimmer zurück, um abzuwarten, bis der Mönch sich zeigen würde.

Dieser, der in der Unterhaltung mit seinem Mädchen das größte Wohlbehagen fand, war gleichwohl nicht ohne Angst, und da es ihm schien, als höre er Fußtritte vor seinem Schlafzimmer, so blinzelte er durch eine kleine Oeffnung, und sah deutlich den Abt stehen. Er war alsbald überzeugt, jener müsse das Mädchen in seiner Zelle erkannt haben, und da er wußte, welche harte Strafe darauf stand, wurde er sehr beunruhigt. Ohne jedoch dem Mädchen seine Unruhe zu zeigen, sann er vielmehr nach, ob sich ein Ausweg zur Rettung finden ließe, und in der That fiel ihm eine List ein, die zum gewünschten Ziele zu führen versprach.

Er stellte sich nämlich, als sey die Zeit zu divertiren

abgelaufen, und sagte dem Mädchen: „ich will mich jetzt umschauen, wie ich dich unbemerkt entlassen kann. Sey daher ruhig, bis ich zurükkehre.“ Hierauf verschloß er die Zelle, ging direct in das Zimmer des Abts, und sagte diesem mit unbefangenem Gesichte, indem er ihm seinen Schlüssel übergab, wie jeder zu thun pflegte: „Hochwürden, heute früh konnte ich nicht alles Holz, das ich hatte schlagen lassen, herein besorgen, deßhalb möchte ich jetzt mit eurer Erlaubniß in den Wald gehen und das Uebrige holen.“ Der Abt war zufrieden, daß es so kam; ertheilte ihm, in der Meinung, jener wisse nicht, daß er von ihm behorcht worden sey, die Erlaubniß, und nahm den Schlüssel, um den Fehltritt, den jener begangen, auf das Strengste zu untersuchen.

Als er allein war, überlegte er, ob es nicht rathsamer sey, im Beyseyn aller Mönche die Zelle des Gefallenen zu öffnen, und ihnen auf diese Weise das Verbrechen aufzudecken, damit sie nicht etwa später über ihn klagen könnten, wenn er den Mönch bestrafte, oder ob er sich nicht erst genau überzeugen sollte, wie es sich verhalte Plötzlich fiel ihm aber ein, daß es vielleicht gar die Frau oder Tochter eines Mannes seyn könnte, dem er nicht gern die Schande anthun möchte, sie der Schaulust aller Mönche preiszugeben; deßhalb entschloß er sich, sie erst zu sehen und dann das Weitere mit sich zu berathen. So ging er denn ganz leise nach der Zelle, öffnete sie, ging hinein, und schloß sie wieder.

Als das Mädchen den Abt eintreten sah, vergingen ihr fast die Sinne, und vor Schaam und Furcht fing sie zu weinen an. Bey dem Anblick des schönen und blühenden Mädchens fühlte der alte hochwürdige Herr nicht minder lebhaft die sinnliche Natur, wie sein junger Mönch sie empfunden hatte. „Wahrhaftig, sprach er zu sich, war-

um sollte ich mir nicht ein Vergnügen gönnen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbietet? Aerger und Unmuth sind leider immer vorhanden, ohne daß man darnach hascht. Ein schönes Mädchen ist hier im Kloster, ohne daß es Jemand muthmaßt. Kann ich es dahin bringen, daß sie meinen Wünschen nachkommt, so sehe ich nicht ein, warum ichs unterlassen sollte. Wer erfährt es? Gewiß keine Seele, und eine verborgene Sünde ist bald abgebüßt. Ueberhaupt kommt eine solche Gelegenheit so bald nicht wieder, und ich denke, es ist klug, das dargebotene Glück zu benützen, das der Himmel mir zugeschickt hat."

So meditirend hatte er den Entschluß, mit dem er gekommen war, völlig geändert, näherte sich dem Mädchen, begann ihr liebreich zuzureden, und bat sie, nicht mehr zu weinen; so gab ein Wort das andere, und endlich kam es soweit, daß er ihr Zumuthungen machte. Das Mädchen war weder von Stahl noch von Diamant, sondern willfahrte schnell genug den Wünschen des Abtes; worauf er sie einige Male umarmte und küßte, und sich dann auf das Bett des Mönchs legte. Berücksichtigte er nun seine hohe gewichtige Würde, und das jugendliche Alter des Mädchens, oder fürchtete er etwa, daß die Last seines Körpers ihr beschwerlich seyn möchte, genug er bedeckte sie nicht, sondern ließ sie auf sich ruhen, und schwelgte so mit ihr eine ziemliche Zeit in Wonne.

Der Mönch, der angeblich in den Wald gegangen war, hatte sich im Schlafsaal verborgen gehalten; wie er aber den Abt in seine Zelle eintreten sah, schöpfte er, im festen Vertrauen auf das Gelingen seines Anschlages, neuen Muth; und als jener gar die Thür hinter sich verschloß, war er mit sich im reinen, schlich aus seinem Versteck leise hervor und näherte sich einer Spalte, durch die er Alles beobachtete, was der Abt sagte und that.

Als letzterer sich lange genug mit dem Mädchen abgegeben hatte, schloß er sie in der Zelle wieder ein, und ging zurück auf sein Zimmer. Bald darauf sah er den jungen Mönch, und in der Meinung, dieser sey aus dem Walde zurückgekehrt, war er Willens, ihn zu Rede zu stellen, und dann einkerkern zu lassen, um die Beute allein zu besitzen. Deßhalb ließ er ihn rufen, verwies ihm seine Handlung mit erzürntem Gesicht auf das Strengste, und kündigte ihm seine Einkerkerung an.

Der Mönch antwortete ihm sogleich. „Hochwürdiger Herr, ich bin noch nicht lange in den Orden des heiligen Benedict getreten, wie kann ich da schon alle Einzelnheiten genau kennen; und in der That habt ihr mich noch nicht gelehrt, daß die Mönche auch die Mädchen auf sich nehmen müssen, wie Fasten und Nachtwachen. Da ihr es mir nun gezeigt habt, so verspreche ich euch, wenn ihr es mir jetzt verzeiht, nie wieder zu sündigen, sondern immer so zu handeln, wie ich euch habe handeln sehen."

Der Abt, ein sehr verständiger Mann, merkte bald, daß jener von Allem unterrichtet sey, und gesehen habe, was er vorgenommen. Deßhalb schämte er sich, im Bewußtseyn gleicher Schuld, den Mönch zu bestrafen, da der Eine wie der Andere es gleichmäßig verdient hatte; deßhalb verzieh er ihm und befahl ihm ein strenges Stillschweigen über Alles, was geschehen, zu beobachten; hierauf führten sie das Mädchen heimlich und vorsichtig aus dem Kloster, in welches sie es Beide wahrscheinlich noch öfter zurückgeholt haben.

V. Novelle.

Die Markgräfin von Montferrat lenkt mit einem aus lauter Hühnerspeisen bestehendem Mahl und einer geistreichen Antwort die Liebe des Königs von Frankreich von sich ab.

Bei Dioneo's Erzählung färbten sich anfangs die Wangen der Zuhörerinnen mit einer keuschen Schaamröthe. Doch als sie im weitern Verlauf derselben einander verstohlen anblickten, konnten sie kaum das Lachen halten, und hörten ihm mit sichtbarem Wohlgefallen bis ans Ende zu. Als Dioneo geschlossen hatte, gab man ihm mit Stichelreden zu verstehen, daß es doch nicht recht schicklich sey, Histörchen dieser Art vor Damen zu erzählen.

Jetzt winkte die Königin Fiametten, die neben Dioneo auf dem Rasen saß, weiter fortzufahren, worauf diese mit anmuthigem Lächeln begann:

„Mir macht nichts mehr Vergnügen, als eine rasche und treffende Antwort, wie deren mehrere in der so eben erzählten Geschichte vorkommen. Die Novelle drehte sich um das Thema: daß es für den Mann eben so ehrenvoll sey, über seinen Stand zu lieben, als für ein Frauenzimmer, sich mit Liebhabern unter ihrem Rang nicht einzulassen. Hierbei fällt mir denn eine Geschichte von einer Dame ein, welche sich sehr wohl vor dieser Gefahr zu hüten und den ihr zu hohen Liebhaber auf eine kluge Manier von sich zu entfernen wußte.

„Der Markgraf von Montferrat, ein muthiger Ritter und Bannerträger der Kirche, war in einem allgemeinen Kreuzzuge der Kirche mit übers Meer gezogen. Da begab es sich denn eines Tags an dem Hofe Philipps des Einäugigen, der gleichfalls nächstens nach Je-

rusalem abgehen wollte, daß auf die Tapferkeit des Markgrafen von Montferrat die Rede kam. Ein anwesender Ritter sagte, im Gespräch über ihn: „Ich versichere euch, es muß doch unter der Sonne kein schöneres Paar geben, als den Markgrafen und die Markgräfin! Er ist der tapferste Ritter von der Welt, und sie ist die schönste und sittsamste Frau, welche existirt."

Den König von Frankreich frappirten diese Worte. Er entwarf sich sogleich ein reizendes Ideal von der Markgräfin. Plötzlich stand ihm ein Bild von ihr in der Seele, das ihn zu heißer Liebe entzündete. Voll Verlangen, sie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, reiste er denn sogleich am nächsten Morgen nach Genua ab, indem er hoffte, auf der Landreise nach dem Hafen von Genua unter irgend einem schicklichen Vorwand die Markgräfin zu sehen, und in Abwesenheit ihres Gemahls zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Sein Gefolge schickte er voraus, und trat mit einem nur kleinen Geleite von Rittern die Reise an. Als er sich nun dem Gebiete des Markgrafen näherte, ließ er der Dame einen Tag zuvor melden, daß sie ihn morgen zum Mittagessen erwarten möge. Als eine verständige und kluge Frau erwiderte sie in allem Anstand, der hohe Gast werde ihr höchst willkommen seyn, und sie schätze es sich zur größten Ehre, ihn zu bewirthen.

Indeß hatte sie dabei im Stillen ihre Gedanken. Der Besuch von einem so hohen König in Abwesenheit ihres Mannes mußte ihr nothwendig im höchsten Grade auffallend seyn. Sie machte den richtigen Schluß, daß sie diesen Besuch wahrscheinlich blos dem Ruf ihrer Schönheit zu danken habe. Als eine gebildete Dame beschloß sie nichts desto weniger, den erhabenen Herrn seiner Würde gemäß aufs Ehrenvollste zu empfangen. Ohne Verzug

rief sie alle ihre Leute zusammen, die der Gemahl zu Haus zurückgelassen hatte, berathschlagte mir ihnen, und gab ihnen dann den Auftrag, Alles genau zu besorgen. Das Arrangement der Tafel behielt sie sich selbst vor. Zu diesem Zweck ließ sie sogleich alle Hühner, die in den nächstliegenden Orten aufzutreiben waren, zusammenkaufen, und gab ihren Köchen die Weisung, alle nur möglichen Gerichte aus denselben für das königliche Mahl zu bereiten.

Jetzt erschien der König, der von der Dame mit größtem Anstand aufgenommen wurde. Ihre Erscheinung übertraf alle seine Erwartungen — die Worte des Ritters hatten ihm nur ein schwaches Schattenbild von ihr entworfen — er fand ihre Schönheit beispiellos, alle Grazien und Tugenden schienen ihm über sie ausgegossen. Bei ihrem ersten Anblick versank er in ein sprachloses Staunen. Aus seiner Bewunderung wurde sogleich glühende Leidenschaft, die mit Blitzesschnelle um sich griff. Man führte ihn in ein prächtiges Gemach, um von der Reise auszuruhen. Aber wo hätte er Ruhe finden sollen? Kaum konnte er den Anfang der Tafel erwarten, um nur die Markgräfin wieder zu sehen. Endlich erschien der längst ersehnte Diener, welcher fragte, ob es seiner Majestät jetzt wohl gefällig sey? Seine Schritte beflügelten sich, kaum war er der einem König geziemenden äußern gemessenen Haltung mächtig, um vor den versammelten Gästen seine Stelle an der Seite der reizenden Markgräfin einzunehmen.

Der König und die Markgräfin placirten sich Beide allein an einer besondern Tafel. Die andern Anwesenden waren ringsum nach ihrem Rang an größeren Tischen in bunter Reihe geordnet. Dem König mundeten die zahlreichen auserlesensten Gerichte und verschiedenen delikaten Weine, welche wetteiferten, seinen Gaumen zu er-

götzen; doch hing sein Blick bei all' den Herrlichkeiten hungernd und dürstend an der wunderschönen Dame. Ob er nun zwar gleich ganz in ihr Anschauen versunken war, so fiel es ihm denn doch endlich auf, daß alle erscheinende Gerichte ohne Ausnahme aus Hühnerfleisch bereitet waren. Dieß wunderte ihn um so mehr, als ihm nicht unbekannt war, daß die umliegende Gegend reich war an Wildpret aller Arten, von welchem man auf seine vorausgegangene Anmeldung doch mit leichter Mühe etwas hätte herbeischaffen können. Er that sich eine lange Zeit Gewalt an, seine Verwunderung zu unterdrücken; aber endlich konnte er doch nicht länger an sich halten, und richtete an die Markgräfin die Frage:

„Aber edle Frau, gibt es hier denn lauter Hühner ohne einen Hahn?"

Die Markgräfin, welche diese Frage sehr wohl verstand, und den Augenblick für geeignet hielt, ihre Meinung auszusprechen, versetzte unbefangen:

„O nein, mein hoher Herr; aber trotz allen Verschiedenheiten in Rang und Kleidung sind doch die Frauen hier zu Lande alle ebenso beschaffen, wie anderwärts."

Nach dieser Antwort begriff der König die Absicht der Hühnermahlzeit und den verborgnen Sinn der Erwiederung. Er sah, daß alle Künste der Ueberredung an der Dame scheitern würden, und da sich hier keine Gewalt brauchen ließ, so unterdrückte er die Flamme, die eine unbesonnene vorschnelle Neigung in seiner Brust entzündet hatte. Aus Respect vor ihren Antworten gab er alle weitere Stichelein und zugleich jede Hoffnung auf, hier zu reüssiren. Sogleich nach der Tafel machte er denn also Anstalt zum Aufbruch, dankte ihr in den verbindlichsten Ausdrücken für die freundliche Aufnahme und reiste, um dadurch den un

reinen Grund seines Besuches zu bemänteln, schleunigst nach Genua ab.

VI. Novelle.

Ein ehrlicher Laie beschämt durch einen guten Ausspruch die Heuchelei der Mönche.

Nachdem die Geistesgegenwart und feine spöttische Weise der Markgräfin, dem Könige von Frankreich gegenüber, von Allen gepriesen worden war, nahm die neben Fiametten sitzende Emilie auf den Wink der Königin in munterm Tone das Wort. „Hört jetzt den treffenden Einfall, hob sie an, mit dem ein ehrlicher Laie einen geizigen Mönch zum Schweigen brachte, eine Geschichte, die sich gewiß eures Beifalls erfreuen wird.

Vor nicht langer Zeit nehmlich, liebe Schwestern, hatte in unserer Stadt ein Minorit das Amt des Inquisitors zu verwalten. Wie sehr sich derselbe auch bemühte, einen äußern Heiligenschein um sich zu verbreiten, so wußte er doch eben so gut die Fülle des Geldbeutels, als den Mangel des Glaubens auszuspüren. In seinem geschäftigem Eifer traf er nun einstmals auf einen ehrlichen Tropf, der mehr Geld als Verstand hatte. Dieser hatte nicht etwa aus irreligiösem Sinn, sondern in einer ganz unschuldigen Weinlaune, gegen die anwesende Gesellschaft geäußert: „er führe einen so guten Wein in seinem Keller, daß wohl selbst Christus keinen Anstand nehmen würde, ein Glas davon zu trinken.“ Dieß wurde durch geschäftige Denuncianten dem Inquisitor auf der Stelle hinterbracht. Als derselbe erfuhr, daß der Inculpat fast eine Tonne Goldes besitze, brach er die Gelegen-

heit vom Zaun, und ging ihm proceſſualiſch mit Feuer und Schwert zu Leibe. Es lag ihm dabei nicht im mindeſten an der Religion, ſondern blos an der Spickung ſeines nimmerſatten Geldbeutels.

Er ließ ihn alſo vor ſich citiren und fragte ihn, ob das wahr ſey, was man gegen ihn ausgeſagt habe. Der gute Mann läugnete es nicht, und erzählte ihm den ganzen Hergang der Sache.

"Alſo zu einem Trunkenbold und Weingenie willſt du unſern Herrn Chriſtus machen?" verſetzte der heilige Inquiſitor, der vor Allen den heiligen Ludwig mit dem goldenen Barte verehrte. Zu einem Kneipenhelden willſt du ihn herabwürdigen, wie einen von euch verſoffenen Kerlen? Und jetzt ſtellſt du dich nun ganz demüthig an, um die ganze Sache auf eine thunliche Manier zu vertuſchen? Daraus wird aber nichts! Das will ich dir nur gleich im Voraus geſagt haben. Wenn ich nach Urtel und Recht gegen dich verfahre, ſo kommſt du ohne Gnade und Barmherzigkeit auf den Scheiterhaufen."

Mit dieſer von einer drohenden Miene begleiteten Anrede jagte er den armen vor ihm ſtehenden Tropf dermaßen ins Bockshorn, daß dieſer nicht wußte, ob er den ewigen Richter oder den Teufel ſelber vor ſich habe. Worauf der zitternde Inculpat in ſeiner Angſt, um Gnade vor ihm zu finden, durch Vermittlung dienſtfertiger Leute ihm mit einer anſehnlichen Doſis von der Salbe des "heiligen Johannes mit dem goldnen Munde", vergolden ließ, welche bei dem peſtilenzialiſchen Uebel des Geizes, beſonders an Bettelmönchen, die kein Geld anrühren dürfen, wahre Wunder thut. Obgleich Galen in ſeinem ganzen mediciniſchen Werke nirgends dieſer Salbe Erwähnung thut, ſo iſt ſie doch von einer unglaublichen Wirkung, wel-

che sich auch hier bewährte, wo durch dieselbe der Scheiterhaufen in ein Kreuz verwandelt wurde.

„In hoc signo vinces!“ Alle deine Sünden sollen dir vergeben seyn, mein Sohn! sagte der heilige Inquisitor, ihm ein schwarzgelbes Kreuz umhängend, sofern du dich entschließest, den gegenwärtigen Kreuzzug mitzumachen. Nach richtigem Empfang des Geldes behielt er ihn noch mehrere Tage bei sich, während welcher Zeit er ihm die Buße auflegte, jeden Morgen die Messe zum heiligen Kreuz zu hören, und sich gegen Mittag bei ihm einzufinden, worauf er ihm den übrigen Rest des Tages zu freier Disposition stellte.

Der Büßer befleißigte sich angelegentlichst, seiner Vorschrift aufs Gewissenhafteste nachzukommen. Da traf es denn, daß er eines Tags in der Frühmesse die Worte des Evangeliums hörte: „Es wird euch alles hundertfältig vergolten werden, und ihr werdet das ewige Leben haben.“

Dieser Bibelspruch prägte sich dem ehrlichen Manne augenblicklich ein. Mittags erschien er um die bestimmte Stunde vor dem Inquisitor, den er gerade bei Tische antraf.

„Nun, Freund, fragte dieser, habt Ihr auch heute der Frühmesse beigewohnt?“

„Ja wohl, Herr Inquisitor,“ versetzte der Gefragte.

„Und ist Euch im Verlauf derselben nichts aufgestoßen, was Euch etwa einen Scrupel erregte, oder worüber Ihr nähere Belehrung wünschtet?“

„O nein, versetzte der arme Büßer; Alles, was ich hörte, leuchtete mir völlig ein. Nur Eins ging mir nah und bewegte mich zu großem Mitleid mit Euch und Euren Brüdern. Ich konnte mich nämlich bei gewissen Worten des Gedankens nicht erwehren, wie es Euch wohl einmal in einer andern Welt ergehen würde.“

„Und dieſe Worte?“ — fragte der Inquiſitor.

„Mit Verlaub, erwiederte der Inculpat, es waren die Worte des Evangeliums, wo es heißt: „Es wird euch Alles hundertfältig vergolten werden.“

„Allerdings heißt es ſo im Evangelium, verſetzte der Inquiſitor; aber was in aller Welt könnt Ihr denn an dieſen Worten für einen Anſtoß nehmen?“

„Ich will frei von der Leber weg reden, ſagte der Büßende. Seit ich hieher ins Kloſter gekommen, ſehe ich tagtäglich, daß den Armen ein oder auch zwei große Keſſel voll Suppe verabreicht werden, die ihr euch entzieht, weil ihr ſie überflüßig habt. Bekommt ihr nun dieſe in einer andern Welt hundertfältig zurück, ſo müßt ihr ja nothwendig ſammt und ſonders in der Suppe erſaufen?“

Alle Tiſchgäſte des Inquiſitors brachen bei dieſen Worten in ein lautes Gelächter aus; er aber nahm die Sache krumm, und wußte ſich, den Spott auf die mönchiſche Frommthuerei ſehr wohl verſtehend, kaum zu faſſen. Hätte er nicht ſchon in dem erſten Prozeß ein Haar gefunden, ſo würde er dem ehrlichen vor ihm ſtehenden Manne noch einen Zweiten angehangen haben, weil er ihm und ſeinen Faulbäuchen auf eine handgreifliche und doch zugleich anſtändige Manier in ſeinem unſchuldigen Humor den Text geleſen hatte.

„Geh zum Teufel, Kerl! ſagte er, vor Verdruß roth wie ein Zinshahn, und komme mir nicht wieder vor die Augen!

Von dem Kreuzzuge war natürlich kein weitere Rede.

VII. Novelle.

Bergamino verhöhnt in allem Anstand, mit einer Erzählung von Primasseau und dem Abt von Clugny, den Geiz, der neuerdings den Herrn Cane della Scala befallen hatte.

Die Königin und alle Andre ergötzte Emiliens lustige Geschichte, und sie gaben dem wohlangebrachten Scherz des Kreuzträgers ihren vollen Beifall. Als man sich nun darüber satt gelacht hatte, und die Stille wiederkehrte, hob Filostrato, den jetzt die Reihe des Erzählens traf, folgendermaßen an:

„Es ist aller Ehren werth, meine schönen Damen, wenn man ein festes, unverändertes und wohlbekanntes Ziel zu treffen weiß; aber fast an das Wunderbare grenzt es, wenn ein guter Schütze einen selten erscheinenden oder wenigstens ihm noch nie vorgekommenen Gegenstand, der ihm ganz plötzlich und völlig neu entgegentritt, glücklich erlegt. Der lasterhafte, unflätige Lebenswandel der Geistlichen liegt so offenbar vor Augen, daß eben keine große Kunst dazu gehört, satirische Ausfälle auf ihn zu thun. Allerdings hatte jener gute Mann völlig Recht dem Inquisitor die heuchlerische Wohlthätigkeit der Mönche unter die Nase zu reiben, die das lieber unter die Armen vertheilen, was sie den Säuen geben, oder auf die Straße werfen sollten; indeß scheint mir doch ein Anderer, von dem zu erzählen mir die vorhergehende Geschichte Anlaß gibt, noch weit mehr Lob zu verdienen. Dieser verhöhnte nehmlich den Herrn Cane della Scala, einen früher sehr spendabeln, aber auf einmal geizig gewordenen Mann, mit einer spaßhaften Geschichte, in welcher er von einem Andern das erzählt, was auf ihn

selbst gemünzt war. Diese Erzählung lautete folgendermaßen:

„Herr Cane della Scala war weit und breit als einer der glücklichsten, edelsten und freigebigsten unter allen Großen bekannt, deren man sich seit den Zeiten Friedrichs II. in Italien zu erinnern wußte. Einstmals nun hatte er sich entschlossen, in Verona ein glänzendes Fest zu veranstalten, zu welchem alle nur mögliche Leute, die an den Hof paßten, und dort Unterhaltung gewähren können, herbeigeströmt waren. Auf einmal wurde er, aus einem unbekannten Grunde, andern Sinnes, und entließ die sämmtlichen Angekommenen theils mit Geschenken, theils unter unklaren Vorwänden, über die sich Alle die Köpfe zerbrachen. Nur ein Einziger von Allen, ein gewisser Bergamino, der ein großes Redetalent besaß, blieb, ohne Geschenke oder Urlaub erhalten zu haben, in der Hoffnung, noch seinen Vortheil zu finden, in Verona zurück. Herr Cane aber war der Meinung, es sei besser, etwas in's Feuer zu werfen, als es dem Bergamino zu geben, und deßhalb nahm er gar keine Notiz von seiner Anwesenheit. Als nun Bergamino nach Verlauf etlicher Tage weder an den Hof beschieden, noch zu irgend einer Probe seiner Kunst aufgefordert worden war, fing er an ungeduldig zu werden. Er hatte nehmlich in der Zeit sein Geld aufgezehrt, und für Diener und Pferde war bei dem Wirth eine respektable Rechnung aufgewachsen. Trotz dem aber fand er es für gut, seine Abreise vor der Hand noch zu verschieben.

Bergamino hatte drei köstliche Anzüge, die ihm von drei verschiedenen großen Herren verehrt worden waren, mitgebracht, um bei dem Feste so glanzvoll als möglich erscheinen zu können. Der Wirth indeß wollte bezahlt seyn. Und so gab ihm denn Bergamino zur

Beruhigung erst Einen von diesen Anzügen; aber „die Schulden wachsen schnell“ und Wirthe sind ungeduldiger Natur. Der Mahner erschien bald aufs Neue, und so ging denn auch der zweite Anzug zum Teufel, wobei der momentan zufriedengestellte Wirth schon mit einem merkbaren Appetit nach dem dritten schielte, den er auch bereits in den Klauen zu haben glaubte, weil Bergamino denselben unbedingt an einen noch längern Aufenthalt riskiren wollte. Und in der That wäre beinahe auch dieser darauf gegangen.

Da ereignete sich es denn eines Tages, daß Bergamino mit seinem letzten Anzug in äußerst düster und sentimentaler Stimmung an das Table d'hôte mit Herrn Cane zusammentraf. Als Herr Cane seine finstere Miene bemerkte, fragte er Bergamino, mehr, um ihn zum Besten zu haben, als um ein Bonmot von ihm zu hören: Aber, ins Teufels Namen, Bergamino, was ist denn mit dir? Du siehst ja aus wie ein saurer Mops! Was hast du denn im Kopfe? Rede! Gieb etwas zum Besten!

Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, als wäre die Sache längst in seinem Kopfe fertig gewesen, erzählte jetzt Bergamino folgende Geschichte:

„Es gab einmal einen Gelehrten, Namens Primasseau, der in der Grammatik seines Gleichen suchte, und im Versemachen ein wahrer Hexenmeister war. Man kannte die Talente des Mannes in ganz Italien. Aber trotz allen seinen außerordentlichen Kenntnissen ging es ihm in der Heimath oft sehr schlecht, und es bewährte sich an ihm der Spruch: „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande“. Die Maler hatten ihn abkonterfeit, und man erkannte ihn sogleich überall, wo er nur hinkam, weil vielleicht sein Bild gerade in dem Wirthshaus,

wo er einkehrte, an der Wand hing. Demungeachtet konnte er es in Italien zu nichts Rechtem bringen; ja er saß oft so sehr in der Dinte, daß er keinen Heller im Beutel hatte. Es ging ihm schon längst im Kopfe herum, einmal im Ausland sein Glück zu versuchen, und Paris war das Ziel seiner Wünsche. Er hatte viel von dem Abt von Clugny gehört, welcher der allgemeinen Stimme nach nächst dem Papste, von allen Prälaten das reichste Einkommen haben sollte, und von dem man sich Wunder der Freigebigkeit erzählte. „Er halte täglich offene Tafel", hieß es, und jeder anständige Mann sey ihm nach einer kurzen Anmeldung als Tischgast willkommen. „Man macht so viel Wesens von dem Abt" dachte unterwegs Primasseau der von jeher an dem Umgang mit hochgestellten Leuten Geschmack fand; „ich will ihn doch auch einmal heimsuchen, und mich mit eignen Augen überzeugen, wie es um seine Freigebigkeit steht". Er erkundigte sich, ob er wohl auf seiner Reise nach Paris einen großen Umweg dahin habe.

„O nein, hieß es; seine Hochwürden wohnen kaum sechs Meilen von der Stadt auf einem Landgut."

„Gut", versetzte Primasseau, da kann ich ja dem edeln Herrn ganz bequem eine Visite machen; ich brauche nur etwas früh aufzustehen, um bei ihm zu Mittag einzutreffen. In Ermanglung eines Führers ließ er sich den Weg beschreiben, und für den Fall, daß er sich vielleicht verirrte, und nichts zu essen fände, steckte er, um nicht unterwegs zu verhungern, drei Brode zu sich; Wasser, das er freilich eben nicht sonderlich liebte, hoffte er überall zu finden. Jetzt machte er sich, mit seinen Broden bewaffnet, auf den Weg, den er so glücklich fand, daß er noch vor dem Mittagsessen bei dem Abt eintraf. Bei seinem Eintreten erstaunte er über die Menge gedeck-

ter Tische; im Vorbeigehen hatte er auch einen Blick in die Küche geworfen, wo Alles in voller Thätigkeit war; und so dachte er denn bei sich selbst: „die Fama lügt nicht; dieser Abt muß nothwendig der honetteste Mann seyn, der auf der Welt existirt". Man brachte Wasser zum Händewaschen, worauf sich die anwesenden Gäste zur Tafel verfügten. Primasseau erhielt zufällig seinen Platz gerade der Thür gegenüber, aus welcher der Abt heraustreten mußte, um in den Speisesaal zu gelangen. Es war an der Tafel des Abtes gebräuchlich, weder Brod noch Wein, noch etwas Anderes eher aufzutragen, als bis er selbst erschien. Bei seinem Eintritt näherte sich nun sogleich der Haushofmeister, und fragte den Abt, ob es seiner Magnificenz jetzt gefällig sey. Einen flüchtigen Blick auf die anwesende Gesellschaft werfend, fiel das Auge des Abtes sogleich auf den zunächst an der Thür sitzenden Primasseau. Frappirt von der schlechten Kleidung eines ihm völlig unbekannten Menschen, der sich als Tischgast eingefunden hatte, fuhr ihm auf einmal der ihm sonst fremde Gedanke durch den Kopf: da sehe doch Einer, an welche unwürdige Leute ich das Meinige verschwende!" Augenblicklich kehrte er um, ließ die Thüre wieder schließen, und fragte seine Diener, ob keiner von ihnen den unverschämten Kerl kenne, welcher der Thüre seines Zimmers gegenüber sitze. Niemand wußte über ihn Auskunft zu geben. Primasseau, der auf seiner Zufreise starken Appetit bekommen hatte, und kein Freund des Hungers war, zog, als der Abt nicht wieder erschien, jetzt ganz ungenirt eins von seinen drei Broden aus der Tasche hervor, und begann davon zu essen. Eine kleine Weile darauf ließ der Abt einen von seinen Dienern nachsehen, ob sich Primasseau noch nicht entfernt habe. „Nein", hieß es; „er ißt Brod, das er sich selbst mitgebracht haben muß". Nun so mag

er nur von seinem eignen Brode essen", versetzte der Abt; denn von dem unsrigen soll er heute nichts zu schmecken bekommen!"

Es wäre dem Abt am Erwünschtesten gewesen, wenn sich Primasseau aus freien Stücken fortbegeben hätte, weil er es denn doch für nicht ganz schicklich hielt, ihn förmlich von der Tafel hinwegzuweisen. Primasseau verzehrte beim längeren Ausbleiben des Abtes sein zweites Brod, und als dieser immer noch nicht erschien, machte er sich auch an das dritte. Als man dieß dem Abt meldete, wurde ihm die Sache denn doch bedenklich. Er fand Veranlassung, mit sich selbst zu Rathe zu gehen:

„Aber", dachte er im Stillen, was fällt dir denn auch heute nur auf einmal ein, daß du dich so ärgerst? Welcher dir sonst fremde Anlaß zum Geiz? Wie Viele haben nun schon seit Jahren an meiner Tafel gespeist, ohne alles Ansehen der Person; ja wie oft habe ich sogar augenscheinliche Landstreicher bewirthet, und noch niemals ist mir ein ähnlicher Gedanke wie beim Anblick dieses Menschen beigekommen! Es muß doch etwas Besonderes an diesem Manne seyn, daß er mich auf so ungewöhnliche Gedanken bringt. Allerdings sieht er mir, wenn ich ihn ins Auge fasse, sehr nach einem Vagabunden aus, und doch würde er mich nicht in diesem Grade gegen alle Höflichkeit verhärten, wenn gar nichts an ihm wäre".

Nach diesem Selbstgespräch erkundigte er sich weiter nach ihm. Jetzt erfuhr er, es sey der weit und breit berühmte Primasseau, der sich incognito bei ihm eingefunden, um sich von seiner gepriesenen Gastfreundlichkeit zu überzeugen. Das setzte ihn in die größte Verlegenheit. Sogleich war er darauf bedacht, seinen Zehler möglichst wieder gut zu machen, und ihm alle ihm gebührende Ehre zu erzeigen. Nach der Tafel schenkte er ihm kostbare, sei-

nem Range geziemende Kleider, ein arabisches Roß und eine volle Börse, und lud ihn dringend ein, so lange bei ihm zu verweilen, als es ihm gefällig wäre. Endlich nun kehrte Primasseau, nachdem er dem Abte seinen verbindlichsten Dank abgestattet, nach Paris, von wo aus er zu Fuß abgereist war, zu Pferd zurück."

Herr Cane verstand, als ein Kopf von leichter Fassungskraft, sogleich, was Bergamino mit seiner Erzählung sagen wollte, und erwiderte ihm lächelnd: „Bergamino, du hast sehr treffend deine mißliche Lage, dein Talent, meinen Geiz und deine Wünsche angedeutet. Noch nie in meinem Leben habe ich mich filzig gezeigt, als in Beziehung auf dich; aber ich will das mir neue und sonst ganz fremde Laster mit dem Stocke vertreiben, den du mir in die Hand gegeben hast".

Darauf bezahlte er den Wirth des Bergamino, schenkte ihm einen seiner kostbarsten Anzüge, gab ihm eine Börse voll Goldstücke und ein Pferd, und lud ihn ein, so lange bei ihm zu bleiben, als es ihm gefällig wäre.

VIII. Novelle.

Guiglielmo Borsiere verhöhnt auf eine delikate Manier den Geiz des Edelmanns Ermino de Grimaldi.

Bergamino's Schlauheit fand allgemeinen Beifall. Jetzt war die Reihe an der Filostrato zunächst sitzenden Lauretta, welche ohne sich lange zu besinnen, folgendermaßen anhob:

„Mir ist bei der vorigen Geschichte eine ähnliche Erzählung eingefallen, welche berichtet, wie ein Herr,

der an Höfen sein Glück zu machen suchte, auf fast gleiche Art die Geldgier eines reichen Handelsherrn verhöhnte. Mag meine Geschichte auch mit der vorigen einigermaßen zusammentreffen, so meine ich doch, man wird sie eben so gern anhören, zumal da sie einen sehr glücklichen Ausgang nimmt.

„In Genua lebte nehmlich vor Zeiten einmal ein Edelmann, Namens Ermino de Grimaldi, mit welchem sich, nach der allgemeinen Sage, an Besitz von Grundstücken und baarem Geld in ganz Italien kein anderer Privatmann messen konnte. Aber bei allem seinem grenzenlosen Reichthum war dieser „Herr von" der größte Filz, welcher in ganz Italien existirte. Kein Gedanke daran, daß er irgend Jemandem eine Wohlthat, eine Ehre oder Unterstützung erzeigt hätte; im Gegentheil legte er sich selbst die ärgsten Entbehrungen auf, und das sogar bei solchen Gelegenheiten, wo er sich ehrenhalber honett hätte zeigen sollen. Sein Beutel war der ganzen Welt verschlossen, was sonst in Genua nicht der Brauch ist, wo sich jeder angesehene Mann gern prächtig kleidet und glänzende Gastmahle gibt, sollte er es auch in andern Stücken an manchem Nöthigen fehlen lassen. Früher hatte es immer geheißen: „Ja, die Grimaldi's, das sind noch Leute, vor denen man Respekt haben muß". Aber jetzt wollte der Name Grimaldi Niemandem mehr über die Lippen, oder, wenn ihn ja Jemand aussprach, so klang's hinterher: „Pfui über den niederträchtigen Geizhals!" und das Volk gab ihm allgemein nur den Spitznamen: „Herr von Avarizia".

Um diese Zeit nun ereignete sich's, daß Guiglielmo Borfiere, ein lustiger Rath von feinen Sitten und guter Rednergabe, nach Genua kam, der sich von den jetzigen Hofleuten auf das Ehrenvollste unterschied. Denn

zur Schande unserer Zeiten sey es gesagt: „wenn man die jetzigen lustigen Räthe ins Auge faßt, die sich gar zu gerne „Herren von“ schimpfen lassen, so könnte man oft denken, man habe sie mit dem Besen aus dem Strapenkoth herausgekehrt, sofern man es nicht etwa vorzieht, sie ganz einfach für Ochsen oder Esel zu erklären. Der Hof ist fein, und das sollten sie auch sein; aber sie haben es in der Bestialität so weit gebracht, daß schwerlich ein Viehstall ihres Gleichen aufzuweisen hat. Sonst ließen sie sich es angelegen seyn, Frieden zu vermitteln, wenn ein Streit unter den Edelleuten ausbrach, sie bemühten sich, Ehen, Verschwägerungen oder Freundschaften zu stiften, die Höfe zu belustigen, oder die Bösgesinnten bald mit väterlich liebreichen, bald mit streng warnenden Worten auf den rechten Weg hinzuleiten, und Alles dieß thaten sie um einen geringen Lohn; jetzt aber gehen sie so recht eigentlich darauf aus, Einen gegen den Andern aufzuhetzen, überall den Saamen der Zwietracht auszustreuen, Zoten zu reißen, alle mögliche Affenschande vor den Leuten zu treiben, einander im Rücken alle nur erdenkbare Schlechtigkeiten und Abscheulichkeiten nachzusagen, und mit falschen Vorspiegelungen unverdorbene Menschen zum Frevel zu verlocken. Leute der Art, welche dieses elende Handwerk aus dem Grunde verstehen, gelten bei hohen Herrschaften, die ein besonderes Wohlgefallen an solchen Gemeinheiten finden, um desto mehr, je weiter sie es in der Kunst gebracht haben, die Welt zu demoralisiren. Eine saubere Ehre für unsere hochgepriesene Zeit! Das heißt Cultur! Der nachdenkende Weise sitzt trauernd im Winkel, und ruft aus: „die Tugend ist aus der Welt entflohen, und hat die beweinenswerthe Menschheit in dem Sumpf des Lasters zurückgelassen!“

Doch ich bin ins Moralisiren gekommen; kehren wir

zu unſerm Gegenſtand zurück. Guiglielmo erwarb ſich bald bei allen Edelleuten in Genua Liebe und Achtung. Nach dem Aufenthalt von einigen Tagen, in welchen er faſt überall von dem ſchmutzigen Geiz Ermino's hatte ſprechen hören, fuhr es ihm einmal plötzlich durch den Kopf, dieſem Herrn einen Beſuch abzuſtatten. Gedacht, gethan.

Ermino hatte von den Talenten Guiglielmo Borſiere's ſchon Manches gehört, und da er trotz ſeinem Geiz einen gewiſſen äußern Anſtand nicht zu verletzen pflegte, ſo empfing er ihn mit freundlicher Miene und höflichen Worten. Während mancherlei Geſprächen führte er ihn und einige andere Genueſer, die bei ihm waren, in ein Palais, das er eben erſt bauen und ſplendid hatte einrichten laſſen. Nachdem er die Gäſte im Haus herumgeführt, und ihnen Alles gezeigt hatte, hob er an:

„Signor Guiglielmo, Ihr habt doch ſo Manches in der Welt geſehen, und könntet mir da wohl vielleicht einen guten Rath geben. Ich trage mich nehmlich mit dem Gedanken herum, in dem Saal des Hauſes ein Bild anbringen zu laſſen, dergleichen man noch nie geſehen hat. Habt Ihr da nicht etwa einen guten Einfall?"

„Etwas noch nie Dageweſenes", verſetzte Guiglielmo, möchte wohl ſchwer zu erſinnen ſeyn, man müßte denn etwa einen im Nieſen Begriffenen zeichnen. Aber halt, da fällt mir denn doch etwas ein, was wenigſtens Ihr für Eure Perſon noch nicht geſehen haben dürftet".

„Und das wäre", fragte Ermino, begierig auf die Antwort.

Guiglielmo erwiderte ihm: „Nun ſo laßt denn einmal die Freigebigkeit malen!"

Als Herr Ermino dieſes Wort hörte, befiel ihn auf einmal eine ſo mächtige Schaam, daß er von Stund an

seine Gemüthsart änderte, und ein ganz neuer Mensch wurde.

„Ihr habt sehr Recht, mein Herr Guiglielmo", versetzte er; „ich will die „Freigebigkeit" malen lassen, und zwar so, daß weder Ihr, noch sonst Jemand mir jemals wieder vorwerfen kann, daß ich sie nie gesehen und gekannt habe".

Und in der That machten Guiglielmo's Worte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von demselben Tage an sowohl in Beziehung auf Fremde als Einheimische der honetteste und gefälligste Edelmann wurde, dessen sich die Chronik von Genua zu erinnern weiß.

IX. Novelle.

Der König von Cypern wird durch den Spott einer Dame aus der Gascogne aus einem Schwachkopf in einen energischen Fürsten umgewandelt.

Die Letzte, welche den Wink der Königin zu erwarten hatte, war Elise, die jetzt mit heiterer Miene folgendermaßen anhob:

Liebe Schwestern, es begab sich schon so manchmal, daß Menschen, bei denen aller Tadel und alle Strafen nichts fruchteten, sich ein zufälliges und absichtsloses Wort tief zu Herzen nahmen. Davon lieferte uns Lauretta's Novelle ein schlagendes Beispiel. Mir ist dabei eine andere ähnliche ganz kurze Geschichte eingefallen, die fast auf dasselbe hinausläuft. Insofern Erzählungen der Art fast immer heilsam wirken, soll man ihnen die gehörige Aufmerksamkeit nicht versagen, sie mögen nun kommen aus welchem Munde sie auch wollen. Nun so hört denn also:

„Zu den Zeiten des ersten Königs von Cypern, kurz nachdem Gottfried von Bouillon das heilige Land erobert hatte, begab es sich, daß eine von der Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrende Edeldame auf ihrer Reise über Cypern von schlechten Menschen auf eine empörende Weise beleidigt wurde. Ganz außer sich über den ihr angethanen Frevel, wollte sie sich an den König selbst wenden. Doch man sagte ihr: „das werde ihr nichts helfen; denn der König sey ein Mann, der sich selbst aus Angst und Kleinmuth alle nur mögliche Verletzungen seiner eignen Person gefallen lasse. Daß er sich anderer Klagender und Beleidigter annehme, daran sey gar nicht zu denken. Denn Jeder, der etwas gegen ihn habe, trommle ihm förmlich auf der Nase herum". — Das war ein schlechter Trost für die Dame. Genugthuung wollte sie nun einmal haben, denn ihre Entrüstung ging so weit, daß sie keine Rücksichten mehr kannte, und sich daher entschloß, um ihren Rachegefühlen Luft zu machen, dem König selbst zu Leibe zu gehen, und seine Erbärmlichkeit zu verhöhnen.

Mit Thränen in den Augen trat sie vor ihn, und hob an:

„Majestät, ich erscheine nicht vor Euch, um mir wegen widerfahrner Beleidigungen die mir gebührende Genugthuung auszubitten; ich will nur die Eine Frage an Euch richten, auf welche Art Ihr selbst die vielen Beschimpfungen ertraget, die Euch fast tagtäglich zugefügt werden. Ich werde mich gern von Euch belehren lassen, wie ich es anzufangen habe, auch die meinige zu erdulden, die ich Euch, weil Ihr im Ertragen Eures Gleichen sucht, gern überlassen möchte".

Diese Worte der Dame machten auf den bisher in tiefe Lethargie versunkenen König einen solchen Eindruck,

daß er plötzlich wie aus einem Todtenschlafe erwachte, und mit einemmale ein höchst energischer Regent wurde.

Aufs Nachdrücklichste bestrafte er sogleich vor Allem die Beschimpfung, welche der Dame widerfahren war, und züchtigte von dem Tage an mit der größten Strenge Jeden, der sich gegen die Ehre seiner Krone das Geringste zu Schulden kommen ließ.

X. Novelle.

Meister Alberto von Bologna beschämt auf anständige Weise eine Dame, die ihn wegen seiner Liebe zu ihr verspotten wollte.

Nachdem Elise ihre Erzählung beendigt hatte, war die Reihe nun zuletzt an der Königin selbst, welche in frauenzimmerartigem Tone also anhob:

„Liebe Mädchen, gleichwie in hellen Nächten die Sterne der Schmuck des Himmels, und im Frühling die Blumen die Zierde der Wiesen sind, so sind sogenannte Bonmots und geistreiche Witzspiele die Seele der guten Unterhaltung. Bei Männern mag es noch hingehen, wenn sie in ihren Reden nicht immer Maas zu halten wissen; aber bei Frauenzimmern ist das oft unausstehlich. Ein Frauenzimmer soll sich immer so kurz als möglich fassen. Leider findet man heutzutage nur sehr Wenige, welche sich auf diese Kunst verstehen. Zur Schande unseres jetzt lebenden Geschlechts sey es gesagt: die Meisten von uns haben heutzutage jetzt nicht einmal Geist genug, ein Witzwort aufzufassen, geschweige denn, darauf eine gescheidte Antwort zu geben. Denn Alles, was die Frauen sonst auf Bildung des Geistes und Herzens wandten, das ver-

wenden sie jetzt auf Putz und eiteln Flitterstaat. Wenn sie nur als rechte Modepuppen mit Shawl, Federhut und Schleier in seidnen Kleidern daherstolziren können, so denken sie wunder, was sie sind. Dabei erwägen sie nicht, daß, wenn man den ersten besten Esel ebenso herausstaffiren und ihm Lasten von Putz aufladen wollte, derselbe hundertmal mehr davon würde tragen können, als sie, und daß man ihn trotz dieser Eigenschaft doch für nichts Anderes halten würde, als für einen Esel.

Es ist Sünde und Schande, daß es so weit mit uns gekommen ist. Ich möchte lieber schweigen als reden; denn mit Worten, die ich gegen mein Geschlecht richte, verletze ich mich selbst. Diese modisch herausgeputzten Dämchen, die ich hier meine, sitzen entweder stumm und empfindungslos da wie Wachsfiguren und Marmorbilder, oder, wenn man eine Frage an sie richtet, so antworten sie so einfältig, daß es weit besser gewesen wäre, wenn sie ganz geschwiegen hätten. Und dabei reden sie sich noch ein, ihre Unfähigkeit, sich zu unterhalten, liege in ihrer Seelenreinheit, welche sie noch lieber Sittsamkeit genannt wissen wollen; als ob die Sittsamkeit darin bestünde, mit Niemand, als mit der Magd, der Wäscherin, oder Bäckersfrau ein Wort reden zu können. Wenn dieß wirklich so seyn sollte, wie sie uns glauben machen möchten, so würde die Natur ihrer Geschwätzigkeit wohl auf irgend eine andere Art Grenzen gesetzt haben. Es versteht sich von selbst, daß ein Frauenzimmer bei Allem, was es spricht, Zeit, Ort und Personen berücksichtigen soll; denn nur schon zu oft begegnete es sowohl Weibern als Männern, daß sie der geistigen Ueberlegenheit gegenüber im Unbewußtseyn ihrer eignen Ohnmacht sich einen Spott erlaubten, der ihnen zu ihrer größten Beschämung doppelt zurückgegeben wurde. Seyd also in diesem Punkte

auf eurer Huth! Beherzigt das alte Sprüchwort: „eine Frau zieht in solchen Fällen fast immer den Kürzeren!“ Um euch die Sache recht anschaulich zu machen, will ich euch jetzt eine Geschichte erzählen, welche für heute die letzte seyn mag. Das „Fabula docet“ derselben ist: Frauenzimmer von geistiger Bildung sollen sich auch durch feine Sitten auszeichnen. Also hört:

„Es ist noch nicht so gar lange her, daß sich in Bologna ein weltberühmter Arzt, Namens Alberto aufhielt, der vielleicht noch heutiges Tages lebt. Obgleich dieser Mann bereits in den Sechzigen stand, so hatte er trotz der Abnahme seiner Körperkräfte doch noch so viel geistiges Feuer, daß er sich in seinen alten Jahren noch einmal verliebte. Er sah nämlich eines Tages eine wunderschöne junge Wittwe, Namens Margharita da Ghisoleri. Diese Dame machte auf ihn einen so lebhaften Eindruck, daß er, wie ein zum erstenmal von der Schwärmerei der Liebe befallener Jüngling, keine Nacht ruhig schlafen konnte, wenn er nicht im Verlauf des Tages den Gegenstand seiner Neigung gesehen hatte. Es wurde ihm zum Bedürfniß, zu Fuß oder zu Pferde vor den Fenstern seiner Dame vorbeizuparadiren. Sowohl der Dame selbst, als mehrern ihrer Freundinnen, fiel dieß bald auf, und sie hatten miteinander oft ihren Spaß darüber, daß ein so gesetzter, erfahrungsreicher und bejahrter Mann noch auf Liebesabenteuer ausgehe; als ob diese holde Leidenschaft nur bei thörichten Jünglingen, und nicht auch bei Andern Raum finden könnte. Als nun die Damen einstmals an einem Feiertage den Meister Alberto wie gewöhnlich herankommen sahen, beredeten sie sich unter einander, ihn erst in allen Ehren zu begrüßen, dann aber in ein Gespräch zu verwickeln, und ihn im Verlauf desselben mit Stichelreden wegen seiner Liebe aufzuziehen. Und das

thaten sie auch. Als er kam, standen sie alle auf, luden ihn ein, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, und führten ihn in eine kühle Halle, wo sie ihn mit den ausgesuchtesten Weinen und feinstem Backwerk bewirtheten. Endlich fragten sie ihn mit wohlausgesonnenen Worten, wie es denn nur möglich sei, daß er sich in diese schöne Dame habe verlieben können, da es ihm doch wahrscheinlich nicht unbekannt sey, von wie vielen schönen, anständigen und jungen Leuten ihr der Hof gemacht werde.

Als der Meister sah, daß man ihn hier zum Besten haben wollte, versetzte er mit unbefangenem Lächeln: „daß ich liebe, schöne Frau, und gerade Euch liebe, kann Euch um so weniger in Verwunderung setzen, weil Ihr es vor Allen am meisten verdient, geliebt zu werden. Gehen mir nun auch nach den Naturgesetzen jene Kräfte ab, die zu der Ausübung der Liebe gehören, so haben diese Kräfte doch den besten Willen, und bei ihrer Reife möchten sie vielleicht in demselben Grade mehr leisten, als das Alter die erfahrungslose Jugend an Einsicht übertrifft. Ich hatte meinen guten Grund, mich als alter Mann in Euch, die Ihr von vielen jungen Leuten angebetet werdet, zu verlieben. Schon oft nehmlich bemerkte ich, daß Damen zu ihrem Vesperbrod Bohnen und Schnittlauch verzehrten. Ihr werdet mir wohl eingestehen, daß eigentlich an dem ganzen Lauch nichts Gutes ist; das am wenigsten Widerwärtige ist noch der Knopf daran. Doch aus verkehrtem Geschmack pflegt ihr gewöhnlich den Knopf in der Hand zu behalten, und eßt nur die Blätter, die gar nichts taugen, und einen höchst widerlichen Geschmack haben. Diese Bemerkung ließ das Beste für mich hoffen. Denn wäre es nicht möglich, daß Ihr es in Beziehung auf Eure Liebhaber gerade eben so hieltet? Und

würde, wenn Ihr das thätet, nicht ich derjenige seyn, der über alle Eure andern Freier den Sieg davontrüge?"

Die edle Dame und die andern anwesenden Frauen fühlten sich durch diese Rede getroffen, und in Verlegenheit gesetzt; dann aber sagte sie: „Lieber Meister, Ihr habt uns wegen unserer übermüthigen Laune sehr treffend und doch zugleich wohlmeinend gezüchtigt. Seyd überzeugt, ich schlage die Liebe eines so edeln und verständigen Mannes hoch an, und ich gebe Euch die Freiheit, über mich, wie über Euer Eigenthum zu gebieten, so weit es mit meinem guten Rufe verträglich ist".

Der Meister erhob sich jetzt mit seinen Begleitern, dankte der edeln Frau, und nahm lachend von ihr Abschied. Und so wurde denn die Dame, weil sie den Gegenstand ihres Spottes nicht gehörig kannte, besiegt, wo sie zu siegen glaubte. Also wenn euch ein ähnlicher Fall vorkommen sollte, so benehmt Euch klug, und seyd auf eurer Huth vor Mißgriffen ähnlicher Art!"

Schon hatte sich die Sonne gen Westen geneigt, und es war kühler geworden, als die Erzählungen der jungen Damen und der drei Jünglinge zu Ende waren. Daher jetzt die Königin das Wort nahm, und mit Anmuth also anhob:

„Liebe Freundinnen, ich lege nun für den heutigen Tag mein Regiment nieder, und es bleibt mir jetzt nichts weiter übrig, als eine neue Königin zu ernennen, welche für morgen ihre und unsere Lebensweise und uns geziemende Vergnügungen anzuordnen hat. Zwar dauert der heutige Tag, streng genommen, noch bis zur Mitternacht; da aber die Verfügungen der jedesmaligen neuen Königin einige Zurüstungen erfordern werden, so achte ich es für zweckmäßig, auch die folgenden Tage um die gegenwärtige Stunde ihren Anfang nehmen zu lassen. Und so möge

denn jetzt zur Ehre Dessen, auf den sich alles Leben bezieht, und zu Förderung unseres geselligen Vergnügens die verständige Philomena von jetzt an die Herrschaft übernehmen".

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm den Lorbeerkranz von ihrem Haupte und setzte ihn mit Grazie auf die Stirne der neuen Königin, worauf diese erst von den Damen, und dann auch von den Jünglingen freundlich als Herrscherin begrüßt wurde. Philomena erröthete erst ein wenig, als sie sich mit der königlichen Krone geschmückt sah, indem sie der kurz vorher von Pampinea gesprochenen Worte gedachte. Doch bald faßte sie, um nicht blöde zu erscheinen, Muth, bestätigte zunächst die von Pampinea ausgetheilten Aemter, traf Bestimmungen über Alles, was von demselben Ort, wo sie waren, am Morgen und bei dem Mittagsmahl vorgenommen werden sollte, und hob dann also an:

„Geliebte Freundinnen, obgleich Pampinea, mehr ihrer Herzensgüte als meinem Werthe zufolge, mich zu eurer Königin ernannt hat, so finde ich es doch nicht für gut, Alles nach meinem eignen Kopf zu ordnen, sondern möchte dabei gern auch eure etwaigen Vorschläge berücksichtigen. Also will ich euch erst kürzlich meine Gedanken mittheilen; dann wollen wir gemeinsam darüber berathen, was etwa noch zuzufügen, oder wegzulassen wäre. Pampinea's Anordnungen schienen mir für meine Person so lebenswerth und für unsern Zweck geeignet, daß ich sie, so lange sie nicht ermüdend werden, beibehalten möchte. Wenn unsere angefangenen Beschäftigungen zu Ende sind, so wollen wir uns erheben, und eine Zeitlang lustwandeln. Dann speisen wir nach Untergang der Sonne in der schattigen Kühle des Abends, singen einige Lieder,

sind noch zusammen vergnügt, und begeben uns darauf zur Ruhe.

Morgen stehen wir auf, wenn es noch frisch ist, und Jedes von uns geht nach Belieben seiner Unterhaltung nach. Dann gehen wir um dieselbe Stunde zu Tisch wie heute, machen einige Tänze und halten ein Weilchen Mittagsruhe. Darauf finden wir uns wieder ebenfalls wie heute hier ein, und fahren mit Erzählen fort, was ich für das Angenehmste und Nützlichste halte.

Doch möchte ich dabei eine Anordnung vorschlagen, welche Pampinea noch nicht treffen konnte, weil sie zu spät zur Königin gewählt wurde. Mir scheint es nehmlich zweckmäßig, jedesmal im Voraus einen Gegenstand anzugeben, über den die Geschichten handeln müssen, damit ein Jedes Zeit habe, sich auf eine Erzählung von entsprechendem Inhalt vorzubereiten. Wenn ihr das zufrieden seyd, so mache ich für dießmal die Wechselfälle des Glücks, mit welchen sich die Menschen seit Anbeginn der Welt herumzuschlagen hatten, zum Thema, bitte aber nur solche Fälle zu behandeln, „wo die Helden der Geschichte nach einem vielfachen Kampfe mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu einem erwünschten Ziele gelangen".

Die Damen sowohl als die Herren waren mit dieser Anordnung völlig einverstanden, und versprachen, sich nach ihr zu richten. Dioneo allein sagte, als die Andern schwiegen: „auch ich, Madonna, stimme den Uebrigen bei, und finde Eure Verfügung sehr gut und schön; doch möchte ich es mir für meine Person für die ganze Dauer unserer Gesellschaft als eine besondere Vergünstigung ausbitten, mich von der Verpflichtung, einen vorgeschriebenen Stoff zu behandeln, auszunehmen, und mir in dem, was ich erzählen soll, freie Wahl zu lassen. Wenn Ihr mir diese Huld gewährt, so will ich auch unter den Er-

zählenden der Letzte seyn; ich denke nicht, daß ihr mir deßhalb Mangel an Geschichten aller Art zutrauen werdet".

Da ihn die Königin als einen der unterhaltendsten Gesellschafter kannte, und wohl sah, daß er dabei nur die Absicht hatte, die Gesellschaft, wenn sie der ernsteren Erzählungen müde wäre, durch eine lustige Geschichte wieder aufzuheitern, so gewährte sie ihm mit Beistimmung der Uebrigen gern die erbetene Gunst. Jetzt brachen sie nun sämmtlich auf, und die Mädchen wandelten langsam einem Bache voll klaren Wassers zu, der von dem nahen Berge in ein von grünen Bäumen beschattetes und von Felsen umgebenes Thal voll blumiger Auen herniederfloß. Dort plätscherten sie mit bloßen Füßen und Armen im Wasser, und vergnügten sich in allerlei heitern Scherzen. Als nun die Stunde des Mahls herankam, kehrten sie nach dem Schlosse zurück, und nahmen mit Behagen die Abendmahlzeit ein. Nach dem Essen ließ die Königin musikalische Instrumente herbeiholen, und gebot, einen Tanz zu beginnen. Lauretta sollte ihn aufführen, und Emilie von des Dioneo Laute begleitet, dazu ein Lied singen, Lauretta fing dem Befehl gemäß, den Tanz sogleich an, und Emilie sang mit zärtlichem Ausdruck dazu folgendes Lied:

„Von meiner Liebe bin ich so gefangen,
Daß andre Schönheit nie
Mich heißer kann entzünden zum Verlangen.
Ich seh' in ihr, so oft ich mich betrachte,
Ein Kleinod, das mich ganz zufrieden stellet,
Was Neues komme, was ich Altes dachte,
Mir meine süße Wonne nicht vergället.
Kein Stern, der meinen Himmel sonst erhellet,
Und andre Schönheit nie
Entzündet mich zu ähnlichem Verlangen.

Nie flieht dies Gut, so oft es mir gelegen,
Zu meinem Trost es wieder zu erschauen,
Und immer tritt es lächelnd mir entgegen,
Um mich mit Himmelslabung zu umthauen.
Nicht Worte nennen dann das süße Grauen,
Ein Sinn erfaßt es nie,
Als der, der brennt von ähnlichem Verlangen.

Mit jeder Stunde steigt der Sehnsucht Beben,
Je mehr ich dorthin wende meine Blicke;
Drum will ich ganz mich ihm zu eigen geben;
Ich kosicte erst vom versprochnen Glücke,
Der Wonnen höchste, hoff' ich, blieb zurücke,
So groß, wie sie noch nie
Genossen ward von irdischem Verlangen."

Das kleine Lied, in das Alle lebhaft eingestimmt hatten, gab durch seinen Inhalt Einigen viel zu denken. Als man nach dem Schluß desselben noch einigemal getanzt hatte, und bereits ein Theil der kurzen Nacht verstrichen war, gefiel es der Königin, den ersten Tag zu beschließen. Sie ließ Fackeln anzünden, und gebot jetzt der Gesellschaft, bis zum nächsten Morgen auszuruhen. So thaten denn Alle, wie befohlen, und zogen sich auf ihre Zimmer zurück.

Es schließt hier der erste Tag des Decameron, und es beginnt der zweite, an welchem unter Philomena's Regiment von Personen erzählt wird, welche nach dem Kampfe mit manchen traurigen Schicksalen wider all ihr Erwarten endlich noch zu einem glücklichen Ziele gelangten.

Schon hatte die Sonne der Welt mit ihrem hellen Licht den jungen Tag verkündet, den die auf den grünen Zweigen sitzenden Vöglein mit lauten Jubeltönen begrüßten, als sich die Schläfer und Schläferinnen von ihren Lagern erhoben und hinaus in den Garten begaben, in dessen Gängen sie eine Zeitlang neben dem bethauten Grase langsam lustwandelten und einander schöne Blumenkränze flochten. Wie sie des Tages zuvor gethan, so hielten sie es auch heute. Sie speisten zu Mittag im kühlen Schatten, und ruhten nach einigen Tänzen ein Weilchen aus. Nachmittags um 4 Uhr versammelten sie sich nach der Anordnung der Königin auf dem grünen Rasen, wo sie im Kreise um sie her ihre Plätze einnahmen. Als nun die Königin, welche sehr schön war, und, mit dem Lorbeerkranz geschmückt, einen höchst reizenden Anblick gewährte, ein wenig gewartet und die ganze Gesellschaft überschaut hatte, gebot sie jetzt der Neiphile, die weiteren Erzählungen mit einer der ihrigen zu eröffnen. Diese hob, ohne eine Ausflucht zu machen, mit heiterem Tone folgendermaßen an:

I. Novelle.

Martellino stellt sich lahm, und gibt vor, daß er durch den Körper des heiligen Heinrich geheilt werden könne. Man entdeckt seinen Betrug; er wird gestäupt und in den Kerker geworfen, und ist in Gefahr, gehangen zu werden; endlich aber kommt er noch glücklich davon.

Schon öfters, liebe Schwestern, war es der Fall, daß Leute, die, besonders in heiligen Dingen, mit Andern ih-

ren Spott treiben wollten, den Spott und auch den Schaden auf sich selbst wandten. Um nun dem Gebot der Königin Genüge zu leisten und durch meine Erzählung die Lösung unserer Aufgabe zu beginnen, so laßt mich euch jetzt ein Beispiel vorführen, wie es einem unserer Landsleute einstmals sehr übel, aber doch am Ende wider all sein Erwarten noch ganz glücklich erging.

Es ist noch gar nicht so lange Zeit her, daß in Treviso ein Deutscher, Namens Heinrich, lebte, welcher, als ein armer Teufel, Jedem, der ihn wünschte, als Lastträger diente, und dabei allgemein für einen Mann von frommem und unbescholtenem Lebenswandel galt. Deßhalb geschah es, daß, wie die Trevisaner erzählen, (ob es Fabel sey, oder nicht, will ich hier nicht untersuchen) in der Stunde seines Todes alle Glocken in der großen Kirche von Treviso von selbst zu läuten begannen. Heinrich wurde für einen Heiligen erklärt, das Volk strömte aus der ganzen Stadt nach dem Hause, wo seine Leiche lag, und man trug sie als die entseelte Hülle eines Heiligen in die Domkirche, wohin man Lahme, Blinde, Gichtbrüchige und andere Leidende brachte, als ob sie durch die bloße Berührung seines Körpers von ihren Uebeln geheilt werden könnten.

Während dieses Volksgewühls und Durcheinanderrennens traf sichs nun, daß drei unserer Landleute in Treviso anlangten, von denen einer Stecchi, der Andere Martellino, und der Dritte Marchese hieß, Leute, welche die Höfe der Großen besuchten, und durch ihr Talent, in komischen Vorstellungen Andere täuschend nachzuahmen, die Zuschauer belustigten. Sie waren zum erstenmal in Treviso, und wunderten sich darüber, die Stadt so in Bewegung zu finden. Als sie den Grund davon hörten, bekamen sie Lust, die Sache selbst mit anzusehen. Nachdem

sie ihre Effekten im Gasthause abgelegt hatten, sagte Marchese: „Wir wollen uns doch sogleich aufmachen, um diesen Heiligen in Augenschein zu nehmen; aber freilich weiß ich nicht recht, auf welche Art wir durchkommen sollen, da, wie ich hörte, der Platz rings umher mit Deutschen und andern Bewaffneten besetzt ist, welche der Landesherr dort aufgestellt hat, um Unruhen vorzubeugen. Ueberdem ist, wie man sagt, die Kirche so gepropft voll, daß beinahe kein Apfel zur Erde kann." Hierauf versetzte Martellino, der gleichfalls begierig war, die Sache mit anzusehen: „Dadurch lasse ich mich nicht abschrecken; ich getraue mir schon ein Mittel zu finden, um zu der Leiche des Heiligen zu gelangen." „Und dieses Mittel?" fragte Marchese. „Sieh, versetzte Martellino, ich stelle mich lahm, und ihr führt mich von beiden Seiten, als ob ich nicht allein gehen könnte; dabei müßt ihr vorgeben, ihr brächtet mich her, um mich von dem Heiligen wiederherstellen zu lassen. Auf diese Weise wird man uns gern überall Platz machen, und unsere Straße ziehen lassen." Dem Marchese und dem Stecchi gefiel dieser Gedanke. Sogleich verließen sie das Gasthaus und begaben sich alle drei an einen abgelegenen Ort, wo Martellino Hände, Finger, Arme, Beine, und überdieß noch den Mund, die Augen und das ganze Gesicht dergestalt verdrehte, daß es gräßlich anzusehen war, so daß bei seinem Anblick Jeder steif und fest geglaubt haben müßte, er sey in der That am ganzen Leibe gelähmt und verkrüppelt.

Darauf wandten sich Marchese und Stecchi mit ihm nach der Kirche, und baten, fromme Mienen heuchelnd, Alle, die im Wege standen, um Gottes Willen, ihnen Platz zu machen, was man auch gern that. Auf diese Art gelangten sie bald an den Ort, wo der Leichnam des heiligen Heinrich unter einem Gitter lag. Jezt ergriffen

sogleich einige Edelleute, die umher standen, den Martellino, und legten ihn über die Leiche des Heiligen nieder, damit derselbe ihm seine Gesundheit wiederschenken möchte. Alles umher war in der größten Spannung, was jetzt geschehen würde. Martellino, als ein Meister in der Verstellungkunst, that nach einer Weile erst, als ob ihm ein gelähmter Finger wieder gerade würde, dann streckte er die Hand, und darauf den ganzen Arm aus, und so machte er es nach und nach mit allen Gliedmaßen seines ganzen Körpers. Als dieß die Leute sahen, erhoben sie zum Lobe des heiligen Heinrich ein solches Geschrei, daß beinahe Keiner sein eigenes Wort mehr hören konnte.

Da traf sichs denn, daß ein Florentiner in der Nähe war, der den Martellino sehr gut kannte, welcher sich ihm bei seinem Eintritte nur durch seine Verstellung unkenntlich gemacht hatte. Jetzt aber, da er ihn aufrecht und gerade gehen sah, erkannte er ihn augenblicklich und lachte laut auf. „Ein verwünschter Bursch!“ rief er aus; „hätte nicht Jeder, der ihn hereinkommen sah, Stein und Bein schwören müssen, daß er wirklich der größte Krüppel sey?“ „Wie? Der wäre kein Krüppel gewesen?“ fragten sogleich einige Trevisaner, die diese Worte hörten. „Ei, Gott bewahre!“ versetzte der Florentiner, „er war von Kindesbeinen an so gerade, wie Jeder hier unter uns. Aber das weiß der Teufel, der Kerl versteht sich auf Verstellungskünste besser als ein Hexenmeister; er hat euch da so eben ein feines Pröbchen geliefert.“ — Daran hatten nun die Trevisaner gerade genug. Sie drängten sich mit Gewalt vor zu ihm und schrieen laut: „Nehmt den Verräther fest, der Gottes und seiner Heiligen spottet, und sich lahm stellt, nur um uns zum Besten zu haben!“ Bei diesen Worten packten sie ihn, schleiften ihn an den Haaren fort, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und fingen an, ihn mit

Faustschlägen und Rippenstößen zu traktiren, und Keiner glaubte ein ordentlicher Kerl zu seyn, der nicht dabei das Seinige that. Martellino schrie zwar um Gotteswillen um Gnade und wehrte sich aus Leibeskräften, aber das half Alles nichts; das wüthende Heer ging ihm immer ärger zu Leibe. — Als dieß Marchese und Stecchi sahen, gestanden sie sich ein, daß es hier nicht zum Besten aussehe, und wagten aus Furcht für ihre eignen Personen nicht, ihm zu Hülfe zu kommen, sondern verlangten mit den Andern laut seinen Tod. Dabei sannen sie jedoch im Stillen darauf, wie sie ihn wohl den Händen des Volks entreissen möchten, das ihn ganz gewiß umgebracht haben würde, wenn Marchese nicht ein Rettungsmittel gefunden hätte. Da nämlich die ganze Polizei in der Nähe aufgestellt war, so eilte Marchese so schnell als möglich zu dem Anführer derselben hin, und sagte: „Um Gotteswillen helft mir! Dort ist ein schlechter Kerl, der mir eine Börse mit wenigstens hundert Goldgulden gestohlen hat. Laßt ihn doch festnehmen, damit ich mein Geld wieder erhalte!“ Auf diese Worte liefen sogleich ein Dutzend Polizeidiener nach der Stelle hin, wo der arme Martellino ohne Kamm gezaust wurde, entrissen ihn, ganz jämmerlich zugerichtet, den Händen des tobenden Pöbels, und führten ihn auf das Rathhaus. Dorthin liefen ihm Viele nach, die sich von ihm betrogen glaubten, und als sie hörten, daß man ihn wegen Beutelschneiderei festgenommen habe, so meinten sie, dieß werde wohl der sicherste Weg seyn, ihn an den Galgen zu bringen, wobei Jeder behauptete, er habe auch ihm Geld abgenommen.

Als dieß der Richter des Podesta, ein strenger Mann, vernahm, führte er ihn sogleich bei Seite, und begann ihn darüber zu verhören. Martellino indeß gab nur scherzhafte Antworten, als ob er sich um die ganze Geschichte

wenig kümmere. Darüber wurde der Richter zornig; er ließ ihn prügeln und auf die Folter spannen, um ihn zum Geständniß zu bringen und nachher hängen zu lassen. Als Martellino hierauf wieder vor den Richter gestellt wurde und dieser ihn fragte, ob das wahr sey, was die Leute hier wider ihn vorbrächten, so antwortete er, um das „Nein!“ zu umgehen, folgendermaßen:

„Herr, ich bin mit Vergnügen bereit, die Wahrheit an der Sache bis ins kleinste Detail zu gestehen; nur bitte ich dabei, laßt doch einmal vor allen Dingen Jeden, der mich beschuldigt, vor Euch treten und genau angeben, wann und wo ich ihm sein Geld gestohlen habe. Dann will ich meines Theils auch eingestehen, was ich gethan habe, oder nicht.“ Der Richter war dieß zufrieden und ließ sogleich einige von den Klägern vor sich citiren. Der Eine von ihnen sagte, Martellino habe ihm vor acht Tagen seine Börse entwandt, ein Andrer vor sechs, ein Andrer vor vier Tagen, und noch ein Andrer an dem heutigen Tage.

Als Martinello das hörte, sagte er: „Lieber Herr, das sind Alles recht grobe, handgreifliche Lügen! Daß ich die Wahrheit rede, dafür mag zum Beweis dienen, daß ich vor etlichen Stunden jemals so wenig hier war, als ich in meinem Leben diese Stadt erblickt zu haben wünschte. Unglücklicherweise begab ich mich sogleich nach meiner Ankunft in die Kirche, um den Leichnam des heiligen Heinrich zu sehen, und habe bei dieser Gelegenheit solche Schläge erhalten, daß Ihr die Spuren davon noch deutlich an mir sehen könnt. Daß dem wirklich also sey, das werden Euch der Thorinspektor, mein Wirth und das Fremdenbuch beweisen. Könnt Ihr Euch also jetzt von der Richtigkeit meiner Aussagen überzeugen, so gebt

dem Verlangen der Schurken nicht nach, die mir nach dem Leben trachten."

Als die Sache so stand, hatten Marchese und Stecchi bereits gehört, daß der Richter des Podesta streng gegen Martellino verfahren sey und ihn habe auf die Folter spannen lassen. Sie geriethen deßhalb in große Besorgniß und sagten zu einander: „Das haben wir schlecht angefangen; wir haben ihn aus dem Regen in die Traufe gebracht." Von Angst umhergetrieben suchten sie jetzt ihren Wirth auf, und erzählten ihm den ganzen Hergang der Sache. Dieser lachte nur dazu und führte sie zu einem gewissen Sandro Agolanti, der in Treviso wohnte, und bei dem Podesta in großer Gunst stand. Als er diesem Alles erzählt und ihn gemeinschaftlich mit seinen beiden Begleitern gebeten hatte, sich des armen Martellino anzunehmen, ging Sandro unter vielem Lachen zu dem Fürsten, und brachte es bei ihm dahin, daß nach dem Martellino geschickt wurde. Die abgesandten Diener fanden ihn noch im Armensünderhemde, voll Furcht und Zittern, vor dem Richter stehend; denn dieser wollte keine Entschuldigungsgründe mehr hören, sondern war, wegen eines alten Hasses gegen die Florentiner, fest entschlossen, ihn aufhängen zu lassen, und weigerte sich auch, ihn an den Podesta auszuliefern, wozu er jedoch, zu seinem großen Verdrusse, endlich genöthigt wurde.

Als Martellino nun vor dem Podesta stand und ihm den ganzen Verlauf der Sache detaillirt hatte, bat er ihn um die Gnade, ihn seines Weges ziehen zu lassen; denn, „hoher Herr," sagte er, „so lange ich nicht nach Florenz zurück bin, so wird mir's immer so seyn, als wenn mir der Strick an der Kehle zuckte."

Martellino hatte seine ganze Angelegenheit so drollig vorgetragen, daß der Fürst bei seinen letzten Wor-

ten herzlich lachen mußte. Und so beschenkte er denn Jeden von ihnen mit einem Anzug, worauf sie denn alle Drei, unverhofft aus einer so großen Gefahr gerettet, gesund und guter Dinge in ihre Heimath zurückkehrten.

II. Novelle.

Rinaldo von Asti kommt, von Räubern geplündert, nach Castel Guiglielmo, wo er von einer Wittwe beherbergt wird; und nachdem er für seinen Verlust schadlos gehalten worden, kehrt er gesund und wohl nach Haus zurück.

Ueber die Begegnisse des Martellino, wie sie Neiphile erzählt hatte, lachten die Damen unsäglich, unter den jungen Männern aber besonders Philostrato, dem die Königin, weil er neben Neiphile saß, jetzt fortzufahren gebot. Worauf derselbe ohne Verzug folgendermaaßen anhob:

„Mir fällt da so eben eine Geschichte ein, die aus Religion, Unglück und Liebe zusammengesetzt ist. Ich achte es für heilsam, sie euch zu erzählen; sie dürfte besonders denen zu einer guten Lehre dienen, welche ohne Compaß auf dem unsichern Meer der Liebe umhersteuern, wo Einer, der nicht das Paternoster des heiligen Julianus gesprochen hat, wenn er auch ein gutes Bett findet, doch oft sehr übel berathen ist.

Zur Zeit des Markgrafen Azzo von Ferrara nämlich war ein Kaufmann, mit Namen Rinaldo d'Asti, auf einer Geschäftsreise nach Bologna gekommen, nach deren Beendigung er wieder heimkehren wollte. So geschah es denn, daß er, nach der Abreise von Ferrara, gen

Verona reitend, auf einige Männer stieß, die ihm wie Kaufleute vorkamen, in der That aber Straßenräuber waren und ein gottloses Leben führten. Er war unvorsichtig genug, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. Sie hatten nicht sobald entdeckt, daß er ein Kaufmann sey, und vermuthlich Gold bei sich führe, als sie sich sogleich ihren Plan entwarfen. Unter dem Vorgeben, ihn sicher zu begleiten, luden sie ihn ein, sich an sie anzuschließen, mit der geheimen Absicht, ihn an dem ersten besten geeigneten Orte zu überfallen und auszuplündern. Zu dem Ende, und damit er keinen Verdacht schöpfen möchte, gaben sie sich in der Unterhaltung mit ihm den Anschein von Leuten guter Herkunft, und beobachteten gegen ihn die feinste Sitte, so daß Rinaldo, der mit einem berittenen Diener allein reiste, gegen sie äusserte, er schätze sich höchst glücklich, mit ihnen zusammengetroffen zu seyn.

Wie es nun im Laufe des Gesprächs zu geschehen pflegt, kam man von einem Gegenstand auf den andern zu reden, und so unter andern auch auf das Gebet, mit dem sich der Mensch an Gott richtet. Da fragte denn einer von den Straßenräubern, deren ihrer drei waren, den Rinaldo: „Sagt einmal, wie haltet Ihr denn, werther Herr, es mit Eurem Gebet auf der Reise?“ „Ich muß Euch offen gestehen,“ versetzte Rinaldo, „ich bin in Dingen dieser Art höchst weltlich und unerfahren, und weil ich wenig Gebetbücher besitze, so lebe ich in meiner alten Weise fort und lasse den lieben Gott einen frommen Mann seyn. Nur des Morgens, ehe ich das Wirthshaus verlasse, habe ich auf der Reise die Gewohnheit, ein Paternoster und ein Avemaria für die Seele des Vaters und der Mutter des heiligen Julianus zu beten. Wenn dieß geschehen ist, so flehe ich Gott an, mir für die nächste Nacht eine gute Herberge zu geben. Schon oft in meinem Leben bin ich

auf Reisen in Gefahr gewesen, aber doch noch immer glücklich davongekommen, und habe auch Abends immer gute Herberge gefunden, und darum habe ich den festen Glauben, daß der heilige Julianus, dem zu Ehren ich bete, mir diese Gnade bei Gott ausgewirkt hat; ja, ich könnte nicht glauben, daß ich den Tag über glücklich reisen und des Abends ein gutes Unterkommen finden würde, wenn ich des Morgens nicht dieses mein gewöhnliches Gebet verrichtet hätte."

Darauf sagte der, welcher ihn gefragt hatte: „Habt Ihr denn auch heute dieses Euer Gebet gesprochen?" „Gewiß!" versetzte Rinaldo. Der Andere aber, der schon wußte, was im Werke war, dachte bei sich selbst: „Du wirst's heute noch nöthig haben; wenn uns nichts drein kommt, so sollst du heute eine schlechte Herberge finden." Dann sagte er laut zu ihm: „Ich bin auch schon viel in der Welt herumgereist, ohne mich jemals Eures Gebets zu bedienen, ob ich es gleich schon von vielen Seiten loben hörte, und trotz dem habe ich bis auf den heutigen Tag noch jederzeit eine gute Herberge angetroffen. Heute Abend wird sich's vielleicht noch zeigen, wer besser unterkommt, Ihr oder ich, Ihr, die Ihr jenes Gebet gesprochen habt, oder ich, der ich es nicht gesprochen habe. Freilich gebrauche ich statt desselben das dirupisti oder das intemerata, oder auch das de profundis, welche Gebete, wie mir schon meine Großmutter immer sagte, eine ganz besondere Wirkung thun."

Indem sie nun unter solchen Gesprächen weiter ritten und die Räuber immer auf Ort und Gelegenheit paßten, um ihr Vorhaben auszuführen, geschah es denn, daß sie, als es schon spät war, in der Nähe von Castel Guiglielmo, an der Ueberfahrt eines Flusses ankamen, wo die Straßenräuber die Stunde und den abgelegenen Ort

benützten, über Rinaldo herfielen und ihn aller seiner Habseligkeiten beraubten. Sie ließen ihm nichts als das Hemd auf dem Leibe, und riefen ihm, während er in demselben davon eilte, zu: „Nun geh' einmal und sieh, ob dir dein gepriesener heiliger Julian wohl auch heute eine gute Herberge verleihen wird. Unser Schutzpatron wird uns ohne Zweifel eine bessere verschaffen." Nach diesen Worten setzten sie über den Fluß und ritten weiter.

Der feige Diener Rinaldo's verhielt sich ganz unthätig, als er seinen Herrn in dieser Gefahr sah; er wandte sein Pferd zur Flucht und sprengte in vollem Carriere nach Castel Guiglielmo, wo er, ohne sich weiter um die Sache zu kümmern, einkehrte und ein Nachtquartier verlangte. Rinaldo, der inzwischen baarfuß und im Hemde in großer Kälte und anhaltendem Schneegestöber zurückgelassen war, wußte nicht, was er anfangen sollte. Unter Zittern und Zähneklappern spähte er rings umher nach einem Zufluchtsort, in dem er die Nacht hinbringen könnte, ohne zu erfrieren. Aber nirgends zeigte sich ein Asyl, denn der Krieg hatte rund umher unlängst Alles verheert und der Erde gleich gemacht. Und so wandte er sich denn, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sein Diener dort eingelassen worden sey, mit schnellen Schritten, welche die Kälte beflügelte, nach Castel Guiglielmo, in der Hoffnung, wenn man ihn einließe, durch Gottes Gnade dort eine Hülfe zu finden. Doch da er noch eine halbe Stunde bis in das Schloß hatte, war es schon stockdunkel geworden, und als er dort ankam, waren bereits die Thore geschlossen und die Zugbrücken aufgezogen. Ganz in Verzweiflung dadurch gesetzt, sah er sich jetzt nach einem Zufluchtsorte um, wo er sich wenigstens vor dem in dichten Flocken herabfallenden Schnee schützen könnte Und da fiel ihm denn ein Haus auf der Schloßmauer in

die Augen, das einen Vorsprung hatte. Dorthin beschloß er sich zu flüchten, und daselbst den Anbruch des Tages abzuwarten. Er stieß dort zwar auf eine verschlossene Thür, doch fand er noch an der Schwelle derselben einiges schlechtes Stroh, welches er zusammenlas und sich ein Lager daraus bereitete, wobei er dem heiligen Julianus bittere Vorwürfe machte, daß er ihn mit seinem Vertrauen auf ihn dießmal so sehr im Stiche gelassen habe.

Doch der heilige Julianus hatte ihn keineswegs vergessen, sondern verschaffte ihm bald eine bessere Herberge.

Es lebte nämlich in dieser Festung eine sehr schöne junge Wittwe, die der Marchese Azzo wie sein Leben liebte, und auf ihren Wunsch hier unterhielt. Diese Dame nun wohnte gerade in diesem Hause, an dessen Schwelle sich Rinaldo sein Lager bereitet hatte. Es traf sich zufälliger Weise, daß den Tag zuvor der Markgraf, in der Absicht, bei ihr zu schlafen, dorthin gekommen war, und sich in aller Stille in ihrem Hause ein Bad und ein treffliches Abendessen hatte bereiten lassen. Indeß, als schon Alles fertig war und die Wittwe nur noch die Ankunft des Markgrafen erwartete, kam ein Diener an das Schloß, welcher dem Markgrafen Nachrichten brachte, die ihn zum schleunigsten Aufbruch bestimmten. Plötzlich ließ er seiner Geliebten melden, sie möchte heute nicht auf ihn warten, und so ritt er eiligst von dannen. Diese jedoch war damit gar nicht zufrieden, und entschloß sich am Ende, allein in das Bad zu gehen, dann zu Nacht zu essen, und auch allein zu Bett zu gehen. Das Erste hatte sie nun wirklich bereits gethan. Da aber das Badgemach so nahe an der Thüre war, daß die schöne Wittwe das Zähneklappern des draußen liegenden Rinaldo deutlich vernehmen konnte, so gebot sie einer Dienerin, einmal nachzusehen, wer sich

vor der Thürschwelle befinde, und was er dort thue. Dieſe ging und ſah, von der Nachthelle des Schnees begünſtigt, den Rinaldo baarfuß und im Hemde, und, wie ſchon geſagt, am ganzen Leibe zitternd dort ſitzen. Auf die Frage, wer er ſey, antwortete er ihr mit ſolchem Zähneklappern, daß er kaum ſprechen konnte, und fügte ſo kurz als nur möglich hinzu, wie und weßhalb er hieher gekommen; und dann flehte er ſie an, wofern es ihr möglich ſey, ihm für die Nacht ein Unterkommen zu verſchaffen, weil er ſonſt hier vor Froſt ſterben müſſe.

Das Mädchen, welches ein tiefes Mitleiden mit ihm empfand, berichtete Alles ihrer Frau. Auch dieſe fühlte ein gleiches Erbarmen, und da ſie ſich entſann, daß ſie den Schlüſſel jener Thüre in der Taſche habe, durch welche ſie oft den Markgrafen heimlich hereingelaſſen hatte, ſagte ſie zu der Dienerin: „geh', und mach' ihm auf! Wir haben ja ohnehin Niemand zum Abendeſſen, und wir Beide können es ja doch nicht allein aufzehren. Uebrigens iſt ja Platz genug im Hauſe, um ihn zu beherbergen.“ Die Dienerin lobte die menſchenfreundlichen Geſinnungen ihrer Herrin über die Maßen, ging und machte ihm auf, und führte ihn herein. Als ihn die Dame halb erfroren vor ſich ſtehen ſah, ſagte ſie zu ihm: „Lieber Freund, geh doch gleich in's Bad, weil es noch warm iſt!“ Rinaldo ließ ſich das nicht zweimal ſagen, und fühlte ſich durch die Wärme des Bades bald wie neugeboren. Inzwiſchen ließ ihm die Wittwe die Kleider zurechtlegen, die ihr Mann kurz vor ſeinem Tode getragen hatte, welche ihm, als er ſie anprobirte, akkurat ſo paßten, als ob ſie ihm der Schneider angemeſſen hätte. Indem er nun erwartete, was ihm die Dame weiter gebieten würde, dankte er Gott und dem heiligen Julianus, daß ſie ihm eine ſo ſchlimme Nacht, wie er ſie befürchtet, erſpart, und ihm ein ſo gutes

Unterkommen, als dieſes ihm zu ſeyn ſchien, verſchafft hätten.

Nachdem die Dame ein Weilchen ausgeruht hatte, begab ſie ſich in einen Saal, wo ſie vorher ein ſtarkes Feuer hatte machen laſſen, und erkundigte ſich, wie es um den Fremden ſtehe. „Verehrte Frau," erwiederte die Dienerin, „er hat ſich jetzt angezogen, und er iſt ein ſehr ſchöner Mann; auch ſcheint er von beſter Bildung und Erziehung zu ſeyn."

„Nun ſo ruf' ihn doch her!" verſetzte die Wittwe, „und ſage ihm, er ſolle ſich an dem Feuer wärmen, und dann mit uns zu Nacht eſſen, denn ich weiß ja, daß er noch nichts genoſſen hat."

Als nun Rinaldo in den Saal eintrat und die gaſtfreie Dame erblickte, die ihm von hohem Range zu ſeyn ſchien, grüßte er ſie ehrerbietigſt, und dankte ihr mit den verbindlichſten Ausdrücken für die ihm bezeigte Aufmerkſamkeit. Bei ſeinem Anblick war die Dame ganz derſelben Anſicht, wie ihre Dienerin. Und ſo empfing ſie ihn denn freundlich, ließ ihn vertraulich neben ſie an's Feuer ſitzen, und befragte ihn über den Unfall, der ihn hieher verſchleudert hätte. Rinaldo erzählte ihr den ganzen Verlauf der Sache, und da die Dame bei der Ankunft von Rinaldo's Diener bereits davon gehört hatte, ſo glaubte ſie unbedingt allen ſeinen Worten, und erzählte ihm das, was ſie von ſeinem Diener wußte, und wie leicht er dieſen am nächſten Morgen wiederfinden könnte. Während der Zeit waren die Speiſen aufgetragen worden, und nachdem ſich Beide die Hände gewaſchen hatten, ſetzte ſich Rinaldo auf das Geheiß der Dame mit ihr zu Tiſche. Er war ein anſehnlicher, großer Mann von einnehmenden Geſichtszügen, und ſtand in ſeinen beſten Jahren; daher fand die Dame an ihm ein außerordentliches Wohlgefallen,

und konnte faſt kein Auge von ihm verwenden. Da nun der Markgraf dieſe Nacht bei ihr hatte zubringen wollen, und dadurch ihre Sinnlichkeit ſchon aufgeregt worden war, ſo erhob ſie ſich nach der Abendmahlzeit von der Tafel, und berathſchlagte mit ihrer Dienerin, was ſie wohl dazu meine, wenn ſie, da der Markgraf ſie im Stich gelaſſen habe, die Gelegenheit ergriffe und ſich für heute an den Fremden hielte. Die Dienerin, welche den ſehnlichen Wunſch der Herrin in ihren Augen las, ermunterte dieſelbe nach allen Kräften, ihrer heißen Sehnſucht zu willfahren. So kehrte denn die Dame zu dem Feuer zurück, an dem ſie den Rinaldo zurückgelaſſen hatte, ſah ihn mit verliebten Augen an, und ſprach:

„Ei, warum ſo nachdenklich, mein lieber Rinaldo? Meint Ihr denn, man könne Euch für ein Pferd und für ein paar eingebüßte Kleider keinen Schadenerſatz geben? Gebt Euch zufrieden, ſeyd guter Dinge, und thut ganz ſo, als wenn Ihr in Eurem eignen Hauſe wäret. Denn ich muß Euch nur ſagen, als ich Euch in dieſen Kleidern erblickte, die meinem verſtorbenen Manne gehörten, kamt Ihr mir akkurat ſo vor, als wie er ſelber; mich hat heute ſchon auf hundertmal die Luſt angewandelt, Euch um den Hals zu fallen und Euch zu küſſen, und wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Euch dieß unangenehm ſeyn könnte, ſo hätte ich es wahrhaftig auch gethan.“

Als Rinaldo, der nicht auf den Kopf gefallen war, dieſe Worte hörte, und das Funkeln ihrer Augen erblickte, ging er ihr mit offnen Armen entgegen und ſagte: „Theurſte Frau, ich würde mir die größten Vorwürfe der Undankbarkeit zu machen haben, wenn ich in Rückſicht deſſen, was Ihr mir Gutes erwieſen habt, nicht von ganzer Seele bereit wäre, Alles zu thun, was nur im Bereich Eurer Wünſche liegt. Ich ſehe es Euch an, Ihr ſeyd heute zu

der Freuden der Liebe aufgelegt; Ihr möchtet den Gegenstand Eurer Sehnsucht umarmen und küssen; und wäre ich so glücklich, dieser Gegenstand zu sein, so genirt Euch nur nicht, denn ich werde Euch mit dem größten Vergnügen wiederumarmen und wiederküssen."

Jetzt bedurfte es keiner weiteren Worte. Die von Liebesgluth entbrannte Wittwe sank augenblicklich in seine ausgebreiteten Arme, und nachdem sie ihn wohl hundertmal geküßt und an ihr Herz gedrückt hatte, verfügten sich beide in das Schlafkabinet, woselbst sie sich so rasch als möglich zur Ruhe begaben.

Als das Morgenroth erschien, erhoben sie sich von dem Lager, auf den Wunsch der Wittwe; damit er schweigen möchte, schenkte sie ihm einige abgetragene Kleidungsstücke, füllte ihm die leere Börse mit Geld, und bat ihn, von dem Geschehenen kein Wort zu sprechen. Darauf beschrieb sie ihm den Weg nach der Festung, welchen er nehmen müsse, um seinen Diener wiederzufinden, und entließ ihn durch dieselbe Thüre, durch welche er hereingekommen war.

Nachdem es bereits heller Tag geworden und die Thore des Schlosses schon offen standen, wanderte er, als ob er weit her käme in dasselbe hinein, und fand dort seinen Diener wieder. Als er sich nun wieder mit einigen seiner Kleidungsstücke, die in dem Mantelsacke geblieben waren, aufgeputzt hatte, und eben im Begriff stand, das Pferd seines Dieners zu besteigen, geschah es, wie durch ein göttliches Wunder, daß die drei Straßenräuber, die ihn am vorigen Abend ausgeplündert hatten, und wegen eines neuen begangenen Verbrechens festgenommen worden

waren, in das Caſtell hereingeführt wurden. Sie geſtanden ſogleich ihren an ihm verübten Frevel ein, und ſo erhielt er denn ſein Pferd, ſeine Kleider und ſein Geld wieder, und büßte weiter nichts ein, als ein paar Kniebänder, von denen die Räuber nicht wußten, was ſie damit gemacht hatten.

Gott und dem heiligen Julian dankend, ſchwang ſich jetzt Rinaldo auf ſein Roß, und kehrte wohl und geſund nach Haus zurück; die drei Straßenräuber aber fanden am nächſten Morgen ihr letztes Tag- und Nachtquartier in den Lüften.

III. Novelle.

Drei Jünglinge wenden ihr Eigenthum ſchlecht an, und verarmen. Ein Neffe von ihnen kehrt in Verzweiflung nach Hauſe zurück, und trifft auf der Reiſe mit einem Abt zuſammen, der wie es ſpäter herauskommt, die Tochter des Königs von England iſt, ihn heirathet, und ſeine Oheime durch Zurückgabe ihrer Güter wieder wohlhabend macht.

Die Abenteuer des Rinaldo d' Aſti waren von den anweſenden Herren und Damen mit Verwunderung angehört worden. Man pries ſeine Frömmigkeit, und Alle dankten Gott und dem heiligen Julianus, daß ſie ſich in einem ſo verzweifelten Zuſtande ſeiner angenommen hatten.

Indeß hielten ſie, wenn ſie auch nur mit heimlichen Flüſtern darüber ſprachen, doch keineswegs die Wittwe

für dumm, welche das Glück, das ihr Gott ins Haus geschickt, so wohl zu benutzen verstanden hatte. Während man noch über die erfreuliche Nacht, welche ihr zu Theil geworden, Bemerkungen machte und sich mehrmals in lautes Lachen ergoß, dachte Pampinea, die als nächste Nachbarin des Philostrato jetzt die Reihe des Erzählens traf, über die Geschichte nach, welche sie zum Besten geben wollte. Als ihr nun die Königin winkte, hob sie heiter und unbefangen an:

„Je mehr man sich über die Wechselfälle des Schicksals unterhält, desto mehr bleibt dem denkenden Geiste davon zu sagen übrig. Und darüber wird sich Niemand wundern, der erwägt, daß im Durchschnitt alle menschliche Angelegenheiten mehr oder weniger vom Zufall abhängen. Das Glück ist ein Gastfreund. Es logirt bald bei dem, bald bei jenem. Ja, es hält darin eine gewisse Ordnung; es verfährt vielleicht sogar systematisch; aber welcher Sterbliche soll dieses System des Glücks verstehen? Das System des Unglücks ist weit leichter zu begreifen. Laßt mich Euch jetzt eine Geschichte erzählen, die in mehrerem Betracht gewiß für uns Alle höchst erbaulich ausfallen wird."

„Vor Zeiten lebte einmal in unserer Stadt ein Edelmann, welcher den Namen Tebaldo führte, und, wie Einige sagen, zu der Familie des Lamberti, nach der Behauptung Anderer aber zu der von Agolanti gehörte, welche letztere Meinung sich vielleicht auf das Gewerbe seiner Söhne stützt, das dem, das die Agolanti bis auf den heutigen Tag noch treiben, entsprach. Ich lasse es hier an seinen Ort gestellt sein, aus welchem von den beiden Häusern er abstammte, und sage bloß, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edel-

leute war, und drei Söhne hatte, von denen der erste Lamberto, der zweite Tebaldo und der dritte Agolante hieß. Alle drei waren bereits zu schönen, ritterlichen Jünglingen herangewachsen, obgleich der Aelteste noch nicht sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, als der reiche Edelmann Tebaldo starb, und ihnen, als seinen rechtmäßigen Erben sein ganzes Vermögen hinterließ. Als sich diese nun mit einemmal an Geld und Gütern so reich sahen, und ohne alle Aufsicht ihrem eigenen Willen überlassen waren, fingen sie, von Uebermuth hingerissen, an, ihr Geld ohne alles Maas und Ziel zu verschwenden. Sie hielten sich eine große Dienerschaft und auserlesene Pferde, Hunde und Falken, gaben täglich offene Tafel, veranstalteten glänzende Turniere, und thaten nicht bloß das, was sich für einen Edelmann ziemt, sondern Alles, was ihnen nur in den Sinn kam.

Und so dauerte es denn gar nicht lange, daß der ihnen vom Vater hinterlassene Schatz die Auszehrung bekam, und sie, um den gewohnten Aufwand fortführen zu können, sich genöthigt sahen, einen Theil ihrer Besitzungen zu veräußern. Es ging ein Gut nach dem andern verloren, und sie bemerkten das nicht eher, als bis sie am Ende gar nichts mehr übrig hatten. Jetzt öffnete ihnen die Armuth ihre Augen, welche ihnen ihr bisheriger Reichthum verschlossen gehalten hatte. Da rief denn Lamberto eines Tages die beiden Andern zu sich, und erinnerte sie daran, welch' einen Reichthum ihnen der Vater hinterlassen habe, und in welchen Abgrund der Armuth sie jetzt durch ihre Verschwendung herabgesunken seien. Er sagte ihnen, daß er es für das Beste halte, ehe ihr Elend aller Welt kund würde, das Wenige, was ihnen noch übrig geblieben, zu Geld zu machen,

und damit in die weite Welt hinauszureisen. Und das thaten sie denn auch. Ohne von Jemand Abschied zu nehmen, oder irgend eine Feierlichkeit anzustellen, verließen sie Florenz, und gingen zu Schiff nach England. Dort mietheten sie sich in London ein kleines Logis, lebten äußerst sparsam, und fingen an, auf großen Wucher Geld auszuleihen. Das Glück war ihnen dabei so günstig, daß sie sich in wenigen Jahren ein bedeutendes Vermögen erwarben. Darauf kehrte bald der Eine, bald der Andere von ihnen nach Florenz zurück; dort kauften sie einen großen Theil ihrer Güter wieder an, und dazu noch viele andere, und verheiratheten sich in ihrer Heimath. Da ihnen aber immer noch der Wucher in England am Herzen lag, so schickten sie einen Neffen von ihnen, Namens Alessandro dorthin, um ihre Geschäfte weiter zu betreiben. Sie selbst blieben in Florenz, und ohne sich an die mißliche Lage zu erinnern, in welche sie ihr früherer Aufwand gestürzt hatte, ja ohne daran zu denken, daß sie jetzt für Weiber und Kinder zu sorgen hatten, führten sie ein verschwenderischeres Leben als je, so daß alle Handelsleute dachten, wunder was es mit ihnen wäre, und ihnen einen gränzenlosen Credit gaben. Mehrere Jahre hindurch konnten sie ihren Aufwand von dem Geld bestreiten, das ihnen Alessandro von London schickte; denn dieser lieh seitdem vielen Baronen auf ihre Schlösser und Einkünfte, und machte dabei glänzende Geschäfte. Während jedoch die drei Brüder auf solche Weise großen Aufwand machten, und bei Geldmangel borgten, indem sie immer feste Hoffnung auf England setzten, geschah es, daß wider alles Vermuthen in England ein Krieg zwischen dem König und einen seiner Söhne ausbrach, welcher die

ganze Insel in zwei Parteien schied, deren Eine es mit dem Vater und die Andere mit dem Sohne hielt. Dadurch wurden denn auch dem Alessandro alle Schlösser der Barone entrissen, und auf alle andere Einkünfte konnte er nicht mehr sicher rechnen. Da man jedoch von Tag zu Tag auf den Frieden zwischen Vater und Sohn hoffte, worauf denn auch dem Alessandro Alles, sowohl Zinsen als Kapital hätte wieder erstattet werden müssen, so verließ er England nicht, während die drei Brüder in Florenz ihren ungeheuren Aufwand in nichts beschränkten, und täglich neue große Summen aufborgten. Nachdem sie sich jedoch mehrere Jahre lang in ihren Hoffnungen getäuscht hatten, verloren sie nicht allein ihren Credit, sondern sie wurden auch auf Verlangen ihrer Gläubiger, welche Bezahlung verlangten, festgenommen, und mußten, da ihre Güter nicht hinreichten, um ihre Schulden zu decken, für das Uebrige ins Gefängniß wandern. Ihre Weiber und kleinen Kinder suchten theils auf den Dörfern, das Eine da, das Andere dort, in den mißlichsten Umständen, ihr Unterkommen, ohne für die Folgezeit etwas Anderes, als das größte Elend erwarten zu können.

Alessandro hatte inzwischen in England mehrere Jahre lang vergeblich auf den Frieden geharrt. Als er nun endlich keine Aussicht mehr sah, daß dieser zu Stande kommen werde, und ein längerer Aufenthalt ihm nicht nur als zwecklos, sondern sogar als gefährlich erschien, beschloß er, nach Italien zurückzukehren, und begab sich ganz allein auf die Reise. Als er nun dieselbe antrat, traf er zufällig mit einem Abt aus Brüssel zusammen, welchem viele Mönche folgten, und eine zahlreiche Dienerschaft mit Saumrossen voranzog. Unter

seiner Begleitung befanden sich auch zwei alte Edelleute, Verwandte des Königs, mit denen sich Alessandro, da er sie von frühern Zeiten her kannte, in ein Gespräch einließ, und von denen er gern aufgenommen wurde. Im Weiterreiten fragte sie Alessandro bescheidentlich, wer denn die drei Mönche wären, welche vorausritten, welche so viele Dienerschaft bei sich hätten, und wohin sie reisten. „Der Vorderste," erwiederte der eine von den beiden Edelleuten, „ist ein junger Vetter von uns, der vor Kurzem eine der größten Abteien in ganz England erhalten hat. Weil ihm aber noch einige Jahre zu dem gesetzlichen Alter fehlen, um die Stelle antreten zu können, so wollen wir mit ihm zu dem heiligen Vater nach Rom reisen, und diesen bitten, daß er ihm Dispensation ertheile, und ihn in seiner Würde bestätige, doch darf davon noch nicht gesprochen werden."

Unterwegs ritt der junge Abt bald vor, bald hinter der Dienerschaft, wie das bei reisenden Edelleuten gewöhnlich der Fall ist, und dabei kam er denn auch einmal in die Nähe Alessandro, den er sogleich bemerkte. Denn Alessandro war ein schöner, junger Mann von edler Gestalt und höchst einnehmenden Gesichtszügen, und sein ganzes Wesen zeugte von feiner Weltbildung. Der Abt hatte sogleich beim ersten Anblick an ihm sein Wohlgefallen. Er ließ ihn daher vor sich rufen, unterhielt sich freundlich mit ihm, und fragte ihn, woher er komme, und wohin er wolle. Alessandro ertheilte ihm auf seine Fragen Auskunft, entdeckte ihm offen seine ganze Lage, und trug ihm seine Dienste an, so gering auch seine Kräfte wären. Alessandro's Bescheidenheit verdoppelte das Interesse des Abtes; er überzeugte sich mehr und mehr von seinen feinen Sitten, und dachte

bei sich selbst, ob er gleich ein unedles Geschäft treibe, so müsse er doch ein Edelmann sein, was sein Wohlgefallen an ihm noch vermehrte. Im höchsten Grade an seinen Unfällen theilnehmend, sprach er ihm freundlich Muth ein, und ermunterte ihn, die Hoffnung nicht sinken zu lassen; denn wenn er sich nur brav hielte, so werde ihn Gott schon wieder an denselben Posten stellen, von dem er ihn verstoßen habe, ja vielleicht an einen noch höheren. Uebrigens bat er ihn, da er nach Toscana reise, und er denselben Weg habe, ihn dorthin zu begleiten. Alessandro dankte ihm für seine freundliche Zusprache, und erklärte ihm, daß er ganz zu seinen Diensten stehe. Auf der weiteren Reise des Abtes, in dessen Brust Alessandros Anblick ganz neue Gefühle geweckt hatte, geschah es, daß die Gesellschaft etliche Tage darauf in einem Dorfe anlangte, welches sehr wenige Gasthäuser hatte. Da jedoch der Abt nun einmal hier einkehren wollte, so ließ ihn Alessandro in dem Hause eines Wirthes absteigen, mit dem er von früheren Zeiten her befreundet war, und besorgte ihm seine Schlafstelle in einem am wenigsten unbequemen Zimmer des Hauses. Alessandro war ohnehin eine Art von Haushofmeister des Abtes geworden, und so brachte er denn das übrige Gefolge so gut als möglich, in den benachbarten Häusern, wo er wohl bekannt war, unter. Als der Abt zu Nacht gespeist hatte, und es schon so spät war, daß sich Alles zur Ruhe begeben hatte, fragte Alessandro den Wirth, wo er denn wohl selbst schlafen könne. „Das weiß ich in der That nicht," versetzte der Wirth; alle Zimmer sind besetzt, und sieh dich nur einmal um, so wirst du finden, daß meine Leute auf den Bänken liegen müssen. Indeß in dem Zimmer des Abtes

stehen einige Kornladen, wo ich dich hinführen, und worauf ich dir ein Bett machen lassen kann. Dort könntest du, wenn es dir recht wäre, ganz prächtig schlafen.“ Alessandro erwiederte: „Wie kann ich aber in des Abtes Zimmer gehen, welches so klein ist, daß aus diesem Grunde nicht einmal einer seiner Mönche bei ihm schlafen konnte? Wenn ich das gewußt hätte, ehe die Vorhänge zugezogen wurden, so hätte ich seine Mönche auf den Kornkisten schlafen lassen, und mich dorthin gelegt, wo die Mönche schlafen.“ — Der Wirth versetzte: „Es ist nun aber einmal so, und, wenn du Lust hast, so kannst du heute Nacht recht gut dort bleiben. Der Abt schläft, und die Vorhänge sind zugezogen; ich bringe dir in aller Stille ein paar Kissen hinauf, auf denen du ganz bequem ruhen kannst.“ Als nun Alessandro einsah, daß sich dieß ganz gut bewerkstelligen ließe, ohne den Abt im Geringsten zu stören, so war er es zufrieden, und verfügte sich so leise als möglich auf seine Schlafstelle.

Der Abt aber schlief noch nicht, sondern hing seinen neuerregten leidenschaftlichen Betrachtungen nach. Es entging ihm keine Sylbe davon, was Alessandro und der Wirth mit einander sprachen, und er merkte sich die Stelle wohl, wo sich Jener niedergelegt hatte. In seinem Innern darüber hoch erfreut, sprach er bei sich selbst: „Gott hat mir jetzt die schönste Gelegenheit zur Erfüllung meiner Wünsche gegeben. Wenn ich sie unbenützt vorübergehen ließe, so würde sich mir lange Zeit hindurch, vielleicht nicht wieder eine ähnliche zeigen.“

Entschlossen also, sie bei der Stirn zu packen (weil die Gelegenheit von hinten ein Kahlkopf ist) rief er, sobald ihm Alles rings im Hause umher still zu sein

schien, dem Alessandro ganz leise zu, und gebot ihm, sich neben ihm ins Bett zu legen. Alessandro wollte erst nicht recht daran. Doch entkleidete er sich auf weiteres Zureden, und legte sich dann an der Seite des Abtes nieder. Als sobald schlang der Abt seine beiden Arme um ihn, und umfaßte ihn ganz in der Art, wie es verliebte Mädchen mit ihren Liebhabern zu thun pflegen. Alessandro erstaunte nicht wenig darüber, und dachte im ersten Augenblick, der Herr Abt hätten vielleicht am Ende gar griechische Gedanken. Um den Beischläfer von dem Argwohn der Knabenliebe zu befreien, zog der Abt jetzt das Hemde aus, nahm die Hand des jungen Mannes, und legte dieselbe auf seine festen Brüste, indem er sagte: Alessandro, verbanne doch deine thörichten Gedanken; fühle jetzt, was ich bin, dann wird dir mit einemmale klar sein, was ich bisher verbarg!"

Alessandro's Hand stieß bei diesen Worten auf zwei runde Marmorhügel, die sich anfühlten, als wären sie von Elfenbein. Kaum hatte er diese angenehme Entdeckung gemacht, so begann er auch sogleich den Abt zu umarmen und zu küssen, wobei dieser ihn jedoch mit folgenden Worten unterbrach: „Bevor du weiter gehst, höre erst, was ich dir sagen will! Du siehst jetzt, daß ich ein Weib, und kein Mann bin! Als Jungfrau verließ ich meine Heimath, und reiste zum Papst, um mich zu verheirathen. Sei es nun zu meinem Glück, oder zu meinem Unglück; genug, als ich dich zum erstenmale erblickte, entbrannte ich in solcher Liebe zu dir, daß wohl kein anderes Weib eine gleiche Leidenschaft hegen kann. Genug, ich habe jetzt bei mir beschlossen, lieber dich, als irgend einen andern Mann zum Gemahl zu wählen.

Willst du mich aber nicht heirathen, so gehe augenblicklich von mir, und begib dich nach deiner Schlafstelle zurück!“ Wiewohl nun Alessandro sie nicht kannte, so schloß er doch nach dem Gefolge, das sie bei sich hatte, sie müsse eine reiche und vornehme Dame sein, daher er, ohne sich lange zu besinnen, versetzte: „wenn es ihr recht sei, so sei es ihm angenehm.“

Jetzt richtete sie sich in ihrem Bett vor einem Christusbilde empor, steckte ihm einen Ring an den Finger, und verlobte sich auf diese Art mit ihm. Darauf umarmten sie einander, und unterhielten sich den Rest der Nacht hindurch zur großen Befriedigung beider Theile. Beim Anbruch des Morgens stand Alessandro auf, und verließ das Gemach, ohne daß es Jemand bemerkte, wo er geschlafen. Dann begab sich der Abt hochvergnügt mit seiner Gesellschaft wieder auf die Reise, und so kamen sie denn endlich in Rom an. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen daselbst ging der Abt mit Alessandro und den beiden Edelleuten ohne sonstige Begleiter zu dem Papst, und fing, nach den herkömmlichen Ehrenbezeigungen also zu reden an: „Heiliger Vater, Euch muß es wohl besser, als sonst irgend Jemand, bekannt sein, daß ein Mensch, welcher gern ehrbar und tugendhaft leben möchte, jede Gelegenheit fliehen soll, die ihn verleiten könnte, anders zu handeln. Da ich nun gesonnen bin, auf die angegebene Weise zu leben, so bin ich, um jener Regel auf's Genaueste nachzukommen, in der Tracht, in welcher Ihr mich hier seht, von dem Hofe meines Vaters, des Königs von England, geflohen, und habe einen großen Theil seiner Schätze mitgenommen. Mein Vater wollte mich nemlich, die ich noch blutjung bin, an den alten, abgelebten

König von Schottland verheirathen; ich aber habe mich aus dem Staube gemacht, damit mich Eure Heiligkeit besser vermählen möge. Auch bewog mich nicht sowohl das Alter des Königs von Schottland zur Flucht, als die Besorgniß, daß ich mich, wenn ich mit ihm vermählt wäre, in Folge meiner jugendlichen Schwäche wider die göttlichen Gesetze und die Ehre des königlichen Blutes meines Vaters versündigen könnte. Während ich nun in dieser Absicht hieher reiste, hat mir Gott, der allein weiß, was jedem Menschen Noth thut, nach seiner Gnade und Barmherzigkeit den Gegenstand vor Augen geführt, der nach seinem Willen mein Gemahl sein soll, und das ist dieser junge Mann (dabei zeigte sie auf Alessandro) den Ihr hier an meiner Seite seht, dessen edle Sitten und feines Betragen jeder noch so vornehmen Dame würdig sind, wenn auch vielleicht der Adel seines Blutes nicht so glänzend ist, als der meiner fürstlichen Abkunft. Genug ihn habe ich mir auserkoren, ihn will ich zum Gemahl, und nie werde ich mich entschließen, einem Andern meine Hand zu reichen, mögen mein Vater und die ganze Welt auch dazu sagen, was sie wollen. Dieser Punkt ist der Hauptzweck meiner Reise, mit der ich allerdings noch andere Absichten verbinde. Es lag mir nemlich schon seit Jahren in dem Sinn, alle die heiligen Orte zu besuchen, deren die Stadt voll ist; vor Allem aber sehnte ich mich darnach, einmal Eure Heiligkeit von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Euch ist der Schlüssel Petri gegeben; Ihr könnt binden und lösen. Und so ersuche ich Euch denn demüthiglichst, die zwischen mir und Alessandro bisher allein vor den Augen Gottes geschlossene Ehe feierlich zu bestätigen, und den übrigen Menschen zu

offenbaren. Ich hoffe, was Gott und mir gefallen hat, wird wohl auch Euch genehm sein. So ertheilt mir denn also Euern Segen, auf daß wir mit demselben, als einem sichern Unterpfande der Zustimmung Desjenigen, dessen Statthalter Ihr auf Erden seid, zu Gottes und Eurer Ehre leben, und dereinst auch so sterben mögen." Alessandro staunte nicht wenig, da er vernahm, daß seine Gattin die Tochter des Königs von England sei; indeß fühlte er dabei eine tiefe und innige Freude. Noch mehr verwunderten sich die beiden Edelleute, welche dermaßen darüber entrüstet wurden, daß sie, wenn sie jemand anders gegenüber gestanden hätten, als dem Papste, dem Alessandro, und vielleicht auch der Dame, eine Beschimpfung angethan haben würden. Andererseits erstaunte auch der Papst über die Verkleidung der Dame und über ihren Entschluß. Da er jedoch wohl einsah, daß das Geschehene sich nicht ändern lasse, so beschloß er, ihrer Bitte nachzugeben. Vor allen Dingen beschwichtigte er die beiden Edelleute, denen er ihren Verdruß deutlich ansah, und versöhnte sie mit der Dame und Alessandro. Als nun der bestimmte Tag gekommen war, berief er, in Anwesenheit der Cardinäle und anderer hoher Personen, welche seiner besonderen Einladung Genüge geleistet hatten, die Dame, welche in fürstlichen Kleidern erschien, und einen solchen Glanz von Anmuth und Schönheit um sich verbreitete, daß Alle von ihr entzückt waren, und dazu auch den Alessandro, der in prächtiger Kleidung auftrat, so daß man an dem Jüngling keine Spur eines Wucherers mehr fand, sondern ihn für einen Prinzen halten mußte, daher ihm die anwesenden Edelleute alle nur mögliche Ehren erwiesen. Hierauf ließ der Papst die Verlobung

nochmals begehen, und nachdem das Vermählungsfeſt glänzend gefeiert worden war, verabſchiedete er das Paar mit ſeinem Segen.

Aleſſandro wünſchte, worein die Dame gern willigte, daß die Reiſe von Rom nach Florenz gemacht würde, wohin die Fama ſchon die Nachricht von dieſen Begebenheiten gebracht hatte. Dort wurden ſie von den Einwohnern auf das Ehrenvollſte empfangen. Die Dame befreite die drei Brüder durch Zahlung aller ihrer Schulden, und ſetzte ſie und ihre Frauen wieder in ihre vormaligen Beſitzungen ein. Unter den Bezeugungen allgemeiner Achtung reisten Aleſſandro und ſeine Gemahlin jetzt von Florenz ab, von wo ſie den Agolante mitnahmen. Als ſie in Paris anlangten, wurden ſie von dem König glänzend aufgenommen. Von hier aus wandten ſich die beiden Edelleute nach England, und brachten es bei dem König ſo weit, daß er ſeinen Tochter Verzeihung angedeihen ließ, und ſie und ſeinen Schwiegerſohn mit großen Feſtivitäten bei ſich empfing. Den letztern ſchlug er bald darauf mit beſondern Auszeichnungen zum Ritter, und ſchenkte ihm die Grafſchaft Cornwallis. Dieſer aber hatte ſo viel Gewandtheit, und gab ſich ſo viele Mühe, daß es ihm gelang, den Vater mit dem Sohne zu verſöhnen, was eine große Wohlthat für die Inſel war, und wodurch ſich Aleſſandro die Liebe des ganzen Volkes erwarb. Agolante erhielt jetzt Alles wieder, was man den Brüdern in England ſchuldig war, und kehrte mit großen Reichthümern nach Florenz zurück, nachdem Graf Aleſſandro ihn vorher zum Ritter geſchlagen hatte. Der Graf Aleſſandro führte mit ſeiner Gemahlin ein ruhmwürdiges Leben, und, wie Einige behaupten wollen, ſo er-

oberte er durch seine Klugheit und Tapferkeit, mit Beihülfe seines Schwiegervaters, Schottland, und wurde als dessen König gekrönt.

IV. Novelle.

Landolfo Ruffolo verarmt, wird Seeräuber, geräth dann in genuesische Gefangenschaft, und leidet Schiffbruch. Er entkommt auf einer Kiste voll köstlicher Juwelen, wird in Corfu von einer armen Frau beherbergt, und kehrt nach Haus zurück.

Neben Pampineen saß Lauretta, welche, nachdem die Erstere ihre Erzählung rühmlich beendigt hatte, ohne weiteres Zögern folgendermaßen anhob:

„Anmuthige Schwestern, nach meinem Erachten kann man den Wechsel des Glückes nicht mehr in die Augen springen sehen, als wenn ein Mensch von der tiefsten Stufe des Elends auf den Königsthron erhoben wird, wie dieß mit Alessandro in Pampineen's Erzählung der Fall war. Insofern wir uns Alle nun bei unsern Geschichten an die vorausgesteckten festen Schranken halten müssen, werde auch ich mich der Bestimmung fügen, und etwas erzählen, wobei noch größere Unglücksfälle vorkommen, und wo der Ausgang zwar auch günstig, doch nicht in gleich hohem Grade glücklich ist. Zwar kann ich mir denken, daß diese Vorbemerkung das Interesse von meiner Erzählung einigermaßen herabstimmen mag, doch man wird mich entschuldigen, da ich die Sache nicht anders machen kann, als sie wirklich gewesen ist.

Das Meeresufer von Reggio bis Gaeta gilt für eine der schönsten Gegenden in ganz Italien. Dort erstreckt sich in der Nähe von Salerno ein bergigtes weit in das Meer hinausschauendes Ufer welches von den Einwohnern die Küste von Amalfi genannt wird. Ringsum ist sie übersäet mit kleinen Städten, voller Gärten und kleiner Quellen, und mit Menschen bevölkert, die sich durch den Handel Reichthümer erworben haben. Unter diesen Städten nun befindet sich eine, Namens Ravello, wo zwar noch heutiges Tages reiche Leute wohnen, unter denen jedoch kein Einziger ist, der sich mit einem früher daselbst lebenden Bürger, Namens Landolfo Ruffolo, messen könnte. Da ihm indeß seine Reichthümer noch nicht genügten, und er Tag und Nacht nur darauf dachte, sie zu verdoppeln und zu verzehnfachen, so fehlte wenig daran, daß er nicht allein sie, sondern noch sein eigenes Leben dazu eingebüßt hätte. Aus kaufmännischer Spekulation kaufte er nehmlich ein großes Schiff, das er mit seinem Geld und mancherlei Waaren schwer befrachtete, und mit welchem er sodann nach Cypern fuhr. Zum Unglück traf sichs, daß daselbst gerade noch mehrere andere Schiffe mit denselben Waaren angekommen waren, welche er bei sich führte, wodurch er sich genöthigt sah, die seinigen nicht nur zum Theil weit unter dem Preise loszuschlagen, sondern zum Theil sogar ganz zu verschenken, wodurch er in eine verzweifelte Stimmung gerieth. Er nahm sich sein Mißgeschick, durch welches er plötzlich fast bis an den Bettelstab gerieth, dermaßen zu Herzen, daß er beschloß, sich entweder das Leben zu nehmen, oder es einmal mit der Seeräuberei zu versuchen, um nur nicht arm dahin zurückzukehren, von wo er reich ausgezogen war. Sobald

er zu seinem großen Schiffe einen Käufer gefunden hatte, verschaffte er sich mit dem daraus gelösten Gelde ein kleines, leichtes Corsarenfahrzeug, rüstete dasselbe mit allem Nöthigen aus, und beschloß jetzt, auf Alles Jagd zu machen, was ihm in den Wurf kommen würde, besonders aber auf die Türken. Das Glück begünstigte ihn dabei weit mehr, als bei seinem Handel. In der kurzen Frist eines Jahres plünderte und nahm er so viele türkische Schiffe weg, daß er sich nicht nur für seine Verluste im Handel völlig entschädigt sah, sondern auch sein früheres Vermögen um Vieles vermehrt sah. Der Schmerz über seine vormaligen Unfälle hatte ihn jetzt so weit gewitzigt, daß er sich mit dem, was er besaß, begnügte, und nur darauf dachte, das Gewonnene zu erhalten. Demnach beschloß er, mit seinem Gelde nach Hause zurückzukehren, und weil er den Handelsgeschäften nicht recht mehr traute, so verstand er sich nicht dazu, sein Geld in Waaren anzulegen, sondern steuerte auf demselben Fahrzeug, das ihm zu seinem Gewinnste verholfen hatte, geradewegs der Heimath zu. Als er indeß schon im Archipel angelangt war, erhob sich eines Abends ein heftiger Sirocco, der nicht bloß der Fahrt entgegen war, sondern auch das Meer so hoch anschwellte, daß sich sein kleines Schiff nicht gegen ihn halten konnte. Er flüchtete sich daher mit demselben in einen Meerbusen, den eine kleine Insel bildete, um dort besseres Wetter abzuwarten. In dieselbe Bucht liefen kurz darauf auch zwei große genuesische Galeeren ein, welche von Constantinopel kamen, und derselben Gefahr auszuweichen strebten, welcher Landolfo entflohen war. Als die Mannschaft auf denselben das kleine Schiffchen sah, und erfuhr, wem es angehöre, versperrte sie ihm den Aus-

weg, und beschloß, da sie von Natur raubsüchtig war, und den Landolfo durch das Gerücht als einen reichen Mann kannte, ihn zu überfallen. Zum Entfliehen war ihm bereits der Weg abgeschnitten worden; sie hatten Einige Wohlbewaffnete, und zwar an einem Posten ans Land gesetzt, von wo aus Allen aus Landolfos Schiffe, die nicht erschossen sein wollten, die Landung verwehrt werden konnte. Die Uebrigen aber ließen sich theils von den Booten ziehen, theils kam ihnen das Meer selbst zu statten, so daß sie sich dem Fahrzeug Landolfos dicht näherten, und dasselbe mit geringer Mühe und in kurzer Zeit, ohne von den Ruderſklaven, welche sich darauf befanden, nur einen einzigen Mann zu verlieren, und ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen, wegnahmen. Den Landolfo selbst brachten sie auf eins ihrer Schiffe, beraubten sein kleines Fahrzeug, und bohrten es in den Grund; und so blieb denn dem Eigenthümer nichts übrig, als eine ärmliche Jacke.

Tags darauf änderte sich der Wind; die Schiffe steuerten gen Westen, und setzten ihre Reise glücklich fort. Gegen Abend aber brach ein solcher Sturm los, daß das Meer hohe Wellen schlug, und die Fahrzeuge von einander getrennt wurden. Von der Gewalt des Windes wurde das, auf welchem sich der arme unglückliche Landolfo befand, nah bei der Insel Cephalonia mit solcher Heftigkeit auf eine Sandbank geschleudert, daß es wie ein gegen die Mauer geworfenes Glas in tausend Stücke zerbrach. Die Unglücklichen suchten sich in der dunkeln Nacht auf den Kisten und Brettern zu retten, welche im Meere umherschwammen; wer schwimmen konnte, der schwamm, oder klammerte sich an den Gegenständen fest, die er erfassen konnte. Wiewohl nun der

unglückliche Landolfo den Tag vorher oft den Tod gerufen und ihn, in seinen Gedanken, der Heimkehr als Bettler vorgezogen hatte, so erschrack er doch nicht wenig vor ihm, als er sich jetzt ihm darstellte; und so ergriff er denn, gleich den Andern ein Brett, dessen er habhaft wurde, indem er hoffte, daß ihm Gott vielleicht, wenn er sich eine Zeitlang vor dem Ertrinken sichern könnte, noch eine Rettung zusenden würde. So hielt er sich die Nacht über, so gut er konnte, auf dem Brette reitend, welches von den Wellen bald dahin bald dorthin getrieben wurde. Als endlich der Tag anbrach, und Landolfo rings umherblickte sah er nichts, als Wasser und Wolken um sich her und eine Kiste, die auf dem Meere schwamm, welche sich ihm öfters näherte, wobei er mehrmals besorgte, daß sie an ihn anstoßen und ihm gefährlich werden möchte. Er wehrte sie deßhalb immer mit der Hand ab, so gut als er es mit seinen schwachen Kräften vermochte. Demungeachtet aber geschah es, daß sich in der Luft plötzlich ein mächtiger Windstoß erhob, der die Kiste erfaßte, und sie mit solcher Gewalt gegen sein Brett schleuderte, daß er sammt demselben unter das Wasser hinabgestoßen wurde. Als er nun schwimmend, mehr von der Furcht, als von der Kraft begünstigt, sich wieder empor arbeitete, sah er sein Brett weit von sich hinweggerissen, so daß er befürchten mußte, schwerlich wieder zu ihm hin gelangen zu können. Er wandte sich daher zu der Kiste, legte sich mit der Brust auf den Deckel derselben, und hielt sie, so gut, als es möglich war, mit den Armen aufrecht. In dieser Stellung blieb er den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch, wobei er ohne Speise von dem Meer umhergeschleudert wurde, dagegen er mehr trinken mußte, als ihm lieb

war, ohne zu wiſſen, wo er ſich befände, denn er ſah weit und breit um ſich her nichts weiter, als den Himmel und das Meer. Am nächſten Tage gelangte er endlich nach Gottes Willen, oder durch die Kraft der Winde getrieben, vom Waſſer durchdrungen wie ein Schwamm, und die Enden der Kiſte, nach Art der Leute, die im Begriffe ſtehn zu ertrinken, umklammernd, an das Ufer der Inſel Corfu, wo zu gutem Glück gerade eine arme Frau ihre Töpfe mit Sand und Seewaſſer blank ſcheuerte. Als dieſe den Landolfo heranſchwimmen ſah, und keine menſchliche Geſtalt an ihm herausfinden konnte, bekam ſie einen groſſen Schrecken, und lief mit lautem Geſchrei davon. Landolfo hätte ſie gern bedeutet; aber er hatte Geſicht und Sprache verloren. Die Wellen trieben ihn jetzt an das Land. Anfangs konnte das Weib nur die Kiſte erkennen; doch, als ſie jetzt genauer hinſah, entdeckte ſie die Arme eines Menſchen, welche die Kiſte umſchlungen hielten, dann fand ſie das Geſicht heraus, und errieth endlich das Ganze. Von Mitleid bewegt ging ſie ein wenig in das Meer hinein, welches ſich indeſſen beruhigt hatte, packte ihn bei den Haaren, und zog ihn ſammt der Kiſte an das Land. Mit Mühe machte ſie ſeine Hände von der Kiſte los, lud dieſe ihrer kleinen Tochter, die bei ihr war, auf den Kopf, und trug dann den Landolfo wie ein kleines Kind an's Land, brachte ihn in ein Bad, und rieb und wuſch ihn ſo lange mit warmem Waſſer, bis die entwichene animaliſche Wärme und auch zum Theil die verlorene Kraft in den Körper zurrückkehrte. Als es ihr die nun rechte Zeit zu ſein ſchien, nahm ſie ihn wieder heraus, ſtärkte ihn mit gutem Wein und kräftigen Speiſen, und beherbergt

ihn auf gleiche Art einige Tag über, bis er wieder zu Kräften und Bewußtsein kam.

Jetzt, glaubte die gute Frau, möchte es wohl an der Zeit sein, ihm die gerettete Kiste zurückzugeben, und ihm zu sagen, daß er nun sein Glück weiter versuchen möge. Das that sie denn auch. Landolfo, der sich der Kiste gar nicht mehr zu erinnern wußte, nahm sie dennoch an, als das gute Weib sie ihm brachte, und dachte, wenn sie auch nicht von großem Werth sein möchte, so könnte sie ihm doch auf den einen oder andern Tag Unterhalt verschaffen. Da er sie jedoch sehr leicht fand, so gab er diese Hoffnung fast schon wieder auf, bis er eines Tages, wo seine Wirthin ausgegangen war, sie öffnete. Da fand er denn in derselben viele kostbare theils gefaßte, theils ungefaßte Edelsteine. Weil er einigermaßen Kenner war, so entdeckte er sogleich ihren hohen Werth. Da dankte er denn Gott, und wurde mit einemmale ganz fröhlich und guter Dinge. Weil er indessen schon zweimal schwer von dem Schicksal heimgesucht worden war, so beschloß er bei dem dritten Falle mit besonderer Vorsicht zu Werke zu gehen, um diese Schätze sicher unter Dach und Fach zu bringen. Zu diesem Zwecke wickelte er sie alle, so gut es anging, in einige Lumpen, und sagte zu der mitleidigen Frau, er brauche die Kiste jetzt nicht mehr; wenn sie ihm aber einen Gefallen thun wollte, so möchte sie ihm für dieselbe einen Sack schenken. Das gute Weib that dieß mit Vergnügen; er dankte ihr dagegen mit den herzlichsten Ausdrücken für die erwiesene Gefälligkeit, nahm Abschied von ihr und segelte mit seinem Sack über die Schultern in einem Boote über nach Brindisi. Von dort aus wanderte er immer der Küste entlang bis

nach Trani, wo er etliche Tuchhändler antraf, welche seine Landsleute waren. Denselben erzählte er seine Fata, wobei er nur die Kiste verschwieg; worauf ihn diese um Gotteswillen bekleideten, und ihm noch überdieß ein Pferd liehen und sichere Leute mit auf den Weg gaben, um wohlbehalten nach Ravello, wohin er reisen wollte, zu gelangen. Dort erst hielt er sich für ganz sicher, und öffnete, Gott dankend, daß er ihn so glücklich zurückgeführt habe, seinen Sack. Bei sorgfältigerer Betrachtung des Inhaltes fand er sich im Besitz von so vielen seltenen und kostbaren Edelsteinen, daß er bei einem glücklichen Verkauf derselben reicher zu sein hoffen durfte, als er bei seiner Abreise gewesen war. Nachdem er nun Gelegenheit gefunden hatte, die Juwelen an den Mann zu bringen, schickte er dem guten Weibe, welches ihn aus dem Meere gezogen hatte, aus Erkenntlichkeit für die ihm erwiesene Wohlthat eine bedeutende Geldsumme nach Corfu; so that er es auch den Kaufleuten, welche ihn in Trani bekleidet hatten; was aber übrig blieb, das behielt er für sich, und lebte damit anständig bis zum Ende seiner Tage, ohne sich später jemals wieder in Handelsgeschäfte einzulassen.

V. Novelle.

Andruccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen, und geräth in einer Nacht in drei lebensgefährliche Abenteuer, welche er jedoch glücklich besteht, und mit einem Rubin nach Haus zurückkehrt.

„Bei der Kiste mit Edelsteinen, welche Landolfo fand," begann Fiametta, die jetzt an der Reihe war, „fällt mir eine Geschichte ein, die nicht weniger Gefahren enthält, aber darin von der abweicht, welche uns Lauretta so eben erzählt hat, daß die Begebenheiten jener sich wohl in dem Verlauf mehrerer Jahre, die der meinigen aber sich in einer einzigen Nacht zugetragen haben. Hört also an:

Es lebte nehmlich, wie mir einmal erzählt wurde, in Perugia vor einiger Zeit ein junger Pferdehändler, Namens Andruccio de Pietro, welcher auf die Nachricht, daß man in Neapel gute Pferde kaufen könne, fünfhundert Goldgulden mit sich nahm, und, ohne jemals zuvor sein Glück auswärts versucht zu haben, sich mit mehreren andern Kaufleuten dorthin auf die Reise machte. Als sie an einem Sonntag Abends mit der Dämmerung daselbst eingetroffen waren, erkundigte er sich bei dem Wirthe, und ging den nächsten Morgen auf den Pferdemarkt, wo er viele Pferde sah, die ihm gefielen, feilschte auch um mehrere, konnte aber doch über keins davon handelseinig werden. Doch um zu zeigen, daß er wirklich kauflustig sei, beging er, als ein noch

junger, unerfahrener Mensch, die Unvorsichtigkeit, mehrmals vor den Ab- und Zugehenden seine mit Gold gespickte Börse sehen zu lassen. Da traf es sich denn, daß, während er gerade wieder im Handel begriffen war, und mit seinen Goldstücken klimperte, eine sehr schöne Sicilianerin vorbei ging, welche für wenig Geld Jedermann zu Gebote stand. Er sah sie, im Gespräch begriffen, nicht, und bemerkte eben so wenig, daß sie seine Börse ins Auge faßte; ja er hörte sogar ihren Ausruf nicht: „ach, wenn doch dieses Gold mein wäre!" Mit diesen Worten ging sie nehmlich dicht an ihm vorbei. Nun hatte das junge Mädchen eine alte Frau bei sich, gleichfalls eine Sicilianerin, welche, als sie den Andruccio erblickte, das Mädchen vorübergehen ließ, auf den Andruccio zulief, und ihn auf das Zärtlichste umarmte. Als das Mädchen dieß bemerkte, verhielt sie sich ganz still, und lauerte in einer kleinen Entfernung. Andruccio hatte sich indeß zu der Alten umgewandt, sie erkannt und mit großer Freude begrüßt. Sie versprach ihm, in sein Hotel zu kommen, und ging dann nach kurzer Unterhaltung weiter. Er aber fuhr zu handeln fort, ohne jedoch den ganzen Vormittag einen Kauf abzuschließen.

Das Mädchen, welches erst Andruccios gespickte Börse, und darauf seine Bekanntschaft mit der Alten bemerkt hatte, dachte jetzt auf ein Mittel, um jenes Geld entweder ganz, oder wenigstens einen Theil davon zu erlangen, und erkundigte sich zu diesem Zweck bei der Alten, wer dieser Fremde sei, was er hier vorhabe, und woher sie ihn kenne. Die Alte erzählte ihr Alles, was den Andruccio betraf, kaum minder genau, als er es selbst hätte thun können; denn sie hatte eine lange Zeit in Sicilien, und dann in Perugia bei seinem Vater

gedient. Deßgleichen gab sie ihr über seine Wohnung und den Zweck seiner Reise die erwünschte Auskunft. Als nun das Mädchen solchergestalt seine ganze Verwandtschaft und deren Namen genügend kennen gelernt hatte, baute sie auf diese Kenntniß einen feinangelegten Plan, durch welchen sie ihr Ziel zu erreichen gedachte. Zu diesem Endzweck gab sie der Alten, sobald sie heim gekommen war, Bestellungen für den ganzen Tag, daß sie nicht mehr zu dem Andruccio gehen möchte, und schickte darauf ein kleines Mädchen, das sie zu dergleichen Diensten gut abgerichtet hatte, gegen Abend in das Hotel, wo Andruccio wohnte. Die Kleine fand durch einen glücklichen Zufall Andruccio ganz allein an der Thüre des Hauses stehend, und fragte nach ihm selbst. Als er ihr nun sagte: „ich bin der Andruccio," winkte sie ihm auf die Seite, und flüsterte ihm zu: „Verehrtester Herr, eine Edeldame aus der Stadt wünscht, so fern es Euch gefällig ist, Etwas mit Euch zu sprechen."

Andruccio bedachte sich bei diesen Worten ein wenig. Da er von seinem Aeußern eine besonders gute Meinung hegte, so vermuthete er, die Edeldame möchte wohl am Ende gar in ihn verliebt sein, als ob es damals nicht genug schöne Männer in Neapel selbst gegeben hätte. Nach dieser kurzen Ueberlegung antwortete er auf einmal schnell, daß er bereit sei, und fragte bloß, wo und wann das besagte Frauenzimmer ihn sprechen wolle.

„Herr," versetzte die Kleine, wenn es Euch beliebt, so folgt mir nur; sie erwartet Euch in ihrer Wohnung."

Andruccio sagte sogleich, ohne dem Wirth von seinem Ausgang etwas zu melden: „Kleine, geh nur voran! Ich werde dir folgen!"

So führte ihn denn nun die Kleine in das Haus jener Sicilianerin, welche in einem Stadttheil wohnte, den man allgemein „das Teufelsloch“ nannte, und dessen Anständigkeit schon der Name errathen läßt. Andruccio, der von etwas Unrechtem keine Ahnung hatte, trat mit dem Gedanken, an einen ganz ehrbaren Ort und zu einer anständigen Dame zu kommen, an der Hand der Kleinen ganz unbefangen ein. Nach dem Ruf der Letztern: „Andruccio kommt!“ trat ihm die Dame, als er die Treppe hinaufstieg, auf den obersten Stufen entgegen. Sie war noch ganz jung, schön und schlank gewachsen, von höchst einnehmenden Gesichtszügen, und sehr anständig gekleidet und geschmückt. Als sich Andruccio ihr näherte, kam sie ihm mit offenen Armen drei Stufen entgegen, fiel ihm um den Hals, und verharrte, wie von übermäßiger Zärtlichkeit übermannt, einige Minuten stumm in dieser Stellung. Dann küßte sie ihm weinend die Stirne, und rief mit weicher Stimme aus: „O mein theuerster Andruccio, sei mir tausendmal willkommen!“ Andruccio war ganz verwirrt durch diese feurige Bewillkommnung, und sagte mit Erstaunen: „Madonna, ich freue mich unendlich, Eure werthe Bekanntschaft zu machen.“ Sie aber faßte ihn bei der Hand, und führte ihn in ihren Saal, von wo aus sie, ohne ein Wort zu reden, mit ihm in ihr Schlafgemach eintrat, welches von Rosen, Orangeblüthen und andern Wohlgerüchen duftete. Dort stand ein köstliches Bett mit herrlichen Vorhängen, und an den Wänden hingen, nach dortigem Gebrauch, viele Kleider und andere kostbare Geräthe, um welcher Dinge willen er, als ein Neuling, nicht zweifelte, daß sie eine gar vornehme Dame sei. Nachdem sie sich nun neben einander

auf einer Kiſte am Fuß des Bettes niedergeſetzt hatten, hob die Dame alſo zu ihm zu ſprechen an: „Andruccio, ich kann mir wohl denken, daß du dich über den zärtlichen Empfang, von Seiten einer ganz Unbekannten, und über meine Thränen nicht wenig verwundern magſt; aber es wird dich in noch größeres Staunen ſetzen, wenn du jetzt aus meinem Munde vernimmſt, daß ich deine Schweſter bin! Ja, ich muß dir ſagen: Jetzt, nachdem mir Gott die Gnade hat widerfahren laſſen, daß ich vor meinem Tode noch einen meiner Brüder geſehen habe, wiewohl ich gern euch alle zu ſchauen wünſchte, werde ich weit ruhiger ſterben können! Da du wahrſcheinlich von dem Allen in deinem Leben nicht haſt reden hören, ſo will ich dir darüber nähere Auskunft geben. Pietro, unſer beiderſeitiger Vater, lebte, wie du wohl erfahren haben wirſt, lange Zeit in Palermo, und genoß dort bei Allen, die ihn kannten, wegen ſeiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit der größten Achtung. Vor Allen aber liebte ihn meine Mutter, die eine vornehme Dame und zu jener Zeit gerade Wittwe war, und zwar in einem ſolchen Grade, daß ſie, ohne ſich um den Zorn ihres Vaters und ihrer Brüder und ihre eigne Ehre zu kümmern, ſich mit ihm ſo tief einließ, daß ich, die du hier vor dir ſiehſt, das Licht der Welt erblickte. Als Pietro ſpäter, durch eintretende Umſtände genöthigt, Palermo verließ, und nach Perugia zurückkehrte, ließ er mich als ein kleines Kind mit meiner Mutter zurück, ohne ſich nach dieſer Zeit um mich zu bekümmern. Wenn er nicht mein Vater wäre, ſo würde ich ihn deßhalb heftig tadeln wegen des Undanks, den er gegen meine Mutter zeigte, welche, ohne ihn genau zu kennen, ſich ſelbſt und ihr Beſitzthum aus wahrer, treuer Zu-

neigung ihm opferte, der Liebe gar nicht zu gedenken, die er gegen mich, als für seine Tochter, die nicht von einer Dienerin oder einem gemeinen Weibe geboren war, hätte hegen sollen. Doch was kann man in dergleichen Fällen thun? Alte Vergehen lassen sich weit leichter tadeln, als verbessern. Die Sache verhielt sich nehmlich so. Er ließ mich als kleines Kind in Palermo zurück, und dort wuchs ich denn ziemlich so weit heran, als wie du mich jetzt siehst, bis mich meine Mutter mit einem edlen und rechtschaffenen Manne aus dem Stamme der Gergenti vermählte, der sich aus Neigung zu mir und meiner Mutter zu Palermo aufhielt. Weil es aber mein Mann mit der Partei der Guelfen hielt, so ließ er sich in geheime Verbindung mit dem König Karl ein. Jedoch noch ehe diese Plane zur Ausführung kamen, hatte der König Friedrich davon schon Nachricht erhalten, und wir mußten uns in demselben Momente aus dem Staube machen, wo ich gerade Hoffnung hegte, die erste Dame zu werden, welche jemals auf dieser Insel gelebt hat. So nahmen wir denn unsere augenblicklichen Habseligkeiten mit, welche gegen unsern vorigen Besitz gar nichts waren, und ließen Güter und Häuser im Stiche, und flohen hieher, wo sich uns König Karl so dankbar bezeigt, daß er uns einen großen Theil unserer Einbuße vergütet, die wir um ihn zu erleiden hatten, indem er uns Landgüter und Häuser in Menge schenkte, wie er denn auch meinem Manne, deinem Schwager, so viel Einkommen gestattet, daß du dich wundern wirst, wenn du dich näher davon überzeugst. Auf diese Art bin ich denn hieher gekommen, wo ich dem Himmel danke, daß ich dich, mein theuerster Bruder, wiedergefunden habe."

Nach dieſen Worten fing ſie von Neuem an, ihn auf das Zärtlichſte zu umarmen, und küßte ihn, unter Thränen, auf die Stirne.

Als Andruccio dieſe ſo wohl zuſammenhängende Fabel gehört hatte, die von der Sicilianerin ohne Stocken in höchſter Unbefangenheit vorgetragen wurde, und als er ſich entſann, daß ſein Vater wirklich eine Zeitlang in Palermo gelebt; da er auch ferner an ſich ſelbſt die Erfahrung gemacht hatte, wie leicht man ſich in der Jugend verliebe, und als er dabei die Thränen der Rührung, die Umarmungen und die keuſchen Küſſe des Mädchens fühlte, ſo ſchenkte er ihren Worten im vollſten Maaße Glauben, und verſetzte, nachdem ſie ſchwieg:

„Madonna, mein Erſtaunen kann Euch nicht im Mindeſten befremden, wenn Ihr erwägt, daß mein Vater, was auch der Grund davon geweſen ſein mag, weder von Eurer Mutter, noch von Euch, jemals geſprochen, oder daß, wenn er dieß gethan, ich wenigſtens kein Wort davon gehört habe. Ich wußte ja von Euch nicht mehr, als wenn Ihr gar nicht auf der Welt geweſen wäret. Je verlaſſener ich nun hier daſtehe, um ſo angenehmer iſt es mir, in Euch eine Schweſter gefunden zu haben. In der That, ich wüßte nicht, wie Ihr dem vornehmſten Mann anders als werth und theuer ſein könntet, und nun vollends mir, der ich ein nur geringer Handelsmann bin. Nur über Eins möchte ich Euch gern um Aufſchluß bitten: „Wie habt Ihr denn erfahren, daß ich hier ſei?“ Worauf ſie verſetzte: dieſen Morgen erzählte es mir eine arme Frau, die mich öfters beſucht, weil ſie, wie ſie ſagt, bei unſerm Vater in Palermo längere Zeit in Dienſten ſtand; und wenn ich es nicht für ſchicklicher gehalten hätte, daß Du mich beſuchteſt,

als daß ich zu dir käme, so wäre ich heute schon längst bei dir in deinem Hotel erschienen."

Jetzt befragte sie ihn genau über alle seine Verwandten, welche sie mit Namen nannte, worauf ihr Andruccio vollen Bescheid ertheilte, und jetzt um so fester glaubte, was er nimmer hatte glauben sollen. Nachdem sie sich nun eine Zeitlang in dieser Weise untereinander unterhalten hatten, und die große Hitze noch immer fortwährte, ließ sie Cyperwein und Confekt kommen, und regalirte den Andruccio damit. Als sich nun dieser endlich zur Zeit des Abendessens beurlauben wollte, stellte sie sich höchst gekränkt darüber, daß er so eile, umarmte ihn, und sagte: „Ja, nun sehe ich wohl, wie wenig du dir aus mir machst! Sieh, du bist bei deiner Schwester, die du in deinem Leben noch nie gesehen hast, und in ihrem eigenen Hause, wo du gleich hättest einkehren sollen, und jetzt willst du dich nun von mir losmachen, um im Wirthshaus zu Nacht zu speisen! Obgleich mein Mann ausgegangen ist, was mir sehr leid thut, so werde ich dich doch bewirthen, so gut es in meinen Kräften steht." Andruccio wußte darauf nichts zu sagen, als: „Ich liebe Euch gewiß so innig wie man eine Schwester nur lieben kann; jedoch wenn ich mich nicht einstelle, so wird man mich den ganzen Abend über zu Tische erwarten, und mir mein Ausbleiben als eine Unhöflichkeit auslegen." „Nun, Gott Lob und Dank," versetzte sie darauf, „ich habe noch Jemand im Hause, durch den ich es kann melden lassen, daß man nicht auf dich warten soll. Du würdest aber artiger handeln und am Ende nur deine Schuldigkeit thun, wenn du deinen Freunden sagen ließest, sie möchten hieher zum Abendessen kommen; dann könntet ihr, wenn ihr nun einmal heute nicht blei-

ben wolltet, in Gesellschaft nach Hause gehen." Andruccio erwiederte: nach seinen Gefährten trage er diesen Abend gerade eben kein sonderliches Verlangen, und da sie es einmal wünsche, so möge sie jetzt völlig frei über ihn disponiren. Darauf stellte sie sich, als ob sie in das Hotel melden ließe, man solle ihn für heute Abend nicht zum Nachtessen erwarten. Nachdem sie nun noch Mehreres mit einander gesprochen hatten, setzten sie sich zu Tisch, wo sie mit feinen und zahlreichen Schüsseln bedient wurden. Das verschlagene Mädchen wußte das Mahl bis tief in die Nacht hinein auszudehnen. Als sie nun endlich von Tische aufgestanden waren, und Andruccio nach Hause gehen wollte, erklärte die Sicilianerin, daß sie dieß in keinem Fall zugeben werde. Denn Neapel sei überhaupt, und zumal für einen Fremden, gar nicht der Ort, um des Nachts in den Straßen umherzulaufen. Und als sie habe sagen lassen, daß man mit dem Abendessen nicht auf ihn warten solle, habe sie zugleich in Beziehung auf das Nachtlager dasselbe gethan. Er nun glaubte nicht allein dieß Alles, sondern fand auch, von seinem Wahn betrogen, an der Gesellschaft des Mädchens ein so großes Wohlgefallen, daß er sich mit innerem Vergnügen entschloß, bei ihr zu bleiben. Aus gewissen Absichten spann sie nun auch noch nach Tisch die Unterhaltung weit aus, und erst als schon ein großer Theil der Nacht vorüber war, ließ sie den Andruccio mit einem kleinen Kinde zu etwaiger noch nöthiger Bedienung in ihrem Schlafgemach zurück, und begab sich mit ihrer Dienerin in ein anderes Zimmer.

Die Hitze war noch immer sehr groß, und deßhalb warf Andruccio, als er sich allein sah, Jacke und Beinkleider von sich, und legte Beide unter sein Kopf-

kissen. Weil er nun so eben eine gewisse dringende Nothwendigkeit fühlte, der Natur zu huldigen, so fragte er den Knaben, wohin er sich zu wenden habe. Dieser deutete auf eine Nebenthüre des Zimmers, und sagte, geht nur dort hinein." Andruccio, ohne an etwas Arges denkend, folgte diesem Wink, gerieth aber unglücklicherweise mit dem Fuße auf ein Brett, das sich auf der entgegengesetzten Seite von dem Balken, auf dem es ruhte, losriß, und mit ihm zugleich hinunterstürzte. Indeß war ihm der Himmel so gnädig, daß er sich, so hoch er auch herabfiel, doch keinen Schaden zufügte, wiewohl er mit dem Unflath, welcher jenen Ort erfüllte, über und über besudelt wurde. Zu besserem Verständniß will ich mich etwas deutlicher über diesen Ort erklären. Es waren nehmlich in einem engen Gäßchen auf zwei Balken, die, wie man es unter ähnlichen Umständen oft findet, zwischen den gegenüberstehenden Häusern eingeklemmt waren, einige Bretter befestigt, und auf diesen eine Stelle zum Sitzen angebracht, und mit einem von diesen Brettern war Andruccio hinuntergestürzt. Als er nun, über seinen Unfall erschrocken, nach dem Kinde rief, erhielt er keine Antwort, denn dieses war sogleich zu der Herrin geeilt, und hatte ihr das Geschehene erzählt. Sie lief darauf eiligst in ihr Schlafkabinet, suchte nach Andruccio's Beinkleidern, fand sie, und in diesen seine Börse, welche er immer aus thörichter Besorgniß bei sich trug. Als sie sich nun dessen bemächtigt, worauf sie Jagd gemacht, und weßhalb sie als Palermitanerin die Schwester eines Peruginers gespielt hatte, kümmerte sie sich nicht weiter um ihn, sondern schloß die Thüre zu, durch welche er fortgegangen war.

Andruccio rief inzwischen stärker und immer stärker nach dem Knaben, doch erhielt er keine Antwort. Jetzt fing er an, nachdenkend zu werden, und zu argwöhnen, daß er betrogen worden sei. Er stieg über eine kleine Mauer, die das Gäßchen von der Straße schied, ging an die ihm noch sehr wohl bekannte Hausthür, und klopfte und rüttelte daran, aber Alles vergebens. Jetzt überzeugte er sich endlich von seinem Mißgeschick, weinte, und rief aus: „Ach wie schnell habe ich doch eine Schwester und fünfhundert Goldgulden verloren!“ So wehklagte er noch weiter fort, und begann dann aufs Neue zu pochen und zu rufen. Genug, er erregte jetzt einen solchen Lärm, daß viele der nächsten Nachbarn davon aufwachten, und, als sie es nicht mehr aushalten konnten, aus ihren Betten aufstanden. Unterdessen trat eine Dienerin der Donna an das Fenster, die sich ganz schlaftrunken stellte, und verdrießlich fragte: „Wer klopft denn so spät noch an die Thür?“ „Ei, kennst du mich denn nicht,“ versetzte Andruccio, „ich bin ja Andruccio, der Bruder von der Donna Fiordaliso. Worauf sie antwortete: Lieber Freund, wenn du ein Glas über den Durst getrunken hast, so schlafe doch deinen Rausch aus, und komm morgen früh wieder. „Ich weiß nicht, von was für einem Andruccio du da redest, oder was du mir sonst noch für unsinniges Zeug vorschwatzest. Geh deines Weges, und laß uns in Frieden!“ — „Wie?“ versetzte Andruccio, du willst nicht einmal mehr wissen, wovon ich rede? Nun, wenn es denn also um meine sicilianische Verwandtschaft aussieht, so sei wenigstens so gut, und gib mir meine Kleider wieder, die ich oben gelassen habe; dann will ich mit Freuden von

dannen gehen.“ — Bei diesen Worten lachte ihm die Magd ins Gesicht, und versetzte: „Mein Freund, ich glaube du redest im Traume;“ worauf sie sich umdrehte, und ihm das Fenster vor der Nase zuschlug. — Da es jetzt Andruccio klar wurde, daß man ihn total angeführt hatte, so gerieth er vor Wuth ganz außer sich. In dieser Stimmung seiner bewegten Seele beschloß er denn, was er nicht in Gutem auswirken konnte, mit Gewalt durchzusetzen. Zu diesem Zweck nahm er einen mächtigen Stein von der Erde auf, und fing an, damit viel stärker als vorher an die Thüre anzuschlagen. Auf dieses sein gewaltiges Getös eilten mehrere von den Nachbarn herbei, die er schon vorher aus dem Schlafe aufgescheucht hatte, in der Meinung, daß irgend ein ungehobelter Bursch das arme Frauenzimmer mit schlechten Reden ärgern wolle. Sie waren sämmtlich aufgebracht über das Pochen an Thüre und Fenstern, und schrieen wie Hunde von Einer Gasse, die insgesammt einen fremden Hund anbellen: „Es ist sehr ungezogen von Euch, um diese Stunde an das Haus ehrbarer Frauenzimmer zu kommen, und einen solchen Rumor zu erheben. Geht Eures Weges, und stört uns nicht in unserem Schlaf! Wenn Ihr etwas mit diesen Frauenzimmern zu thun habt, so kommt morgen wieder; in der Nacht aber verschont uns mit Euerm Lärmen!“ Diese Worte machten einen Menschen, der drinnen im Hause war, und welcher, ohne daß Andruccio ihn zuvor gesehen, bei dem Mädchen Kurzerdienste verrichtete, so keck, daß er an das Fenster trat, und voll Zorn mit einer Donnerstimme herniederschrie: „Wer ist da unten?“ Als Andruccio bei diesen Worten aufwärts schaute, erblickte er in der Dunkelheit einen Mann mit einem mächtigen schwarzen Bart, welcher gähnte und sich die Augen rieb,

als ob er so eben aus dem Bett aufgestanden und aus tiefem Schlaf geweckt worden wäre, und der aussah, als wenn er keinen Spaß verstünde. Andruccio antwortete ihm nicht ohne Bangigkeit: Ich bin der Bruder von der Dame, welche hier wohnt und möchte —" Jener aber fiel ihm, ohne ihn aussprechen zu lassen noch viel grimmiger in die Rede: „Ich sehe eigentlich gar nicht ein, wa mich abhält, augenblicklich herunterzukommen, und dich unverschämtes, versoffenes Vieh, das heute Niemand schlafen läßt, so lange durchzuprügeln, bis du an allen Gliedern braun und blau bist!" bei welchen Worten er sich umdrehte, und das Fenster zuschlug. Einige Nachbarn, welche diesen Menschen kannten, sagten jetzt ganz freundlich zu Andruccio: „Um Gottes Willen, geh nun, guter Freund, sonst wirst du unfehlbar heute noch todtgeschlagen!"

Andruccio, schon genug über die Stimme und ganze Erscheinung des Menschen erschrocken, wurde doppelt durch das Zureden dieser Leute, die es gut mit ihm zu meinen schienen, bewegen, sich zu entfernen. Er machte sich denn also jetzt fort, im höchsten Verdruß über den Verlust seines Geldes, und ging gerade desselben Weges zurück, welchen ihn die Kleine vom Hotel aus geführt hatte. Weil ihn aber der fürchterliche Gestank, mit dem er ganz einbalsamirt war, im höchsten Grade belästigte, so wandte er sich links nach der Straße Ruga Catalana, welche an das Meer führte, worin er sich baden wollte. Als er jetzt die obere Stadt erreichte, sah er in einiger Entfernung zwei Leute mit einer Laterne auf sich zukommen. Weil er besorgte, dieß könnten vielleicht Polizeidiener oder andere Subjecte sein, die nichts Gutes im

Schilde führten, versteckte er sich vor ihnen in ein verfallenes Haus, das er in der Nähe sah. Jene aber folgten ihm in dasselbe Gebäude auf dem Fuße nach, nicht anders, als wenn sie dorthin geschickt worden wären. Dort legte der Eine von ihnen allerlei eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter trug, nieder, und betrachtete sie mit dem Andern, mit welchem er allerhand darüber sprach. Während ihrer Unterhaltung sagte der Eine plötzlich: „Aber was in aller Welt das nur sein mag; ich rieche da auf einmal den niederträchtigsten Gestank, der mir nur je in meinem ganzen Leben vorgekommen ist.“ Bei diesen Worten hob er die Laterne ein wenig in die Höhe und da erblickten sie denn Beide den armen Teufel Andruccio, dem sie beide laut zuriefen: „Wer da?“ Andruccio gab keine Antwort. Worauf sie sich ihm mit dem Licht näherten, und ihn fragten, was er in diesem Schmutz hier mache. Andruccio erzählte ihnen jetzt Alles, was ihm begegnet war. Jene errieth leicht, wo ihm dieß widerfahren sein konnte, und sagten zu einander: auf jeden Fall ist er bei Scarabone Buttafuoco gewesen.“ Darauf sagte der Eine zu Andruccio: „Lieber Freund, wenn du gleich dein Geld eingebüßt hast, so kannst du doch Gott noch danken, daß du jenen Fall gethan, und nicht wieder in das Haus hinein gekonnt hast. Denn wenn du nicht hinuntergefallen wärest, so hätte man dir im Schlafe dort das Lebenslicht ausgeblasen, und du hättest nicht bloß deine Börse, sondern auch dein Leben verloren. Doch was hilft dir jetzt alles Lamentiren? Du kannst eben so gut die Sterne von dem Himmel herunter holen, als dich wieder in den Besitz deines Geldes setzen. Aber mit deinem Leben wird man nicht lange fackeln, wenn du dir ein Wort von der ganzen

Geschichte verlauten lässest.“ Darauf besprachen sie sich eine Weile mit einander, und sagten dann zu ihm: „Weißt du was, du dauerst uns; sieh also, wenn du uns bei unserem gegenwärtigen Vorhaben behülflich sein willst, so sollst du dabei weit mehr gewinnen, als du verloren hast.“ Andruccio erklärte sich, vor Verzweiflung fast bewußtlos, zu Allem bereit.

Nun war just an demselben Tage der Erzbischof von Neapel, Namens Filippo Minutolo, bestattet worden, und zwar in einem köstlichen Ornat, und mit einem Rubin am Finger, der wenigstens seine fünfhundert Goldgulden werth war, anderer ihm mit ins Grab gegebener Preciosen nicht zu gedenken. Die beiden Männer nun hatten die Absicht, seinen Leichnam dieser ihm doch künftig unbrauchbaren Dinge zu entledigen, und theilten jetzt dem Andruccio diesen ihren Plan mit. Andruccio besann sich nicht lange, und machte sich, nur mit dem einzigen Gedanken, wieder zu seinem Verluste zu kommen, in ihrer Gesellschaft auf den Weg. Als sie nun nach der Hauptkirche gingen, sagte der Eine, den Andruccios Geruch incommodirte, zu ihm: „Aber du stinkst doch auch wahrhaftig gar zu arg; es würde wohl gut sein, wenn du dich ein wenig wüschest.“ „Das ist leicht zu machen,“ versetzte der Andere, wir kommen hier sogleich an einen Brunnen, wo gewöhnlich eine Rolle und ein großer Eimer hängen; dort können wir ihn ja ganz bequem von seinem Schmutze reinigen.“ Als sie nun an den Brunnen kamen, fanden sie zwar das Seil, aber der Eimer war weggenommen. Es blieb also jetzt nichts Anderes übrig, als ihn an das Seil festzubinden, und ihn so in den Brunnen hinabzulassen; unten sollte er sich abwaschen, und wenn er fertig wäre, an dem Stricke schütteln, da-

mit man ihn wieder heraufziehen könnte. Gedacht, gethan. Jedoch als sie ihn kaum in den Brunnen hinuntergelassen hatten, führte der Zufall einige Polizeidiener herbei, die bei der großen Hitze Jemanden verfolgt, und darüber Durst bekommen hatten, weßwegen sie sich an den Brunnen wandten. Beim Anblick derselben ergriffen Andruccio's Gefährten sogleich die Flucht, wobei sie von den ankommenden Häschern nicht bemerkt wurden. In der Zwischenzeit hatte sich Andruccio gewaschen, und zog jetzt an dem Seile. Die Polizeidiener aber, in der Meinung, daß an dem Stricke der volle Eimer befestigt sei, fingen, nachdem sie ihre Röcke und Waffen abgelegt, an, aus Leibeskräften emporzuwinden. Als nun Andruccio dem Rande des Brunnens nahe war, ließ er den Strick los, und klammerte sich an demselben mit beiden Händen fest, worüber die Häscher dermaßen erschracken, daß sie, der Sprache beraubt, das Seil fahren ließen, und so weit davon liefen, als sie nur ihre Beine trugen. Dem Andruccio war dieß höchst räthselhaft. Wenn er sich nicht an dem obern Rande des Brunnens ganz fest angehalten hätte, so wäre er wieder in die Tiefe hinabgestürzt, und hätte sich gewiß dermaßen verletzt, daß er kaum mit dem Leben davongekommen sein würde. Als er sich aber herausgearbeitet hatte, und die Waffen erblickte, die ihm nicht seinen Kameraden anzugehören schienen, erreichte seine Verwunderung einen noch höheren Grad. Nach einer Pause staunenden Nachdenkens, während welcher er reinweg keinen Begriff davon hatte, was er eigentlich jetzt thun sollte, beschloß er, ohne von den Sachen etwas anzurühren, fürbaß zu gehen. So wanderte er denn also seines Weges weiter, ohne ein bestimmtes Ziel zu haben.

Unterwegs traf er auf seine zwei Spießgesellen, die gerade im Sinne hatten, ihn aus dem Brunnen heraufzuziehen. Als ihn diese sahen, waren sie nicht wenig erstaunt, und fragten ihn, wie er denn herausgekommen wäre. Andruccio versetzte, das könne er eigentlich selber nicht so recht sagen, erzählte ihnen aber darauf der Reihe nach, wie es gegangen sei, und was er außerhalb des Brunnens gefunden habe. Daraus errieth Jene, laut auflachend, den ganzen Verlauf der Sache, und sagten ihm, warum sie die Flucht ergriffen, und wer die Leute gewesen, die ihn herausgezogen hätten. Darauf aber traten sie, als es bereits Mitternacht geworden war, ohne mit weiteren Gesprächen Zeit zu verlieren, ihren Weg nach der Hauptkirche an, öffneten mit leichter Mühe die Thüre, und gingen nach dem großen, marmornen Sarge, in welchem man den Erzbischof bestattet hatte. Obgleich der Deckel desselben sehr schwer war, so hoben sie diesen doch mit ihren Brecheisen so weit empor, daß ein Mann ganz bequem hineinkriechen konnte, und unterstützten ihn. Jetzt fragte der Eine: „Wer aber soll nun hinein gehen?" „Ich nicht!" erwiederte der Andere. „Ich auch nicht," sagte der Erste; „Andruccio kann ja hineinkriechen." „Mit nichten," erwiederte dieser. „Wie?" fragten die Beiden, „du hast keine Lust hineinzugehn? Und du sollst doch hinein, du magst nun wollen, oder nicht, sonst werden wir dir mit eisernen Stangen so lange auf deinem Hirnkasten herumtrommeln, bis du todt liegen bleibst." Genug, es half jetzt dem Andruccio nichts, er mußte sich dazu entschließen, in den Sarg hineinzukriechen. Als er nun aber drin war, dachte er im Stillen: „die Kerle da haben mich hineingeschickt, um mich zu betrügen; denn wenn ich ihnen Alles hinaus-

gegeben habe, so werden sie hingehen, wohin sie Lust haben, und für mich wird nichts übrig bleiben." Daher beschloß er, seinen Theil im voraus zu nehmen, und, indem er des kostbaren Ringes gedachte, dessen sie erwähnt hatten, zog er denselben dem Erzbischof zuerst vom Finger, und steckte ihn an den seinigen. Dann gab er ihnen Bischofsstab, Mütze und Handschuh, entkleidete den Leichnam bis auf das Hemde, gab ihnen Alles hinaus, und sagte, weiter sei nichts vorhanden. Die Andern behaupteten, es müsse auch noch ein Ring da sein, und riefen ihm zu, er solle nur noch einmal überall nachsuchen. Er versicherte dagegen, er könne nichts von einem Ringe finden, stellte sich, als ob er eifrigst darnach umherspähe, und hielt sie auf diese Art eine Zeitlang hin. Jene aber, nicht weniger schlau, als er, trieben ihn zu fernerem Suchen an, und zogen in einem gelegenen Augenblick die Stütze von dem Deckel des Sarges weg, worauf sie entflohen, und ihn in dem Grabe eingeschlossen zurückließen. Wie dem Andruccio dabei zu Muthe wurde, kann man sich leicht vorstellen. Mehrmals versuchte er, mit Kopf und Rücken den Sargdeckel emporzuheben, doch alle seine Anstrengung blieb vergeblich, und so fiel er denn endlich, von Schmerz übermannt, ohnmächtig auf den Leichnam des Erzbischofs nieder. Wer ihn in diesem Augenblicke gesehen hätte, würde schwer haben unterscheiden können, welcher von Beiden eigentlich der Todte gewesen sei. Als er nun endlich wieder zur Besinnung kam, hob er bitterlich an zu weinen, indem er nur die beiden möglichen Fälle vor sich sah, daß er entweder in dem Sarge vor Hunger und Gestank mitten unter den Würmern der Leiche sterben müßte, oder wenn Jemand dazu käme, und ihn hier fände, als Dieb auf-

geknüpft werden würde. Während er nun solchen Gedanken nachhing, hörte er Leute in der Kirche herumgehen und mit einander sprechen, welche, wie er zu seinem Schrecken vermuthete, in der gleichen Absicht kamen, die ihn und seine Kameraden hergeführt hatte. Als nun diese den Sarg geöffnet und den Deckel unterstützt hatten, stritten sie sich, wer hineinkriechen sollte. Da sich Niemand dazu verstehen wollte, sagte endlich nach langem Zank ein dabei thätiger Pfaffe: „Was habt ihr doch für Furcht? Glaubt ihr denn, er werde euch fressen? Die Todten beißen Niemand. Da ich sehe, daß Keiner von euch Courage hat, so will ich selbst hineingehen!“

Mit diesen Worten stützte er die Brust auf den Rand des Sarges, und streckte, den Kopf nach außen gewandt, die Beine hinein, um sich hinunterzulassen. Als Andruccio dieß sah, richtete er sich empor, packte den Pfaffen an einem Beine, und that, als wollte er ihn herunterziehen. Kaum aber fühlte dieß der Priester, so schrie er laut auf, und sprang mit einem mächtigen Satze aus dem Sarge. Darüber erschracken die Andern so gewaltig, daß sie davonliefen, als ob hunderttausend Teufel hinter ihnen her wären. Als Andruccio dieß gewahr wurde, fiel ihm eine Centnerlast vom Herzen; er sprang schnell empor, und ging durch dieselbe Thüre aus der Kirche, durch welche er hereingekommen war. Der Morgen brach so eben an, als er, mit seinem Ring am Finger, an das Meeresufer, und von da in sein Gasthaus gelangte, wo seine Gefährten und der Wirth die ganze Nacht hindurch um ihn in der größten Sorge gewesen waren. Nachdem er ihnen seine Abenteuer erzählt hatte, riethen ihm der Wirth und alle die Andern,

Neapel sogleich zu verlassen, was er den auch schleunig that. Und so kehrte er denn also nach Perugia zurück, nachdem er sein Geld, für welches er Pferde kaufen wollte, in einen Ring umgesetzt hatte.

VI. Novelle.

Donna Beritola verliert ihre zwei Söhne, wird darauf mit zwei kleinen Ziegen auf einer Insel gefunden, und begibt sich nach Lunigiana. Hier tritt einer ihrer Söhne bei dem Landesherrn in Dienste, beschläft dessen Tochter, und wird in den Kerker geworfen. Unterdessen empört sich Sicilien gegen den König Karl, der Sohn wird von seiner Mutter erkannt, und heirathet die Tochter seines Herrn; der Bruder findet sich gleichfalls wieder, und beide gelangen zu großem Ansehen.

Ueber die Abenteuer des Andruccio, wie sie Fiametta erzählt hatte, waren sowohl die Damen, als die jungen Männer mehrmals in lautes Lachen ausgebrochen. Nach dem Ende der Geschichte, hob nun Emilie auf den Wink der Königin folgendermaßen an:

„Beschwerlich und drückend sind uns die so mancherlei Wechsel des Glückes; man kann von ihnen kaum sprechen hören, ohne aus dem Schlummer, in den uns ein günstiges Schicksal einwiegt, aufgeweckt zu werden. Meines Erachtens eignen sich dergleichen Erzählungen gleich gut für Glückliche, als für Unglückliche; denn die Ersteren lehren sie, auf ihrer Hut zu sein, und die Letzteren

könnte aus ihnen Trost schöpfen. Wiewohl ihr nun jetzt schon Mehreres der Art gehört habt, so will ich euch doch noch eine ähnliche Geschichte erzählen, welche eben so wahr, als rührend ist, und bei der, wenn sie endlich auch noch einen glücklichen Ausgang nimmt, doch so viele und schwere Unglücksfälle vorkommen, daß ich mir kaum denken kann, das spätere Glück habe dafür einen Ersatz bieten können.

Es wird euch nicht unbekannt sein, liebe Schwestern, daß nach dem Tode des Kaisers Friedrich des Zweiten Manfred zum König von Sicilien gekrönt wurde. Bei diesem stand ein Edelmann aus Neapel, Namens Arrighetto Capece in großem Ansehn, welcher sich mit Beritola Caracciola, einer schönen Neapolitanerin von guter Familie, verheirathet hatte. Während nun diesem Arrighetto die Regierung der Insel anvertraut war, erfuhr er, daß König Karl zu Benevent den Manfred besiegt und umgebracht, und daß sich das ganze Königreich dem Ersteren zugewendet habe. Weil er nun in die schwankende Stimmung der Sicilianer wenig Vertrauen setzte, und sich dem Feinde seines Fürsten nicht unterwerfen wollte, so bereitete er sich zur Flucht. Da indeß die Sicilianer von seinem Vorhaben Kunde erhielten, nahmen sie schleunigst ihn und viele andere Freunde des Königs Manfred gefangen, und lieferten sie an König Karl aus, dem sie die ganze Insel übergaben. Madonna Beritola, die bei einem so plötzlichen Umsturz der Dinge nicht wußte, was aus Arrighetto geworden war, ließ, wegen dessen, was sich bereits ereignet, in größter Besorgniß, und fürchtend, daß ihre Ehre gekränkt werden könne, alles ihr Angehörige zurück, und floh,

mit ihrem etwa achtjährigen Sohne Giuffredi, hochschwanger, auf einem Kahne nach Lipari. Dort gebar sie einen Sohn, welchen sie Scacciato (den Verjagten) nannte. Darauf nahm sie eine Amme, und begab sich mit Allen auf ein kleines Schiff, um auf demselben nach Neapel zu ihren Verwandten zurückzukehren. Doch es kam ganz anders, als sie gedacht hatte. Denn das Fahrzeug, das nach Neapel bestimmt war, wurde durch die Gewalt des Sturmes nach der Insel Ponza verschleudert, wo sie in einen kleinen Meerbusen einliefen, um dort besseren Wind für ihre weitere Reise zu erwarten. Donna Beritola stieg mit den Uebrigen an das Land, und suchte sich einen stillen und abgeschiedenen Ort, wo sie sich ganz allein niedersetzte, und um ihren Arrighetto weinte. Da sie dieses jeden Tag wiederholte, so geschah es einstmals, daß, während sie dort ihrem Schmerze nachhing, eine Galeere voll Corsaren herbeikam, ohne daß die Matrosen und andere Reisegefährten es bemerkt hätten, welche die Letztern ohne Widerstand gefangen mit sich fort führte. Als nun Frau Beritola ihre tägliche Klage beendet hatte, und nach ihrer Gewohnheit zum Ufer zurückkehrte, um ihre Söhne wieder zu sehen, fand sie Niemand mehr. Anfangs war sie sehr darüber verwundert; aber bald konnte sie sich denken, was geschehen sein möchte. Ihre Ahnung wurde zur Ueberzeugung als sie auf das Meer hinaussah, und dort eine Galeere erblickte, die sich noch nicht weit entfernt hatte, und welche sie auch das Schiffchen ganz deutlich hinter sich herziehen sah. Jetzt wurde es ihr zur fürchterlichen Gewißheit, daß sie nicht bloß ihren Mann, sondern auch ihre Kinder verloren habe, und hier allein zurückgeblieben sei, ohne irgend eine Hoffnung,

jemals Einen von den Ihrigen wiederzufinden. Und so sank sie denn, laut nach ihrem Mann und Kindern schreiend, ohnmächtig am Meeresstrande nieder. Es war kein Mensch da, der ihr mit frischem Wasser oder andern geeigneten Mitteln hätte zur Hülfe kommen können; ihre Lebensgeister hatten daher völlige Freiheit, nach Belieben in der Irre umherzuschweifen. Als sich endlich ihr schwacher Körper erholte, und sie wieder zum Bewußtsein kam, brach sie in Thränen und laute Klagen aus. Sie rief aufs Neue weit und breit nach ihren Kindern umher, und suchte sie in jeder Höhle der Insel. Als sie aber endlich einsah, daß alle ihre Mühe vergeblich war, und die Nacht hereinbrach, gab sie zwar noch nicht alle Hoffnung auf, aber wurde für den Augenblick um sich selbst besorgt. Sie verließ daher das Ufer, und verbarg sich in jene Höhle, wo sie täglich geweint und geklagt hatte. Nachdem sie dort die Nacht unter Angst und unsäglichen Thränen hingebracht, und endlich der Morgen tagte, fühlte sie sich, weil sie des Abends vorher nichts genossen, durch den Hunger genöthigt, Kräuter zu essen. Als sie sich nun auf diese Weise kümmerlich gesättigt hatte, hing sie traurig dem Gedanken über ihre Zukunft nach. Während sie nun noch in sich selbst vertieft war, bemerkte sie auf einmal ganz in ihrer Nähe eine Ziege, die nach einer Höhle ging, einige Zeit darauf wieder herauskam, und in den Wald lief. Das machte sie neugierig; sie ging also nach der Höhle aus welcher die Ziege herausgekommen war, und fand dort zwei junge Zieglein, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen sein mochten, welche als ihr die niedlichsten und zärtlichsten Geschöpfe von der Welt erschienen. Da sie nun nach ihrer neulichen Niederkunft noch Milch in der Brust

hatte, so legte sie die kleinen Thierlein an ihre Brust, und ließ sie saugen, was sie von ihr eben so gern annahmen, als ob es ihre Mutter gewesen wäre; auch machten sie künftig zwischen dieser und der Dame keinen Unterschied. Letztere dagegen hatte nun doch an dem einsamen Orte eine Gesellschaft gefunden; sie lebte von Kräutern, trank Wasser, gedachte voll Trauer ihres Gatten, ihrer Söhne und ihrer ganzen Vergangenheit, wurde aber dabei nach und nach mit der alten Ziege eben so vertraut, wie mit den Kleinen, und beschloß, auf jener Insel zu leben und zu sterben. Und so verweilte denn die edle Dame daselbst mehrere Monate hindurch gleich einer Wilden, bis es sich endlich begab, daß ein pisanisches Fahrzeug an derselben Stelle landete, wo sie zuerst angekommen war, und etliche Tage über daselbst rastete. Auf demselben nun befand sich ein Edelmann, Namens Markgraf Currado Malespini mit seiner tugendsamen und frommen Gemahlin, welche Beide von einer Pilgerschaft nach den heiligen Orten der Provinz Puglia kamen, und jetzt nach Hause zurückkehren wollten. Nun unternahm Currado eines Tages, um sich die Zeit zu verkürzen, mit seiner Gattin, einigen Dienern und seinen Hunden einen Streifzug durch die Insel. Nahe an der Stelle, wo sich Frau Beritola befand, spürten Currado's Hunde die jungen Zieglein auf, die inzwischen heraufgewachsen waren, und grasend umherliefen. Als dieselben die Hunde bemerkten, ergriffen sie die Flucht, und wandten sich nach der Höhle, wo Frau Beritola wohnte. Diese aber erhob sich, als sie die Kleinen verfolgt sah, ergriff einen Stock und verjagte die Hunde. Als nun Currado und seine Gemahlin, die ihren Hunden gefolgt waren, dazu kamen,

und die Frau erblickten, die ihnen von der Sonne verbrannt und mit verwirrtem Haar gegenüber stand, geriethen sie in große Verwunderung; Madonna Beritola jedoch verwunderte sich noch weit mehr über sie. Currado mußte auf ihr Verlangen die Hunde zurückrufen; aber erst nach vielem Bitten wurde sie bewogen, zu entdecken, wer sie sei, und was sie hier für ein Leben führe. Nachdem sie ihnen nun ihre ganze Lage und ihre harten Schicksale vollständig erzählt und den Entschluß ausgesprochen hatte, hier zu bleiben weinte Currado vor Theilnahme, weil er Arrighetto Capece sehr genau gekannt hatte. Darauf bemühte er sich, sie von diesem verzweifelten Entschlusse abzubringen. Er machte ihr den Antrag, sie in seine Heimath mitzunehmen, wo er sie so gut halten wolle, als wie eine leibliche Schwester, und wo sie so lange bleiben könne, bis ihr der Himmel ein besseres Schicksal bereiten würde. Da die Dame diese Anerbietungen nicht annehmen wollte, so ließ sie jetzt Currado mit seiner Frau allein, und sagte ihr, sie möchte ihr etwas zu essen bringen lassen, ihr einige von ihren Kleidern geben, weil sie ganz zerlumpt war, und sie unter allen Umständen dazu vermögen, mit ihnen zu gehen. Die edle Dame weinte, als sie sich mit Frau Beritola allein sah, erst lange über ihre Unglücksfälle; darauf ließ sie Kleider und Speisen herbeischaffen, brachte aber jene nur mit der größten Mühe so weit, die einen anzunehmen, und die andern zu essen. Endlich bewog sie sie auch, da Frau Beritola sich weigerte, irgend wohin zu gehen, wo man sie kannte, mit ihnen nach Luigniana zu reisen. Doch machte es Frau Beritola zur unerläßlichen Bedingung, daß die beiden Zicklein und die Ziege, welche in der Zeit zurückgekommen

waren, sie begleiten dürften. Als es nun besseres Wetter geworden war, ging Frau Beritola mit Currado und seiner Gemahlin zu Schiffe, wohin auch die Ziege und ihre Jungen gebracht wurden, nach denen Frau Beritola, da man ihren Namen ganz geheim hielt, Capriuola genannt wurde. Ein günstiger Wind brachte sie schnell zu der Mündung des Magra, wo sie ausstiegen, und sich nach den Schlössern des Currado begaben. Hier lebte denn Frau Beritola in Wittwentracht ehrbar, bescheiden und gehorsam als Gesellschaftsdame bei der Gemahlin des Currado, sorgte immer für die Ziegen, und gab ihnen ihr Futter.

Unterdessen waren die Corsaren, welche in Ponza das Schiff geraubt hatten, auf dem Frau Beritola gekommen, mit allen Andern bis auf sie, die man nicht vermißte, nach Genua gefahren. Dort wurde die Beute unter die Eigenthümer des Schiffes vertheilt, und es hatte sich getroffen, daß unter mehreren andern Stücken die Amme der Frau Beritola mit den beiden andern Kindern einem Herrn Guasparino d' Oria zugefallen war, der sie alle drei in sein Haus schickte, um sie dort als Sklaven zu halten. Die Amme war über den Verlust ihrer Herrin und über das traurige Schicksal, in welchem sie sich mit den beiden Kindern befand, außerordentlich betrübt, und vergoß viele Thränen. Als sie jedoch einsah, daß all' ihr Weinen nichts fruchtete, und sie mit ihnen doch nun einmal jetzt Sklavendienste thun müsse, entschloß sie sich, da sie, obgleich eine arme Frau, doch weise und verständig war, sich für's Erste so gut als möglich zu trösten; darauf bedachte sie ihre Lage und überlegte, daß den beiden Kindern, in dem Zustande, in welchen sie gerathen waren, ihr wahrer

Name, wenn er bekannt würde, leicht einmal gefährlich werden könnte. Uebrigens gab sie die Hoffnung nicht auf, daß sich ihr Schicksal in Zukunft noch einmal ändern möchte, und sie, wenn sie am Leben blieben, in ihren früheren Zustand zurückkehren könnten. Sie beschloß daher, Niemand zu offenbaren, wer sie wären, bis der rechte Zeitpunkt dazu gekommen sein würde. Allen, von denen sie darum befragt ward, sagte sie, es seien ihre Kinder, und nannte den Aeltern nicht Giuffredi, sondern Gianotto de Procida; den Namen des Jüngern zu ändern hielt sie nicht für nöthig. Ferner machte sie dem Guiffredi mit großer Sorgfalt begreiflich, weßhalb sie ihn umgetauft habe, und in welche Gefahr er gerathen könne, wenn man ihn erkennte, und das wiederholte sie dem Knaben so oft, daß dieser, welcher Einsicht hatte, die Vorschriften der Amme genau befolgte. Und so lebten denn also die beiden Knaben in schlechten Kleidern und noch schlechteren Schuhen mehrere Jahre lang mit ihrer Amme in dem Hause des Herrn Gasparino, wo man sie zu den niedrigsten Diensten verwendete. Als indessen Gianotto sechszehn Jahre alt geworden war, und zu einem Selbstgefühl erwachte, das sich mit Sklavendiensten nicht mehr vertragen konnte, verließ er seine Stelle bei Herrn Gasparino, und schiffte sich, seiner gedrückten Lage von Herzen überdrüssig, auf einer nach Alexandria bestimmten Galeere ein. Er wandte sich jetzt nach verschiedenen Ländern, konnte aber nirgends etwas vor sich bringen. Und so verstrichen denn nach der Zeit, wo er Herrn Gasparino verlassen hatte, drei oder vier Jahre, in welcher Zeit er zu einem stattlichen und wohlgebildeten Manne herangewachsen war. Da erfuhr er denn, daß sein Vater

welchen er schon längst todt geglaubt hatte, zwar noch lebe, aber von dem König Karl in engem Gewahrsam gehalten werde. Nachdem er nun lange in der Verzweiflung umhergeirrt war, gelangte er auch nach Luigiana, nahm dort Dienste bei Currado Malespina, und zeigte sich diesem so treu und anhänglich, daß er sich seine höchste Gunst erwarb. Ob er nun gleich dort seine Mutter, welche bei Currado's Gemahlin wohnte, einigemale sah, so erkannten sie einander beide doch nicht, so sehr hatte den Einen und die Andre das Alter, im Vergleich zu der Zeit, wo sie das letztemal zusammen gewesen waren, verändert.

Während Giannotto in Currado's Diensten stand, kehrte eine Tochter des Letzteren, Namens Spina, welche durch den Tod ihres Mannes, eines Nicolo von Grignano, zur Wittwe geworden, in das Vaterhaus zurück. Diese war ein außerordentlich reizendes und liebenswürdiges Mädchen, kaum sechszehn Jahre alt. Da geschah es denn, daß sie sowohl auf den Giannotto, als er auf sie, ein Auge warf, und Beide sich sterblich in einander verliebten. Diese Neigung blieb nicht lange unbefriedigt; beide pflogen mehrere Monate hindurch einen vertrauten Umgang, von dem jedoch keine Seele eine Ahnung hatte. Dieser Umstand indeß machte die beiden Liebenden am Ende gar zu sicher, und sie gingen bei ihren Zusammenkünften unvorsichtiger zu Werke, als es in solchen Angelegenheiten rathsam ist. Als sie daher eines Tages in einem schönen und schattigen Haine mit Gianotto lustwandelte, verließen sie Beide die übrige Gesellschaft, eilten in die Gebüsche, und nachdem sie weit genug von den Andern entfernt zu sein glaubten, setzten sie sich an einer rings von Bäumen

umgebenen Stelle auf Blumen und Kräuter nieder, und ließen ihrer Liebe freien Lauf. Ob sie nun gleich bereits eine längere Zeit daselbst die höchste Wonne empfunden hatten, so dünkte ihnen doch die Stunde nur eine Minute, daher sie dort plötzlich zuerst von der Mutter der Dame, und dann von Currado selbst überrascht wurden. Letzterer war bei diesem Anblick im höchsten Grade entrüstet, ließ sie Beide, ohne den Grund davon zu sagen, von drei Dienern festnehmen und gebunden nach einem seiner Schlösser transportiren, und hatte, von Zorn übermannt, den Entschluß gefaßt, sie eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Die Mutter der Dame war nun zwar ebenfalls höchst aufgebracht und fest überzeugt, daß die strengste Züchtigung für diesen Fehltritt ihrer Tochter nicht zu hart wäre; dennoch aber ging es ihr nah, als sie aus einigen Aeußerungen Currado's errieth, was dieser mit den Beiden vorhatte. Sie eilte daher sogleich ihrem schwererzürnten Gemahl nach, und beschwor ihn, in der Sache doch nicht zu rasch zu handeln, und sich bei seinem gesetzten Alter in der Hitze des Jähzorns nicht zum Mörder seiner Tochter zu machen; es werde sich wohl schon irgend ein anderes Mittel finden, um seine Rachsucht zu befriedigen, indem er sie gefangen setzen, im Kerker festhalten, und dort den begangenen Fehler abbüßen lassen könnte. Mit diesen und vielen andern Worten setzte ihm denn die fromme Dame so lange zu, daß er den Plan, sie umzubringen, aufgab, und statt dessen befahl, sie Beide an verschiedenen Orten einzukerkern, streng zu bewachen, und ihnen die schlechteste Kost zu verabreichen, bis er anders über sie verfügen würde. Welches Leben die beiden Liebenden hier in der Gefangenschaft unter fortwährenden Thränen und bei

längerem Faſten, als ihnen lieb war, führten, kann ſich wohl ein Jeder leicht denken. Indeß nun Giannotto und Spina ſo traurig lebten, und ſchon ein Jahr verſtrichen war, ohne daß Currado ihrer gedacht hätte, geſchah es, daß der König Pedro von Arragonien in Verbindung mit Johann von Procida die Inſel Sicilien aufwiegelte und dem König Karl entriß, worüber Currado, als ein begeiſterter Ghibeline eine groſe Feſtlichkeit anſtellte. Da Gianotto dieſes durch einen Gefängnißwärter erfuhr, ſeufzte er laut auf, und ſagte: „O gütiger Himmel, ſchon ſeit vierzehn Jahren irre ich nun in der Welt umher, ohne auf etwas Anderes, als dieß zu warten, und nun es geſchehen iſt, ſitze ich hier im Kerker, ohne eine Hoffnung, jemals herauszukommen!“ „Nun,“ verſetzte der Gefängnißwärter, „was kümmert dich denn das, was ſo groſe Könige thun? Was haſt du denn in Sicilien zu ſchaffen?“ Darauf erwiederte ihm Giannotto: „Es iſt mir, als ſollte mir das Herz im Leibe zerſpringen, wenn ich daran denke, was mein Vater dort zu ſagen hatte. Denn ob ich gleich bei unſerer Flucht noch ein kleiner Knabe war, ſo entſinne ich mich doch noch, daß ich ſah, wie er zur Zeit des Königs Manfred über die ganze Inſel zu gebieten hatte.“ „Nun, und wer war denn dein Vater?“ fragte der Kerkermeiſter. „Wer mein Vater war?“ wiederholte Giannotto. „Daraus brauche ich jetzt kein Geheimniß mehr zu machen, weil die Gefahr nun vorüber iſt, welche mich bewog, es zu verſchweigen. Er hieß, und heißt, ſofern er noch am Leben iſt, Arrighetto Capece, und mein Name iſt nicht Giannotto, ſondern Giuffredi, und ich zweifle nicht, wenn ich von hier nach Sicilien gelangen

könnte, dort sogleich eine der höchsten Stellen zu erhalten.“ Der Gefängnißwärter fragte jetzt nicht weiter, sondern berichtete auf der Stelle das ganze Gespräch dem Currado. Dieser that zwar gegen den Schließer, als ob ihn die Nachricht wenig kümmere, begab sich aber doch sogleich zu der Frau Beritola, und fragte sie freundlich, ob sie von Arighetto einen Sohn Namens Guiffredi gehabt habe. Mit Thränen in den Augen antwortete die Dame: wenn der Aelteste von ihren beiden Söhnen noch am Leben wäre, so würde er so heißen und gegen zweiundzwanzig Jahre alt sein. Als Currado dieß hörte, wurde es ihm klar, daß Giannotto ihr Sohn sein müsse; auch fiel es ihm ein, daß er, wenn dem also wäre, zugleich ein großes Werk der Barmherzigkeit thun und seine und seiner Tochter Schande tilgen könnte, wenn er diese Giannotto zur Frau gäbe. Deßhalb ließ er den Giannotto heimlich zu sich bescheiden, befragte ihn genau über seine früheren Lebensverhältnisse, und da er sich deutlich überzeugte, daß er wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetto Capece sei, sagte er zu ihm: Du weißt Giannotto, welche schwere Beleidigung du mir und meiner Tochter angethan hast, während es dir, als einem Diener, den ich stets auf's Beste behandelte, wohl angestanden hätte, meine Ehre und mein Eigenthum zu erhalten und zu befördern. Wahrlich Viele würden dich nach ähnlichem Betragen eines schmählichen Todes haben sterben lassen. Du dankst deine Schonung nur meiner Herzensgüte. Weil du nun aber wirklich, wie du sagst, der Sohn eines Edelmanns und einer adeligen Mutter bist, so will ich, sofern du mir beistimmst, deinen Leiden ein Ende machen, dich aus dem Elend der Gefangenschaft, in wel-

cher du schmachtest, erlösen, und unsere beiderseitige Ehre wiederherstellen. Spina, zu welcher du eine zärtliche, obwohl unschickliche Neigung hegtest, ist, wie du weißt Wittwe, und hat eine ansehnliche Mitgift zu erwarten; ihr moralischer Charakter und ihre Eltern sind dir bekannt; über deine gegenwärtige Lage will ich schweigen. Dem Allen sei nun wie ihm wolle, ich habe jetzt den Entschluß gefaßt, Spina, mit welcher du verbotenen Umgang pflegtest, zu deinem ehelichen Weibe zu machen, und nachher magst du dann als mein eigner Sohn hier bei uns so lange bleiben, als es dir gefällt." — Durch die lange Gefangenschaft waren Giannotto's Kräfte allerdings sehr erschöpft worden, aber der Edelsinn, den er von seinen Eltern geerbt, hatte sich um nichts vermindert, und eben so wenig die Liebe zu seiner Dame. Ob er nun aber gleich nach dem, was ihm Currado anbot, das heftigste Verlangen trug, und den Besitz desselben jetzt völlig in seiner Hand hatte, so milderte er doch kein Wort von dem, was ihm sein Stolz eingab, und sagte: Currado, ich habe weder deinem Leben noch deinem Besitzthum aus Geldgier oder aus irgend einem andern schlechten Grunde verrätherischer Weise nachgetrachtet. Ich liebte deine Tochter, liebe sie, und werde sie immerdar lieben, weil ich sie meiner Liebe werth erachte. Und wenn ich nach den Vorstellungen des großen Haufens die Ehrbarkeit an ihr verletzte, so beging ich einen Fehltritt, der mit der Jugend untrennbar verbunden ist, und den man nicht ausrotten kann, ohne die Jugend selbst auszurotten. Wenn sich aber die Alten daran erinnern wollten, daß sie auch einmal jung gewesen, und an fremde Fehler den Maasstab ihrer eignen legten, und umgekehrt, so würde dies Verbrechen nicht

so schwarz erscheinen, als es dir und Andern aussieht. Uebrigens habe ich es nicht als Feind, sondern als Freund gethan. Was du mir jetzt anbietest, das war von jeher mein lebhaftester Wunsch, auf dessen Erfüllung ich auch schon längst losgesteuert wäre, wenn ich dabei auf einen glücklichen Erfolg hätte rechnen können. Dein Antrag soll mir jetzt um so schätzbarer sein, je weniger ich an denselben denken konnte. Aber spielst du etwa ein falsches Spiel mit mir, so bitte ich dich, laß mich in meinen Kerker zurück bringen, und wenn du ein Wohlgefallen daran hast, so laß mich dort verschmachten; denn so lange ich Spina lieben werde, eben so lange werde ich um ihretwillen auch dich lieben, und dich, was du mir auch immer zu Leide thun magst, dennoch in Ehren halten.

Als Currado diese Worte hörte, verwunderte er sich, und glaubte darin einen hohen Sinn und eine glühende Liebe zu erkennen, um derentwillen er ihn nur lieber gewann; daher stand er auf, umarmte und küßte ihn, und ließ ohne weiteren Verzug Spina herbeirufen. Ihre Gestalt hatte sich in dem Gefängniß sehr verändert; sie war mager und bleich geworden und sah sich nicht mehr ähnlich, wie es dem Giannotto gleichfalls geschehen war. Beide verlobten sich darauf feierlich und von ganzem Herzen übereinstimmend vor Currado nach den herkömmlichen Gebräuchen. Aus Gründen verschwieg Currado das Geschehene vor der Welt, in welcher Zeit er jedoch die Verlobten mit Allem versorgte, was sie brauchten oder wünschten. Als ihm nun endlich der rechte Moment gekommen zu sein schien, die Mutter des jungen Paares an dieser Freude Theil nehmen zu lassen, beschied er seine Frau und die Cavrivuola zu

sich und fragte die Letztere: „Was würdet Ihr wohl dazu sagen, wenn ich Euch Euern ältesten Sohn als den Gemahl einer meiner Töchter zurückbringen würde?“ Worauf die Cavrivuola antwortete: Was denn sollte ich wohl anders darauf sagen, als daß ich, wofern es möglich wäre, Euch verbindlicher zu sein, als ich dieses bereits sein muß, Euch noch weit dankbarer sein müßte, weil ich von Euch empfangen würde, was mir lieber ist, als mein eignes Dasein. O wenn Ihr mir ihn so wiedergäbet, wie Ihr sagtet, so würdet Ihr in mir eine bereits fast erloschene Hoffnung neu beleben!“ — Nach diesen Worten konnte sie nicht weiter sprechen, und brach in einen Strom von Thränen aus. Jetzt fragte Currado seine Gattin: „Wie würde es dir denn wohl gefallen, wenn ich dich mit einem solchen Schwiegersohn beglückte?“ „Nun,“ versetzte diese, „ich sehe nicht auf den Adel; mir würde der Geringste lieb sein, wenn er Euch angenehm wäre.“ „Dann ist es schon recht,“ sagte Currado; „denn, wisset es nur, daß ich es vorhabe, Euch in den nächsten Tagen mit einer Freude dieser Art zu überraschen.“

Als nun die beiden Liebenden nach einigen Tagen ihr voriges Aussehen wiedergewonnen hatten, ließ ihnen Currado kostbare Kleider anziehen, und fragte den Giuffredi: „Würde deine Freude hier wohl noch einen höhern Grad erreichen, wenn du deine Mutter wiederfändest?“ „Es ist mir unwahrscheinlich,“ entgegnete Giuffredi „daß sie nach ihren vielen Leiden und Unglücksfällen noch am Leben sein kann. Wenn dieses aber dennoch der Fall wäre, so würde meine Freude grenzenlos sein, weil ich durch ihren guten Rath und Auskunft einen großen Theil meines Vermögens in Sicilien

zurückerhalten würde.“ Darauf ließ Currado die beiden Frauen herbeirufen, und diese bezeugten den beiden Neuverlobten die lebhafteste Freude, ohne sich jedoch erklären zu können, wodurch sich Currado wohl hätte bestimmen lassen, Giannotto mit seiner Geliebten zu verbinden. Frau Beritola faßte indeß, in Folge der frühern Reden Currados, den Letzteren schärfer in's Auge, und fand in seinem Gesicht bald eine Erinnerung an die jugendlichen Züge ihres Sohnes. Daher stürzte sie jetzt, ohne weiteren Aufschluß zu erwarten, an seine Brust. Das Uebermaas ihrer mütterlichen Liebe und Freude erstickte alle Worte; halb ohnmächtig verharrte sie in den Armen ihres Sohnes. Dieser wunderte sich nun zwar, daß er sie früher in demselben Schlosse oftmals gesehen, und nie erkannt haben sollte; doch bald regte sich in ihm das Blut, das er von ihr empfangen, er klagte sich selbst an wegen seiner früheren Sorglosigkeit, hielt sie mit Thränen in den Armen, und drückte zärtliche Küsse auf ihre Lippen. Nachdem nun Frau Beritola mit Hülfe von Currados Gemahlin und Spina durch frisches Wasser und andere Mittel wieder zum Bewußtsein gebracht worden war, umarmte sie unter Thränen und zärtlichen Ausrufungen ihren Sohn von neuem und küßte ihn wohl tausendmal. Als sie einander nun schon drei oder viermal zur großen Freude der Umstehenden umfangen hatten, erzählten sie einander Alles, was sich mit ihnen ereignet hatte. Darauf sagte Giuffredi zu Currado, welcher etlichen seiner Freunde zu deren großer Zufriedenheit bereits von der neugeschlossenen Verbindung Nachricht ertheilte, und so eben ein glänzendes Fest veranstaltete: „Currado, Ihr habt mir schon manche Freude gemacht, und meiner Mutter lange Zeit

Ehre bezeigt. Jetzt ersuche ich Euch nun, um nichts zu unterlassen, was für uns zu thun in Euren Kräften steht, daß Ihr meine Mutter und mich an meinem Vermählungsfeste durch die Gegenwart meines Bruders erfreut, welcher als Sklave bei Gasparino d'Oria dient, und der, wie ich Euch bereits sagte, ihn und mich geraubt hat. Ferner bitte ich Euch, Jemand nach Sicilien zu schicken, um sich dort genau nach den obwaltenden Verhältnissen zu erkundigen, und nachzuforschen, ob mein Vater todt ist, oder noch lebt, und in welcher Lage er sich im letztern Falle befindet, über welches Alles er uns dann Bescheid bringen mag."

Currado war mit diesem Vorschlag Giuffredi's völlig einverstanden, und schickte sogleich zwei zuverlässige Leute nach Genua und Sicilien. Der Erste derselben, den er nach Genua gesandt hatte, traf Herrn Gasparino, und bat ihn in Currado's Namen inständig, diesem den Scacciato und dessen Amme zuzuschicken, und erzählte dabei der Ordnung nach Alles, was Currado für Giuffredi und seine Mutter gethan hatte. Gasparino erstaunte sehr über diese Nachrichten, und versetzte: „Ohne Zweifel werde ich für Currado Alles thun, was er nur wünschen kann; auch habe ich allerdings schon seit vierzehn Jahren den Knaben mit seiner Mutter im Hause, und bin bereit, ihm diese zuzuschicken. Aber sage ihm doch in meinem Namen, er möge überlegen, ob er den Geschichten des Giannotto, der sich, wie du mir berichtest, jetzt Giuffredi nennt, nicht zu vielen Glauben geschenkt habe, oder noch schenke; denn er ist weit verschlagener, als sich Currado träumen läßt." Darauf ließ er den Abgesandten ehrenvoll bewirthen, berief insgeheim die

Amme zu sich, und befragte sie über diese Sache. Als diese von dem Aufstand in Sicilien gehört und erfahren hatte, daß Arrighetto noch am Leben sei, faßte sie Muth, und erzählte ihm, wie sich Alles zugetragen, und aus welchen Gründen sie so gehandelt habe.

Da nun die Aussagen der Amme genau mit den Berichten von Currado's Abgesandten übereinstimmten, so fing Herr Gasparino an, der Sache einigen Glauben beizumessen. Er prüfte die Angelegenheit von allen Seiten, und schämte sich, nachdem er sich von der Wahrheit überzeugt, der übeln Behandlung des Knaben; und um ihn nun für dieselbe zu entschädigen, gab er dem Arrighetto, dessen Rang und Lebensverhältnisse er jetzt kannte, seine reizende etwa eilfjährige Tochter mit einer großen Mitgift zur Frau. Als das glänzende Hochzeitfest vorüber war, segelte er mit dem jungen Manne, mit seiner Tochter, den Abgesandten Currado's und mit der Amme und einer wohlbewaffneten Galeere nach Lerici. Dort wurde er von Currado ehrenvoll empfangen und mit seiner ganzen Gesellschaft auf ein nahes zu den bevorstehenden festlichen Tagen eingerichtetes Schloß geführt. Die Freude der Mutter bei dem Wiedersehen ihres Sohnes, die Wonne der beiden Brüder, welche die treue Amme herzlich bewillkommneten, die frohe Begrüßung von allen Seiten, und endlich die Herzenslust Currado's, seiner Gemahlin, seiner Kinder und Freunde läßt sich mit Worten nicht schildern; Eure eigne Phantasie wird sich die ganze Situation am besten ausmalen können.

Damit jedoch die Freude den höchsten Grad erreichen möchte, gefiel es Gott, welcher am reichsten gibt, wenn er einmal geben will, zu derselben Zeit auch die besten

Nachrichten von der günstigen Lage des Arrighetto Capece eintreffen zu lassen. Denn als bei dem herrlichen Feste die Gäste an der Tafel noch mit dem ersten Gerichte beschäftigt waren, langte der Abgesandte an, welcher nach Sicilien geschickt worden war, und berichtete unter Anderem von Arrighetto, daß, indem er noch, von König Karl in Haft gehalten worden, das Volk, als sich der Aufstand gegen die Franzosen an jenem Orte erhoben, voll Wuth nach seinem Gefängniß gerannt sei, die Wachen todtgeschlagen, ihn herausgeholt, als geschworenen Feind des Königs Karl an die Spitze gestellt, und darauf unter seiner Anführung die Franzosen vertrieben und getödtet habe. Dadurch habe er sich denn in die höchste Gunst des Königs gesetzt, welcher ihm alle Güter und Ehrenstellen zurückgegeben, so daß er jetzt ein Mann vom größten Ansehen geworden sei. Der Gesandte fügte noch hinzu, daß ihn Arrighetto auf das Ehrenvollste empfangen und die größte Freude über seine Frau und seinen Sohn bezeigt, von denen er seit seiner Gefangennehmung nicht das Geringste gehört habe. Auch habe er eine Fregatte und etliche Edle, die ihm folgten, mitgesandt, um die Seinigen abzuholen. — Man hatte den Abgesandten mit allgemeiner Freude empfangen und angehört. Currado ging jetzt mit einigen von seinen Freunden schleunigst den Edelleuten entgegen, welche wegen Frau Beritola und Guiffredi geschickt worden waren, begrüßte sie freundlichst, und brachte sie zu einem Gastmahle, das etwa bis zur Mitte gediehen sein mochte. Frau Beritola, Giuffredi und alle Andere empfingen sie so fröhlich, als es wohl nur selten der Fall sein mag. Doch ehe sie an der Tafel Platz nahmen, entboten sie im Namen Arri-

ghetto's dem Currado und seiner Gemahlin Gruß und Dank für die Ehre, welche sie seiner Gattin und seinem Sohne erzeigt, und forderten sie auf, über Arrighetto, und was nur in dessen Kräften stünde, nach Belieben zu verfügen. Darauf wandten sie sich auch an Herrn Gasparino, dessen Verdienste ihnen früher unbekannt gewesen waren, und erklärten ihm, sie seien versichert, daß, sobald Arrighetto hören würde, was er für jenen gethan, er es ihm eben so sehr, wo nicht noch mehr Dank wissen würde. Dann gesellten sie sich zu dem fröhlichen Festmahl. Die Festlichkeiten, welche Currado zu Ehren seines Schwiegersohnes und seiner Freunde anstellte, dauerten mehrere Tage lang. Nachdem sie nun zu Ende waren, meinten Frau Beritola und Giuffredi, wie auch die Andern, es sei nun doch Zeit aufzubrechen. Und so bestiegen sie denn unter vielen Thränen des Currado, seiner Frau und des Herrn Gasparino in Gesellschaft der Spina das Schiff, das ihnen Arrighetto gesandt, und nahmen von jenen Abschied. Mit günstigem Winde landeten sie bald in Sicilien, wo sie insgesammt von Arrighetto in Palermo mit einer nicht zu schildernden Reihe von Festlichkeiten empfangen wurden. Und dort sollen sie, wie man sagt, noch lange Zeit glücklich und der bezeigten Wohlthaten eingedenk in Gottes Gnaden gelebt haben.

VII. Novelle.

Der Sultan von Babylonien schickt seine Tochter dem König von Algarbien zur Frau. Dieselbe geräth durch verschiedene Zufälle und an verschiedenen Orten binnen vier Jahren neun Männern in die Hände. Endlich wird sie wieder zu ihrem Vater zurückgebracht, worauf sie als vorgebliche Jungfrau zu dem König von Algarbien reist, um diesen, zufolge ihrer ersten Absicht, zu heirathen.

Emiliens Erzählung würde bei noch längerer Dauer vielleicht die jungen Damen bis zu Thränen gerührt haben, denn alle empfanden die tiefste Theilnahme mit den Schicksalen der Frau Beritola. Als nun Emilie geendet, gefiel es der Königin, daß Pamphilo fortfahren sollte, welcher denn auch sogleich dem Winke derselben gehorsam folgendermaßen anhob:

„Oft, meine anmuthigen Damen, sehen wir nicht ein, was zu unserm Besten dient. Wie Viele standen schon in der Meinung, daß sie, wenn sie Reichthümer erworben hätten, den Rest ihrer Tage heiter und sorglos würden verleben können! Sie beteten nicht nur täglich zu Gott, daß er sie an dieses Ziel führen möge, und scheuten auch keine Anstrengung und Gefahr, um zu diesem Ziel zu gelangen. Und hatten sie es nun endlich erreicht, so fanden sie wegen ihrer Erbschaft in denen Mörder, die, ehe sie reich wurden, ihr Leben beschützten. Wieder Andere bahnten sich aus einem niedrigen Stande durch

tausend gefährliche Schlachten und durch das Blut ihrer Brüder und Freunde den Weg zu der Höhe des Thrones, von welchem sie das höchste Glück erhoffien; aber abgesehen von der Angst und den Gefahren, von denen sie sich fortwährend umringt sahen, erkannten sie erst im Tode, daß man an königlichen Tafeln das Gift aus goldnen Bechern trinke. Eine Menge Andere wieder strebten nach Körperstärke, Schönheit und ähnlichen äußern Vorzügen, und überzeugten sich nicht eher von der Verkehrtheit ihrer Wünsche, als bis ihnen diese Dinge das größte Unglück oder den Tod gebracht hatten. Um aber nicht alle menschliche Wünsche und Bestrebungen einzeln durchzugehen, sage ich nur im Allgemeinen, daß Keinen die günstigste Erfüllung seiner Plane vor Unglück sicher stelle. Wir thun demnach am besten daran, wenn wir uns auf den Besitz und Genuß dessen beschränken, was uns derjenige verleiht, welcher am besten weiß, was uns wahrhaft noth thut. Wie viel nun auch die Männer in diesem Punkte fehlen mögen, so sündigt ihr, schöne Damen, doch am meisten darin, daß ihr bloß schön zu sein wünscht, und mit den euch von der Natur zugetheilten Reizen nicht zufrieden seid, sondern dieselben durch alle nur mögliche Künste noch zu erhöhen strebt. Deshalb will ich euch jetzt die Geschichte einer Saracenin erzählen, welche sich wegen ihrer Schönheit in dem Zeitraum von vier Jahren nicht weniger als neunmal verheirathen mußte.

Vor schon langer Zeit lebte einmal in Babylonien ein Sultan, Namens Beminedab, dem während seiner Regierung fast Alles immer ganz nach Wunsche gegangen war. Dieser hatte unter mehreren Kindern beiderlei Geschlechts auch eine Tochter, Namens Alatiel, die

nach der Meinung Aller, welche sie gesehen hatten, das schönste Frauenzimmer war, welches in der damaligen Welt existirte. Weil ihm nun der König von Algarbien in einer Schlacht gegen die Mauren große Dienste erwiesen, so hatte er diesem auf sein Anhalten die Hand seiner Tochter zugesagt, und schiffte sie mit einem höchst anständigen Gefolge von Herren und Damen mit vielen kostbaren und schönen Geräthen auf einem wohlbewaffneten und bestens gerüstetem Fahrzeuge ein, um so unter dem Schutze des Himmels zu ihrem Bräutigam zu reisen. Sobald nun der Wind günstig schien, spannten die Matrosen die Segel auf, stachen von Alexandrien aus in die See, und schifften einige Tage lang ganz glücklich weiter. Sie hatten bereits Sardinien im Rücken, und glaubten dem Ziel ihrer Reise ganz nahe zu sein, als sich plötzlich Stürme erhoben, die das Schiff, auf welchem sich die junge Prinzessin befand, wild umherschleuderten, so daß die darauf befindlichen Matrosen alle Hoffnung aufgaben, es zu retten. Doch gelang es ihnen durch ihre große Geschicklichkeit, es im Kampf mit dem tobenden Elemente zwei Tage lang aufrecht zu erhalten. Doch als in der dritten Nacht der Sturm noch immer nicht nachließ, sondern sogar noch zunahm, und die Schiffer gar nicht mehr wußten, wo sie waren, (wobei der Himmel von dichten Wolken umzogen und Alles rings umher stockdunkel war) und sie mit aller ihrer Erfahrung zur See nichts mehr ausrichten konnten, bemerkten sie in der Nähe von Majorka, daß das Schiff leck wurde. In dieser verzweifelten Lage, wo sich fast keine Möglichkeit der Rettung mehr zeigte, dachte Jeder nur an sich selbst. Die Schiffsherren begaben sich schleunigst in das Boot, welches sie in das Meer geworfen

hatten, mit dem Entschluß, sich lieber diesem, als dem im Scheitern begriffenen Fahrzeug anzuvertrauen. Eiligst folgten ihnen alle Andern, die im Schiffe waren, wiewohl die zuerst Eingestiegenen sie mit Dolchen hindern wollten, und häuften sich in dem kleinen Boote, um auf diesem dem Tode zu entgehen. Da aber bei dem ungünstigen Winde das Boot nicht so viele Personen tragen konnte, so sank es unter, und es mußten Alle umkommen, die sich darauf befanden.

Inzwischen wurde das Schiff, auf dem Niemand als die junge Dame und ihre Frauen geblieben, welche, von der Wuth des Orkans betäubt, rings wie Todte umherlagen, wiewohl schon ganz zerschellt und voller Wasser, von dem heftigen Wind getrieben, im schnellsten Laufe an die Küste der Insel Majorka verschlagen. Dabei war nun die Gewalt des Stoßes so groß, daß es ungefähr einen Steinwurf fern vom Ufer im Sande stecken blieb, und sich, obgleich die Nacht hindurch von den Fluthen bekämpft, dennoch nicht von der Stelle bringen ließ. Als es nun endlich Tag wurde, und der Sturm nachgelassen hatte, erhob die junge Dame, welche sich dem Tode nahe fühlte, das Haupt, und rief mit schwacher Stimme bald nach dem Einen, bald nach dem Andern von ihren Dienern. Doch ihr Ruf verhallte in die Lüfte; denn sie waren alle zu weit entfernt, um ihre Stimme hören zu können. Als sie nun keine Antwort erhielt, und ringsum Niemand von den Ihrigen erblickte, wurde sie von einem mächtigen Schrecken überfallen, und fürchtete sich sehr; doch richtete sie sich so gut auf, als es ihre Kräfte erlaubten, und da sah sie denn alle Frauen von ihrer Begleitung und die Dienerinnen am Boden umher liegen. Sie redete eine nach der andern an, so laut sie nur konnte, fand aber nur Wenige darunter noch am Leben, denn die meisten

waren an der Seekrankheit und aus Angst gestorben. Dadurch wurde die Furcht der Dame noch mehr gesteigert. Als sie sich nun so ganz allein und verlassen sah, und sich nicht zu rathen und zu helfen wußte, rüttelte sie diejenigen, welche noch am Leben waren, so lange, bis sie sich emporrichteten. Als aber auch diese keine Auskunft darüber zu geben wußten, was aus der Mannschaft geworden sey, und sie entdeckte, daß das Schiff voll Wasser war und auf dem Sande fest saß, hob sie gemeinschaftlich mit ihnen an bitterlich zu weinen. Der Mittag war jetzt bereits seit drei Stunden vorüber, ohne daß sie am Ufer oder sonstwo in der Nähe Jemand bemerkt hätten, den sie um Hülfe und Beistand hätten ansprechen können.

Endlich um die neunte Stunde erschien ein Edelmann, Namens Pericone da Visalgo, welcher von einem Landgut mit mehreren Dienern zu Pferde nach Hause zurückkehrte. Als dieser das Schiff sah, errieth er sogleich, was hier geschehen seyn könnte. Schleunigst gebot er einem Diener, das Wrack zu ersteigen, und ihm Nachricht zu geben, wie es dort aussähe. Trotz allen Schwierigkeiten gelang es dem Diener, dem Befehle seines Herrn nachzukommen, und er fand die junge Dame mit der wenigen ihr übrig gebliebenen Begleitung furchtsam unter dem Verdecke verborgen. Als ihn die Frauenzimmer erblickten, flehten sie ihn weinend um Erbarmen an, und da sie bemerkten, daß er ihre Sprache eben so wenig verstand, als sie die seinige, so suchten sie sich ihm durch Zeichen verständlich zu machen. Der Diener faßte Alles genau auf, und berichtete dann dem Pericone, was er auf dem Schiffe gesehen hatte. Dieser ließ nun sogleich die Frauenzimmer und die besten Kleider, die sich auf dem Wrack befanden, holen, und führte sie auf sein Schloß, wo er sie durch Ruhe und Speisen erquickte. Dabei er-

rieth er aus den köſtlichen Geräthſchaften, welche ſich auf dem Schiffe vorgefunden, die Dame müſſe von einem gar hohen Range ſeyn, in welcher Muthmaßung er durch die Ehrenbezeugungen, die ihr die Andern erwieſen, bald beſtärkt wurde. Auch ſchienen ihm, troß ihrer Bläſſe und ihrem Unwohlſeyn, das nur von den ungewohnten Strapaßen der ſtürmiſchen Seereiſe herrührte, ihre Formen von ſeltener Schönheit; daher er denn ſogleich beſchloß, ſie zu heirathen, ſofern ſie noch keinen Mann hätte, wenn ſie aber bereits verheirathet wäre, ſie jedenfalls zu ſeiner Geliebten zu machen. Pericone war ein Mann von edlem Ausſehen und gewaltigem Gliederbau.

Nachdem er nun die Dame etliche Tage über trefflich hatte bedienen laſſen, und ſie von ihrem Unwohlſeyn wieder völlig hergeſtellt war, kam ſie ihm noch weit ſchöner vor, als er ſie anfangs gefunden, und er gab ſich deßhalb, von ihren Reizen aufs Höchſte entflammt, obgleich zu ſeinem großen Leidweſen weder er ſie, noch ſie ihn verſtehen konnte, die größte Mühe, ſie durch allerlei Liebkoſungen dahin zu vermögen, daß ſie ihm zu Willen wäre. Doch alle ſeine Verſuche ſcheiterten. Indeß, je ſpröder ſie ſich bezeigte, deſto heißer entzündete ſich Pericone's Gluth. Als dieß die Dame bemerkte, beſchloß ſie, nachdem ſie ſich einige Tage bei ihm aufgehalten und aus den Sitten erſah, daß ſie ſich unter Chriſten und an einem Orte befinde, wo es ihr wenig helfen würde, wenn ſie ſich auch entdeckte, in Betracht, daß ſie am Ende doch, entweder gutwillig, oder mit Zwang, dem Pericone werde willfahren müſſen, heldenmüthig, ihrem Schickſal die Stirne zu bieten. Demnach gebot ſie denn ihren Begleiterinnen, von denen ihr nur noch drei übrig waren, keiner Seele zu entdecken, wer ſie eigentlich ſeyen, auſſer in dem Falle, daß ſich ihnen dadurch eine ganz ſichere Er-

lösung aus ihrem gegenwärtigen Zustande zeigte. Ueberdieß schärfte sie ihnen ein, sie möchten jedenfalls ihre Keuschheit bewahren, wobei sie sich hoch und theuer vermaß, daß sie keinem, als ihrem künftigen Gemahl, zu Dienst stehen würde. Die Mädchen priesen ihren Entschluß, und versprachen, dem Befehl nach Kräften nachzukommen. Pericone's Gluth entzündete sich indeß täglich um so heftiger, je näher er sich dem geliebten Gegenstande sah, so daß er am Ende, als alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, den Entschluß faßte, alle nur erdenkbare List und Künste anzuwenden, ehe er zur Gewalt seine Zuflucht nähme. Schon einigemal hatte er bemerkt, daß die junge Dame, welcher der Genuß des Weins durch ihre Religion verboten war, an diesem ein besonderes Wohlgefallen fand, weßhalb er die Hoffnung faßte, sie durch den Wein, als einen Diener der Venus, zu fangen. Er stellte sich daher, als ob er auf ihre Ungefügigkeit gar keine Rücksicht nähme, und bereitete eines Abends an einem hohen Feste ein köstliches Nachtmahl, zu welchem sich die Dame einfand. Während es hier etwas bunt durcheinander ging, gebot er dem, welcher die Dame zu bedienen hatte, mit den Weinen, die er ihr vorsetzte, gehörig abzuwechseln. Dieß war auch dem Diener angenehm, der dabei manchen heimlichen Schluck thun konnte, und die Dame, welcher diese Weine, deren Vortrefflichkeit sich fortwährend steigerte, vortrefflich mundeten, genoß von demselben mehr, als für ihre Ehrbarkeit dienlich war. Nachdem sie nun so manchen Zug gethan, wurde sie ein ganz anderes Wesen; sie vergaß alle ihre Unfälle, gerieth in die größte Extase, und als mehrere Frauenzimmer einen Majorka tanzten, so sprang sie mitten unter sie hinein und tanzte einen Alexandriner. Als die Pericone sah, glaubte er seinem Ziel nicht mehr fern z

seyn; er ließ Speisen auf Speisen auftragen, und verlängerte das Mahl bis tief in die Nacht hinein. Am Ende entfernten sich die Gäste, und Pericone begleitete die Dame in ihr Zimmer, wo sie, von Wein erhitzt und keinen Anstand mehr kennend, sich vor Pericone ohne Schaam und Scheu, gerade als ob er eine ihrer Dienerinnen wäre, entkleidete, und sich ins Bett legte. Pericone trug jetzt kein Bedenken, ihr zu folgen. Er löschte die Lichter aus, und legte sich darauf neben ihr nieder, umarmte sie, und genoß ohne Widerstand von ihrer Seite der höchsten Wonne. Als nun Alatiel, die bisher noch nie gewußt, welche Hörner die Männer zum Stoßen haben, dieses einmal empfunden, gereute es sie fast, daß sie Pericone's bittenden Worten so lange widerstanden hatte. Für die Zukunft lud sie sich daher, ohne weitere Aufforderungen zu erwarten, oft selbst, wenn auch nicht mit Worten, weil diese gegenseitig unverständlich waren, doch durch die That, zu gleich süßen Nächten ein.

Es genügte jedoch dem Schicksale noch nicht, sie von einer Königsbraut zur Bettgenossin eines Burggrafen gemacht zu haben, sondern während sie und Pericone sich so gut unterhielten, bereitete sich ihr noch ein grausameres Liebesabenteuer. Pericone hatte nämlich einen Bruder von fünfundzwanzig Jahren, Namens Maroto, welcher wie eine frische Rose blühte. Derselbe fand, sobald er Alatiel gesehen, an ihr das größte Wohlgefallen, und glaubte aus ihren Geberden zu bemerken, daß er ihr gleichfalls behage. In der Meinung, daß ihn bloß die strenge Aufsicht Pericone's daran hindere, bei ihr zum Ziel seiner Wünsche zu gelangen, verfiel er auf einen abscheulichen Gedanken, welchen er auch sogleich ausführte. Zufällig lag um dieselbe Zeit im Hafen der Stadt ein Schiff vor Anker, welches, mit allerlei Waaren beladen,

unter der Leitung zweier jungen Leute, deren Eigenthum es war, nach Clarenza in Romania absegeln sollte. die Anker waren bereits gelichtet, um bei günstigem Win de in die See zu stechen. Mit diesen Schiffern kam Ma roto überein, ihn und seine Dame in der nächsten Nach an Bord zu nehmen. Nach diesen Anordnungen ging Ma roto, der sich bereits seinen Plan entworfen, als d dunkel wurde, mit ein paar zuverlässigen Begleitern, d er um ihre Beihülfe gebeten, heimlich in Pericone's Haus, der von etwas der Art keine Ahnung hatte, u sie sich ein Jeder an den verabredeten Plätzen in verschi denen Theilen des Hauses verstreckten. Als nun schon e Theil der Nacht vorüber war, öffnete Maroto sein Begleitern das Zimmer, wo Pericone mit der Dam schlief, und sie tödteten diesen im Schlafe. Als nun die D me erwachte und in Thränen ausbrach, bedrohten sie d selbe mit dem Tode, wofern sie das geringste Geräu machte, nahmen einen großen Theil der Kostbarkeit Pericone's mit sich, und eilten mit denselben, o bemerkt zu werden, schleunigst an das Ufer. Dort bes gen Maroto und die Dame sogleich das Schiff, u seine Gefährten kehrten zurück; die Schiffer aber spann bei dem günstigen Winde die Segel auf, und reisten Die Dame beklagte sich nun anfangs sowohl über erste, als auch über dieses zweite Unglück; Mar wußte sie aber durch einen gewissen Herrn von Wa handius, welchen Gott einem jeden Manne verlie hat, dergestalt zu trösten, daß sie ganz ruhig wurde, den Pericone ganz vergaß.

Schon glaubte sie sich nun völlig geborgen, als Schicksal, das an den vorigen Unglücksfällen noch genug hatte, ihr neues Mißgeschick bereitete. Denn sie, wie wir schon mehrmals gesagt, sehr schön war

sich höchst anmuthig benehmen konnte, so verliebten sich die beiden genuesischen Schiffspatrone so heftig in sie, daß sie Alles rings und neben sich vergaßen, und keinen andern Gedanken mehr hatten, als den, ihr zu gefallen. Dabei waren sie natürlich sehr auf der Huth, daß Maroto nichts davon bemerkte. Als nun der Eine die Liebe des Andern inne wurde, sprachen sie darüber ein Wort im Vertrauen, und machten es miteinander aus, daß sie in der Sache Brüderschaft halten wollten, als ob sich die Liebe wie eine Handelswaare ver- und behandeln ließe. Da indeß Maroto sie aufs Eifersüchtigste bewachte, und sich dadurch ihrem Plane hinderlich zeigte, so gingen sie eines Tages, während das Schiff ungewöhnlich schnell segelte, beide in Uebereinstimmung auf Jenen, der am Hintertheile stand, und sich nichts Arges träumen ließ, los, packten ihn von hinten, und warfen ihn ins Meer. Und so fuhren sie denn über eine Meile weiter, ohne daß Jemand bemerkt hatte, daß Maroto ins Meer gefallen sey. Als es aber endlich die Dame hörte, brach sie in neue Thränen und Wehklagen aus. Doch eilten ihr die beiden Liebenden sogleich zu Hülfe, und suchten sie mit süßen Worten und großen Versprechungen, von denen sie jedoch nichts verstand, zu trösten, obgleich sie mehr ihr Mißgeschick, als den verlorenen Gemahl beweinte. Durch wiederholtes längeres Zureden wurde sie jedoch nach und nach beruhigt, worauf sich die Beiden mit einander besprachen, wem von ihnen zuerst das ersehnte Glück zu Theil werden sollte. Da nun aber jeder von ihnen nach dem Vorrang strebte, und sie sich nicht vereinigen konnten, so geriethen sie in heftigen Streit, und wurden dabei so warm, daß sie zuletzt nach Messern griffen und einander wüthend zu Leibe gingen. Ohne daß die Uebrigen, welche sich auf dem Schiffe befanden, sie auseinan-

der zu bringen vermocht hatten, so versetzten sie sich gefährliche Stiche, daß der Eine von ihnen auf der Stelle todt niederfiel, der Andere zwar am Leben blieb, aber mehrere schwere Wunden davontrug. Der jungen Dame ging der Verfall sehr zu Herzen, weil sie sich jetzt nicht nur ohne Rathgeber auf dem Schiffe befand, sondern auch befürchtete, daß sich der Zorn der Eltern und Freunde der zwei Schiffsherren gegen sie wenden möchte. Indeß die Bitten des Verwundeten und die baldige Ankunft in Chiarenza sicherten sie vor dieser Gefahr. — Kaum war sie an diesem Orte eingetroffen, und mit dem Verwundeten in demselben Hotel abgestiegen, als sich sogleich das Gerücht von ihrer großen Schönheit durch die ganze Stadt verbreitete, und selbst dem Fürsten von Morea zu Ohren kam, welcher sich damals zufällig in Chiarenza aufhielt. Dieser wurde sogleich begierig nach ihrem Anblick, welcher das Bild der Phantasie, das er sich von ihr entworfen, noch weit übertraf, so daß er sich von Stund an sterblich in sie verliebte, und über dem Gedanken an sie alles Andere vergaß. Nachdem er erfahren hatte, auf welche Art sie nach Chiarenza gekommen war, schöpfte er Hoffnung, daß er sie für sich gewinnen könne. Und wirklich schickten auch die Angehörigen des Verwundeten, nachdem sie die Neigung des Fürsten erfahren, sie demselben zu, während er gerade nach einem Plan umhersann, wie er sie wohl am besten fangen möchte. Der Fürst hatte darüber eine außerordentliche Freude, und ebenso auch die Dame, welche dadurch einer großen Gefahr entgangen zu seyn glaubte. Aus ihren königlichen Sitten, die sie noch außer ihrer Schönheit zierten, errieth der Fürst sogleich, daß sie von hoher Abstammung seyn müsse. Dadurch verdoppelte sich seine Liebe zu ihr in dem Grade, daß er sie nicht als Beischläferin behandelte, sondern als rechtmäßige

Gemahlin ehrte. Dieß machte der Dame nach den erlittenen Unfällen wieder Muth; ihr voriger heiterer Sinn kehrte zurück, und ihre früheren Reize belebten sich aufs Neue dermaßen, daß man weit und breit in ganz Romania von nichts Anderem reden hörte. Dadurch wurde der Herzog von Athen, ein junger, schöner, tapferer Mann von einnehmendem Wesen, ein Verwandter des Fürsten, neugierig, sie zu sehen; zu dem Ende gab er vor, er wolle, wie er dieß wohl zuweilen zu thun pflegte, seinen Vetter einmal besuchen. So kam er denn mit einem auserlesenen Gefolge nach Chiarenza, wo er höchst freundlich und ehrenvoll empfangen wurde. Nach etlichen Tagen lenkte der Herzog die Rede auf die Schönheit der Dame, und fragte den Fürsten, ob denn dieselbe wirklich so erstaunlich sey, als man erzähle. Der Fürst versetzte: „o sie ist noch bei weitem schöner, als man sagt; doch nicht meine Worte, sondern deine eigenen Augen mögen dich davon überzeugen.“ Als nun der Herzog deßhalb dem Fürsten keine Ruhe ließ, begaben sie sich mit einander zu der Dame, welche sie, von ihrer Ankunft bereits unterrichtet, aufs Freundlichste empfing. Sie mußte jetzt zwischen Beiden Platz nehmen, und da sie wegen Unkenntniß der Sprache nur wenig mit ihr reden konnten, so staunten sie sie nur wie ein Wunder an, und besonders der Herzog, welcher kaum glauben wollte, daß sie wirklich ein irdisches Wesen sey. Als er nun, in ihrem Anblick ganz vertieft, ohne es zu ahnen, das Gift der Liebe einsog, verwickelte er sich, während er sie mit einem stillen, unschuldigen Wohlgefallen zu betrachten glaubte, tief in die Netze einer flammenden Leidenschaft. Nachdem er sie darauf mit dem Fürsten verlassen hatte, und Muße fand, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, schätzte er diesen vor Allen glücklich, daß er sich einer solchen Schönheit in vol-

lem Umfang erfreuen dürfe. Es stiegen so manche widerstreitende Gedanken in ihm auf, aber endlich überwog die Gluth der Leidenschaft das Gewissen, und er faßte den Entschluß, möchte daraus auch werden, was da wollte, dem Fürsten sein Glück zu rauben, um es selbst zu genießen. Dabei glaubte er mit Eile zu Werke gehen zu müssen, und dachte, Vernunft und Rechtlichkeit bei Seite setzend, nur auf Trug und List. Und so ließ er denn eines Tages nach Rücksprache mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten, welcher Kyriakos hieß, heimlich seine Pferde und sein Gepäck zur Abreise in Bereitschaft setzen. In der folgenden Nacht öffnete Kyriakos ihm und einem Begleiter, beide bewaffnet, leise das Zimmer des Fürsten, der sich wegen der großen Hitze, während die Dame schlief, ganz nackt an ein Fenster gegen das Meer hinaus gelegt hatte, um sich an der Kühlung, welche von dort herüberkam, zu erfrischen. Der Herzog, der seinen Begleiter voraus von dem unterrichtet hatte, was zu thun wäre, ging sachte durch das Zimmer bis an das Fenster, und stieß, ehe der Fürst ihn gewahren konnte, demselben ein Messer so tief in die Seite, daß es auf der andern Seite wieder herauskam. Dann faßte er seinen Leichnam und stürzte ihn zum Fenster hinaus. — Der Palast war hoch gegen das Meer hinaus gebaut, und von dem Fenster, wo der Fürst gestanden, hatte man die Aussicht auf einige Häuser, welche von den anbringenden Wogen des Meeres fast ganz zerfallen waren, und deßhalb nur äußerst selten betreten wurden. Und so kam es denn, wie der Herzog voraus gemuthmaßt hatte, daß es keine Seele gewahr wurde, als er die Leiche des Fürsten hinunterstürzte. Als nun der Begleiter des Herzogs sah, was geschehen war, warf er unter dem Scheine ihn zu liebkosen, dem Kyriakos einen Strick um den Hals, und zog denselben so fest zusammen,

daß er keinen Lärm erheben konnte, bis der Herzog dazu kam, worauf sie ihn erdrosselten, und ihn eben dahin warfen, wohin sie den Fürsten bereits geworfen hatten. Nachdem dieß nun geschehen, und der Herzog sich fest darauf verlassen konnte, daß weder die Dame, noch sonst irgend Jemand das Geringste davon wahrgenommen habe, nahm er ein Licht zur Hand, begab sich damit in das Schlafgemach, und deckte die Dame, welche fest schlief, leise völlig auf. Als sich ihm ihre göttlichen Formen nackt enthüllten, schien sie ihm noch weit schöner, als sie ihm bekleidet schon vorgekommen war, so daß er über dem, was er erblickte, fast den Verstand verlor. Seine Gluth erreichte den höchsten Grad, und die Scheu des so eben erst verübten Verbrechens hielt ihn nicht ab, sich mit den noch von Blut befleckten Händen neben sie zu legen, und sie, die ihn im Schlummer für den Fürsten hielt, zu beschlafen. Nachdem er nun an ihrer Seite eine Zeitlang das höchste Vergnügen genossen, stand er wieder auf, und ließ von einigen der Seinen, welche er herzurief, alles Geräusch aufs Sorgfältigste vermeidend, die Dame durch eine verborgene Thüre, durch welche er hereingekommen, forttragen. Als sie hinaus ins Freie gelangten, mußte sie ein Roß besteigen; die ganze Gesellschaft brach so eilig als möglich auf, und kehrte in größter Stille nach Athen zurück. Da indeß der Herzog bereits vermählt war, so brachte er die mehr als je betrübte Dame nicht nach Athen selber, sondern führte sie nach einem Landhaus in der Nähe der Stadt, welches ihm zugehörte und nahe am Meer gelegen war. Dort hielt er sie eine Zeitlang verborgen, während welcher er sie mit Allem versah, was sie wünschte. — Am nächsten Morgen hatten die Höflinge des Fürsten bis um neun Uhr gewartet, daß er aufstehen sollte. Da sie jedoch gar nichts von ihm hörten und sahen, so öffneten sie

die Thür seines Schlafgemachs, welche nicht geschlossen war, und woselbst sie Niemand vorfanden. Sie meinten deßhalb, der Fürst habe in aller Stille einen kleinen Ausflug gemacht, um sich an irgend einem geeigneten Orte mit der schönen Dame zu unterhalten, und kümmerten sich jetzt nicht weiter um die ganze Sache. Unterdessen ereignete sichs nun, daß am nächsten Tage ein Wahnsinniger unter den Trümmern der Gebäude umherrannte, wo die Leichname des Fürsten und des Kyriakos lagen, welcher den Letzteren an einem Strick hervorzog, und ihn durch die Straßen hinter sich her schleifte. Mehrere Leute erkannten diese Leiche mit Erstaunen, und schmeichelten dem Narren solange, bis er sie dahin brachte, wo er den Leichnam herausgezogen, und dort fanden sie zur höchsten Betrübniß der ganzen Stadt den Körper des Fürsten, der alsbald, auf das ehrenvollste bestattet wurde. Darauf spürte man dem Verüber eines so großen Verbrechens nach und muthmaßte, da der Herzog von Athen nicht mehr anwesend, sondern heimlich abgereist war, daß er, wie es auch wirklich der Fall war, den Fürsten ermordet und die Dame mit sich geführt haben möchte. Auf diesen Verdacht hin wurde sogleich ein Bruder des Verstorbenen an seine Stelle gesetzt, welchem die Seinigen die strengste Rache zur Pflicht machten. Dieser nun fand die Meinung der Andern noch von mehreren Seiten bestätigt, und forderte daher alle seine Freunde, Verwandte und Untergebene, zur Hülfe auf, wodurch er in Kurzem ein bedeutendes, mächtiges und wohlbewaffnetes Heer zusammenbrachte, mit welchem er gegen den Herzog von Athen zu Felde zog. — Indessen rüstete sich auch der Herzog, sobald er von den Schritten der Feinde Nachricht erhielt, zu seiner Vertheidigung, und es eilten eine Menge Freunde herzu, um ihm beizustehen. Selbst der Kaiser von Constanti-

nopel sandte seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Manuel, um ihm Hülfe zu leisten mit einem großen Heer von ausgesuchten Leuten. Diese wurden von dem Herzog, noch mehr aber von der Herzogin, die des erstern Schwester war, auf das Ehrenvollste empfangen. Inzwischen rückte der Krieg immer näher heran, und die Herzogin ergriff eines Tags die Gelegenheit, berief ihren Bruder und Vetter zu sich, theilte ihnen unter vielen Thränen ausführlich die ganze Geschichte und den Anlaß des Krieges mit, und beklagte sich über den Schimpf, welchen ihr der Herzog dadurch zufügte, daß er jenes Frauenzimmer, seiner Meinung nach heimlich, unterhielte. Aufgebracht und empfindlich forderte sie sie auf, zur Herstellung der Ehre des Herzogs und zu ihrer Genugthuung Alles, was nur in ihren Kräften stünde, zu unternehmen. Sobald nun die beiden Jünglinge erfahren hatten, wie sich Alles ereignet, hielten sie sich nicht mit vielen Fragen auf, sondern bemühten sich, die Herzogin so gut als möglich zu beruhigen, und gaben ihr wegen ihres Verlangens die beste Hoffnung. Dann entfernten sie sich, nachdem sie sich vorher über den Aufenthaltsort der Schönen unterrichtet hatten. Da ihnen die außerordentliche Schönheit der Dame schon früher gerühmt worden war, so trugen sie ein großes Verlangen darnach, sie zu sehen, und baten den Herzog, sie ihnen doch vorzuführen. Dieser versprach es ihnen, dessen nicht gedenkend, was dem Fürsten begegnet war, weil er sie ihm gezeigt, und ließ in dem schönen Garten, der an das Landhaus anstieß, wo die Dame wohnte, ein ausgesuchtes Gastmahl bereiten, bei welchem er sie am nächsten Tage mit einigen wenigen andern Bekannten zur Tafel führte. Bei diesem Essen mußte Constantius, der neben ihr saß, sich gestehen, noch nie eine gleiche Schönheit gesehen zu haben, und er ent-

schuldigte im Stillen den Herzog so wie jeden Andern, der um den Besitz eines solchen Wesens einen Verrath oder sonst etwas Unrechtes begehen könnte. Als er sie nun zu wiederholten Malen betrachtete, und sie ihm bei jedem Hinsehen immer schöner vorkam, ging es ihm akkurat so, wie es dem Herzog gegangen war. Vor Liebe zu ihr ganz außer sich, dachte er nicht mehr an den Krieg, sondern studierte blos darauf, wie er sie wohl dem Herzog abspenstig machen und entreißen könnte, wobei er seine Leidenschaft vor Allen auf das Vorsichtigste verhehlte. Während er nun innerlich so heiß erglühte, wurde es Zeit, gegen den Fürsten, der schon gegen das Gebiet des Herzogs heranrückte, zu Felde zu ziehen. Daher brachen der Herzog, Constantius und alle Andere ihrem Plane gemäß von Athen auf, nahmen ihre Positionen an den Grenzen, und suchten das Eindringen des Fürsten zu verhindern. Indem sie nun hier etliche Tage verweilten, bedachte Constantius, dessen Gedanken beständig bei der Dame waren, wie er wohl jetzt, während der Herzog abwesend sey, am besten zum Ziel seiner Wünsche gelangen könnte. Um daher einen Grund zu haben, nach Athen zu gehen, stellte er sich plötzlich krank, worauf er mit der Erlaubniß des Herzogs, nachdem sein Commando dem Emanuel übertragen worden war, nach Athen zu seiner Schwester zurückkehrte. Als er dort eingetroffen war, und die Rede auf den Schimpf gebracht, den der Herzog ihrer Meinung nach durch seine Leidenschaft für jene Fremde ihr zufügte, und der Schwester sagte, wofern sie wolle, so könne er ihren Beschwerden dadurch abhelfen, daß er jene ihrem Aufenthaltsort entreiße, und anderswohin führte: versetzte die Herzogin, in der Meinung, daß Constantius dieß aus Liebe zu ihr thue, und nicht etwa aus Neigung für die Dame: sie sey es zufrieden, jedoch nur dann, wenn

der ganze Plan so ausgeführt werde, daß der Herzog keine Sylbe von ihrem Mitwissen erfahre. Dieß versprach ihr Constantius feierlich, worauf die Herzogin einwilligte. Jetzt ließ Constantius in aller Stille ein leichtes Fahrzeug ausrüsten, welches sich, nachdem er den Schiffleuten ihre Vorschriften ertheilt, eines Abends nah bei dem Garten, wo die Dame wohnte, vor Anker legen mußte. Darauf ging er selbst mit einigen Andern nach dem Schlosse der Dame, und ward daselbst theils von ihrer Dienerschaft, theils von ihr selbst aufs Freundlichste empfangen. Auf seine Bitten ging sie mit ihm, von ihren eignen Dienern und den Gefährten des Constantius begleitet, in den Garten. Er führte die Dame am Arm, als ob er im Auftrag des Herzogs etwas mit ihr zu sprechen habe, leitete sie aber nach einer Thüre, die nach dem Meer hinaus führte, welche einer seiner Leute bereits geöffnet hatte. Auf das bestimmte Signal erschien das Fahrzeug, worauf die Dame sogleich ergriffen und hineingebracht wurde. Darauf wandte sich Constantius zu ihrer Dienerschaft und sagte: „Keiner unterstehe sich, Lärm zu machen, oder er ist augenblicklich des Todes! Denn ich will nicht dem Herzog seine Geliebte stehlen, sondern blos die Schande tilgen, die er meiner Schwester angethan hat.“ Auf diese Worte wagte Niemand etwas zu erwiedern. Constantius stieg mit seinen Leuten zu Schiff, setzte sich neben die weinende Dame, und befahl die Anker zu lichten. In raschen Fluge gelangten sie schon am nächsten Morgen nach Aegina. Dort landeten sie, um etwas auszuruhen, und Constantius vergnügte sich in den Armen der Dame, die ihre Schönheit beweinte. Hierauf gingen sie wieder zu Schiffe, und erreichten nach wenigen Tagen Chios, wo Constantius aus Besorgniß vor dem Zorn des Vaters und den Verfolgern, welche man machen könnte, ihm die Dame

zu entreißen, als an einem sichern Orte zu verweilen be-
schloß. Noch mehrere Tage verbrachte die Dame in tiefer
Schwermuth, endlich aber schenkte sie den Tröstungen des
Constantius Gehör, und fing sogar an, ein gewisses
Wohlgefallen an dem zu finden, was ihr das Schicksal ge-
boten hatte.

Während sich nun dieß alles ereignete, kam Osbeck,
der damalige Sultan der Türken, welcher mit dem Kaiser
in fortwährendem Kriege lebte, zufällig nach Smyrna,
wo er bald hörte, daß Constantius, ohne alle Vorsicht,
mit einem geraubten Mädchen in Chios ein üppiges Le-
ben führe. Deßhalb segelte er in einer Nacht mit etlichen
bewaffneten Fahrzeugen dahin ab, drang mit seinen Leuten
in den Ort ein, und nahm, ehe die Griechen den feindli-
chen Einfall gewahrten, deren eine bedeutende Anzahl in
ihren Betten gefangen. Andere, die endlich erwacht waren,
und nach den Waffen gegriffen hatten, machte er nieder,
worauf er den Ort anzündete, die Gefangenen auf die
Schiffe bringen ließ, und nach Smyrna zurückkehrte.
Nach seiner Ankunft erkannte der noch junge und kräftige
Osbeck bei der Musterung der Beute in der schönen Da-
me diejenige wieder, die mit Constantius im Bette
gefangen worden war, und machte sie, über ihren Anblick
hocherfreut, sofort zu seiner Gemahlin. Die Hochzeit
wurde sogleich feierlichst begangen, und darauf genoß er
dann mehrere Monate lang mit ihr die Freuden der Liebe.
Schon ehe dieß Alles geschehen war, hatte der Kaiser mit
Basanus, dem König von Cappadocien Unterhand-
lungen gepflogen, daß dieser von der einen Seite der
Sultan Osbeck angreifen sollte, während der Kaiser ihn
von der andern überfiele; doch war die ganze Sache eine
ger Ansprüche wegen, welche Basanus machte, und auf
die der Kaiser nicht eingehen wollte, noch nicht zu Stande

gekommen. Da nun der Letztere das Schicksal seines Sohnes hörte, betrübte er sich über die Maaßen, und, indem er sich sogleich den Forderungen des Königs von Cappadocien fügte, rüstete er sich selbst zum Angriff gegen Osbeck, und trieb jenen nach allen Kräften, daß er von der andern Seite aus die Türken überfiele. Als nun Osbeck dieses hörte, versammelte er seine Heerschaaren, und griff, ehe ihn zwei so mächtige Fürsten in die Mitte nehmen möchten, den König von Cappadocien an, während welcher Zeit er seine Geliebte unter der Aufsicht eines treuen Dieners und Freundes in Smyrna zurückließ. Wirklich kam es bald zwischen ihm und dem König von Cappadocien zu einem Treffen, wo seine Armee aufs Haupt geschlagen wurde, und er selbst auf dem Schlachtfelde blieb. Nach diesem Siege rückte Basanus muthig gegen Smyrna vor, und wurde auf seinem Zuge überall als Sieger begrüßt. Der Diener des Osbeck, unter dessen Aufsicht die schöne Dame zurückgeblieben war, stand zwar bereits in den höheren Jahren; da ihn jedoch ihre Schönheit ganz außer sich setzte, so verliebte er sich in sie, ohne Rücksicht auf die Treue, die er seinem Herrn und Freunde schuldig war. Er kannte ihre Sprache; dieß war ihr äußerst angenehm, und um so mehr, da sie schon einige Jahre wie eine Taubstumme, ohne Jemand zu verstehen, oder von Jemand verstanden zu werden, unter fremden Menschen hatte leben müssen. Und so nahm er sich denn, von heißer Liebesgluth entflammt, solche Freiheiten gegen sie heraus, daß ihr gemeinsamer Herr, welcher gerade im Felde stand, ganz in den Hintergrund trat. Erst waren sie nur Freunde; bald aber wurden sie Liebende, die sich im Bett vortrefflich unterhielten. Da sie nun hörten, daß Osbeck die Schlacht verloren habe und in derselben gefallen sey, so faßten sie gemeinschaftlich den Beschluß, den

zurückkehrenden Basanus nicht zu erwarten, sondern bemächtigten sich der ansehnlichen Reichthümer, welche Osbeck mit sich führte, und gingen mit einander heimlich nach Rhodus.

Sie hatten sich noch nicht lange dort verweilt, als auf einmal Antiochus krank wurde. Da geschah es nun, daß ein Kaufmann aus Cypern, welcher von Antiochus sehr geliebt wurde und nah mit ihm befreundet war, bei ihm einkehrte, daher dieser, als er sein Ende herankommen sah, seine Effekten und die geliebte Dame diesem Freunde vermachte. Als er im Sterben lag, sagte er zu Beiden: „Ich sehe meinen Tod vor Augen, und dieser kommt mir sehr zur Unzeit, weil ich eben jetzt erst am Leben die größte Freude haben würde. Indeß sterbe ich doch ruhig, weil ich in den Armen derer ausathme, die ich mehr als Alles in der Welt liebe, in den deinigen, theurer Freund, und in denen dieses Weibes, das ich stets lieber hatte, als mich selbst. Es thut mir allerdings in tiefster Seele weh, daß sie ohne Rath und Hülfe nach meinem Tode in einem fremden Lande zurückbleiben soll. Doch beruhigt es mich außerordentlich, daß du um sie seyn wirst, der du als mein Freund so gut für sie sorgen wirst, wie ich es thun würde, wenn ich ein längeres Leben hätte. Ich beschwöre dich also bei Allem, was dir heilig ist, dich nach meinem Tode sowohl meines Vermögens, als auch ihrer, aufs Gewissenhafteste anzunehmen, und mit Beiden so umzugehen, als du meinen wirst, daß es zur Beruhigung meiner Seele dienen könne. Du aber, mein theures Weib, vergiß mich nach meinem Tode nicht, damit ich auch noch in der Ewigkeit möge rühmen können, daß mich das schönste Weib, welches Gott geschaffen, geliebt habe! Wenn ihr mir das versprecht, so will ich in Frieden von hinnen fahren." Sowohl der Kaufmann als auch die Dame bra-

chen bei diesen Worten in einen Strom von Thränen aus, sprachen ihm Muth ein, und gelobten es ihm feierlich, falls er sterben sollte, seinen Wünschen nachzukommen. Nicht lange darauf verschied er, und wurde mit allen Ehren von ihnen bestattet. Etliche Tage nachher hatte der Kaufmann aus Cypern seine Geschäfte in Rhodus abgethan, und stand im Begriff, auf einer spanischen Galeere, welche dort vor Anker lag, in seine Heimath zurückzukehren. Vorher fragte er indeß die schöne Dame, was sie für einen Beschluß gefaßt habe, da er jetzt seine Rückreise antrete. Die Antwort der Dame lautete dahin, daß sie ihn, wofern er nichts dagegen habe, begleiten wollte, in der Voraussetzung, daß er sie, dem Antiochus zu lieb, als eine Schwester halten würde. Der Kaufmann erklärte sich bereit, alle ihre Wünsche zu erfüllen, und gab sie, um sie unterwegs vor etwa möglichen Verunglimpfungen sicher zu stellen, für seine Gemahlin aus. Als sie auf das Schiff kamen, wurde ihnen ein kleines Gemach im Hintertheile angewiesen, und sie schliefen, um nicht ihrem Worte durch die That zu widersprechen, in einem kleinen Bette bei einander. So geschah es denn, daß (woran man vorher nicht gedacht hatte) die nächtige Dunkelheit, die Bequemlichkeit und die Wärme des Bettes einen solchen Einfluß auf sie ausübten, daß sie ihre Liebe und ihre Freundschaft zu dem dahingeschiedenen Antiochus vergaßen, und, von gleicher Lust getrieben, noch vor ihrer Ankunft in Caffa, dem Wohnsitz des Cypriers, eine enge Verwandtschaft mit einander stifteten. Als sie nun in Caffa angekommen waren, verweilte sie noch eine längere Zeit bei dem Kaufmann. Da geschah es denn, daß ein Edelmann mit Namen Antigonus nach Caffa kam. Dieser hatte ein hohes Alter, einen noch höheren Geist, aber nur geringe Reichthümer, weil

ihm bei mehreren Unternehmungen im Dienste des Königs von Cypern das Glück nie hold gewesen war. Dieser ging nun eines Tages, wo der Kaufmann aus Cypern gerade mit einem Frachtschiff nach Armenien gereist war, vor dem Hause vorbei, wo die schöne Dame wohnte, und sah dieselbe auch zum Glück gerade an einem Fenster stehen. Ihre hohe Schönheit machte den Antigonus aufmerksam, und als er sie genau ins Auge faßte, kam es ihm so vor, als ob er sie schon anderwärts gesehen haben müßte, aber wo, darauf konnte er sich nicht mehr genau besinnen. Die Dame, die nun bereits so lange schon ein Spielball des Glücks gewesen, und jetzt dem Ende ihrer Leiden sich näherte, erinnerte sich bei dem Anblick des Antigonus, daß sie ihn bereits in Alexandrien in Diensten ihres Vaters in guten Umständen gesehen hatte. Dabei faßte sie augenblicklich die Hoffnung, jetzt, wo ihr Kaufmann abwesend war, durch den Rath des Antigonus vielleicht ihren königlichen Rang wiedergewinnen zu können, und ließ daher denselben, sobald es anging, zu sich rufen. Als er nun erschienen war, fragte sie ihn mit schüchternem Tone, ob er, wie sie glaube, Antigonus von Famagosta wäre. „Ja, der bin ich," sagte Antigonus, und fuhr fort: „Madonna, ich sollte Euch kennen, und kann mich doch durchaus nicht erinnern, wo ich Euch schon gesehen habe. Und so bitte ich Euch denn, helft mir doch auf die Spur, und, wenn es Euch nicht lästig ist, so entdeckt mir, wer Ihr seyd!" Als die Dame hörte, daß er es wirklich sey, stürzte sie ihm mit Thränen an die Brust, und fragte darauf den in Staunen Versunkenen, ob er sie niemals in Alexandrien gesehen habe. Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als Antigonus in ihr des Sultans Tochter Alatiel erkannte, welche dem Gerücht nach im Meere umgekommen war.

Er wollte ihr jetzt in schuldiger Form seine Verehrung bezeigen, sie gab es aber nicht zu, sondern bat ihn, auf einen Augenblick neben ihr Platz zu nehmen. Dieß that Antigonus, und fragte sie dann mit allem Anstand, wie, wann und von wo aus sie hiehergekommen sey, da man doch seit langer Zeit schon in ganz Aegypten glaube, sie sey im Meere umgekommen. Worauf die Dame anhob: „Ach wollte doch Gott, daß es so wäre! Ich würde dann weit besser dran seyn, als jetzt, wo ich ein solches Leben führen muß! O Himmel, wenn das meinem Vater zu Ohren kommt, so muß ich ganz verzweifeln!“ worauf sie in einen neuen Strom von Thränen ausbrach. Antigonus erwiederte: „Madonna, verliert nur den Muth nicht vor der Zeit! Vor Allem möchte ich Euch bitten, sofern es Euch beliebt, mir doch Eure Lebensverhältnisse und Unfälle einmal ausführlicher zu erzählen, weil sich doch vielleicht mit Gottes Hülfe ein glücklicher Ausweg finden lassen dürfte.“ Worauf die Schöne anhob: „Antigonus, als ich dich erblickte, war mir's nicht anders, als sähe ich meinen leiblichen Vater, und die kindliche Liebe, die ich ihm schuldig bin, machte, daß ich mich dir entdeckte, während ich mich verborgen halten konnte. Es gibt wenige Leute, deren Anblick mich so hätte erfreuen können, als es mich erfreut, dich vor allen Andern gesehen und erkannt zu haben. Darum will ich dir als wie einem Vater Alles offenbaren, was ich unter den harten Schicksalsschlägen, die mich betrafen, verborgen gehalten habe.“ Worauf sie ihm unter vielen Thränen Alles erzählte, was sich mit ihr ereignet hatte, von dem Tage an, wo sie bei Majorka Schiffbruch gelitten hatte, bis auf diese Stunde. Antigonus wurde von Mitleid bis zu Thränen gerührt, und nach einer Pause tiefen stummen Nachdenkens hob er an: „Madonna, da während Eurer Unfälle Euer Name und

Euer Stand nie an den Tag kam, so will ich es so weit bringen, daß Euch Euer Vater noch lieber haben soll, als je zuvor, und daß Euch der König von Algarvien seine Hand bietet." Auf ihre Frage, wie dieß wohl möglich seyn könnte, setzte er ihr Alles haarklein auseinander, und kehrte dann, um andern Hindernissen vorzubeugen, stehenden Fußes nach Famagosta zurück. Dort machte er dem Könige seine Aufwartung, zu welchem er also sprach: „Gnädigster Herr, sofern es Euch beliebt, so könnt ihr zugleich Euch selbst viel Ehre erwerben, und mir einen großen Vortheil verschaffen, ohne daß es Euch viel kosten würde." Als der König fragte, wie das wohl geschehen möchte, antwortete Antigonus:

Die schöne junge Tochter des Sultans, die man schon seit längerer Zeit für ertrunken hielt, ist jetzt in Caffa angelangt, und hat um ihrer jungfräulichen Ehre willen bereits so viele Unfälle erlitten, daß sie jetzt, wo sie sich in sehr bedrängten Umständen befindet, zu ihrem Vater zurückkehren möchte. Sofern Ihr nun geruhen wolltet, dieselbe unter meiner Obhut dem Vater wieder zuzuschicken, so würde das Euch zur größten Ehre und mir zum größten Nutzen gereichen; ich bin überzeugt, daß der Sultan einen solchen Liebesdienst nie vergessen würde." Der König gab mit fürstlichem Sinne sogleich seine Zustimmung, und ließ die Dame unter ehrenvoller Begleitung nach Famagosta bringen, wo sie von ihm und seiner Gemahlin mit größter Auszeichnung und vielen Feierlichkeiten empfangen wurde. Auf die Fragen, welche der König und die Königin in Betreff ihrer Schicksale an sie richteten, antwortete sie so, wie Antigonus sie vorher unterwiesen hatte.

Nach etlichen Tagen sandte sie dann der König auf ihr Ansuchen mit einem ehrenvollen und auserlesenen Ge-

folge von Herren und Damen unter der Leitung des Antigonus an den Sultan zurück. Wie groß die Freude bei ihrer Ankunft war, kann man sich wohl vorstellen; aber auch Antigonus und seine ganze Gesellschaft wurden nicht weniger freundlich empfangen. Als die junge Fürstin kaum ein wenig ausgeruht hatte, wollte der Sultan von ihr hören, wie sie mit dem Leben davon gekommen wäre, und wo sie sich so lange Zeit über aufgehalten hätte, ohne ihm über ihr Befinden die geringste Nachricht zu ertheilen. Darauf hob die Dame, welche sich die Unterweisung des Antigonus vortrefflich eingeprägt hatte, folgendermaßen zu ihrem Vater zu reden an:

„Etwa zwanzig Tage nach meiner Abreise von Euch, mein theurer Vater, wurde unser Schiff von einem fürchterlichen Sturme zerschellt, der es in der Nacht gegen eine westliche Küste nahe bei einem Orte trieb, welchen man Aguamorta nennt. Was aus der Schiffsmannschaft geworden ist, das habe ich nicht erfahren. Ich entsinne mich nur, daß am nächsten Tage, als ich wie von dem Tode erwachte, die Landleute, welche das gescheiterte Schiff bemerkt hatten, ringsum herbeiströmten, um es zu plündern, mich mit zweien meiner Frauen zuerst an das Land setzten, und daß dann mehrere junge Männer jeder Eine von uns ergriffen und nach verschiedenen Richtungen mit ihr davon liefen. Von jenen Beiden habe ich nie wieder etwas gehört. Mich hatten, trotz meinem Widerstreben, zwei Männer gepackt, welche mich, ohne auf mein Weinen und Wehklagen zu achten, an den Haaren hinter sich herschleppten. Als sie mich jedoch auf einer Heerstraße nach einem großen Walde hinschleifen wollten, kamen vier Berittene aus demselben heraus. Sobald nun diejenigen, welche mich mit sich fortrissen, dieselben erblickten, ließen sie mich los und ergriffen die Flucht. Die vier Reiter,

welche allem Anschein nach ehrbare Leute waren, eilten, als sie jene fliehen sahen, auf mich zu, und richteten an mich verschiedene Fragen, auf die ich ihnen antworten wollte; aber sie verstanden meine Sprache eben so wenig, als ich die ihrige. Nachdem sie darauf eine längere Berathung gepflogen, hoben sie mich auf ein Pferd, und brachten mich in ein nach ihren Religionsgebräuchen eingerichtetes Frauenkloster. Was die Ritter dort gesagt haben mögen, das weiß ich nicht; ich wurde aber daselbst sehr freundlich aufgenommen und mit der größten Achtung behandelt, während ich mit den Klosterfrauen den heiligen Crescentius im tiefen Thal, den die dortigen Weiber sehr gern haben, auf das Inbrünstigste verehrte. Nachdem ich nun einige Zeit bei ihnen verweilt, und auch ihre Sprache bereits einigermaßen erlernt hatte, erkundigten sie sich nach meinem Stande und meiner Heimath. Doch indem ich wohl bedachte, wo ich mich befand, und weil ich dabei auch besorgte, daß sie mich, wenn ich ihnen die Wahrheit entdeckte, leicht als eine Feindin ihres Glaubens verstoßen könnten, so gab ich ihnen nichts weiter zur Antwort, als: ich sey die Tochter eines sehr angesehenen cyprischen Edelmanns, und habe, vom Orkane verschleudert, auf der Fahrt zu meinem mit mir verlobten Bräutigam in Creta, Schiffbruch gelitten. In jener Zeit mußte ich nun oft, in Furcht vor etwas Schlimmerem, so manche ihrer Gebräuche mitmachen. Als mich aber eines Tages die oberste unter den Klosterfrauen, die man Aebtissin nannte, fragte, ob ich wohl nach Cypern zurückzukehren Lust hätte, sagte ich, daß dieses mein sehnlichster Wunsch wäre. Doch, für meine Ehre besorgt, wollte ich mich Niemandem anvertrauen, der nach Cypern reiste, bis endlich, jetzt vor zwei Monaten, etliche gesetzte Männer, von denen einer mit der Aebtissin verwandt war,

mit ihren Frauen nach jener Gegend aus Frankreich kamen. Als die Aebtissin vernahm, daß jene nach Jerusalem an das Grab reisen wollten, in welches derjenige, nachdem die Juden ihn getödtet, gelegt wurde, den sie dort für einen Gott halten, empfahl sie mich ihnen an, und bat sie, mich in Cypern meinem Vater zu überbringen. Sollte ich Alles erzählen, wie viele Ehre mir diese Männer bezeigten, und wie freundlich ich von ihnen und ihren Frauen aufgenommen wurde, so müßte ich noch viele Worte machen. Genug, wir gingen jetzt zu Schiff, und gelangten bald nach Caffa. Als ich dort angekommen war, ohne eine Seele zu kennen, wußte ich nicht, was ich zu jenen Edelleuten sagen sollte, die mich, dem Auftrag der ehrwürdigen Frau gemäß, meinem Vater zuführen sollten; doch führte mir der Himmel, der vielleicht Mitleid für mich empfand, gerade in der Stunde, wo wir zu Caffa landeten, den Antigonus am Ufer entgegen. Ich redete ihn sogleich an, und bat ihn in unserer Sprache, um von den Edelleuten und ihren Frauen nicht verstanden zu werden, daß er mich als seine Tochter aufnehmen möge. Er begriff mich sogleich, schien im höchsten Grade erfreut, und bewirthete meine Reisegesellschafter und ihre Frauen so gut, als es in seinen Kräften stand. Hierauf brachte er mich vor den König von Cypern, der mich unbeschreiblich ehrenvoll aufgenommen und Euch zugesandt hat. Wenn noch etwas Ferneres zu berichten übrig seyn sollte, so mag es Antigonus nachtragen, der alle meine Schicksale schon oft von mir erzählen hörte."

Hierauf wandte sich Antigonus zu dem Sultan und hob an: „Hoher Herr, Eure Tochter hat Euch ganz das Nämliche erzählt, was ich mehrmals theils aus ihrem Munde, theils von den Edelleuten, mit denen sie nach

Cypern kam, gehört habe. Nur Einen Punkt hat sie dabei übergangen, und vielleicht wohl bloß aus dem Grunde, weil sie nicht gut selbst davon sprechen kann. Ich meine nämlich, was mir jene Edelleute und Frauen, mit welchen sie gereist war, von dem ehrbaren Leben, das sie mit den heiligen Frauen geführt, und von ihren Tugenden und vortrefflichen Eigenschaften berichtet haben, und wie Männer und Weiber weinten und wehklagten, als sie sie bei mir zurücklassen und sich von ihr trennen mußten. Wenn ich Euch Alles wiederholen wollte, was ich darüber mit angehört habe, so würde weder der gegenwärtige Tag, noch die künftige Nacht hinreichen, es Euch ausführlich mitzutheilen. Ich will nur so viel hinzufügen, daß Ihr nach der Erzählung jener Leute und nach dem, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, Euch rühmen könnt, unter allen gekrönten Häuptern die schönste, ehrsamste und vortrefflichste Tochter zu besitzen."

Ueber diese Worte freute sich der Sultan unbeschreiblich, und hat Gott mehr als einmal, daß er ihm doch die Gnade erzeigen möchte, sich Allen, welche sich um seine Tochter Verdienste erworben, vornehmlich aber dem König von Cypern, der sie ihm so ehrenvoll zurückgesendet, erkenntlich bezeigen zu können. Etliche Tage nachher schickte er dem Antigonus kostbare Geschenke zu, gestattete es ihm, nach Cypern zurückzukehren, und schrieb Briefe an den König, in denen er ihm verbindlichst für Alles dankte, was er seiner Tochter Gutes erwiesen hatte, wobei er die Gesandten bat, den Inhalt dieser Schreiben mündlich noch mehr zu bekräftigen. Hierauf wollte er auch sein angefangenes Werk hinausführen, und seine Tochter mit dem König von Algarvien vermählen. Zu diesem Ende nun meldete er diesem die ganze Geschichte, und bemerkte dabei, wenn er sie heirathen wollte, so möchte er sie nur

abholen lassen. Der König von Algarvien hatte über diesen Brief eine große Freude. Sogleich ließ er sie durch ein höchst ehrenvolles Gefolge zu sich geleiten, und empfing sie mit offenen Armen. Darauf legte sie, die von acht Männern vielleicht zehntausendmal beschlafen worden war, sich als keusche Jungfrau neben ihm nieder, machte ihm glauben, daß sie dieses wirklich noch sey, und führte als Königin lange Jahre hindurch mit ihm ein glückliches Leben. Daher kommt das Sprichwort: „Ein Kuß auf den Mund macht nicht wund; neu geht die Liebe auf mit jedes Mondes Lauf."

VIII. Novelle.

Der Graf von Angers geht auf eine fälschliche Anklage ins Exil, und läßt seine beiden Söhne an verschiedenen Orten in England. Als er später unerkannt nach Schottland zurückkehrt, findet er sie in günstigen Verhältnissen, geht als Stallknecht zu dem Heer des Königs von Frankreich, und nachdem seine Unschuld an den Tag gekommen ist, erhält er seine frühere Stellung wieder.

Bei Anhörung der verschiedenen Abenteuer, welche die schöne Alatiel bestehen mußte, waren die Damen mehrmals in laute Seufzer ausgebrochen. Wer aber möchte wohl den Grund dieser Seufzer errathen können? Vielleicht waren es Seufzer des Verlangens nach eben so vielen Hochzeiten, vielleicht waren es auch hier und da Seufzer des Mitleids. Ohne jedoch über diesen Punkt genauere Untersuchungen anzustellen, bemerke ich nur, daß Pam-

pylo's letzte Worte eine allgemeine Heiterkeit hervorbrachten. Als er nun fertig war, gebot die Königin der Elisa, jetzt fortzufahren, welche denn auch sogleich mit anmuthigem Tone folgendermaßen anhob:

„Wir ergehen uns heute auf einem weiten Felde, auf welchem sich Jeder wohl nicht bloß einmal, sondern zehenmal herumtummeln könnte, solch einen Reichthum an unerwarteten und empfindlichen Schlägen bietet uns das Schicksal dar. Ich will Euch jetzt aus der unendlichen Zahl solcher Geschichten nur Eine erzählen:

Als das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen übergegangen war, entspannen sich zwischen den beiden Völkern viele heftige und langwierige Kriege, weßhalb der König von Frankreich und sein Sohn, theils zur Vertheidigung des eigenen Landes, theils aber auch, um das fremde anzugreifen, die ganze Macht ihrer Freunde und Verwandten aufboten, und ein mächtiges Heer gegen den Feind ins Feld stellten. Doch ehe sie zu der Armee abreisten, setzten sie, um das Reich nicht steuerlos zu lassen, den Grafen Walther von Antwerpen, einen Mann von edler Abkunft und vieler Kenntniß, der ihnen, wie sie bereits genugsam erprobt hatten, treu und ergeben war, zum allgemeinen Reichsverweser ein. Dieser war zwar auch des Krieges keineswegs unkundig, jedoch hielten sie ihn geeigneter für die Geschäfte des Friedens. Und so begann denn Walther, das ihm übertragene Amt mit Verstand und Umsicht zu führen, und befragte dabei immer die Königin und ihre Schwiegertochter, welche er, ob sie gleich seiner Oberaufsicht übergeben worden waren, doch immer als seine Gebieterinnen betrachtete.

Walther war ein schöner Mann. Er stand ungefähr in dem Alter von vierzig Jahren, und hatte so feine Bildung und Sitten, als nur irgend ein Edelmann in

der Welt. Außerdem war er der sauberste Cavalier seiner Zeit, und that sich durch seinen reichen Anzug vor allen Andern hervor. Nun ereignete sich es, daß während der König von Frankreich und sein Sohn im Felde stonden, Walthers Gemahlin starb, welche ihm zwei kleine Kinder, einen Sohn und eine Tochter, hinterließ. Weil er nun meistens an dem Hofe der genannten Damen verweilte, mit denen er sich oft über Staatsangelegenheiten zu besprechen hatte, so fügte sichs, daß die Gemahlin des Kronprinzen ein Auge auf ihn warf, und indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Sitten betrachtete, entbrannte sie heimlich für ihn in glühender Leidenschaft, und da sie sich bewußt war, jung und schön zu seyn, und Walther keine Frau hatte, so glaubte sie, er werde ihren Wünschen gern entgegenkommen. Da ihr nach ihrem Dafürhalten nichts weiter als ihre Schaam im Wege stand, so beschloß sie, dieselbe zu verbannen, und ihm ihre Gedanken mitzutheilen. Zu diesem Zweck schickte sie eines Tages, wo sie gerade ganz allein war, und wo die Zeit passend schien, nach ihm, wie wenn sie sich über mehrere wichtige Angelegenheiten mit ihm zu besprechen hätte. Der Graf, dessen Gedanken von denen der Dame weit entfernt waren, säumte keinen Augenblick, sich bei ihr einzufinden. Ihrem Wunsche zufolge setzte er sich in einem Zimmer, wo sie Beide ganz allein waren, auf ein Ruhebett; dort hatte er die Dame bereits zweimal, ohne von ihr Antwort zu erhalten, nach dem Grunde gefragt, warum sie ihn vor sich beschieden habe, als sie auf einmal, von Leidenschaft hingerissen, obwohl von der Purpurfarbe der Schaam überzogen, zitternd und in gebrochenen Worten also zu ihm zu reden anhob: „Mein theurer und geliebter Freund; Euch als einem überaus verständigen Manne, ist die Gebrechlichkeit der Männer so-

wohl, als der Frauen, welcher allerdings das schwächere Geschlecht noch häufiger unterliegen mag, sicherlich nicht unbekannt. Mit Rücksicht auf dieselbe wird ein gerechter Richter die gleiche Sünde bei verschiedenen Personen nicht auf gleiche Art bestrafen. Und wer möchte es denn wohl in Abrede stellen, daß ein armer Mann oder ein armes Weib, die ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichts verdienen müssen, weit tadelnswerther wären, wenn sie sich von der Liebe verleiten ließen, und ihrer Begierde folgten, als wenn es eine Frau thäte, die, mitten im Schooße des Reichthums sitzend, nicht gewohnt ist, sich etwas zu versagen, wornach sie ein Verlangen fühlt? Ich glaube Niemand. Und deßhalb bin ich der Meinung, daß die erwähnten Umstände zur Entschuldigung derjenigen, bei welcher sie eintreten, großes Gewicht haben müssen, falls sie sich so weit vergessen sollte, Liebesbewerbungen Gehör zu verstatten; und das, was etwa noch von Schuld übrig bleibt, muß durch die Wahl eines würdigen Liebhabers gerechtfertigt werden. Da sich nun meinem Erachten nach diese beiden Umstände bei mir vereinigen, und noch andere Gründe dazutreten, die mich zur Liebe bewegen müssen, wie z. B. meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls, so werden mich diese in Euren Augen wegen meiner feurigen Liebe entschuldigen. Wenn nun diese Gründe das Gewicht bei Euch haben, welches sie bei verständigen Leuten haben müssen, so bitte ich Euch, mir Euren Rath und Hülfe zu gewähren. Ich gestehe Euch nämlich, daß ich mich unfähig fühlte, während der Entfernung meines Gemahls den fleischlichen Lüsten und der Gewalt der Liebe zu widerstehen, die so gewaltig ist, daß selbst die stärksten Männer oft von ihr besiegt wurden und noch täglich besiegt werden, geschweige denn schwache Frauenzimmer; und da ich mich im besten Wohlleben befinde, so war ich mehrmals

schwach genug, dem Verlangen der Liebe Gehör zu geben, und meiner Neigung nachzuhängen. Wenn diese meine Schwachheit offenkundig würde, so würde man allerdings verwerflich darüber urtheilen; so lange sie indeß verborgen bleibt, so wird der Anstand in nichts verletzt. Der Gott Amor war mir bisher dermaßen günstig, daß er mir bei der Wahl meiner Liebhaber immer den Verstand nicht nur bewahrte, sondern mir denselben in so hohem Grade verlieh, daß er nach Eurem Anblick meine Neigung Euch, als einem meiner würdigen Gegenstande zulenkte. Denn wofern ich mich nicht täusche, so sehe ich in Euch den schönsten, artigsten und anmuthigsten Cavalier, der in ganz Frankreich existirt. Ihr seyd ohne Frau, und ich bin ohne Mann. Und so bitte ich Euch denn bei der heißen Liebe, die ich für Euch empfinde, mir die Erwiederung derselben nicht vorzuenthalten, und mit meiner Jugend Nachsicht zu haben, die sich wahrhaftig um Euretwillen wie das Eis am Feuer verzehrt." — Nach diesen Worten brach sie in einen solchen Strom von Thränen aus, daß sie der Sprache nicht mehr mächtig war, sondern ihr Haupt senkte, und, wie von dem Uebermaaß des Gefühles überwältigt, dasselbe in den Schoos des Grafen legte. Der Graf, als ein ehrbarer Ritter, fing an, diese Liebe aufs Strengste zu tadeln, er wies ihre Umarmungen ab, und vermaß sich hoch und theuer, daß er sich lieber rädern und viertheilen lassen wollte, ehe er sich selbst oder einem Andern einen so groben Verstoß gegen die Ehre seines Oberherrn erlauben würde. Nach dieser Aeußerung vergaß die Dame plötzlich ihre Liebe, und rief voll Wuth aus: „Unwürdiger Ritter, so wollt Ihr denn meine Wünsche verhöhnen? Da sey Gott vor, daß ich, weil Ihr mich tödten wollt, nicht Euch zuvor den Garaus machen sollte!" Bei diesen Worten zerraufte sie sich in wilder Leidenschaft

das Haar, gerieth in die größte Verwirrung, riß sich die Kleider entzwei, schlug sich mit geballten Fäusten an die Brust, und schrie, so laut sie konnte: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Graf von Antwerpen will mir Gewalt anthun!“ Als nun der Graf dieses sah, und wohl bedachte, daß der Neid der Hofleute mächtiger seyn werde, als sein gutes Gewissen, und man der Dame mehr glauben würde, als seiner Unschuld, verließ er eiligst das Zimmer und den Palast, floh nach Haus, setzte, ohne etwas Weiteres zu thun, seine Kinder zu Pferd, bestieg sein Roß, und ritt eiligst nach Calais. Unterdessen liefen auf das Geschrei der Dame viele Leute herbei, welche, als sie sie in dem ungeordneten Zustande antrafen, nicht bloß ihren Worten Glauben schenkten, sondern außerdem noch argwöhnten, daß sich der Graf seit längerer Zeit so artig und zuvorkommend gegen sie benommen, damit er nun zu seinem Zwecke gelangen möchte. So lief denn nun jetzt Alles nach dem Hause des Grafen, voll Wuth, um ihn sogleich festzunehmen; seine Wohnung wurde geplündert, zerstört und der Erde gleich gemacht. Die Kunde von dem Geschehenen kam in großer Verunstaltung jetzt auch in das Lager des Königs und seines Sohnes, welche darüber im höchsten Grade entrüstet, den Grafen und alle seine Nachkommen zu ewigem Exile verdammten, und Jedem ansehnliche Geschenke versprachen, welcher den Grafen todt oder lebendig an Ort und Stelle liefern würde. Es bekümmerte den Grafen in tiefster Seele, daß er trotz seiner Unschuld durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich geladen hatte. Doch ging er jetzt, ohne sich erkennen zu geben, oder erkannt zu werden, mit seinen Kindern nach Calais, setzte sogleich nach England über, und wandte sich in schlechter Kleidung nach London. Bevor er daselbst anlangte, unterwies er seine beiden kleinen Kinder vornehm-

lich in zwei Dingen, vorerſt, daß ſie das Schickſal einer unverſchuldeten Armuth ruhig ertragen möchten, und dann, daß ſie ſich mit aller Vorſicht hüthen ſollten, irgend Jemandem über ihren Vater und ihre Heimath Auskunft zu geben. Der Sohn hieß Ludwig, und war etwa neun Jahre alt, und das Mädchen, Namens Violante, ging ins ſiebente; dieſe begriffen die Unterweiſung ihres Vaters, ſo weit es in ihrem zarten Alter möglich war, recht gut, was ſie ſpäter durch die That bewieſen. Damit indeß der Zweck leichter erreicht werden möchte, glaubte der Vater, die Namen der Kinder verändern zu müſſen, und nannte daher den Knaben Pierrot, und das Mädchen Jeannette. Als ſie nun in ſchlechter Kleidung nach London gekommen waren, gingen ſie nach Art der franzöſiſchen Bettler nach Almoſen umher. Da geſchah es denn, daß, als ſie eines Morgens in gleicher Abſicht an einer Kirche ſtanden, eine vornehme Dame, die mit einem der Marſchälle des Königs von England vermählt war, den Grafen mit ſeinen beiden Kindern gewahrte, wie ſie gerade um Almoſen bettelten. Die ſchöne Dame fragte ihn, woher er wäre, und ob dieſe Kinder ihm gehörten. Er erwiederte, er ſey aus der Picardie, und habe wegen der Verbrechen ſeines älteren ungerathenen Sohnes flüchtig werden müſſen. Die Dame, welche von Natur ein gar mitleidiges Herz hatte, warf ein Auge auf die Kleine, die ihr wohlgefiel, weil ſie hübſch, artig und zuthulich war, und ſagte: „Guter Mann, wenn du es zufrieden biſt, mir dein Töchterlein zu überlaſſen, ſo will ich ſie um ihres einnehmenden Aeußern willen gerne zu mir nehmen, und wenn ſie ſich gut hält, ſo werde ich mich zur geziemenden Zeit um eine gute Parthie für ſie bemühen.“ Dem Grafen war dieſes Anerbieten höchſt willkommen; er willigte ſogleich ein, übergab der Dame das Kind mit naſſen Augen,

und empfahl es noch auf das Angelegentlichste ihrer Fürsorge.

Nachdem er nun die Kleine auf diese Art untergebracht, und sie in den besten Händen wußte, beschloß er, nicht länger zu verweilen, sondern durchstreifte bettelnd die Insel, und gelangte, von der ungewohnten Fußreise sehr erschöpft, mit Pierrot nach Wales. Dort wohnte ein anderer königlicher Marschall, der ein großes Haus machte und eine zahlreiche Dienerschaft hielt, und in dessen Palast der Graf mit seinem Sohne einigemal erschien, um sich eine Mahlzeit auszubitten. Dieser Marschall hatte einen Sohn, der mit den Kindern anderer Edelleute öfters gymnastische Uebungen anstellte; unter diese mischte sich Pierrot öfters, und übertraf durch seine Gewandtheit alle Uebrigen. Als dieses der Marschall eines Tags bemerkte, und an dem Aeußern sowohl, als an den Sitten des Knaben sein Wohlgefallen fand, fragte er, wer er wäre. Man sagte ihm, es sey der Sohn eines armen Mannes, der zuweilen komme, um sich ein Almosen zu erbitten. Darauf ließ der Marschall den Vater um den Knaben ansprechen, welcher, da er nichts sehnlicher von dem Himmel erfleht hatte, gern bereit war, ihm denselben zu überlassen, so schwer er sich auch von ihm trennen konnte. Als nun der Graf seine beiden Kinder auf diese Art untergebracht hatte, gedachte er nicht länger mehr in England zu verweilen, sondern sah sich nach einer Gelegenheit um, nach Irland zu gelangen. Dort angekommen ging er als Knecht bei einem Grafen in Dienste, besorgte daselbst Alles, was ein Knappe thun muß, und blieb dort unter vielem Ungemach und großer Mühe lange Zeit, ohne von irgend Jemand erkannt zu werden.

Inzwischen nahm Violante, unter dem Namen Jeannette, bei der vornehmen Dame in London an Jahren

und Schönheit zu, und gewann die Gunst der Herrin und ihres Gemahls, so wie aller übrigen Hausgenossen im höchsten Grade. Wer sie nur sah, der mußte gestehen, daß ihr sittsames Betragen der größten Auszeichnung und des höchsten Glückes würdig sey. Deßhalb hatte sich die Dame, die sie von dem Vater erhalten, über welchen sie nie etwas Anderes gehört, als was er ihr selber gesagt, sich vorgenommen, sie ihrem wahrscheinlichen Stande angemessen so gut als möglich zu verheirathen. Gott aber, der die Verdienste der Menschen gerecht belohnt, und wußte, daß sie von adelicher Geburt war und höchst schuldlos für fremde Sünden büße, lenkte es anders; denn wir müssen annehmen, daß das, was sich jetzt ereignete, durch seine Gnade herbeigeführt wurde, um die edle Jungfrau nicht in niedrige Hände fallen zu lassen. Die vornehme Dame, welche Jeannetten zu sich genommen, hatte von ihrem Gemahl einen einzigen Sohn, den sowohl sie, als auch der Vater, nicht allein, weil er ihr Sohn war, sondern auch wegen seiner Tugenden und Vorzüge auf das Zärtlichste liebten; denn er war tapfer, wohlgesittet, schön und von adelicher Gesinnung wie nur irgend Einer. Dieser mochte nun etwa sechs Jahre älter seyn, als Jeannette, und ihre Schönheit und Anmuth machten auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er sich sterblich in sie verliebte, und außer ihr nichts mehr hörte und sah. Weil er jedoch glaubte, daß sie von geringem Herkommen sey, so wagte er es nicht nur nicht, sie sich von seinen Eltern zur Gemahlin zu erbitten, sondern, da er besorgte, man möchte ihn schelten, daß er einen so niedrigen Gegenstand seiner Neigung gewählt habe, verbarg seine Liebe so viel er konnte. Dadurch wurde aber seine Gluth noch heftiger angefacht, als wenn er sie entdeckt hätte. Und so geschah es denn, daß er, von übermäßiger Leidenschaft verzehrt,

schwer erkrankte. Man berief mehrere Aerzte, um ihn wiederherzustellen; so sehr diese aber auch die Symptome der Krankheit beobachteten, so konnten sie derselben doch durchaus nicht auf den Grund kommen, und mußten demnach an seinem Aufkommen verzweifeln. Der Schmerz der Eltern über diese hoffnungslose Entscheidung läßt sich nicht beschreiben. Oft drangen sie aufs Zärtlichste in ihren Sohn, ihnen doch die wahre Ursache seines traurigen Zustandes offen zu entdecken; er aber antwortete nur mit Seufzern, oder sagte, er fühle sich in seinem Innern verzehrt. Da traf es sich eines Tages, daß, während ein zwar noch junger, aber in seiner Wissenschaft tief unterrichteter Arzt neben dem Kranken saß, und ihn an der Stelle des Armes hielt, wo man den Puls fühlt, Jeannette, die ihn aus Liebe zu seiner Mutter sorgfältig pflegte, in das Zimmer trat, wo der Kranke lag, um etwas für ihn zu besorgen. Als der Jüngling das Mädchen erblickte, verrieth er seine Bewegung zwar weder durch ein Wort, noch durch eine Geberde, aber bei der innern Entflammung seines Herzens begann sein Puls stärker als vorher zu schlagen. Dem Arzt war dieß sogleich auffallend; doch blieb er still, um zu sehen, wie lange diese heftigere Wallung des Blutes anhalten würde. Sobald Jeannette das Zimmer verlassen hatte, schlug der Puls wieder schwächer. Jetzt glaubte der Arzt der Krankheit auf die Spur gekommen zu seyn. Er ließ daher, während er den Kranken immer noch am Arme hielt, Jeannetten, unter dem Vorwande, sie nach irgend etwas fragen zu wollen, wieder herein rufen. Sie war nicht sobald in das Zimmer getreten, als der Puls des jungen Mannes zunahm, und ebenfalls wieder nachließ, als sie hinausging. Nachdem jetzt der Arzt seiner Sache ganz gewiß zu seyn glaubte, stand er auf, nahm die Eltern des Jünglings auf die Seite, und sagte zu

ihnen: „Die Wiederherstellung eures Sohnes liegt nicht an den Aerzten, sondern in Jeannettens Händen. Sichere Anzeigen haben mir dargethan, daß euer Sohn sie glühend liebt, obgleich sie, wie ich sehe, keine Ahnung davon hat. Ihr wißt jetzt, was ihr zu thun habt, wenn euch an seinem Leben etwas liegt." Der Edelmann und seine Gemahlin waren froh über diese Nachricht, weil sie ihnen doch nun wenigstens eine Aussicht auf seine Wiederherstellung zeigte, so schwer es ihnen auch ankam, das zu thun, was unvermeidlich schien, nehmlich Jeannetten ihrem Sohne zur Frau zu geben. Als sich der Arzt entfernt hatte, gingen sie zu dem Kranken, und die Mutter sagte: „Mein Sohn, ich hätte nicht gedacht, daß du mir irgend einen deiner Wünsche verbergen würdest, am wenigsten aber, wo du dir durch die Verheimlichung desselben eine Krankheit zugezogen hast. Du konntest dir ja doch wohl vorstellen, daß ich, um dich zu beruhigen, Alles thun würde, was in meinen Kräften stünde, selbst in dem Falle, daß von Seiten unseres Standes etwas dagegen einzuwenden wäre. Weil du aber dennoch nicht offen gegen mich gewesen bist, so hat dir Gott ein größeres Mitleid bezeigt, als du es selbst gethan hast, und mir, damit du an dieser Krankheit nicht sterben mögest, die Ursache derselben entdeckt, die in nichts Anderem besteht, als in übermäßiger Liebe, die du für ein Mädchen, die ich nicht nennen will, empfindest. Warum schämst du dich doch, mir dieß zu offenbaren? Dein Alter bringt es ja mit sich, und ich müßte gar nichts von dir halten, wenn du nicht verliebt wärest. So scheue dich denn also nicht länger vor mir, mein Sohn, sondern sprich mir frei deine Wünsche aus! Verbanne die Schwermuth und alle jene Bedenklichkeiten, welche dir diese Krankheit zugezogen haben, sey gutes Muthes, und glaube gewiß, daß von meiner Seite

Alles geschehen wird, was ich für dich thun kann; denn
dein Glück ist mir lieber als mein Leben. Verscheuche dei-
ne hier falsch angebrachte Schaam und deine Besorgniß,
sage mir, wie ich deine Liebe fördern kann, und nen-
ne mich die grausamste Mutter, welche jemals einen Sohn
geboren, wenn ich mich nicht aufs Aeußerste bemühe, dich
an das ersehnte Ziel zu führen! Da der Jüngling diese
Worte seiner Mutter vernahm, befand er sich erst in gro-
ßer Verlegenheit darüber, daß sein Geheimniß verrathen
sey. Als er aber bedachte, daß Niemand besser als sie
die Erfüllung seiner Wünsche bewerkstelligen könne, über-
wand er seine Zurückhaltung, und sagte: „Theuerste Mut-
ter, aus keinem andern Grunde habe ich Euch meine Lie-
be verheimlicht, als weil ich an den meisten Menschen die
Erfahrung gemacht habe, daß sie, wenn sie in höhere Jah-
re kommen, sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß
sie auch einmal jung gewesen sind. Weil Ihr Euch aber in
diesem Punkte so verständig zeigt, so läugne ich nicht nun
nicht, daß dem also ist, wie Ihr vermuthet, sondern ich
will Euch auch den Gegenstand meiner Liebe entdecken, vor-
ausgesetzt, daß Ihr Euer Versprechen nach Kräften erfüllt;
denn nur auf diese Art könnt Ihr mir meine Gesundheit
wiedergeben." Die Dame, welche allzusicher auf das Ge-
lingen einer Sache rechnete, welche ihr, wenigstens in der
Weise, wie sie vermeinte, nicht gelang, erwiederte, er
möge sich nur fest auf ihr Wort verlassen, und ihr ohne
Bedenken seine Wünsche offenbaren, worauf sie sogleich die
geeigneten Schritte thun werde, ihn an sein Ziel zu fö-
dern. Darauf versetzte der Jüngling: „Liebe Mutter, die
hohe Schönheit und das liebenswürdige Betragen unse-
Jeannette, die Unmöglichkeit, ihr meine Neigung zu
fenbaren, geschweige denn, von ihrer Seite vernünfti-
Weise Gegenliebe erwarten zu dürfen, und meine eig-

Scheu, die mich abhielt, gegen irgend Jemand von meiner Liebe zu sprechen, haben mich in den gegenwärtigen Zustand versetzt; und wenn der Erfüllung Eures Versprechens ein Hinderniß entgegen treten sollte, so seyd überzeugt, daß es bald mit meinem Leben zu Ende geht." Die Dame, welche sah, daß es jetzt rathsamer sey, ihn zu ermuthigen, als zu schelten, erwiederte lächelnd: „Ach mein Sohn! Deßhalb also hast du dich krank gegrämt? Nun sey jetzt guten Muthes, und laß mich nur machen, so sollst du bald wieder gesund werden!" Der Jüngling, der jetzt voll guter Hoffnung war, besserte sich zusehends, und die Dame, darüber höchlichst erfreut, dachte nun darauf, wie sie ihr dem Sohne gegebenes Versprechen erfüllen könnte. Sie rief zu diesem Ende eines Tages Jeannetten, und fragte sie mit freundlichem Scherz, ob sie einen Liebhaber habe. Jeannettens Wangen überzogen sich bei diesen Worten mit purpurner Röthe, und sie antwortete: „Gnädige Frau, für ein armes, von Haus vertriebenes Mädchen, wie ich, würde es sich nicht schicken, an solche Dinge zu denken." Hierauf versetzte die Dame: „Wenn du also keinen hast, so will ich dir einen verschaffen, an dem du deine Freude haben, und durch den du deines Lebens erst recht froh werden sollst; denn ein so schönes Mädchen, wie du, soll nicht ohne Liebhaber bleiben!" „Edle Frau", erwiederte darauf Jeannette, „Ihr habt mich als ein armes Mädchen von meinem Vater empfangen, und wie eine leibliche Tochter gehalten; deßhalb achte ich es für meine Pflicht, in allen Stücken Euch Eure Wünsche an den Augen abzusehen. Nur in diesem einzigen Punkte kann ich Euch unmöglich willfahren, und ich glaube, daran recht zu handeln. Wenn es Euch gefällt, mir einen Mann zu geben, so werde ich diesen lieben und keinen andern; denn ich habe von mei-

nen Vorältern nichts ererbt, als nur die Ehrbarkeit, u
diese will ich mir bewahren bis zu meinem letzten Athem
zug." Diese Antwort schien dem Plane sehr entgege
welchen sich die Dame entworfen hatte, um ihrem Soh
ihr Versprechen zu halten, so sehr sie auch, als eine ei
fichtsvolle Frau, im Stillen das Benehmen des Mädche
billigen mußte. Jetzt sagte sie: „Wie aber nun, Jean
nette, wenn der König selbst, der noch ein junger Man
ist, von deiner Liebe eine Gunst verlangte, würdest du sie ih
denn wohl verweigern?" Hierauf antwortete Jeannett
ohne sich einen Augenblick zu bedenken: „Gewalt könnt
mir der König anthun, aber mit meiner Zustimmun
würde er nie etwas Anderes von mir erlangen, als wa
die Sittsamkeit gestattet." Als sich jetzt die Dame hi
länglich über ihre Gesinnungen unterrichtet hatte, spar
sie weitere Worte, und beschloß, sie durch die That a
die Probe zu stellen. Sie sagte also zu ihrem Sohne
sobald er völlig genesen sey, so wolle sie Jeannette
mit ihm in Ein Zimmer bringen; dann solle er sich selb
bemühen, das erwünschte Ziel zu erreichen, da es ih
nicht passend scheine, für den Sohn eine Kupplerin z
werben, und ein in ihrem Dienste stehendes Mädchen u
Liebe zu bitten. Damit war aber der Jüngling keine
wegs zufrieden, und seine Krankheit wurde von Stund a
wieder um Vieles schlimmer. Als die Mutter dieß b
merkte, ging sie gegen Jeannetten deutlicher mit d
Sprache heraus, fand dieselbe jedoch noch standhafter, a
zuvor. Sie theilte daher jetzt die ganze Sache ihrem G
mahl mit, worauf sich Beide, so hart es ihnen auch a
kam, gemeinschaftlich entschlossen, die Jeannette m
ihrem Sohne zu vermählen. Denn sie wollten imm
noch lieber ihren Sohn lebendig mit einer Frau von g
ringem Stande verheirathet, als ohne eine Gattin to

sehen. Und so thaten sie denn nach mehrfachen Berathschlagungen auch wirklich. Jeannette war darüber höchst erfreut, und dankte Gott von ganzer Seele, daß er sie nicht vergessen habe, gab sich aber demungeachtet auch jetzt noch für nichts Anderes, als die Tochter eines Picarden, aus. Der Jüngling genas, feierte seine Hochzeit fröhlicher, als irgend Einer, und fühlte sich mit seiner Gattin höchst glücklich.

Unterdessen hatte Pierrot, der in Wales bei dem Marschall des Königs von England zurückgeblieben war, bei seinem Heranwachsen die Gunst seines Herrn erlangt, und war ein so schöner und tapferer Jüngling, wie kein anderer auf der ganzen Insel, geworden. Niemand von den Einheimischen that es ihm bei Turnieren und Waffenspielen in Führung der Waffen gleich. Unter dem Namen Pierrot der Picarde war er deßhalb auf der ganzen Insel überall bekannt. Wie nun Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so zeigte sich es bald, daß er auch seiner gedachte. Die Gegend wurde nämlich von einer verheerenden Seuche befallen, welche beinahe die Hälfte der Bevölkerung hinwegraffte, und von den Uebrigen flüchtete sich eine so große Menge nach entlegenen Orten, daß das ganze Land umher verödet schien. Dieser allgemeinen Sterblichkeit erlagen nun auch Pierrots Herr, der Marschall, dessen Frau und Sohn, mehrere andere Brüder, Neffen und Verwandte, und es blieb Niemand übrig, als eine bereits mannbare Tochter, Pierrot und etliche andere Diener. Nachdem nun die Wuth der Seuche nachgelassen hatte, nahm die junge Dame auf das Zureden und zur Freude einiger am Leben gebliebenen Lehensleute, Pierrot, als einen wackern und tüchtigen Mann, zum Gemahl, und machte ihn zum Herrn über Alles, was ihr durch Erbschaft zugefallen war. Nach kurzer Zeit, als

der König von England den Tod des Marschalls vernommen hatte, ernannte dieser Pierrot den Picarden, dessen Tüchtigkeit er bereits kannte, an die Stelle des Verstorbenen zu seinem Marschall. Das ist kürzlich die Erzählung der beiden unschuldigen Kinder des Grafen von Antwerpen, die er, wie Verlorene, in der Welt zurückgelassen hatte.

Es waren nun bereits achtzehn Jahre verstrichen, seit der Graf von Antwerpen aus Paris geflohen war, als ihm nach manchem ertragenen Ungemach und einem gar dürftigen Leben der Gedanke beikam, Irland zu verlassen, und sich in seinen alten Tagen einmal umzusehen, was wohl aus seinen Kindern geworden seyn möchte. Sein Aussehen hatte sich zwar in der Zeit völlig umgewandelt, doch war er durch die anhaltenden körperlichen Anstrengungen rüstiger geworden, als damals, wo er in Muße lebte; und so verließ er denn, arm und gering gekleidet, das Haus des Herrn, dem er lange gedient hatte, und fuhr nach England hinüber. Dort wandte er sich zunächst an den Ort, wo er Pierrot zurückgelassen, und als er fand, daß er ein Marschall und großer Herr geworden war, hatte er darüber eine herzliche Freude; doch wollte er sich nicht eher zu erkennen geben, als bis er über Jeannetten Auskunft erhalten hätte. Zu dem Ende begab er sich auf die Reise, und ruhte nicht eher aus, als bis er in London angekommen war. Dort erkundigte er sich vorsichtig nach der Dame, welcher er seine Tochter überlassen; und da hörte er denn, daß Jeannette die Gemahlin ihres Sohnes geworden sey. Er hatte darüber eine so unaussprechliche Freude, daß er all' sein überstandenes Ungemach vergaß, da er die Kinder lebend und glücklich wiedergefunden. Voll Verlangen, die Tochter zu sehen, ging er, wie ein armer Mann, täglich in

der Nähe ihres Hauses betteln. Dort traf ihn eines Tages Jacob Lamiens, der Gemahl Jeannettens; diesen jammerte der arme, alte Mann; er ließ ihn durch einen seiner Diener in das Haus führen und ihm dort Speise geben. Auch der Diener empfand Mitleid, daher er gern seinen Auftrag vollzog. Jeannette hatte dem Jacob bereits mehrere Kinder geboren, von denen das älteste nicht über acht Jahre zählte, und alle waren sehr hübsch und artig. Als diese den Grafen essen sahen, wären sie sogleich alle um ihn her, und bezeigten sich so vertraulich gegen ihn, als ob sie, von einer geheimen magnetischen Kraft angezogen, geahnt hätten, daß er ihr Großvater sey. Da nun der Graf bald gewahrte, daß es seine Enkel seyen, herzte und liebkoste er sie, weßhalb sich die Kinder, trotz dem wiederholten Rufen ihres Aufsehers, nicht mehr von ihm trennen wollten. Als Jeannette das hörte, kam sie aus einem anstoßenden Gemach in das Zimmer, wo sich der Graf befand, und drohte den Kindern mit Schlägen, wenn sie dem Befehl ihres Lehrers nicht gehorchen würden. Da fingen denn die Kinder an zu weinen, und sagten, sie wollten bei dem braven Manne bleiben, der es besser mit ihnen meine, als ihr Lehrer; worüber der Graf und die Gräfin herzlich lachen mußten. Unterdessen war der Graf aufgestanden, nicht um die Tochter als Vater zu begrüßen, sondern um ihr, wie ein armer Mann einer vornehmen Dame, seine Ehrfurcht zu bezeigen, und empfand über ihren Anblick im Stillen eine wunderbare Freude. Sie aber erkannte ihn weder damals, noch später, so sehr hatte sich sein Aeußeres verändert; denn er war alt, grau, bärtig, mager und braun von Farbe geworden, so daß er eher jedem Andern glich, als dem Grafen von Antwerpen. Als nun die Dame sah, daß die Kinder nicht von ihm lassen

wollten, ſondern weinten, wenn man ſie hinwegrief, gebot ſie dem Lehrer, er möge ſie eine Weile gehen laſſen. Während nun die Kinder noch bei dem wackern Alten verweilten, kam Jacobs Vater von ungefähr nach Hauſe zurück, und hörte von dem Aufſeher, was geſchehen war. Da dieſer ohnehin Jeannetten nicht leiden konnte, ſo ſagte er zu dem Lehrer: „Laßt ſie beim Teufel, der ſie holen mag, wenn es ihm beliebt! ihr Betragen verräth ihre Abkunft. Ihre Mutter iſt eine Bettlerstochter, und es daher kein Wunder, wenn ſie ſich zu Bettlern halten.“ Als der Graf dieſe Worte hörte, fühlte er ſich tief gekränkt, trug aber dieſe Beſchimpfung, wie ſchon ſo manche andere, ſchweigend, mit einem bloßen Achſelzucken. Jacob dagegen liebte die Kinder ſo ſehr, daß er, nachdem er ihre Zuneigung gegen den wackern Alten bemerkte (was ihm freilich nicht ganz recht war), doch, nur um ſie nicht weinen zu ſehen, dieſem melden ließ, wenn er einen Dienſt im Hauſe annehmen wolle, ſo ſolle er willkommen ſeyn. Der Alte erwiederte: er wolle gerne bleiben, aber er verſtehe ſich auf nichts weiter, als mit den Pferden umzugehen, was ſein ganzes Leben hindurch ſein Geſchäft geweſen ſey. Es wurde ihm daher ein Pferd zur Wartung angewieſen, und ſo bald er dieſes beſorgt hatte, ſpielte er mit den Kindern.

Während das Schickſal auf die erzählte Weiſe den Grafen und ſeine Kinder umherführte, geſchah es, daß der König von Frankreich, nachdem er mit den Deutſchen mehrfachen Waffenſtillſtand geſchloſſen hatte, ſtarb, und an ſeine Stelle wurde ſein Sohn, durch deſſen Gemahlin der Graf vertrieben worden war, zum Könige gekrönt. Als nun der letzte Waffenſtillſtand mit den Deutſchen zu Ende war, begann der junge König einen heftigen Krieg, und der König von England, als ſein neuer

Verwandter, sandte ihm zahlreiche Hülfstruppen unter dem Commando seines Marschalls Pierrot und des Jacob Lamiens, des Sohnes seines andern Marschalls. In dem Gefolge des Letztern befand sich auch der wackre alte Graf, ohne von Jemand erkannt zu werden, und diente eine geraume Zeit als Pferdeknecht bei dem Heere, wo er durch seine Geschicklichkeit und Erfahrung weit mehr nützte, als man von ihm hätte erwarten sollen. Während dieses Krieges geschah es, daß die Königin von Frankreich schwer erkrankte. Als sie nun ihr Ende herannahen sah, bereute sie alle ihre Sünden, und beichtete diese dem Erzbischoff von Rouen, der allgemein für einen frommen und wohlmeinenden Mann galt. Unter Anderm erzählte sie diesem auch das schwere Unrecht, welches durch ihre Schuld dem Grafen von Antwerpen widerfahren war, und sie beichtete dieß nicht bloß dem Erzbischof, sondern wiederholte den ganzen Hergang der Sache auch in Gegenwart vieler anderer angesehenen Personen, welche sie ersuchte, sie möchten doch bei dem König darauf hinwirken, daß der Graf, wofern er noch am Leben wäre, wo aber nicht, wenigstens seine Kinder wieder in die vormaligen Besitzungen eingesetzt würden. Bald nach diesem Geständnisse starb die Königin, und wurde ehrenvoll bestattet. Als dieses Bekenntniß dem König hinterbracht wurde, that es ihm leid um das Unrecht, welches er einem so braven Manne zugefügt hatte, und er ließ daher sogleich im ganzen Heere und überdieß noch weit und breit im Lande ausrufen, daß, wer ihm über den Grafen von Antwerpen oder eines seiner Kinder Auskunft ertheilen könnte, eine große Belohnung erhalten solle; denn a[illegible] den Bekenntnissen der Königin habe sich erwiesen, daß der Graf des Verbrechens, um dessentwillen er verbannt worden, nicht schuldig sey, und er habe daher im Sinne, ihn in

seine frühere Ehren und Besitzungen wieder einzusetzen, un
ihm noch größere dazu zu verleihen. Dieser Aufruf ka
auch dem Grafen in seiner niedern Stellung zu Ohre
Nachdem er sich nun von der Wahrheit überzeugt hatte
ging er sogleich zu Jacob, welchen er bat, er möcht
auch Pierrot rufen lassen, denn er wolle ihnen die Auf
klunft geben, die der König verlange. Als sie nun all
drei beisammen waren, sagte der Graf, der sich jetzt en
decken wollte, zu Pierrot: „Pierrot, Jacob, de
hier steht, hat deine Schwester zur Frau, und hat kei
Mitgift von ihr erhalten. Damit jedoch deine Schwest
nicht ohne Aussteuer bleibe, so will ich, daß er und ke
Anderer die große Belohnung empfange, welche der Kön
demjenigen verheißt, der dich anzuzeigen weiß. So mög
er denn dich als den Sohn des Grafen von Antwerpe
angeben, seine Frau, als Violante, deine Schwester
und mich, euren Vater, als den Grafen von Antwe
pen." Als Pierrot den Redenden bei diesen Worte
schärfer ins Auge faßte, erkannte er ihn sogleich, wa
sich ihm weinend zu Füßen, schloß ihn in seine Arme u
rief aus: „Mein theurer Vater, seid mir tausendmal wil
kommen!" Jacob aber war zuerst von der Rede de
Grafen und dann von dem Benehmen Pierrots
von freudigem Erstaunen ergriffen, daß er gar nic
wußte, was er thun sollte. Doch schenkte er bald d
Worten des Grafen vollen Glauben, schämte sich der ha
ten Reden, die er gegen ihn als Stallknecht gebrauch
sank ihm weinend zu Füßen, und bat ihn für jede ih
früher zugefügte Schmach demüthig um Verzeihung, d
ihm der Graf, indem er ihn aufstehen hieß, auch ger
gewährte. Nachdem sich nun alle drei ihre verschieden
Schicksale einander erzählt, viel geweint, und sich da
wieder gefreut hatten, wollten Pierrot und Jacob d

Grafen mit neuen Kleidern versehen. Doch gab dieser es durchaus nicht zu, sondern bestand darauf, daß Jacob, erst wenn ihm die versprochene Belohnung gesichert wäre, ihn in dieser schlechten Kleidung dem Könige vorführe, um denselben desto mehr zu beschämen. So ging denn Jacob mit dem Grafen und Pierrot vor den König, und versprach ihm, den Grafen mit seinen Kindern vor ihn zu bringen, sofern er ihm anders die verheißene Belohnung zu Theil werden lassen wollte. Darauf ließ der König sogleich die für Jeden ausgesetzten Belohnungen, über deren Größe Jacob erstaunte, herbeischaffen, und befahl, sie ihm einzuhändigen, wenn er über den Grafen und seine Kinder die gewünschte Nachricht ertheilen könne. Hierauf wandte sich Jacob herum, ließ den Grafen, seinen Stallknecht, und Pierrot vortreten, und sagte: „Gnädiger Herr, hier sind Vater und Sohn! Die Tochter, die ich zur Frau habe, ist zwar nicht gegenwärtig, doch sollt Ihr sie, so Gott will, baldigst sehen.“ Als der König dieß hörte, betrachtete er den Grafen mit prüfendem Auge, und erkannte ihn, so sehr er sich auch mit der Zeit verändert hatte, doch endlich wieder. Mit Thränen in den Augen hob er den knieenden Grafen auf, küßte und umarmte ihn, empfing Pierrot freundschaftlich, und gebot, den Grafen sogleich seinem Range gemäß mit Kleidern, Dienerschaft, Pferden und Waffen zu versehen. Sein Befehl wurde augenblicklich vollzogen. Darauf erwies der König dem Jacob ebenfalls viel Ehre, und wollte seine früheren Schicksale hören. Als nun Jacob die Geschenke für die Entdeckung des Grafen und seiner Kinder erhalten hatte, sagte der Graf zu ihm: „Nimm dieß als eine Belohnung deines Herrn, des Königs, und vergiß nicht, deinem Vater zu sagen, daß deine Kinder, seine, wie meine Enkel, nicht von der Mutter eines Bettlers abstammen.“ Jacob nahm

die Geschenke, und ließ Frau und Schwiegermutter nach Paris kommen. Auch Pierrot's Gattin wurde herbeigebracht, und darauf lebten Alle höchst glücklich mit dem Grafen zusammen, den der König in seine Besitzungen wieder eingesetzt, und höher erhoben hatte, als je vorher. Hierauf beurlaubten sich Alle, und kehrten in ihre Wohnorte zurück; er aber lebte zu Paris in Ruhm und Ehren bis an sein seliges Ende.

IX. Novelle.

Bernabo aus Genua verliert durch Ambrogiuolos Betrug sein Vermögen, und gibt den Befehl, seine unschuldige Frau zu ermorden. Sie entkommt, und dient in Männerkleidung dem Sultan, entdeckt den Betrüger, und veranlaßt Bernabo, nach Alexandrien zu kommen. Der Betrüger wird bestraft, und sie kehrt, nachdem sie ihre weiblichen Kleider wieder angelegt, mit ihrem Manne reich nach Genua zurück.

Nachdem sich Elise durch den Vortrag der rührenden Erzählung ihrer Pflicht entledigt hatte, erhob sich die Königin Philomena, die sehr schön und ansehnlich von Person war, und deren Gesichtszüge einen besondern Ausdruck von Anmuth und Heiterkeit hatten, und sprach: Wir müssen uns schon in die Laune unseres Dioneo schicken; und da jetzt nur noch er und ich zu erzählen haben, so will ich denn meine Geschichte zuerst vortragen, und er soll, wie er es gewünscht, mit der seinigen den

heutigen Tag beschließen. Worauf sie folgendermaßen begann:

„Es ist ein altes Sprüchwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“ Ob dasselbe wahr sey, oder nicht, das können wohl die Erfahrungen des gemeinen Lebens am besten bestätigen. Ohne gegen die gegebene Vorschrift zu verstoßen, ist es mir in den Sinn gekommen, liebe Schwestern, euch durch ein Beispiel die Wahrheit jenes Wortes zu beweisen, und ihr werdet wohl meine Geschichte gern anhören, insofern ihr aus derselben lernen könnet, wie man sich vor Betrügern zu hüten hat.

Es waren einmal in einem Gasthof zu Paris mehrere angesehene italienische Kaufleute beisammen, die sich dort nach ihrer Weise, der eine dieses, der andere jenes Geschäftes wegen eingefunden hatten. Eines Tages verfielen sie nach dem Abendessen auf allerlei Gespräche, und so kamen sie denn auch auf die Frauen zu reden, welche sie zu Hause zurückgelassen hatten. Da sagte denn Einer lachend: „Was meine macht, das weiß ich nicht; aber so viel weiß ich, daß ich, wenn mir hier etwas Hübschers in den Wurf kommt, den Teufel nach meiner Frau frage, und mich so gut unterhalte, als ich kann.“ „So mach' ichs auch!“ versetzte ein Anderer, „denn wenn ich mir denke, daß sich meine Frau in der Zeit daheim ein Vergnügen verschafft, so thut sie es wahrscheinlich, und wenn ich mir das auch nicht denke, so thut sie's doch wohl. Also besser, man stellt sich miteinander gegenseitig auf gleichen Fuß; Wurst wieder Wurst!“ Der Dritte war ziemlich ähnlicher Meinung, und mit einem Worte, alle Anwesenden schienen einstimmig zu wünschen, daß ihre Weiber die schöne Zeit ihrer Abwesenheit nicht ungenützt möchten vorbeigehen lassen. Nur ein Einziger, Namens

Bernabo Comellino aus Genua, behauptete das Gegentheil, und versicherte, durch die besondere Gnade Gottes ein Weib zu besitzen, welches alle Tugenden, die einer Frau, oder mit wenigen Ausnahmen, einem Ritter oder Knappen geziemten, dermaßen in sich vereinige, wie wohl kein einziges außerdem in ganz Italien. Denn sie sey schön, noch jung, kräftig und gewandt, und es gäbe kein weibliches Geschäft, wie z. B. Seidenzucht u. dergl., worin sie sich nicht vor Andern auszeichne. Ueberdieß möge wohl schwerlich ein Knappe oder Diener zu finden seyn, welcher aufmerksamer, als sie, eine herrschaftliche Tafel zu bedienen wisse; genug, sie sey in allen Stücken wohl erzogen, verständig und weise. Endlich rühmte er noch von ihr, sie verstehe sich besser darauf, ein Pferd zuzureiten, den Falken zu halten, zu lesen, zu schreiben und zu rechnen, als ein Kaufmann. Und so kam er denn von verschiedenen anderen Lobeserhebungen auch auf den Punkt, um den sich's gerade handelte. Er that einen Schwur, daß auf Erden keine keuschere und sittsamere Frau, als sie, existire, wobei er hinzufügte, er sey fest überzeugt, daß sie sich, und wenn er auch zehn Jahre lang von der Heimath fern seyn sollte, mit keinem andern Manne einlassen würde. Es befand sich nun unter den Kaufleuten, die also mit einander redeten, ein junger Mann, Namens Ambroginolo, welcher bei dem Lobe, das Bernabo seiner Frau zuletzt ertheilte, in ein lautes Gelächter ausbrach, und ihn spöttisch fragte, ob denn der Kaiser vor allen Andern bloß ihm ein solches Privilegium habe zu Gute kommen lassen. Bernabo erwiederte mit einiger Empfindlichkeit: daß ihm nicht der Kaiser, sondern Gott, welcher ein wenig mehr vermöge, als der Kaiser, diese Gnade erzeigt habe. Darauf sagte Ambroginolo: „Bernabo, ich zweifle nicht, daß du auf die Wahrheit deiner

Behauptung baueſt; doch bedünkt mich, du habeſt den Lauf der Welt nicht recht ins Auge gefaßt; denn wenn du dieß gethan hätteſt, ſo könnte ich dich nicht für kurzſichtig genug halten, um nicht ſo Manches bemerkt zu haben, was dich beſtimmen müßte, über Dinge dieſer Art mit weniger Zuverſicht zu reden. Ich habe ſtets gehört, der Mann ſey das edelſte unter allen Weſen, die Gott geſchaffen hat, und erſt nach ihm folge das Weib; aber der Mann ſey nach der allgemeinen Meinung, welche die Erfahrung auch beſtätige, vollkommener; und wenn er dieſes wirklich iſt, ſo muß er auch mehr Feſtigkeit und Beſtändigkeit beſitzen. Denn die Weiber ſind in allen Stücken weit veränderlicher, wovon man ſo manche Beiſpiele anführen könnte, die wir aber für jetzt an ihren Ort geſtellt ſeyn laſſen wollen. Iſt nun der Mann ſtärker von Charakter, und kann er ſich trotz dem nicht enthalten, nicht bloß Einer, die ihm entgegenkommt, nachzugeben, ſondern auch Jede, die ihm gefällt, zu begehren, ja Alles zu thun, um bei ihr zu ſeinem Ziel zu gelangen; und begegnet ihm dieß nicht etwa bloß Einmal in einem ganzen Monat, ſondern alle Tage zu tauſend Malen: wie willſt du denn von einem ſchon von Natur wandelbaren Weibe erwarten, daß ſie den Bitten, Schmeicheleien, Geſchenken und hundert andern Verſuchungen widerſtehen werde, in die ſie ein von Liebe zu ihr entzündeter Mann führen wird? Glaubſt du denn wirklich, ſie würde feſt bleiben? Und wenn du mich auch verſicherſt, daß du dieſes glaubſt, ſo glaube ich doch nicht, daß du es wirklich glaubſt. Du geſtehſt ja ſelbſt ein, daß deine Frau ein Weib iſt, und Fleiſch und Blut hat, wie alle Andern. Wenn nun dem alſo iſt, ſo muß ſie auch dieſelben Triebe fühlen, und dabei nicht weniger Kraft, als die Uebrigen, ihnen zu widerſtehen. Du ſiehſt mithin, daß, mag ſie ſo

keusch und sittsam seyn, als sie nur wolle, es doch im Bereich der Möglichkeit liegt, sie dahin zu bringen, daß sie thue, wie die Andern auch thun. Was aber möglich ist, das soll man mir so hartnäckig bestreiten, wie du es thust." — Worauf Bernabo entgegnete: „Ich bin ein Kaufmann, und kein Philosoph, und kann dir also auch nur als Kaufmann antworten. Den Einfältigen, die kein Gefühl für Schaam haben, kann es allerdings so gehen, wie du sagst; aber verständige Weiber sind um ihre Ehre so besorgt, daß sie in diesem Punkte stärker werden, als die Männer, die oft in dergleichen Dingen gar kein Gewissen haben. Und zu diesen gehört meine Frau." „Wahrhaftig", versetzte Ambrogiuolo, „wenn den Weibern für jedes Mal, so oft sie etwas dergleichen thäten, ein Horn aus der Stirne wüchse, das von ihrem Fehltritt Zeugniß gäbe, so glaube ich, daß Wenige sündigen würden. Da ihnen nun aber kein solches Horn wächst, und, wenn sie klug zu Werke gehen, nicht die geringste Spur ihrer Unternehmungen zurückbleibt, und da sie ferner nur Schande trifft, wenn ihre Handlungen offenkundig werden, so thun sie es entweder, wenn es, heimlich zu thun, sich ihnen schickliche Gelegenheit darbietet, oder sind auch mitunter so dumm, es dann zu unterlassen. Sey versichert, es ist keine Einzige keusch, außer eine solche, die entweder von Niemand gebeten worden ist, oder, wenn sie selber gebeten hat, nicht erhört wurde. Wiewohl ich nun aus natürlichen und andern Gründen weiß, daß dem also seyn muß, so würde ich mich doch nicht so entschieden ausdrücken, wenn ich nicht über diesen Punkt schon so manche Erfahrungen gemacht hätte. Ich sage dir jetzt nur noch so viel: wenn ich nur einmal etliche Tage mit deiner, als Ausbund von Sittsamkeit gerühmten, Frau Umgang haben könnte, so wollte ich sie bald dahin brin-

gen, wohin ich schon so manche Andere gebracht habe.“ Bernabo antwortete ärgerlich: „Was hilft es doch, wenn wir uns da lange mit Worten herumstreiten? Du beharrst auf deinem Kopf, und ich auf dem meinigen, und damit ist nichts ausgemacht. Wenn du aber vermeinst, alle seyen so nachgiebig, und du besitzest ein so großes Verführungstalent, so bin ich bereit, um dich von der Treue meiner Frau zu überzeugen, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn du sie so weit bringen kannst, dir zu willfahren; wofern der Versuch aber fehl schlägt, so verlange ich weiter nichts von dir, als eine Buße von tausend Goldgulden.“ Ambroginolo, der über die Sache bereits in Feuer gerathen war, erwiederte: „Bernabo, ich wüßte nicht, was ich mit deinem Blute anfangen sollte, wenn ich die Wette gewönne. Wenn du jedoch Lust fühlst, diese Erfahrung zu machen, so setze gegen meine tausend Goldgulden fünftausend andere, welche dir weniger lieb seyn müssen, als dein Kopf; dann will ich, während du mir keine Zeit bestimmt hast, nach Genua abgehen, und binnen drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise aus Paris an gerechnet, bei deiner Frau meinen Zweck erreicht haben. Als Beweise werde ich dir Dinge mitbringen, welche sie besonders werth hält, und dir so viel nähere Umstände berichten, daß du über die Wahrheit außer allem Zweifel seyn sollst. Nur mache ich dabei die einzige Bedingung, daß du während der Zeit nicht nach Genua kommst, und nichts über die Sache dorthin schreibst.“ Bernabo war völlig mit diesem Vorschlag einverstanden. So sehr sich nun auch die übrigen anwesenden Kaufleute bemühten, wegen des Unheils, das daraus entstehen könnte, die Sache zu hintertreiben, so konnten sie doch nichts ausrichten. Die Beiden waren so erhitzt, daß sie sich trotz allen Einreden der Uebrigen gegenseitig schriftlich und eid-

sich verpflichteten, die Wette zu halten. Als die Verschreibung aufgesetzt war, reiste Ambrogiuolo schleunigst nach Genua ab, während Bernabo in Paris zurückblieb. Kaum hatte nun der Erstere einige Tage in Genua zugebracht, und sich nach der Wohnung und den Sitten der Dame erkundigt, als er schon überall ganz dasselbe, ja noch mehr Gutes, von ihr vernommen, als was ihm Bernabo gesagt; und schon war er jetzt der Meinung, daß er sich voreilig in ein thörichtes Unternehmen eingelassen habe. Nichts desto weniger machte er sich mit einer armen Frau bekannt, welche häufig in jenes Haus zu kommen pflegte, und die bei der Dame sehr gut aufgenommen war. Da sich indeß dieselbe anfangs zu Nichts verstehen wollte, so bestach er sie mit Geld, und ließ sich von ihr in einer zu seinem Zweck gefertigten Kiste nicht nur in das Haus, sondern sogar in das Schlafzimmer der Dame tragen, welche sie, nach Verabredung mit Ambrogiuolo, ersuchte, ihr diese Kiste auf einige Tage aufzubewahren, da sie aufs Land reisen müsse. Als nun die Kiste in dem Zimmer stehen geblieben, und die Nacht herangekommen war, öffnete sie Ambrogiuolo, sobald er sich überzeugt hatte, daß die Dame schlafe, durch den Druck einiger Federn, und trat in das Zimmer ein, in welchem eine Lampe brannte; bei ihrem Licht betrachtete er das Aeußere des Gemachs, die an der Wand hängenden Gemälde, und was ihm sonst von Bedeutung schien, mit der größten Aufmerksamkeit, und prägte Alles sorgfältig seinem Gedächtnisse ein. Hierauf näherte er sich dem Bette, und da er sah, daß die Dame und ein kleines Mädchen, welches sie bei sich hatte, ganz fest schliefen, deckte er sie leise auf, und fand, daß sie nackt eben so schön war, als in Kleidern. Doch bemerkte er an ihrem Körper kein anderes Zeichen, auf das er sich vor den

Manne hätte berufen können, als ein Maal unter ihrer linken Bruſt, um welches ein paar goldgelbe Härchen ſtanden. Als er dieß ins Auge gefaßt, deckte er ſie behutſam wieder zu, und bezähmte das Verlangen, das er bei dem Anblick ihres wundervollen Körpers empfand, ſein Leben daran zu wagen, und ſich zu ihr zu legen, um ſo mehr, da er ſo viel von ihrer Strenge in dergleichen Dingen gehört hatte. Nachdem er nun den größten Theil der Nacht ganz bequem in dem Zimmer zugebracht, und aus einem Schreine noch eine Börſe, ein Kleid, einen Ring und einen Gürtel genommen, und in ſeine Kiſte praktizirt hatte, legte er ſich ſelbſt wieder hinein, und verſchloß ſie wie zuvor. So machte er es auch in der nächſten Nacht, ohne daß die Dame das Geringſte bemerkt hätte. Am dritten Tage erſchien nun das arme Weib verabredetermaßen wieder, um ihre Kiſte abzuholen, und trug dieſelbe in ihre Wohnung zurück. Ambrogiuolo ſtieg ſogleich heraus, gab der Frau die Belohnung, die er ihr zugeſagt, und kehrte mit den geraubten Sachen nach Paris zurück, wo er noch vor der beſtimmten Friſt eintraf. Dort berief er die Kaufleute zuſammen, welche bei jenem Geſpräch und dem Abſchluß der Wette zugegen geweſen waren, und erklärte in Bernabo's Gegenwart, daß er die Summe, um welche ſich's handle, gewonnen, und ſeinen Plan glücklich ausgeführt habe. Um die Wahrheit ſeiner Worte zu beweiſen, ſchilderte er erſt das Ausſehen des Zimmers, und die Malereien in demſelben, zeigte darauf die Gegenſtände, welche er mitgebracht hatte, und gab vor, dieſe von der Dame geſchenkt erhalten zu haben. Bernabo geſtand ein, daß das Zimmer wirklich ſo, wie er es ſchilderte, beſchaffen ſey, auch erkannte er die mitgebrachten Sachen als ſeiner Frau gehörig an, meinte jedoch, Ambrogiuolo könne leicht von einem

seiner Dienstboten die Beschreibung des Zimmers, und auf gleichem Wege auch die Sachen erhalten haben. Wenn er daher nichts weiter vorzubringen wisse, so dünke ihm dieß noch kein hinreichender Beweis, daß er die Wette gewonnen habe. Hierauf sagte Ambrogiuolo: „In der That, du solltest dir daran genügen lassen! Wenn du aber noch mehr verlangst, so kann ich auch damit dienen. Ich sage dir also, daß Frau Ginevra, dein Weib, unter der linken Brust ein Muttermaal hat, um welches etwa sechs hellblonde Härchen herumstehen.“ Als Bernabo das hörte, ging es ihm wie ein Messer durch den Leib, und der Schmerz verzerrte sein Gesicht dermaßen, daß man, auch wenn er kein Wort gesprochen hätte, deutlich an ihm hätte sehen können, daß Ambrogiuolo wahr gesprochen habe. Nach einigen Augenblicken sagte er: „Ihr Herren, was Ambrogiuolo berichtet, ist die Wahrheit; er hat die Wette gewonnen, und die Zahlung steht bereit, sobald es ihm beliebt. Wirklich erhielt auch Ambrogiuolo sein Geld schon am nächsten Tage. Bernabo aber reiste von Paris ab nach Genua, voll Rachegluth gegen seine Gattin. Als er sich der Stadt näherte, wollte er nicht hineingehen, sondern blieb, gegen zwanzig Meilen von derselben entfernt, auf einem seiner Landgüter, und schickte einen Diener, auf den er sein volles Vertrauen setzte, mit zwei Pferden und einem Briefe nach Genua, in welchem er sie benachrichtigte, daß er zurückgekehrt sey, und bat, daß sie ihm mit dem Diener entgegenkommen möchte. Dem Diener jedoch ertheilte er heimlichen Befehl, sobald er mit seiner Gemahlin an einen passenden Ort gekommen wäre, sie ohne Erbarmen zu ermorden, und darauf zu ihm zurückzukehren. Als nun der Diener in Genua angelangt war, den Brief abgegeben, und sich seines Auftrags entledigt hatte, wurde er

von der Dame mit herzlicher Freude aufgenommen. Am folgenden Morgen stieg sie mit ihm zu Pferde, und schlug den Weg nach jenem Landgute ein, bis sie unter so mancherlei Gesprächen in ein tiefes, abgeschiedenes, von Bäumen und steilen Felsenwänden umgebenes Thal gelangten. Da nun dieser Ort dem Diener gelegen schien, um dem Befehle seines Herrn nachzukommen, so zog er sein Messer hervor, packte die Frau am Arme, und sagte: „Befehlt jetzt Gott Eure Seele, denn Ihr müßt hier sterben, und kommt nicht mehr von der Stelle.“ Als die Dame das Messer erblickte, und die Rede des Dieners hörte, stieß sie einen lauten Schrei aus, und rief voll Entsetzen: „Um der ewigen Barmherzigkeit willen, sage mir doch, ehe du mich ermordest, was ich dir zu Leid gethan habe, daß du mich tödten willst!“ „Edle Frau“, versetzte der Diener, „mich habt Ihr mit Nichts beleidigt; aber womit Ihr Euern Gemahl verletzt haben müßt, das weiß ich nicht; ich weiß nur so viel, daß er mir aufgetragen, Euch auf diesem Wege ohne Erbarmen zu ermorden, und mir gedroht, wenn ich es nicht thäte, mich an dem nächsten besten Baume aufknüpfen zu lassen. Ich verdanke ihm so unendlich viel, daß ich mich nicht wohl seinen Geboten widersetzen kann. Es thut mir in der That um Euch von ganzem Herzen leid; aber was soll ich machen?“ Hierauf erwiederte die Dame unter Thränen: „Gnade! um's Himmels willen Gnade! Ermorde mich doch nicht, die ich dir niemals etwas Böses zugefügt habe! Gott, der Allwissende, ist mein Zeuge, daß ich in Beziehung auf meinen Gemahl nie etwas verbrach, womit ich eine so harte Strafe verdiente! Doch das mag jetzt auf sich beruhen. Du kannst, wenn du willst, zugleich Gott, deinem Herrn, und mir den größten Dienst erzeigen. Nimm meine Kleider, und gib mir dafür deine Jacke und deinen Rock.

Kehre dann mit jenen zu meinem Gemahl zurück, und sage ihm, du habest mich umgebracht. Ich schwöre dir, bei meinem Leben, welches du mir schenken wirst, daß ich verschwinden, und so weit von hier fortgehen werde, daß man hier zu Lande nicht das Geringste wieder von mir hören soll." Der Diener, der die Dame ohnehin nicht gern ermorden wollte, ließ sich zum Mitleid bewegen. Er nahm ihre Kleider, gab ihr sein altes Wamms und seinen Rock, schenkte ihr das wenige Geld, das er bei sich hatte, und, nachdem er sie nochmals gebeten, sich nur schleunigst so weit als möglich zu entfernen, ließ er sie zu Fuße wandernd in dem Thale zurück. Darauf begab er sich zu seinem Herrn, und sagte ihm, er habe seinen Befehl vollzogen, und es seyen sogleich mehrere Wölfe über ihren Leichnam hergefallen. Bernabo kehrte einige Zeit darauf wieder nach Genua zurück, und als offenkundig wurde, was er gethan, wurde er allgemein getadelt.

Unterdessen war die Dame einsam und hülflos zurückgeblieben, und bei Anbruch der Nacht möglichst vermummt in der Bauernhütte eines nahegelegenen Dorfes eingekehrt. Dort bekam sie von einer alten Frau das Nöthige, um das Wamms für sich zurecht zu machen, und nach ihrer Gestalt zu verkürzen. Aus dem Rock verfertigte sie sich Beinkleider, schor sich das Haar, zog sich nun als ein Matrose an, und wandte sich so nach dem Meer. Dort traf sie zufällig einen spanischen Edelmann, Namens Encarach, welcher aus dem nahe bei Alba vor Anker liegenden Schiffe ausgestiegen war, um sich an einer Quelle zu erfrischen. Mit diesem fing sie zu sprechen an, verdung sich an ihn als Diener, und bestieg mit ihm unter dem Namen Sicurano da Finale das Schiff. Der Edelmann ließ sie besser kleiden, und sie wußte ihn in allen Stücken so trefflich zu bedienen, daß sie bald seine höch-

ste Gunst erlangte. Kurz nachher segelte der Spanier mit einer Ladung nach Alexandrien, und nahm unter Anderm auch einige seltene Falken mit, die er dem Sultan zum Geschenk machte. Da ihn nun der Sultan mehrmals zur Tafel lud, und an Sicurano, welcher immer mitbediente, ein besonderes Wohlgefallen fand, so bat er den Spanier, ihm diesen Diener zu überlassen, was denn dieser, so leid es ihm auch that, nicht abschlagen konnte. Bald hatte nun Sicurano durch sein gutes Benehmen die Gunst des Sultans in gleichem Grade gewonnen, wie er früher die des Spaniers besessen hatte. Nun geschah es im Verlauf der Zeit, daß zu einer gewissen Zeit in Acre, das unter der Bothmäßigkeit des Sultans stand, die alljährliche Messe gehalten wurde, zu welcher viele christliche und saracenische Kaufleute zusammenströmten. Zu diesem Markte pflegte der Sultan außer mehreren andern Beamten zur Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waaren jedesmal einen seiner Großen und außerdem eine Anzahl von bewaffneten Leuten abzusenden. Dießmal bestimmte er nun den Sicurano, dem die Sprache bereits geläufig geworden war, zu diesem Geschäft. Und so wurde denn Sicurano Commandant von Acre und des von dem Sultan dorthin zum Schutz der Kaufleute geschickten Militärs. Während dieser nun seinem Posten auf das Gewissenhafteste vorstand, und dabei selbst überall Aufsicht führend umherging, stieß er auf viele Handelsleute aus Sicilien, Pisa, Genua, Venedig und aus andern italienischen Staaten, und da er sich gerne an sein Vaterland erinnerte, so ließ er sich öfters mit ihnen in Gespräche ein. Da traf es sich denn eines Tages auch einmal, daß er in einem Kaufhause der Venetianer, wo er sich umsah, unter andern Dingen eine Börse und einen Gürtel bemerkte, die er mit nicht geringem Erstaunen so-

gleich als die seinigen erkannte. Doch ließ er sich von seiner Verwunderung nichts merken, sondern fragte nur ganz freundlich, wem dieß gehörte, und ob es zu verkaufen wäre. Worauf Ambrogiuolo von Piacenza, der auf einem venetianischen Schiffe mit vielen Waaren zur Messe gekommen war, hervortrat, und sagte: „Verzeiht, mein Herr, diese Sachen stehen nicht zum Verkauf, sondern sie sind mein Eigenthum. Wenn sie Euch aber besonders wohlgefallen, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, sie Euch zu schenken.“ Als ihn Sicurano bei diesen Worten lächeln sah, befürchtete er schon, daß ihn jener erkannt haben möchte; doch blieb er seiner Züge mächtig, und sagte: „Ja, das scheint dir wohl lächerlich, daß ein Kriegsmann, wie ich, nach solchem Weiberkrame fragt?“ — O nein, Herr, versetzte Ambrogiuolo; ich lachte nicht darüber, sondern nur über die Art und Weise, wie ich zu diesen Sachen gekommen bin.“ Hierauf sagte Sicurano: „Nun, beim Himmel, wenn nichts Unrechtes dabei ist, so sage doch einmal, wie du Eigenthümer derselben geworden bist!“ „Herr, erwiederte Jener, diese Sachen nebst einigen andern schenkte mir einmal eine vornehme Genueserin, Namens Ginevra, die Gemahlin des Bernabo Lomellino, in einer Nacht, wo ich sie beschlief, und bat mich dabei, sie in gutem Andenken zu behalten. Nun mußte ich aber lachen, weil ich an die Thorheit des Bernabo dachte, die so weit ging, daß er fünftausend Goldgulden gegen tausend setzte, daß ich bei seiner Frau nicht zu meinem Zweck gelangen würde. Ich gewann diese Wette, und Bernabo, der lieber sich selbst, als seine Frau, für seine eigene Dummheit hätte bestrafen sollen, reiste nach Genua von Paris zurück, und hat sie, wie man mir später erzählt, ermorden lassen.“ Als Sicurano dieß vernommen, erkannte er plötzlich den wahren Grund, wel-

cher Bernabo's Wuth gegen ihn veranlaßt hatte, und sah deutlich, daß dieser Ambrogiuolo an seinem großen Unglück schuld sey. Deßhalb beschloß er, ihm seinen Betrug nicht ungeahndet hingehen zu lassen. Im Augenblick stellte er sich, als habe ihm die Geschichte vielen Spaß gemacht, und knüpfte in Kurzem mit Ambrogiuolo eine so vertrauliche Freundschaft an, daß dieser auf seinen Rath mit allen seinen Waaren nach Alexandrien ging, wo ihm Sicurano ein Gewölbe bauen ließ, und Gelegenheit verschaffte, viel Geld zu verdienen, weßhalb Jener gern dort verweilte, weil er seine gute Rechnung dabei fand. Sicurano, welcher dabei nichts weiter im Sinne hatte, als den Bernabo von seiner Unschuld zu überzeugen, ließ nicht eher nach, als bis er diesen durch die Vermittelung einiger angesehenen genuesischen Kaufleute, welche in Alexandrien wohnten, unter Vorwänden vermocht hatte, dorthin zu kommen. Da nun Bernabo in ziemlich ärmlichen Umständen anlangte, ließ ihn Sicurano, bis ihm die Zeit zur Ausführung seiner Pläne passend erscheinen würde, von einem seiner Bekannten heimlich beherbergen. Unterdessen hatte Sicurano den Ambrogiuolo bereits seine Geschichte vor dem Sultan erzählen lassen, und dieß hatte dem Sultan viel Vergnügen gemacht. Nach Bernabo's Ankunft indeß meinte er die Sache nicht mehr lange hinausschieben zu dürfen, und nahm die gelegene Stunde war, um von dem Sultan die Erlaubniß zu erhalten, Ambrogiuolo und Bernabo vor ihn führen zu dürfen, damit in Gegenwart des Letztern Ambrogiuolo entweder mit Güte, oder mit Gewalt gezwungen würde, einzugestehen, wie es sich in Wahrheit mit dem verhalten habe, dessen er sich in Beziehung auf Bernabo's Frau rühmte. Als nun Ambrogiuolo und Bernabo erschienen waren, gebot der

Sultan dem Ersteren mit strenger Miene, die Wahrheit getreu zu bekennen, wie er von Bernabo die fünftausend Goldgulden gewonnen habe. Ambrogiuolo sah den Sicurano, auf den er das größte Vertrauen setzte, gegenwärtig. Aber dieser drohte ihm mit noch weit zornigerer Miene die schwersten Martern an, wenn er die Wahrheit nicht gestände. Ambrogiuolo, von allen Seiten eingeschüchtert, berichtete jetzt, nachdem man ihm noch etwas mehr zugesetzt, in Bernabo's Gegenwart den ganzen Hergang der Sache, indem er vermeinte, dadurch zu keiner andern Strafe, als höchstens zur Wiedererstattung der fünftausend Goldgulden und der geraubten Gegenstände verurtheilt zu werden. Sicurano aber wandte sich als Stellvertreter des Sultans in dieser Angelegenheit an Bernabo, und fragte ihn: „was thatest denn du deiner Gemahlin in Folge dieser Lüge?“ Worauf Bernabo antwortete: „Vom Zorn über den Verlust meines Geldes und von Schaam wegen der Schande, die mir, wie ich glauben mußte, meine Frau angethan, übermannt, ließ ich sie durch einen meiner Diener ermorden, und nach seinem Bericht wurde ihr Leichnam sogleich von den Wölfen zerrissen.“ Nachdem nun alle diese Verhandlungen in Gegenwart des Sultans gepflogen worden waren, und er nicht recht daraus klug werden konnte, wo Sicurano, der die ganze Sache geleitet, eigentlich damit hinaus wolle, sagte Sicurano zu ihm: „Mein Gebieter, es leuchtet Euch jetzt wohl genug ein, welches Liebhabers, und welches Mannes sich die gute Frau zu rühmen gehabt hat. Der Liebhaber raubt ihr zu gleicher Zeit durch die elendesten Lügen ihre Ehre, und stürzt den Mann in's Unglück, und der Mann schenkt diesen Unwahrheiten mehr Gehör, als einer langen Erfahrung, und läßt sie tödten und von den Wölfen fressen. Dabei ist noch überdieß die

Liebe von Liebhaber und Gatten gegen sie so groß, daß beide lange mit ihr an einem Orte wohnen, ohne sie wieder zu erkennen. Da Ihr jedoch am Besten wißt, welche Strafe Jeder von den Beiden verdient, so will ich, wenn Ihr mir anders die Gnade erzeigen wollt, den Betrüger strafen, und um dem Betrogenen Verzeihung angedeihen lassen zu dürfen, die Dame selber in ihrer und Eurer Gegenwart hieher bringen." Der Sultan, der in dieser Sache dem Sicurano gern gefällig seyn wollte, erklärte sich damit ganz einverstanden, und sagte, er solle die Dame vorführen. Bernabo war darüber höchst erstaunt, da er sie ganz gewiß für todt hielt, Ambrogiuolo aber, der sein Unglück schon voraus sah, besorgte jetzt eine schlimmere Strafe, als die Wiedererstattung des Geldes, und wußte nicht, ob er von der Ankunft der Dame mehr zu hoffen oder zu fürchten habe. Und so erwartete er denn mit Neugierde und Verwunderung ihr Erscheinen. Nachdem nun der Sultan dem Sicurano seine Bitte gewährt, fiel dieser weinend vor ihm auf die Knie, veränderte plötzlich die männliche Stimme und das männliche Aussehen, und sagte: „Hoher Herr, ich bin die unglückliche Ginevra, welche sich nun sechs Jahre hindurch in männlicher Kleidung umherschlagen mußte, seit mich dieser Verräther Ambrogiuolo fälschlich und verbrecherisch angetastet, und seit mein grausamer und ungerechter Gatte mich von einem seiner Diener hat ermorden und den Wölfen vorwerfen lassen wollen." Bei diesen Worten riß sie ihre Kleider auf, zeigte ihre Brust, und bewies dadurch dem Sultan und allen Anwesenden, daß sie ein Weib sey. Darauf wandte sie sich zu Ambrogiuolo, und fragte ihn in höchster Entrüstung, ob er jemals, wie er sich dessen berühmt, bei ihr geschlafen habe? Als sie dieser jetzt erkannt, schämte er sich so sehr, daß er keine Sylbe her-

vorbringen konnte. Der Sultan, der den Sicurano immer für einen Mann gehalten hatte, wunderte sich, als er dieses sah und hörte, dermaßen, daß er Alles nur für einen Traum hielt. Als er sich jedoch von seinem Staunen erholt hatte, und ihm die Wahrheit einleuchtete, lobte er die Standhaftigkeit, die guten Sitten und die Tugenden Ginevras über alle Maaßen, ließ ihr anständige weibliche Kleider bringen, bestellte ihr Frauen zu ihrer Gesellschaft, und schenkte dem Bernabo sein verwirktes Leben. Als dieser sie erkannte, warf er sich weinend ihr zu Füßen, und bat sie um Verzeihung, welche sie ihm, ob er es gleich nicht verdiente, doch gern angedeihen ließ, wobei sie ihn aufstehen hieß, und zärtlich als ihren Gemahl umarmte. Hierauf befahl der Sultan sogleich, den Ambroginolo auf einem erhabenen Platz der Stadt, welchen die ganze Gluth der Sonnenhitze traf, nackt an einen Pfahl zu binden, und mit Honig zu bestreichen, und ihn nicht eher wieder abzunehmen, als bis seine Gebeine von selber auseinanderfielen. Weiter gebot er, allen Besitz des Ambroginolo der Dame als Geschenk zu übergeben, was nicht weniger als zehntausend Dublonen ausmachte. Darauf stellte er ein glänzendes Fest an, bei welchem er dem Bernabo, als dem Gemahl der Frau Ginevra, und dieser als ein Muster aller trefflichen Frauen die größte Ehre erwies. Dann beschenkte er sie so reich mit Schmuck, Gold- und Silbergeschirr und baarem Gelde, daß dieß wieder über zehntausend Dublonen betrug, ließ ihnen ein Schiff ausrüsten, und gestattete es ihnen, wieder nach Genua zu reisen. Und so kehrten sie denn reich und vergnügt in ihre Heimath zurück, wo sie höchst ehrenvoll empfangen wurden, und besonders Frau Ginevra, die man allgemein für todt gehalten hatte, und welche nun wegen ihrer Tugenden und ihres Verstan-

des Zeitlebens gepriesen wurde. Ambroginolo war noch an demselben Tag an den Pfahl gebunden und mit Honig bestrichen worden, und hatte unter unsäglichen Qualen von Fliegen, Wespen und Bremsen, deren sich in der Gegend sehr viele befanden, seinen Geist aufgeben müssen. Er wurde von diesen Insekten bis auf die Knochen verzehrt, und seine weißen Gebeine dienten noch lange Zeit nachher einem Jeden, der sie sah, zu Zeugen seiner Bosheit. So ging denn hier das Sprichwort in Erfüllung: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein."

X. Novelle.

Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo von Chinzica seine Frau; dieser erfährt ihren Aufenthalt, macht sich mit Paganino vertraut, und fordert sie von ihm zurück. Paganino verspricht sie ihm, wenn sie wieder zu ihm wolle; sie hat aber dazu keine Lust, und wird nach Ricciardo's Tode Paganinos Gemahlin.

Alle Anwesenden gaben der Geschichte, welche die Königin erzählt hatte, ihren Beifall, besonders aber Dioneo, der nun für heute den Schluß zu machen hatte. Endlich, nachdem er seine Vorgängerin genugsam gelobt, begann er seinen Vortrag folgendermaßen: „Meine schönen Damen, ein einziger Umstand, welcher in der Erzählung der Königin vorkam, hat mich bestimmt, die Novelle, die mir eigentlich im Sinne lag, jetzt nicht vorzutragen, sondern dafür eine andere zu wählen. Ich meine die Thorheit des Bernabo, welche durch den glücklichen Ausgang

um nichts verringert wird, daß er sich nehmlich einbilden konnte, wie dieß auch so manche Andere thun, während sie in der Welt herumreisen, und bald bei Dieser, bald bei Jener ihr Vergnügen haben, die Frau werde in der ganzen Zeit die Hände in den Schoos legen, als ob wir, die wir unter den Frauen zur Welt kommen und aufwachsen, nicht wüßten, wornach sie Verlangen tragen. Durch meine Geschichte werde ich euch nun zugleich zeigen, wie groß die Dummheit solcher Leute ist, und wie viel größer noch die Thorheit Solcher, welche sich für stärker halten, als die Natur, die mit fabelhaften Vorspiegelungen bewirken zu können glauben, was außer ihrer Macht liegt, und Andere nach ihrer Constitution, die Jenen durchaus widerstrebt, umformen wollen.

In Pisa lebte nämlich einmal ein Richter, welcher mehr Verstand, als Körperkraft besaß, Namens Ricciardo von Chinzica. Wahrscheinlich glaubte derselbe, daß seine _istigen Vorzüge einem Weibe völlig genügen müßten, und suchte sich im Vertrauen auf seinen bedeutenden Reichthum mit nicht geringer Mühe eine recht schöne Frau aus, was er doch, wenn er sich selbst zu rathen gewußt hätte, sorgfältig hätte vermeiden sollen. Es ging ihm dabei völlig nach Wunsch. Herr Lotto Gualandi gab ihm eine seiner Töchter, Namens Bartolomea, zur Frau, eins der reizendsten und liebenswürdigsten Mädchen in Pisa, und dabei so munter wie eine Eidechse, wie die Mädchen alle sind. Diese holte der Richter mit großen Feierlichkeiten ein, und veranstaltete ein äußerst glänzendes Hochzeitsfest. Auch gab er sich in der Nacht Mühe, seine Obliegenheit zu erfüllen; doch bald hieß es: bis hieher und nicht weiter; denn er fühlte sich schon nach dem ersten Angriff total geschlagen. Da er nun ein äußerst hagerer, ausgetrockneter und spasmatischer Mann

war, so mußte man am nächsten Tage zu Wein, Eierspeisen und andern kraftigen Mitteln seine Zuflucht nehmen, um ihn einigermaßen wieder auf die Beine zu bringen. Dieß führte ihn nun darauf, seine Kräfte besser als vorher zu berechnen, und so verfertigte er seiner Frau einen Kalender, welcher den Schulkindern wohl gefallen haben würde, und der vielleicht in Ravenna entworfen seyn mochte. Denn nach demselben gab es keinen Tag, auf welchen nicht mehrere Feste zusammen, geschweige denn eins getroffen hätte, welchen zu Ehren man, wie der Mann seiner Frau explicirte, aus manchen triftigen Gründen sich aller Liebesgedanken enthalten müßte. Dazu kamen noch Fasten, Vigilien der Apostel und tausend anderer Heiligen, und Freitag und Sonnabend und Sonntag, die ganze Passionszeit, gewisse Mondphasen und eine Menge weiterer Ausnahmen, für welche er im Bette der Frau gleiche Fasten und Vacanzen in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, als er sich in den Processen, welche er führte, oft gestattete. Auf diese Art fuhr er, zum großen Leidwesen seiner Frau, die er des Monats kaum einmal berührte, lange Zeit fort, und bewachte sie dabei sorgfältigst, damit ihr nicht etwa Jemand eine Idee von den Werkeltagen beibringen möchte, welche mit der seinigen von den Festtagen im Widerstreite stünde.

Da kam denn einmal Herrn Ricciardo zur Zeit der größten Hitze die Lust an, sich auf einem schönen Landgut, welches er in der Nähe des Monte Nero hatte, zu erholen, und dort auf einige Tage lang frische Luft zu schöpfen. Seine reizende Gemahlin mußte ihn dorthin begleiten. Um ihr daselbst eine Unterhaltung zu verschaffen, ließ er eines Tages eine Fischerei anstellen. Sie fuhren auf zwei Nachen, auf dem einen er mit den Fischern, auf dem andern sie mit den übrigen Damen in die See hinaus

Weil sie diese Fahrt sehr vergnügte, so geriethen sie, ohne es zu bemerken, mehrere Meilen weit in das Meer hinaus. Während sie nun mit großer Aufmerksamkeit dem Fischfang zusahen, kam Paganino von Monaco, ein damals berühmter Seeräuber, auf einem Schiffe heran, und segelte auf die Kähne zu, welche nicht so schnell entfliehen konnten, daß nicht Paganino denjenigen hätte einholen können, auf welchem die Damen sich befanden. Da Paganino unter diesen die schöne Gemahlin des Ricciardo erblickte, so nahm er, ohne sich um die Andern zu bekümmern, diese mit sich fort auf sein Schiff, und stach in die hohe See hinaus, während ihrem Gatten vom Land aus das Nachsehen übrig blieb. Da dieser so eifersüchtig war, daß er jeden Lufthauch fürchtete, so gerieth er natürlich darüber ganz außer sich. Doch sein Jammern in Pisa und allerorten über die Unverschämtheit des Piraten war fruchtlos, da er ja nicht einmal sagen konnte, wer ihm seine Frau entführt, und wohin er sie gebracht hätte. Paganino aber fand an den Reizen der jungen Frau ein außerordentliches Wohlgefallen, und schätzte sich höchst glücklich, sie erbeutet zu haben. Da er selbst kein Weib hatte, so faßte er den Entschluß, sie bei sich zu behalten, und sprach ihr aufs Freundlichste allen nur möglichen Trost ein, als er sie in Thränen schwimmen sah. Bei Anbruch der Nacht nun setzte er, der keinen Kalender mit sich führte, sondern alle Sonn- und Festtage längst vergessen hatte, seine Tröstungen durch Thaten nachdrücklicher fort, und wußte sie dermaßen zufrieden zu stellen, daß, ehe sie Monaco noch erreicht, der Richter und seine Gesetze der guten Frau völlig aus dem Gedächtniß entschwunden waren, weil sie sich in der Zeit mit Paganino auf das Angenehmste unterhalten hatte. In Monaco gewährte ihr Paganino auch außer dem Vergnügen, welches er

ihr Tag und Nacht bereitete, noch alle Ehren, welche eine rechtmäßige Gemahlin hätte in Anspruch nehmen können.

Unterdessen war es dem Ricciardo zu Ohren gekommen, wo sich seine Frau gegenwärtig aufhalte. Von Sehnsucht fortgetrieben, beschloß er, da er meinte, daß Niemand so gut als er das Rechte in diesem Falle zu thun wissen werde, selbst dahin abzureisen, und war bereit, jede Summe, die für ihre Auslösung gefordert würde, mit Vergnügen zu erlegen. Er schiffte sich also ein, gelangte nach Monaco, sah dort seine Frau, und wurde auch von ihr gesehen, die es sogleich dem Paganino berichtete und ihm seine Absicht erklärte. Am nächsten Morgen begegnete Paganino dem Herrn Ricciardo, machte sich an ihn, stellte sich als ein alter Bekannter, und schloß in kurzer Zeit eine vertraute Freundschaft mit ihm, während er selbst höchst begierig war, wo die Sache hinauslaufen würde. Ricciardo nahm einen Zeitpunkt wahr, der ihm passend schien, entdeckte dem Paganino so gut und freundlich, als er konnte, den Grund seiner Reise, und bat ihn, ihm seine Frau zurückzugeben, und eine in seinem Belieben stehende Auslösungssumme für sie in Empfang zu nehmen. Worauf Paganino ganz heiter erwiederte: „Herr, zunächst seyd mir willkommen! Was das Andere anbelangt, so gebe ich Euch die kurze Antwort: „Allerdings habe ich eine junge Frau im Hause, von welcher ich nicht weiß, ob sie Euch, oder einem Andern zugehört; weil ich sie weiter nicht kenne, als seit der kurzen Zeit, seit welcher sie mit mir zusammenwohnt. Wenn Ihr nun ihr Mann seyd, so will ich Euch zu ihr führen, und sie wird Euch dann wohl sogleich erkennen; und wenn sie dann selbst sagt, daß Ihr ihr Gemahl seyd, und daß sie mit Euch gehen wolle, so bin ich es zufrieden, sie Euch gegen ein beliebiges Lösegeld zurückzugeben.

Verhält sich's aber nicht so, so würde es nicht recht
Euch seyn, wenn Ihr mir sie nehmen wolltet; denn
bin ein junger Mann, und kann mir so gut als ein
derer ein Frauenzimmer halten, besonders aber diese,
mir am Besten von allen gefällt, die ich nur jemals
sehen habe." Hierauf versetzte Herr Ricciardo: „Wa
haftig, sie ist meine Frau; das sollst du sehen, wenn
mich zu ihr führst, denn sie wird mir sogleich um
Hals fallen. Darum wünsche ich es auch nicht ande
als wie du mir gesagt hast." — „Nun gut, so wo
wir gehen!" sagte Paganino. Ricciardo folgte
her dem Paganino in seine Wohnung, und dieser
sie herbeirufen. Alsbald trat sie schön gekleidet und
schmückt aus einem anstoßenden Zimmer in den Saal,
sich die beiden Männer befanden, benahm sich aber g
Ricciardo so, als ob er ein unbekannter Fremder
re, den Paganino in sein Haus geführt hätte.
Richter war dieses Betragen unbegreiflich, da er gegl
hatte, daß sie ihn mit größter Freude und offenen A
empfangen würde. Voll Verwunderung dachte er be
selber: „Vielleicht hat mich ein langer Kummer über
Verlust dermaßen entstellt, daß sie mich gar nicht w
erkennt?" Demzufolge sagte er zu ihr: „Liebe F
der Fischfang, auf den ich dich führte, ist mir sehr t
zu stehen gekommen; denn ich habe in meinem ganzen
ben noch keinen größern Schmerz, als den über d
Verlust, empfunden. Doch wie? Du scheinst mich je
nicht zu kennen! Warum stellst du dich denn so frem
gen mich? Siehst du denn nicht, daß ich dein Ric
do bin, der hieher kam, um dem Edelmann, in
Hause wir uns befinden, jede ihm beliebige Sum
zahlen, um dich nur wieder mit fortnehmen zu kön
Und, Dank seiner Güte, er stellt mir dieses Lösegeld

Bei diesen Worten wandte sie die Dame zu Ricciardo, mit [illegible] Augen: „Herr, redet Ihr mit mir? Wahrscheinlich [illegible] hier irgend ein Irrthum ob, und Ihr verwechselt mich mit einer Anderen; denn ich kann mich nicht entsinnen, Euch jemals gesehen zu haben.“ Worauf Herr Ricciardo versetzte: „O Weib, so bedenke doch, was du sprichst, und sieh mich vor allen Dingen einmal recht genau an, dann wirst du bald bemerken, daß ich dein Ricciardo von Chinzica bin.“ — „Verzeiht mir, Herr“, erwiederte die Dame; „es möchte sich schwerlich für mich schicken, Euch genauer zu untersuchen; doch weiß ich sogleich nach Eurer ersten Erscheinung soviel, daß ich Euch noch nie gesehen habe.“ In der Meinung, daß sie wahrscheinlich die Gegenwart Paganino's in Verlegenheit setze, bat Ricciardo diesen, ihn ein paar Augenblicke allein mit ihr zu lassen. Paganino hatte nichts dawider, doch bedung er sich dabei aus, daß sie Ricciardo nicht gegen ihre Einwilligung sollte küssen dürfen. Jetzt befahl er der Frau, mit ihm in ein Nebenzimmer zu gehen, um ihn dort anzuhören, und ganz nach Belieben Antwort zu geben. So gingen denn die Dame und Herr Ricciardo allein in das Zimmer, und nachdem sie neben einander Platz genommen, hob Herr Ricciardo folgendermaßen an: „O du mein zweites Herz, meine einzige Hoffnung, süßes Leben, kannst du dich denn nur gar nicht mehr auf deinen dich gränzenlos liebenden Ricciardo besinnen? Wie in aller Welt sollte denn dieß nur möglich seyn? Habe ich mich denn etwa gar so sehr verändert? O du Augapfel meines Auges, schaue mich doch nur ein wenig an!“ Bei diesen Worten Ricciardo's schlug die Dame ein helles Gelächter auf, und sagte, ohne ihn weiter reden zu lassen: „Ihr werdet Euch auf jeden Fall wohl

denken können, daß ich kein so schlechtes Gedächtniß habe, um Euch nicht al- meinen Gemahl, Herrn Ricciardo Chinzica, wieder zu erkennen. So lange ich aber bei Euch war, habt Ihr mich schlecht erkannt. Denn wäre Ihr so verständig gewesen, als wofür Ihr gelten wollt, so hättet Ihr doch wohl einsehen müssen, daß junge Frauenzimmer etwas mehr verlangen, als Kleidung und Essen, wenn sie sich auch aus Schaamhaftigkeit nichts davon merken lassen. Wie wenig Ihr aber in dieser Hinsicht gethan habt, werdet Ihr selbst am besten wissen. Machte Euch die Rechtswissenschaft mehr Vergnügen, als Eure Frau, so brauchtet Ihr ja keine zu nehmen. Mir seyd Ihr aber weniger wie ein Richter, sondern mehr wie ein Kalendermacher vorgekommen, weil Ihr nichts als Heiligentage, Feste, Fasten und Vigilien im Kopfe hattet. Ich sage Euch, wenn Ihr den Arbeitern, die Eure Felder bestellen mußten, die gleiche Zahl von Feiertagen gewährt hättet, als Ihr dem Einen gestattetet, der mein Gärtchen zu besorgen hatte, so würdet Ihr nie auch nur ein einziges Körnlein Getreide eingeerndtet haben. Nun habe ich diesen Mann gefunden, welchen mir Gott aus Erbarmen in meiner Jugend zugesendet hat, und bewohne mit ihm dieses Haus, in welchem man von solchen Festen, wie Ihr feiert, die Ihr Gott besser zu dienen wißt, als den Frauen, nichts weiß, und über dessen Schwelle weder Freitag, noch Sonnabend, noch Vigilie oder Quatember, noch die elenden Fasten kommen. Hier wird den ganzen Tag über gearbeitet, und Wolle gezaust, und so oft man zur Frühmette läutet, kann ich davon sagen, wie es wieder Nacht über zugegangen ist. Darum will ich hier bei ihm bleiben, und arbeiten, so lange ich noch jung bin, und die Feier-, Buß- und Fasttage für mein Alter aufsparen. Euch aber gebe ich den Rath, baldigst mit Gott wie

Hause zu reisen, und dort ohne mich so viele Feste zu feiern, als Euch beliebt." Diese Worte machten auf den Herrn Ricciardo einen äußerst niederschlagenden und betrübenden Eindruck. Nachdem seine Frau ausgeredet hatte, rief er schmerzvoll aus: „Ach du mein theures Leben, was habe ich doch da von dir hören müssen! So willst du denn also lieber die größte Sünde begehen, und hier mit diesem Menschen wie eine Hure zusammenleben, als in Pisa meine Frau seyn? Wenn er dich erst satt haben wird, so wird er dich ganz gewiß aus dem Tempel hinaus jagen. Ich dagegen würde dich ewig lieben, und bei mir würdest du, selbst oft gegen meinen Willen, die Gebieterin des Hauses seyn. Willst du denn um dieser unordentlichen und unziemlichen Begierde willen deine Ehre und mich, der ich dich mehr liebe, als mein Leben, ganz vergessen? O süße Hoffnung, holdes Licht, leuchte mir auf meinem Pfade vor, und folge mir! Da ich jetzt deine geheimen Wünsche kennen gelernt habe, so will ich mir ganz gewiß für die Zukunft alle nur mögliche Mühe geben, ihnen zu genügen. O mein allersüßestes Herz, so komm doch nur mit mir! Seit du mir entführt worden bist, habe ich ja keinen frohen Augenblick!" — Worauf die Dame antwortete: „Um meine Ehre braucht sich jetzt, da es doch nun einmal zu spät ist, Niemand mehr zu bekümmern, als ich selbst. Wären doch meine Eltern damals um dieselbe besorgt gewesen, als sie mich mit Euch vermählten! Da sie sich aber früher nicht um meine Ehre bekümmerten, so bekümmere ich mich jetzt auch nicht um die ihrige. Begehe ich jetzt hier eine todte Sünde, so werde ich auch schon noch einmal lebendige begehen. Das sey meine Sache! Aber laßt Euch nur das Eine noch sagen: Hier komme ich mir vor, wie Paganino's Frau, während ich in Pisa glauben mußte, eine Hure zu seyn,

wenn ich sah, wie sich die Planeten zwischen Euch und mir nur noch Mondphasen und geometrischen Berechnungen vereinigten. Paganino hat mich die ganze Nacht im Arme, und drückt und beißt mich, und Gott weiß, wie er mich zurichtet. Ihr sagt, Ihr wollt Euch in Zukunft anstrengen. Zu was denn? Um nach dem ersten schwachen Versuch todt zu seyn? Ich muß sagen, Ihr nehmt Euch jetzt ganz passabel aus, seit ich Euch nicht gesehen habe. So geht denn also, und strengt Euch an, Euer Leben zu fristen, denn mir scheint es fast, als ob Ihr nur zur Miethe in Eurem Körper wohntet, so guckt die helle Schwindsucht aus Euch heraus! Laßt Euch noch mehr sagen: Sollte mich Paganino auch einmal verlassen, wozu er vor der Hand noch wenig Lust zu haben scheint, sofern ich nur bei ihm bleiben will; so würde ich deßhalb doch am allerletzten zu Euch zurückkehren; denn wenn man Euch ganz auspressen wollte, so käme doch keine Tasse Saft heraus. Zu meinem großen Schaden und Herzeleid bin ich einmal bei Euch gewesen, und würde mir, wenn es das Schicksal mit sich brächte, in jedem Falle irgendwo anders ein Unterkommen suchen. Ich wiederhole es Euch: hier wissen wir nichts von Festtagen und Vigilien, und deßhalb will ich hier bleiben. Jetzt aber geht mit Gott Eurer Wege, sonst fange ich an zu schreien, als ob Ihr mir Gewalt anthun wolltet."

Aus dieser Rede ersah Herr Ricciardo deutlich, daß es hier übel um ihn stehe, und erkannte endlich seine Thorheit, bei seiner Kraftlosigkeit eine junge, üppige Frau geheirathet zu haben. Voll Schwermuth verließ er das Zimmer, machte den Paganino noch manche, aber leider vergebliche Vorstellungen, und kehrte am Ende ohne Frau nach Pisa zurück. Dort verfiel er in Folge seines Schmerzes in eine solche Geisteszerrüttung, daß er zu al-

len Leuten, die ihn auf der Straße grüßten, sagte: „das Teufelsweib will keine Festtage!“ bis er endlich starb. Als Paganino die Nachricht von seinem Tode erhielt, heirathete er die Dame, deren Liebe ihm hinlänglich bekannt war, und sie arbeiteten beide mit einander fort, ohne nach Festen, Vigilien oder Fasttagen viel zu fragen, so lange sie die Beine tragen wollten, und machten sich gute Tage. Aus diesem Grunde scheint es mir, werthe Damen, als ob Bernabo in seinem Streite mit Ambrogiuolo die Ziege gegen den Absturz ritt.“

Die Geschichte gab der ganzen Gesellschaft so viel zu lachen, daß Allen die Kinnladen weh thaten. Die Damen stimmten sämmtlich dem Dioneo bei, und erklärten, Bernabo sey ein Thor gewesen. Nachdem jedoch die Novelle und das Lachen darüber zu Ende war, und die Königin bemerkte, daß es schon spät sey, und Alle ihre Geschichten bereits erzählt hatten, legte sie ihr Regiment nieder, nahm den Kranz von ihrem Haupte, setzte ihn der Neiphile auf, und sagte zu ihr mit anmuthigem Tone: „Jetzt sey die Regierung dieses kleinen Volkes in deine Hand gegeben!“ worauf sie sich niedersetzte. Neiphile erröthete ob der empfangenen Würde, und glich in diesem Augenblicke einer jungen Mairöse bei dem Anbruch des neuen Tages, wobei sie ihre hellen, gleich dem Morgenstern erfunkelnden Augen ein wenig niederschlug. Nachdem sich das freudige Gemurmel, mit welchem die Anwesenden der neuen Königin ihren Beifall bezeigten, gelegt hatte, nahm sie einen höheren Sitz ein, und hob folgendermaßen an: „Da ich nun Eure Königin bin, so will ich nach der Art meiner Vorgängerinnen, die ihr stillschweigend billigtet, Euch kürzlich meine Gedanken mittheilen, um sie, wenn ihr damit einverstanden seyd, zur Ausführung zu bringen. Wie ihr wißt, ist morgen Frei-

tag, und den Tag darauf Sonnabend, zwei Tage, welche wegen der Speisen, die an ihnen genossen werden, so manchen Leuten beschwerlich fallen. Außerdem, daß man den Freitag, an welchem unser Erlöser sein Leben für uns hahn[illegible], heilig halten muß, und es sich besser schickt, denselben mit Gebeten, als mit Erzählungen hinzubringen, ist es bei den Frauen gebräuchlich, sich am darauf folgenden Samstag den Kopf zu waschen, allen Staub, welcher sich unter der Arbeit der verstrichenen Woche gesammelt hat, zu entfernen, aus Ehrfurcht vor der Mutter Gottes zu fasten, und sich, dem Sonntag zu Ehren, jeglicher schweren Arbeit zu enthalten. Weil wir nun also an diesen Tagen von unserer gewöhnlichen Lebensweise abzuweichen uns gezwungen sehen, so müssen wir wohl vor der Hand mit unsern Erzählungen eine kleine Pause machen. Da wir ferner nun schon vier Tage hier zubrachten, so halte ich es, sofern wir die Störung durch neue Besuche vermeiden wollen, für zweckmäßig, unsern Aufenthaltsort zu verändern. Auch bin ich bereits auf einen neuen für uns geeigneten Platz bedacht gewesen. Wenn wir dort am Sonntag Nachmittags nach gehaltener Siesta zusammentreffen, so habt Ihr Alle unterdeß Muße genug, Euch Etwas auszusinnen, theils aber wird es nach dem weiten Spielraume, welchen unsere heutigen Erzählungen gestatteten, gut seyn, die Freiheit in der Wahl der Geschichten etwas strenger abzuzirken, und nur über eine von den Thätigkeiten des Schicksals insbesondere zu handeln. Und zwar würde ich vorschlagen, jetzt einmal die Schicksale solcher Leute ins Auge zu fassen, die durch ihren Scharfsinn das erlangten, was sie sehnlichst wünschten, oder es, wenn sie es verloren hatten, wiederzugewinnen wußten. Ueber dieses Thema mag denn nun Jeder, dem Vorrecht des Dioneo unbeschadet, seine Meinung in novellisti-

scher Form aussprechen, wobei natürlich das: „Miscuit utile dulci," im Auge behalten werden muß."

Alle gaben der Königin vollen Beifall, und ihr Vorschlag wurde von sämmtlichen Anwesenden ohne Weiteres angenommen. Die Königin ließ darauf ihren Seneschall kommen, und wies ihn an, wo er Abends die Tafel bereiten, und was er außerdem während ihrer Regierung thun solle. Hierauf erhob sie sich mit der ganzen Gesellschaft, und gestattete einem Jeden, seinem Vergnügen nachzugehen. Die Damen und Herren schlugen den Weg nach einem kleinen Garten ein, und hielten dort, nachdem sie sich eine Zeitlang aufs Angenehmste unterhalten, ein fröhliches Nachtessen. Darauf führte Emilie, nach dem Wunsch der Königin, einen Tanz auf, und Pampinea sang folgendes Lied, in welches die Uebrigen einstimmten:

„Und wenn ich schweige, welche soll dazu singen,
Daß alle meine Wünsche mir gelingen?

So komm denn Amor, Urquell meiner Freuden,
Und jeder Hoffnung, jeglicher Gewährung,
Laß uns vereint jetzt singen!
Nicht von den Seufzern, noch von Herzensleiden,
Die ich empfind' als deiner Lust Vermehrung,
Nein, von den lichten Flammen,
Aus deren Gluth mir Lust und Wonne stammen,
Weil meine Huldigungen zu dir dringen.

Um meines Herzens Gluthen zu erproben,
Hast, Amor, du vor Augen mir gestellt
Den Jüngling, der, von keckem Adlermuth
Und hoher Schönheit leuchtend, sich erhoben,

Den Keiner stürzt, dem Keiner gleich sich hält,
Und ich entbrannt' in Flammengluth
Zu ihm, dem Herrlichen; es wallt mein Blut,
Daß meine Lieder froh davon erklingen.

Doch ist's die höchste aller meiner Wonnen,
Daß er mir schenkte gleiches Wohlgefallen,
Wie ich nur ihm mich weihe.
So hab' ich denn auf Erden schon gewonnen,
Womit ich kann beglückt hinüberwallen,
Und daß, um meine Treue
Zu lohnen, Gott von Strafen uns befreie,
Wenn wir hienauf uns zu den Sternen schwingen."

Nach diesem Liede wurden noch einige andere gesungen, dann folgte Musik und Tanz. Als jedoch die Königin meinte, daß es Zeit sey, zur Ruhe zu gehen, begaben sich Alle unter Begleitung von Fackeln in ihre Zimmer. Die folgenden Tage wurden mit den Beschäftigungen zugebracht, welche die Königin vorher angedeutet hatte, und Alle harrten mit Sehnsucht auf den Sonntag.

Es schließt der zweite Tag des Decameron, und es beginnt der dritte, an welchem unter dem Regiment der Neiphile von solchen Personen erzählt wird, die durch Scharfsinn das erlangten, was sie sehnlichst wünschten, oder es, wenn sie es verloren hatten, wiederzugewinnen wußten.

Schon vertauschte die Morgenröthe beim Aufgang der Sonne ihren Purpur mit Gold, als die Königin am Sonntag aufstand, und die ganze Gesellschaft weckte. Der Seneschall hatte bereits alles Nöthige nach dem neuen Aufenthaltsorte vorausgesandt, und mehreren zu solchen Geschäften passenden Leuten die erforderlichen Vorbereitungen übertragen. Als er jetzt die Königin aufbrechen sah, ließ er sogleich alles Uebrige aufpacken, und zog mit der noch zurückgebliebenen Dienerschaft den Herren und Damen nach.

Die Königin folgte mit langsamem Schritte, von ihren Gefährtinnen und den drei Jünglingen begleitet, unter der Musik von vielleicht zwanzig Nachtigallen und andern Vögeln, einem wenig betretenen Fußpfad, der sie über mit Blumen bedeckte Wiesen führte, welche bei dem Aufgang der Sonne alle ihre Kelche öffneten. Kaum waren sie unter heitern Gesprächen, Lachen und Scherzen eine Stunde weit aufwärts gegangen, so langten sie in einem schönen und reichen Palaste an, welcher etwas über der Ebene auf einer kleinen Anhöhe gelegen war. Nachdem nun die Gesellschaft dort eingetreten war, und sich in den schönen Sälen und Zimmern umgesehen hatte, welche allen Anforderungen der Wohnlichkeit und Behaglichkeit im höchsten Grade entsprachen, lobte man allgemein den Besitzer dieses herrlichen Schlosses, welcher Reichthum mit Geschmack vereine. Und als sie nun erst herunterstiegen, und den weiten, freundlichen Hofraum, die mit den besten Weinen angefüllten Keller, und das frische Wasser, das im Ueberfluß hervorquoll, sahen, steigerte sich ihr Wohlgefallen noch weit höher. Von der Fußwanderung etwas ermüdet, ließen sie sich jetzt, um ein wenig auszuruhen, auf einer Terrasse nieder, welche den ganzen Hof beherrschte, und die mit allen möglichen Blumen und Laubwerk, wie es die Jahreszeit mit sich brachte, auf das Geschmackvoll-

ſie decorirt war. Jetzt ließ es ſich der Seneſchall angelegen ſeyn, ſie mit den feinſten Weinen und edelſtem Backwerk zu bedienen. Darauf begab man ſich in einen Garten, welcher rings mit einer hohen Mauer umgeben war. Schon der Eintritt in denſelben bot überraſchende Schönheiten dar, die man jetzt einzeln ins Auge faßte. Rings umher und auch mittendurch zogen ſich breite und ſchnurgerade Wege, die, mit Laubengängen von Wein überwölbt, für dieſes Jahr Trauben in Menge verſprachen; denn zahlloſe Rebenblüthen verbreiteten einen ſo lieblichen Duft durch den ganzen Garten, daß die Geſellſchaft, von noch tauſend andern Wohlgerüchen umgeben, wähnte, ſie befinde ſich im Paradieſe. Die Seiten jener Gänge waren mit Hecken von weißen und rothen Roſen und von Jasmin faſt ganz umſchloſſen, ſo daß man dort nicht nur am frühen Morgen, ſondern auch in der heißeſten Mittagsgluth, ohne von der Hitze beläſtigt zu werden, in dem duftigen Schatten luſtwandeln, und ſich dabei der erquickendſten Kühlung erfreuen konnte. Ich würde zu viele Worte machen müſſen, um alle die Pflanzen und Blumen zu ſchildern, die in tauſendfacher Abwechſelung die verſchiedenen Räume des Gartens ſchmückten, und kann nur ſo viel ſagen, daß von allen, die für unſer Klima paſſen, dort die ſeltenſten und allerſchönſten im Ueberfluſſe vorhanden waren. Nicht minder anmuthig, ſondern vielleicht das Schönſte im ganzen Garten, war ein Raſenplatz in der Mitte mit ganz dunkelgrünem Graſe. Auf ihm prangten tauſenderlei bunte Blumen, und rings umher ſtand eine Reihe von ſchlanken Cedern und hohen Pomeranzenbäumen, die mit ihren reifen und grünen Früchten und mit ihren Silberblüthen ſowohl das Auge, als den Geruch erquickten. In der Mitte dieſes Wieſenplatzes befand ſich ein Waſſerbecken vom weißeſten, mit herrlichen Sculp-

turen gezierten Marmor. Auf einer Säule erhob sich dort eine Gestalt, die, ich weiß nicht, ob durch natürliche Kraft, oder durch eine künstliche Vorrichtung, einen so mächtigen Wasserstrahl emporschleuderte, daß er eine Mühle hätte treiben können, welcher aber dann mit dem angenehmsten Plätschern in den klaren Behälter zurückfiel. Das Wasser, welches aus dem Becken überfloß, rann darauf in verborgenen Rinnen unter dem Rasen hin, und rieselte weiter draußen wieder hervor, wo es in künstlich angelegten Gräben die Wiese umgab. Von dort aus vertheilte es sich durch Röhren wieder nach allen einzelnen Theilen des Gartens, und verließ endlich seine schönen Räume, um in das Thal hinabzuströmen, vorher aber zum Nutzen des Besitzers noch zwei Mühlen in Bewegung zu setzen.

Der Anblick des Gartens, seine reizenden Anlagen, die Pflanzen und das Becken mit dem daraus emporsprudelnden Springbrunnen behagten den Damen und den drei jungen Männern dermaßen, daß sie behaupteten, wenn es wirklich auf Erden ein Eden gäbe, so könnte dasselbe nicht schöner seyn, als dieser Garten, und sie wüßten nicht, welchen ihm fehlenden Reiz man noch ersinnen könne. Indem sie nun dort in heiterster Stimmung lustwandelten, und sich einander unter dem tausendstimmigen Gesang der Vögel Kränze wanden, bemerkten sie einen neuen Vorzug des Gartens, welcher ihnen über den anderen Schönheiten desselben bis jetzt entgangen war. Sie sahen nehmlich eine Menge der verschiedensten Thierarten, hier Kaninchen, dort Hasen, dort Rehe, dort junge Hirsche, und außerdem noch viele andere arglose Geschöpfe, welche sich friedlich und heiter umhertummelten, und durch ihre Munterkeit und Lust das Vergnügen der Gesellschaft erhöhten. Nachdem sie nun lange genug, bald das Eine, bald das Andere beschauend, umhergegangen waren, ließen sie in der Nähe des schönen Wasserbeckens die Tafel decken; dann sangen sie sechs

Lieder, und führten einige Tänze auf; worauf sie sich, als es der Königin gefiel, zu Tisch begaben. Hier fanden sie die ausgesuchtesten Speisen, und die trefflichste Bedienung, wodurch die Heiterkeit der Gesellschaft aufs Neue belebt wurde. Nach dem Essen herrschte wieder Tanz, Gesang und Spiel, bis die Königin bei der großen Hitze Jedem, der dazu Lust hatte, erlaubte, Mittagsruhe zu halten. Dieß thaten denn auch Einige; Andere dagegen regte die Schönheit des Ortes dermaßen an, daß sie an keinen Schlaf dachten, sondern, während die Uebrigen Siesta hielten, an einzelnen einladenden Punkten weilten, Romanzen lasen, oder sich mit Schach- und Bretspiel unterhielten. Als sich aber Nachmittags um vier Uhr die Schläfer erhoben, und mit frischem Wasser ermuntert hatten, versammelten sich auf den Befehl der Königin Alle bei dem Springbrunnen, nahmen dort der Reihe nach Platz, und erwarteten, wie es einen Jeden treffen würde, die Winke, über das von der Königin gegebene Thema Geschichten zu erzählen. Der Erste, der ihr Gebot zu befolgen hatte, war Philostrato, welcher folgendermaßen anhob:

I. Novelle.

Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird Gärtner in einem Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen um die Wette bei ihm schlafen.

Es gibt viele Leute, meine schönen Damen, sowohl Männer als Frauen, die thöricht genug sind, zu glauben, sobald man einem Mädchen den weißen Schleier umgehangen und das schwarze Kleid angezogen, höre sie auf Weib zu seyn, als ob sie in dem Augenblicke, wo sie das Kloster betritt, in einen Stein verwandelt worden wäre. Wenn man ihnen in dieser Meinung widerspricht, so e

eifern sie sich dermaßen, als ob man die größte Sünde gegen die Natur begangen hätte, wobei sie aber weder ihr eignes Temperament in Anschlag bringen, dessen Gelüste keine Gränzen kennt, noch den Einfluß der Muße und Einsamkeit erwägen, deren Wirkung ein Frauenzimmer doppelt empfinden muß. Und so gibt es auch wieder Viele, welche der Meinung sind, daß Hacke und Spaten, grobe Speisen und schwere Arbeiten den Bauersmann ganz gegen fleischliche Lüste sichern, und seinen Verstand abstumpfen. Wie sehr sich nun Solche irren, das will ich Euch, indem ich dem Wink der Königin genüge, und das gegebene Thema im Auge behalte, jetzt durch eine kleine Erzählung darzuthun suchen.

Hier in dieser Gegend seht ihr noch heutiges Tages ein Nonnenkloster, das schon in früheren Zeiten dastand, und welches stets wegen seiner Heiligkeit sehr berühmt war. Um seinem guten Rufe nicht zu nahe zu treten, will ich den Namen desselben verschweigen. Vor noch nicht zu langer Zeit, wo außer der Aebtissin nur acht junge Nonnen darin verweilten, wollte sich der Gärtner in demselben nicht mehr mit seinem Lohne begnügen, und kehrte demnach, als er mit dem Klosterverwalter seine Rechnung abgeschlossen hatte, nach seinem Heimathsort Lamporecchio zurück. Dort traf er unter Andern, welche ihn bewillkommneten, einen jungen, kräftigen Bauer, dessen Aussehen einem Edelmann keine Schande gemacht haben würde, Namens Masetto. Als ihn dieser fragte, wo er so lange gewesen sey, gab ihm der gute Mann, welcher Nuto hieß, die gewünschte Auskunft. Auf Masetto's weiteres Forschen, welche Dienste er in dem Kloster verrichtet habe, versetzte Nuto: Nun, ich arbeitete dort in dem schönen, großen Klostergarten; dann ging ich mitunter einmal in den Wald, um Bäume zu

fällen, holte Wasser, und besorgte noch sonstige ähnliche Verrichtungen. Indeß bekam ich von den Nonnen einen so schlechten Lohn, daß ich davon kaum meine Schuhe bezahlen konnte. Dazu sind sie sammt und sonders noch jung, und geberden sich schier, als ob sie den Teufel im Leibe hätten; denn man kann ihnen durchaus nichts recht machen. Manchmal, wenn ich im Garten arbeitete, kam Die, und sagte: „mach das so!“ Dann kam eine Andere und sagte: „mach das anders!“ Dann riß mir wieder Eine die Hacke aus der Hand, und sagte: „das taugt ja gar nichts!“ Und so ging es denn fort, bis ich endlich der Arbeit überdrüßig wurde, und fortlief; genug, es war Eine so gut Schuld daran, als die Andere, daß ich es nicht mehr aushielt, und in meine Heimath zurückkehrte. Bei meiner Verabschiedung bat mich nun der Klosterverwalter noch, wenn ich hieher käme, und Jemanden finden könnte, der für meinen bisherigen Dienst passend wäre, so möchte ich ihn doch hinweisen. Und das habe ich ihm auch versprochen; aber wenn er etwa darauf hofft, so kann er lange warten, bis ich ihm Einen empfehle.

Als Masetto diese Worte Nuto's hörte, bekam er eine solche Lust, zu den Nonnen zu gehen, daß er den Augenblick des Aufbruchs kaum erwarten konnte; denn er mochte aus Nuto's Reden wohl merken, daß es ihm dort nach Wunsche gehen könnte. In Betreff der Arbeiten, die ihm Nuto genannt hatte, war er wenig in Sorge, weil er sich auf dergleichen Dienste so gut verstand, als nur irgend Einer; er befürchtete bloß, daß man ihn wegen seiner Jugend und seines angenehmen Aeußeren nicht aufnehmen würde. Nachdem er sich jedoch die Sache noch mehrmals überlegt, dachte er bei sich selbst: „das Kloster ist ja weit von hier, und dort kennt mich keine Seele; ich glaube, wenn ich mich stumm stelle, so

erden sie mich gewiß behalten." Mit diesem Plan ging
denn, mit der Art auf der Schulter, fort, ohne Jemanden
ne Sylbe zu sagen, und langte, ärmlich gekleidet, in
m Kloster an. Sogleich bei seinem Eintritt begegnete
im Hofe dem Hausverwalter, welchem er nach Art der
aubstummen durch allerlei Zeichen und Geberden zu ver-
ehen gab, er möge ihm um der ewigen Barmherzigkeit
illen zu essen geben; er wolle gern dafür Holz hacken.
er Klosterverwalter gab ihm gern Speise, und legte ihm
nn einige harte Klötze vor, welche Nuto nicht hatte
rspalten können, mit denen aber der starke Masetto
ald fertig wurde. Darauf nahm ihn der Verwalter, der
dem Walde zu thun hatte, mit, und ließ ihn dort
äume fällen, die er, nachdem er sie in Scheite gespal-
n, einem Esel aufladen, und nach Hause bringen mußte.
a sich Masetto zu der Arbeit gut anstellte, so behielt
n der Verwalter zum Behuf ähnlicher vorkommenden
rbeiten noch länger bei sich.

Da geschah es denn eines Tages, daß ihn die Aeb-
ssin sah, und den Verwalter fragte, wer er denn wäre.
Edle Frau, erwiederte dieser, der Mann hier ist ein ar-
er Taubstummer, welcher mich vor einigen Tagen um
n Almosen bat. Das gab ich ihm denn auch, und auf
in Erbieten habe ich ihn dann zu mehreren gerade nö-
igen Arbeiten verwendet. Wenn er nur mit dem Gar-
nbau umzugehen wüßte, und Lust hätte, bei uns zu
eiben, so glaube ich, daß er wohl seinen Mann stellen
ürde. Wir brauchen gerade einen Gärtner, und diesem
er fehlt es nicht an Körperkräften; auch wäre bei ihm
cht etwa zu besorgen, daß er sich mit Euren Kloster-
auen auf Scherze einließe." Die Aebtissin versetzte
rauf: „in der That, du hast Recht. So sieh denn ein-
al, wie es mit der Gärtnerei bei ihm geht; wenn er

sich drein finden kann, so wollen wir ihn da behalte
Gib ihm doch ein paar alte Schuhe und einen alten Ro
behandle ihn freundlich, und sorge dafür, daß er etwa
Gutes zu essen bekommt. Der Klosterverwalter versprac
dieser Vorschrift nachzukommen. Masetto aber war nic
weit entfernt, sondern hörte, während er den Hof säu
berte, das ganze Gespräch mit an, und sagte erfreut zu si
selbst: „wenn ihr mir euern Garten anvertraut, so werde i
ihn so bearbeiten, wie er noch nie bearbeitet worden ist.

Als sich nun der Klosterverwalter von seiner Taug
lichkeit zu dem neuen Posten gehörig überzeugt hatte, f
fragte er ihn durch Zeichen, ob er wohl Lust fühle, dazu
bleiben. Masetto antwortete auf dieselbe Weise, er se
dazu gern bereit. Jetzt führte ihn der Verwalter nac
dem Garten, und deutete ihm die nächsten dort nöthige
Verrichtungen an, worauf er sich, wegen andern Kloster
angelegenheiten, entfernte, und ihn dort allein zurückließ
Als er nun täglich dort arbeitete, fingen die Nonnen all
gemach an, ihm das Leben sauer zu machen, und allerle
Teufeleien mit ihm zu treiben. Wie man es öfters mi
Taubstummen zu thun pflegt, so sagten sie ihm die schaam
losesten Dinge vor, in der Meinung, daß er kein Wor
davon höre; und die Aebtissin, welche vermeinte, daß e
nicht bloß an der Zunge, sondern auch noch an andern
wichtigen Gliedmaßen gelähmt seyn müsse, kümmerte sic
wenig oder nichts um die ganze Sache. Da traf sich's
denn eines Tages, daß an Masetto, welcher sich, um ein
wenig von der Arbeit auszuruhen, niedergelegt hatte, zwei
junge Nonnen auf ihrem Spaziergange durch den Garten
vorüberkamen. Sie näherten sich ihm, und betrachteten
ihn, während er sich stellte, als ob er schliefe. Und da
sagte denn die Eine etwas dreister zu der Andern: „Wenn
ich nur wüßte, daß man dir trauen könnte, so würde ich

dir einen Gedanken mittheilen, den ich schon hundertmal gehabt habe, und der vielleicht auch dir Vergnügen machen würde." „Sage es nur heraus!" versetzte die Andere, „ich bin stumm, wie ein Fisch." Darauf begann die Dreiste: „Ich weiß nicht, ob du wohl schon darüber nachgedacht hast, wie wir so streng gehalten werden, und wie sich kein Mann hieher wagen darf, außer unserm alten Klosterverwalter und diesem Taubstummen. Sieh, ich habe oft von Frauenzimmern gehört, daß es die höchste aller Wonnen sey, mit einem Manne auf einem vertrauten Fuße zu stehen. Weil sich mir nun aber bisher noch gar keine passende Gelegenheit darbot, mich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, so bin ich auf den Gedanken gekommen, es einmal an diesem Stummen zu probiren, ob es sich wirklich so verhält. Er schickt sich gewiß am allerbesten dazu; denn wenn er auch wollte, so könnte er doch Niemandem etwas wiedererzählen. Du siehst, er ist ein dummer Tölpel, der über seinen Verstand hinausgewachsen ist. Nun sage mir einmal über die Sache deine Meinung!"

„O schäme dich doch", erwiederte die Zweite, was führst du doch da für ungeziemliche Reden! Weißt du denn nicht, daß wir unserm Herrgott das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben?" „Ach, geh mir doch!" sagte die Andere; „man verspricht ja fast alle Tage so mancherlei, und kein Mensch denkt daran, es zu halten. Wenn wir, trotz unserer Angelobung, unsere Jungfrauschaft nicht mit hinauf in den Himmel bringen, so findet sich schon Eine oder die Andere, von der er sie statt unserer kriegt." „Aber, mein Gott!" sagte die Begleiterin, „wenn man nun schwanger würde, was sollte dann aus der Geschichte werden?" — „Wer wird denn an das Unglück denken, ehe es da ist?" versetzte die Erste. „Wenn dieser Fall eintritt, so hat man ja immer noch Zeit genug, auf

eine gute Auskunft zu sinnen. Dann finden sich Mittel in Menge, so daß Niemand etwas davon merkt, wenn wir's ihm nicht selbst offenbaren." Bei diesen Worten empfand die Hörerin schon mehr, als die Andere, Lust zu untersuchen, was für ein Thier der Mann sey. „Nun gut!" sagte sie; „aber wie wollen wir denn die Sache angreifen?" Worauf Jene erwiederte: „Du siehst, es ist jetzt gerade die Mittagsstunde, in welcher außer uns Beiden wahrscheinlich alle andern Schwestern schlafen. Laß uns einmal ein wenig spähen, ob vielleicht noch irgend Jemand im Garten ist; und wenn sich rings umher Niemand zeigt, dann brauchen wir ihn ja nur bei der Hand zu fassen, und nach der Hütte zu führen, die gegen den Regen Schutz bietet. Die Eine geht dann zu ihm hinein, und die Andere steht Schildwache. Er ist ja so dumm, daß er Alles mit uns vornehmen wird, was wir nur von ihm verlangen."

Masetto hörte alle Worte dieses Zwiegespräches und war im Stillen entschlossen, den größten Gehorsam zu zeigen, wenn ihn eine bei der Hand nähme, um seinen guten Willen auf die Probe zu stellen. Nachdem sie die beiden Nonnen nun nochmals umgesehen, und überzeugt hatten, daß die Luft rings umher rein sey, trat diejenige, welche ihn zuerst gesehen hatte, näher an ihn heran, und weckte ihn aus dem Schlafe. Worauf sie Masetto sogleich erhob, und an der Hand der frommen Schwester, unter vielen Liebkosungen von ihrer, und unter albernem Gelächter von seiner Seite, nach der Hütte wandelte, wo er sich nicht lange bitten ließ, ihre Wünsche zu vollziehen.

Als das erste, sehr wohl bestandene Examen vorüber war, dachte die Nonne freundschaftlich genug, ihrer Gefährtin das Feld zu räumen. Masetto, welcher

sich noch immer so dumm als nur möglich stellte, war mit Allem zufrieden. Wie nun die beiden Mädchen mit einander heimkehrten, so war die Reitkunst das Thema ihrer Unterhaltung, und sie meinten Beide einstimmig, es sey doch eine schöne Sache um dieselbe sey. Der Stumme kam dabei oft in Erwähnung, und wurde als ein Mann anerkannt, der, obgleich ihm Sprache und Gehör fehle, doch durch die Gnade des Himmels so manche andere Talente empfangen, über welche man die beiden Fehler der Sinne gern vergessen könne. Die beiden Nonnen, als Freundinnen guter Naturanlagen, wußten denn für die Zukunft oft der guten Stunde wahrzunehmen, und hatten oft tausend Spaß mit ihrem Taubstummen.

Da begab sich's denn nun aber eines Tages, daß eine Klosterschwester vom Fenster ihrer Zelle aus den ganzen Hergang der Sache mit ansah, und noch zwei andere herbeirief, um zuzuschauen. Erst wollten sie bei der Aebtissin Klage über den Skandal erheben; doch bald änderten sie ihren Plan, machten mit den beiden glücklichen Schwestern Compagnie, und theilten sich unter der Bedingung des Stillschweigens in die Reichthümer des taubstummen Menschen. Durch ein mehrfaches Zusammentreffen von allerlei curiosen Zufällen gelangten denn am Ende auch die drei noch übrigen Schwestern dahin, in die Compagnie der andern Vorgängerinnen einzutreten.

Endlich traf die Aebtissin, welche bisher von der ganzen Sache noch nicht das Geringste bemerkt hatte, eines Tages, wo sie bei großer Hitze einen Gang durch die kühleren Wege des Gartens machte, den Masetto, welcher durch die Gartenarbeiten bei Tag und durch die Reitübungen bei Nacht ganz erschöpft worden war, unter dem Schatten eines Mandelbaumes hingestreckt, in tiefem Schlafe. Der Wind hatte mit seiner leichten Bekleidung

men kann; denn weil er einen menschlichen Körper annimmt, so muß er durch die Thüre in das Haus gehen." Sie versprach dieß zu thun, worauf sich Bruder Alberto verabschiedete. Sie war jetzt so unruhig vor lauter innerer Freude, daß sie keinen Augenblick auf derselben Stelle sitzen bleiben, und vor Ungeduld die Abendstunde nicht erwarten konnte, wo der Engel Gabriel erscheinen würde. Der Bruder Alberto, welchem es rathsam bedünkte, daß sich der Engel Gabriel zugleich als einen tapfern Ritter zeigte, hielt es für gut, sich jetzt durch Speisen und Getränke möglichst zu stärken, um nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Nachdem er nun Urlaub erhalten hatte, begab er sich mit einem treuen Begleiter in das Haus einer guten Freundin, deren Beihülfe er schon öfters bei ähnlichen Abentcuern in Anspruch genommen hatte. Als er nun meinte, daß es die rechte Zeit seyn möchte, legte er seine Verkleidung an, ging nach dem Hause der Dame, und erschien ihr als der Engel Gabriel. Da sie die weiße Gestalt hereintreten sah, sank sie auf ihre Knie; der Engel ertheilte ihr seinen Segen, hob sie empor, und winkte ihr, sich in das Bett zu begeben. Sie that nach seinem Gebot; der Engel folgte ihr, und da Bruder Alberto noch ein kräftiger junger Mann war, so lehrte er seine reizende Verehrerin mehr als einmal ohne Flügel fliegen, und entdeckte ihr so viele Geheimnisse von den Wonnen des Paradieses, daß sie das höchste Vergnügen darüber empfand. Als nun endlich der Tag herannahte, brach er wieder auf, und kehrte zu seinem Begleiter zurück, welcher sich indessen, um sich die Zeit zu verkürzen, mit der Hausfrau gleich angenehm unterhalten hatte.

Nach dem Mittagsessen ging die Dame mit mehreren Freundinnen zu dem Bruder Alberto, und erzählte ihm, welche angenehme Stunden sie mit dem Engel Gabriel

verlebt habe, wie er gestaltet wäre, und noch hundert andere Fabeln dazu.

„Madonna", erwiederte ihr der Bruder Alberto, ich kann nicht wissen, wie Ihr Euch mit ihm befunden habt; aber in Beziehung auf mich kann ich Euch sagen, daß er diese Nacht zu mir kam. Nachdem ich nämlich Euern Auftrag an ihn ausgerichtet hatte, trug er augenblicklich meine Seele an einen Ort, wo so viele Rosen und andere Blumen blühten, als ich in meinem ganzen Leben noch nicht auf Einer Stelle bei einander angetroffen habe, und bis zur Morgenstunde befand ich mich an dem reizendsten Orte von der Welt. Was indessen mit meinem Körper vorgegangen ist, darüber kann ich keine Auskunft geben." — „Sagte ich es Euch denn nicht", versetzte darauf die Dame: „Euer Körper war die ganze Nacht hindurch mit dem Engel Gabriel in meinem Arm, und wenn Ihr etwa daran zweifelt, so betrachtet nur Eure linke Brust, die ich ihm so heftig geküßt habe, daß das Maal davon wohl noch ein paar Tage lang sichtbar bleiben wird." — Worauf Bruder Alberto versetzte: „Nun da will ich doch einmal heute etwas thun, was ich schon seit langen Zeiten nicht gethan habe. Ich will mich nämlich entkleiden, um zu untersuchen, ob Ihr die Wahrheit redet." — Nach diesem und anderm ähnlichen Geschwätz begab sich das Weibchen wieder nach Haus, und Alberto besuchte sie unter der Maske des Engels Gabriel noch zu mehreren Malen. Jetzt geschah es eines Tages, daß Frau Lisetta eine Gevatterin besuchte. Als die Rede auf die Schönheit kam, und Frau Lisetta die ihrige über jede andere erheben wollte, sagte sie in ihrer Thorheit: „Wenn Ihr nur wüßtet, wer an meinen Reizen Geschmack findet, so würdet Ihr bald vor Staunen verstummen!" — Die Gevatterin, welche ihre Freundin wohl

kannte, und sie gern ausforschen wollte, versetzte: „Liebe Schwester, Ihr könnt wohl die Wahrheit reden, aber Manche würden wohl darüber Zweifel erheben, weil man nicht weiß, wen Ihr damit meint.“ — Das einfältige Weibchen ließ sich nicht lange fragen, sondern sagte: „Liebe Gevatterin, es soll es zwar eigentlich keine Menschenseele wissen, aber mein Schatz ist der Engel Gabriel, der mich mehr liebt, als sich selbst, und mich für das schönste Weib auf der Erde hält!“ Die Gevatterin konnte das Lachen kaum unterdrücken; doch hielt sie an sich, um sie noch weiter fortschwätzen zu hören, und sagte bloß: „Bei Gott, wenn der Engel Gabriel Euer Schatz ist, und Euch so etwas versichert, so muß es wohl wahr seyn; aber ich hätte es mir nie träumen lassen, daß sich die Engel mit dergleichen Dingen befaßten.“ — „Da irrt Ihr Euch sehr“, versetzte die Dame. „Ich versichere Euch, er versteht die Ausübung seiner Pflicht besser als mein Mann, und er sagte mir, daß sie dort oben in diesem Punkte auch sehr gewissenhaft zu Werke gehen. Weil ich ihm aber besser gefalle, als irgend ein himmlisches Wesen, so hat er sich in mich verliebt.“

Als die Gevatterin von Frau Lisetten schied, wurde ihr jeder Augenblick zur Stunde, bis sie Jemanden fand, dem sie dieß Alles wiedererzählen konnte. An dem nächsten Feiertage gab sie die Geschichte zum Besten vor einer großen Gesellschaft von Frauenzimmern. Diese sagten ihren Männern und Weibern Alles wieder, und so wußte es binnen zwei Tagen ganz Venedig. Unter denen, welche es mit anhörten, waren die Verwandten der Frau Lisetta, welche, ohne ihr ein Wort davon zu sagen, in aller Stille beschlossen, diesen Engel aufzuspüren, um zu untersuchen, ob er wohl auch fliegen könne. So stellten sie sich denn etliche Nächte hinter einander auf den Posten.

Durch Zufall hatte auch der Bruder Alberto etwas davon munkeln hören, und verfügte sich eines Abends zu der Dame, um ihr deßhalb den Text zu lesen. Aber kaum hatte er die Kleider und Flügel abgelegt, als ihre Verwandten, welche ihn hatten kommen sehen, an der Thüre ihres Zimmers standen, und sich bemühten, sie zu öffnen. Als der Bruder Alberto klopfen und heftig an der Thüre klinken hörte, welche man gewaltsam aufzubrechen so eben im Begriff stand, riß er eiligst ein Fenster auf, welches nach dem großen Kanal hinausging, und stürzte sich hinab in das Meer. Weil das Wasser seine gehörige Tiefe hatte, und den geübten Schwimmer leicht oben erhielt, so gelangte er mit geringer Anstrengung nach der andern Seite hinüber, wo er eine Hausthür offen fand, in welche hinein er sich flüchtete. Dort stieß er auf einen guten ehrlichen Mann, den er um Gotteswillen beschwor, ihn aus drohender Todesgefahr zu retten, wobei er ihm ein erlogenes Mährlein erzählte, wie es komme, daß er sich um diese Stunde und an diesem Orte nackend befände. Der brave Mann, welcher ihn bedauerte, ließ ihn, weil er eines dringenden Geschäfts wegen noch ausgehen mußte, in sein Bett liegen, und sagte ihm, daß er daselbst bis zu seiner Wiederkehr verharren möchte. Worauf er ihn einschloß, und fortging, um seine Angelegenheiten zu besorgen. Die Verwandten der Dame hatten jetzt das Zimmer gewaltsam eröffnet, und fanden, daß der Engel zwar davon geflogen war, aber die Flügel mitzunehmen vergessen hatte. Daran Aergerniß nehmend, sagten sie der Dame die größten Bitterkeiten, ließen sie ganz untröstlich allein, und nahmen die Uniform des Erzengels mit sich fort in ihre Behausung. Unterdessen war der Tag angebrochen, und als der ehrliche Mann, welcher den Bruder Alberto bei sich behalten hatte, auf der Rialtobrücke

hörte, daß der Erzengel Gabriel in der verwichenen Nacht bei der Frau Lisetta einen Besuch abgestattet habe, und wie er in Gefahr gewesen sey, von ihren Verwandten ertappt zu werden, worauf er sich in den Kanal hinabgestürzt habe, und noch nicht wieder aufgefunden worden sey; so verfiel er auf den Gedanken, daß er ihn auf alle Fälle bei sich zu Hause habe. Er ging daher heim, drang in seinen Gast, ihm die Wahrheit zu gestehen, und brachte es nach einigem Dispüt von beiden Seiten am Ende so weit, daß ihm Jener fünfzig Dukaten versprach, wenn er ihn seinen Verwandten nicht ausliefern wollte. Als nun der Bruder Alberto über die Art nachdachte, wie er wohl weiter kommen möchte, hob sein Wirth an: „Ich sehe nur ein einziges sicheres Mittel, das Euch zum Zwecke führt; es fragt sich bloß, ob Ihr Euch dazu wohl würdet entschließen können. Wir feiern nämlich am heutigen Tage gerade ein Volksfest, bei welchem man Menschen als Bären, Wilde, und so weiter verkleidet, aufzuführen pflegt. Dann wird auf dem Markusplatze eine Jagd gehalten, und wenn diese zu Ende ist, so kann dann Jeder mit dem, welchen er zur Schau herbeigeführt hat, gehen, wohin es ihm beliebt. Habt Ihr daher Lust, ehe man Euch hier auf die Spur kommt, Euch in irgend einer Verkleidung besagter Art dorthin führen zu lassen, so kann ich Euch dann von dortaus bringen, wohin Ihr wollt. Auf andere Weise könnt Ihr nicht leicht unerkannt aus dem Hause gelangen; denn die Verwandten der Dame passen überall auf, um Euch zu fangen.“ —

So schwer es nun auch dem Bruder Alberto ankam, auf diese Art das Haus zu verlassen, so entschloß er sich dennoch dazu, weil er die Verwandten der Dame fürchtete, deutete den Ort an, wohin er geführt seyn wollte, und

ergab sich in alles Weitere. Sein Wirth beschmierte ihn jetzt erst mit Honig, bedeckte ihn darauf mit Flaumfedern, legte ihm eine Kette um den Hals, befestigte ihm eine Maske vor das Gesicht, gab ihm eine Keule in die eine Hand, und ließ ihn an der andern zwei große Bullenbeißer führen, welche er zu diesem Zweck von einem benachbarten Metzger entlehnte. Darauf schickte er Jemand nach dem Rialto, und ließ laut verkünden: „Wer ein Verlangen darnach trage, den Erzengel Gabriel zu sehen, der möchte sich heute auf dem Markusplatze einstellen„. Das war venetianische Ehrlichkeit. Nachdem dieses geschehen, begab er sich auf den Weg, und ließ ihn an der Kette vor sich her gehen. Bei einem großen Zudrang des Volks, welches in Einem fort rief: „Wer ist es? Was gibt es da?" führte er ihn auf den Marktplatz, wo sich eine Menge von Neugierigen versammelt hatte. Dort band er seinen wilden Mann auf einem erhabenen Orte an einen Pfosten, und that, als ob er im Augenblicke nur ein wenig fortginge, um die Jagd mit anzusehen, während dem armen Teufel, welcher von Kopf bis zu Fuß mit Honig bestrichen war, die Fliegen und Wespen die schrecklichste Qual verursachten. Als sich nun die ganze Menschenmasse an dem Platze vereinigt hatte, ging er zu seinem wilden Mann, und stellte sich, als ob er im Sinne hätte, ihn wieder los zu machen; riß ihm aber statt dessen die Maske von dem Gesicht, und sagte mit lauter Stimme: „Hört, ihr Herrn und laßt euch sagen, sintemalen und alldieweil heute der Eber nicht gehetzt wird, und es sonst weiter nichts Besonderes zu sehen gibt, so will ich euch den Engel Gabriel zeigen, welcher bei Nacht von dem Himmel herab Ausflüge nach der Erde macht, um den Frauenzimmern in Venedig ein Vergnügen zu bereiten." Sobald die Maske von seinem Gesichte herunter war, er-

kannte man allgemein in ihm den Bruder Alberto. Jetzt schrie ringsum Alles Zeter und Mord, und es ergossen sich über ihn so viele Verwünschungen und Schimpfwörter, als nur jemals der erbärmlichste Schuft hat mit anhören müssen. Dabei wurde er von allen Seiten mit Koth und Unrath beworfen, und das dauerte so lange, bis zufällig die Brüder in seinem Kloster davon Kunde erhielten. Worauf etwa ein halbes Dutzend von ihnen herbeieilten, ihm eine Kutte umwarfen, ihn frei machten, und nicht ohne ein lärmendes Gefolge nach ihrem Kloster mit sich fortschleppten. Dort sperrten sie ihn ein, und daselbst soll er auf eine höchst jämmerliche Weise um das Leben gekommen seyn.

Dieß war das Schicksal des Heuchlers, der sich tugendhaft stellte, dem Laster huldigte, und dabei doch unbescholten blieb, bis er sich erfrechte, den Engel Gabriel vorzustellen, worauf er die Rolle eines wilden Mannes spielte, und sich damit die wohlverdiente Strafe zuzog. Gott möge es Allen seines Gleichen eben so schlecht ergehen lassen!

III. Novelle.

Drei Jünglinge verlieben sich in drei Schwestern, und entführen dieselben nach der Insel Creta. Die älteste Schwester tödtet aus Eifersucht ihren Liebhaber; die zweite dagegen errettet ihre Schwester vom Tode, indem sie sich dem Herzog von Creta hingibt, aus welchem Grunde sie ihr Geliebter gleichfalls um das Leben bringt, und mit der ältesten Schwester die Flucht ergreift. Das jüngste Liebes-

paar wird dieser Mordthat beschuldigt, und durch Folterqualen zum Eingeständniß des Verbrechens gezwungen. Wegen eines gewissen Widerwillens vor dem Tode bestechen sie die Wache, entkommen nach Rhodus, und sterben daselbst in Armuth und Elend.

Als Philostrato die Novelle der Pampinea bis zu Ende gehört hatte, versank er einige Augenblicke in Gedanken, und sprach dann zu ihr: „Der Schluß deiner Geschichte enthielt etwas, das mir nicht übel gefiel; doch das Vorhergehende war von gar zu lächerlichem Inhalt, aus welchem Grunde ich es gern weggewünscht hätte. Worauf er sich an Lauretta wandte, und anhob: „Jetzt ist es an dir, verehrteste Freundin, uns wo möglich etwas Besseres aufzutischen!"

Lauretta versetzte lächelnd: „Ihr seyd doch aber gegen die Verliebten auch ein wenig gar zu grausam, wenn Ihr ihnen nur ein unglückliches Schicksal wünscht! Um mich indessen Eurem Gebot anzubequemen, will ich jetzt eine Geschichte von drei Liebespaaren erzählen, welche allesammt, nachdem sie sich ihres Glückes wenig erfreut hatten, auf eine elendigliche Weise ums Leben kommen."

Alle Tage, liebe Schwestern, so fuhr sie fort, sehen wir Beispiele davon, daß das Laster seinen eignen Herrn, und nicht selten noch andere Leute obendrein ins Unglück stürzt. Eines der größten Uebel scheint mir aber der Jähzorn zu seyn, weil er die Leute, die von ihm befallen sind, gewöhnlich spornstreichs in den Abgrund hinabtaumeln läßt. Vorerst wollen wir jetzt einmal näher untersuchen, was es eigentlich mit dem Jähzorn für eine Bewandtniß hat. Mir scheint er nichts Anderes zu seyn,

als eine ſubitane Alteration, welche durch einen ſo eben kurz vorher gehabten Verdruß erregt wird, und die, indem ſie die Vernunft nicht aufkommen läßt, und das Auge total verdunkelt, die grenzenloſeſte Wuth in unſerer Seele entflammt. Wenn nun auch die Männer oft auf eine höchſt bedauerliche Weiſe von dieſem Uebel befallen werden, ſo iſt es doch ein noch viel ärgerer Caſus, wenn ein Frauenzimmer davon ergriffen wird. Denn die Weiber gerathen in ſolchen Fällen ganz außer ſich, und wiſſen nicht mehr, was ſie reden oder thun. Man kann ſich auch darüber gar nicht verwundern, wenn man die Sache nur ein wenig phyſikaliſch betrachtet. Das Feuer ergreift nämlich die lockern und leichten Gegenſtände mit einer weit größern Leichtigkeit, als harte und feſte Materien, als z. B. Steine. Wenn wir uns Frauen nun mit den Männern vergleichen, ſo leuchtet es wohl augenblicklich ein, daß unſer ganzer Körperbau viel weicher und zarter iſt, als der ihrige. Daher kommt natürlich die weit höhere Reizbarkeit. Weil wir nun ſchon vermöge unſerer phyſiſchen Conſtruktion ſo leicht Feuer fangen; da ferner unſere Sanftmuth und Güte den Männern, mit welchen leben zu müſſen wir nun einmal verdammt ſind, Ruhe und Vergnügen gewähren, da hingegen unſer Zorn und unſere Wuth nur lauter Unheil anrichten; ſo will ich euch, damit wir deſto mehr auf unſerer Huth ſeyn mögen, die Liebesgeſchichte von drei jungen Männern und eben ſo vielen Mädchen vortragen, von welchen letztern die Eine durch ihre raſende Eiferſucht alle Andern in das tiefſte Unglück ſtürzte.

Marſeille iſt, wie ihr wißt, eine alte gute Stadt, an der Seeküſte der Provence gelegen, welche in vergangnen Zeiten noch weit mehr reiche Einwohner und Kaufleute zählte, als heutzutage. Unter denſelben befand

sich Einer, Namens Arnaud Claude, ein Mann von zwar geringer Herkunft, aber solid und gewissenhaft, und dabei außerordentlich reich. Er hatte mit seiner Frau mehrere Kinder erzeugt, worunter sich drei Töchter befanden, welche älter waren als die Knaben. Zwei von ihnen waren Zwillingsschwestern, und standen im fünfzehnten Lebensjahre; die dritte war vierzehn alt. Man wollte mit ihrer Vermählung nur noch bis zu der Rückkehr ihres Vaters warten, welcher in Handelsgeschäften nach Spanien gereist war. Die zwei ältesten Schwestern hießen Ninette und Madelon, und die jüngste Berthole. Zu Ninetten hegte ein junger, aber nicht reicher Edelmann, Namens Restagnon, die zärtlichste Zuneigung, und seine Liebe wurde ihm von ihr in gleichem Grade erwiedert. Dieses verliebte Paar benahm sich so vorsichtig, daß keine Seele etwas von ihren geheimen Wonnestunden erfuhr. Ihr zärtliches Verhältniß hatte bereits eine geraume Zeit gedauert, als sich zwei junge Leute, der Eine Namens Fouques, und der Andere Namens Hügues, die Erben eines bedeutenden Vermögens, der Erstere in Madelon, und der Andere in Bertholen verliebte. Als Restagnon dieß von Ninetten erfuhr, machte er sich sogleich Hoffnung, in dem Ueberfluß der Andern ein Mittel zu finden, seinem Mangel abzuhelfen. Er schloß daher mit den Beiden ein Freundschaftsbündniß, begleitete bald den Einen, bald den Andern, bald alle beide, wenn es paßte, zu ihren Geliebten und zu der seinigen, und als er dachte, sich in ihrer Freundschaft ganz festgesetzt zu haben, lud er sie eines Tages zu sich ein, und sprach zu ihnen: „Wertheste Freunde, durch unsern nähern Umgang werdet ihr wohl die Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich euch von ganzer Seele ergeben bin, und in vorkommendem Falle mehr für euch thun würde, als für mich selbst. Weil ich

euch nun so lieb habe, so will ich offen herausſagen, was mir eingefallen iſt, und dann mögt ihr darüber einen Beſchluß faſſen, welche gemeinſchaftliche Maasregeln wir ergreifen wollen. Wenn eure Worte nicht lügen, und ich mich nicht in eurem ganzen Betragen irre, ſo ſeyd ihr beide in eure Damen in demſelben Grade verliebt, wie ich in ihre älteſte Schweſter. Wollt ihr daher mit mir gemeinſchaftliche Sache machen, ſo ſtehe ich euch dafür, daß ich euch das angenehmſte Mittel verſchaffen werde, euch zum Ziele eurer Wünſche zu führen. Mein Gedanke iſt nämlich folgender: „Ihr ſeyd beide ein paar junge reiche Leute, ich aber bin ein armer Teufel. Würdet ihr nun euer Vermögen zuſammenthun, und mich zum dritten Mitbeſitzer deſſelben machen, und dann berathſchlagen, in welchem Winkel der Erde wir am glücklichſten mit unſern Mädchen leben könnten, ſo getraue ich es mir ohne allen Zweifel mit leichter Mühe ſo weit zu bringen, daß die drei Schweſtern mit einem großen Theile der väterlichen Schätze mit uns gehen, wohin wir wollen, und daß wir Brüder, ein Jeder mit ſeiner Geliebten, dann ſo manche andere Leute auslachen können, die auch in der Wolle ſitzen, aber doch dabei ihres Lebens nicht froh werden. Es ſteht euch nun frei, ob ihr euch dieſes Glück verſchaffen wollt, oder nicht."

Als die beiden verliebten Jünglinge hörten, daß ſie ihre Mädchen haben ſollten, überlegten ſie nicht lange, ſondern ſagten, wofern dieſes ins Werk geſtellt werden könnte, ſo ſeyen ſie erbötig, ihm in allen Stücken zu folgen. Nachdem Reſtagnon dieſe Antwort kaum von ihnen erhalten hatte, benutzte er die erſte Gelegenheit, Rinetten zu ſprechen, was mitunter ſeine Schwierigkeiten hatte, und als er mit ihr vorher ein wenig über indifferente Dinge converſirt hatte, eröffnete er ihr den

Inhalt seiner Unterhaltung mit den andern beiden jungen Leuten, wobei er sich mit vielen Gründen bemühte, sie für die Sache zu gewinnen. Es machte ihm keine großen Schwierigkeiten, sie zu überreden, da sie von noch mächtigerer Begierde glühte, sich mit ihm in Freiheit zu sehen, als er selbst. Daher sie ihm frei antwortete, sie sey mit seinem Vorschlag zufrieden, und, was die Schwestern anlange, so sey sie der festen Ueberzeugung, daß dieselben ganz gewiß ihrer Meinung unbedingt folgen würden. Weßwegen sie es ihm an das Herz legte, nur Alles zu diesem Behuf Nöthige, so schnell als thunlich, in den Stand zu setzen.

Als Restagnon jetzt wieder zu seinen Kameraden zurückkehrte, fand er sie in gleichem Grade verlangensvoll, seinen Plan ins Werk zu richten, und sie hatten ihre große Freude daran, als sie von ihm vernahmen, daß die Angelegenheit mit ihren Mädchen von ihm in Richtigkeit gebracht worden wäre. Man beschloß demnach, daß man allerseits nach Creta gehen wolle, weßhalb die liegenden Gründe unter dem Vorwand, daß ein Handel angelegt werden solle, sämmtlich verkauft wurden. Als nun Alles zu Geld gemacht worden war, kauften sie ein leichtes Fahrzeug, das sie schleunigst wohl bemannten, worauf sie den Tag der Abreise mit ihren Mädchen verabredeten. Rinette, welche den Wunsch der Schwestern kannte, wußte ihr Verlangen durch süße Worte in dem Grade anzufachen, daß sie den erwünschten Augenblick kaum erwarten konnten. Als nun der Abend herankam, welchen man zur Einschiffung festgesetzt hatte, erbrachen die drei Mädchen eine große Kiste ihres Vaters, nahmen daraus das vorhandene Geld und viele Kleinodien, verließen mit denselben alle drei heimlich das Haus, und verfügten sich verabredetermaßen zu ihren drei Liebhabern, welche sie

erwarteten. Mit diesen begaben sie sich augenblicklich an Bord, worauf die Ruder gelöst wurden, das Schiff absegelte, und erst am folgenden Abende Anker warf, als sie Genua erreicht hatten. Dort ergrünten den neuen Männern die ersten Lorbeeren ihrer jungen Liebe. Nachdem sie in einer nahgelegenen Restauration einige Erfrischungen zu sich genommen hatten, gingen sie weiter von einem Hafen zum andern, bis sie acht Tage später in Creta anlangten, wo sie schöne Besitzungen ankauften, und sich in der Nachbarschaft von Candia prächtig anbaueten, ein großes Gefolge von Lakaien, Jägern und Falknern unterhielten, und als Herren von Stande mit ihren Damen in fortwährenden Festivitäten und Gastereien das herrlichste Leben von der Welt führten.

Wir sehen indeß täglich, daß uns dasjenige, was uns das meiste Vergnügen macht, wenn wir es in zu großem Uebermaaße genießen, am schnellsten verleidet wird. Und dieß war denn auch bei dem Restagnon der Fall, der Ninetten im Anfang mit der größten Zärtlichkeit geliebt hatte. Denn jetzt, wo seinem Genuß kein Hinderniß mehr entgegenstand, wurde er ihrer bald überdrüssig, und zeigte sich in seinem Betragen gegen sie von Tag zu Tag kälter und kälter. Es war ihm nämlich bei einer gewissen Gasterei eine schöne Jungfrau des Landes in die Augen gestochen, um deren Gunst er sich eifrigst bemühte, und der zu Ehren er große Festivitäten anstellte. Ninette wurde, als sie dieß bemerkte, darüber so eifersüchtig, daß sie ihm auf jedem Tritt und Schritt nachschlich, und ihn beständig mit Vorwürfen peinigte. Ebenso aber, wie der zu leichte und reichliche Genuß sättigt, verdoppeln die Schwierigkeiten den Reiz der Begierden; und so trug denn auch Ninettens Eifersucht nur dazu bei, um bei Restagnon die Fackel seiner Liebesflamme

in noch heftigern Brand zu setzen. Gleichviel, ob Restagnon in der Folge bei seiner Geliebten zum Zweck gelangte, oder nicht; genug, es ward Rinetten wenigstens hinterbracht, daß er bei ihr sein Glück mache, worüber sie erst in tiefe Betrübniß versank, aus dieser Betrübniß in Zorn verfiel, und endlich in solche Wuth gerieth, daß sich ihre Liebe zu Restagnon in den bittersten Haß verwandelte. Von Eifersucht ganz verblendet, beschloß sie jetzt, die Beschimpfung, welche er ihr nach ihrem Dafürhalten angethan hätte, durch seinen Tod zu rächen. Sie brachte demnach eine alte griechische Giftmischerin durch Geschenke und Versprechungen dahin, ihr einen tödtlichen Trank zu bereiten, welchen sie ohne alle weitere Bedenklichkeiten dem nichts Böses ahnenden Restagnon eines Abends, wo er erhitzt nach Hause kam, und großen Durst fühlte, zu trinken gab. Die Wirkung des Giftes war so stark, daß er in Folge desselben schon am nächsten Morgen verschied. Als Fouques und Hügues nebst ihren Geliebten seinen plötzlichen Tod erfuhren, beweinten sie mit Rinetten ihren Freund und Schwager, wobei sie nichts von der Vergiftung ahnten, und ihn anständig begraben ließen. Nicht lange Zeit darnach indeß wurde die Alte wegen eines andern Verbrechens verhaftet, worauf sie auf der Folter nebst mehreren ähnlichen Frevelthaten auch diese eingestand, und zugab, daß sie für Rinetten einen giftigen Trank gemischt habe. So kam denn nun auch das Verbrechen Rinettens ans Licht. Daher sandte der Herzog von Creta, ohne sich etwas verlauten zu lassen, an einem Abend heimlich in das Haus der Geschwister, nahm ohne alles Geräusch Rinetten fest, und ließ sie vor sich führen. Sie gestand ohne Zwangmittel Alles ein, was der Herzog über den Tod Restagnon's wissen wollte. Fo-

ques und Hügues wurden mittlerweile unter der Hand von dem Herzog davon in Kenntniß gesetzt, aus welchen Gründen er ihre Schwägerin habe gefangen nehmen lassen. Sie meldeten es unverzüglich den beiden Schwestern. Diese wurden dadurch aufs Schmerzlichste betrübt, wobei sie jedoch den Wunsch hegten, ihre Schwester von dem Scheiterhaufen zu retten, den sie wahrscheinlich zu erwarten hatte, und welcher ihr auch eigentlich gebührt hätte. Doch schien es, als ob alle ihre Bemühungen fruchtlos bleiben würden, weil der Herzog den festen Entschluß gefaßt hatte, die strengste Gerechtigkeit an ihr zu üben.

Madelon war ein höchst reizendes Mädchen. Schon längst hatte sie der Herzog mit verlangensvollen Blicken betrachtet, ohne jedoch von ihr die geringste Gunstbezeugung gewinnen zu können. Jetzt kam sie auf den Einfall, daß es ihr vielleicht gelingen könnte, ihre Schwester von dem Feuertode zu erretten, wenn sie sich ihm gewogen stellte. Sie ließ ihm daher unter der Hand Hoffnung machen, daß sie ihm willfahren würde, wenn er ihre Schwester aus dem Gefängniß entließe, und ihr selbst die strengste Verschwiegenheit verspräche. Der Herzog überlegte lange hin und her, ehe er sich aus der Sache herausfinden konnte; endlich siegte jedoch seine Natur, und er zeigte sich einverstanden. Worauf er alsobald mit Madelons Zustimmung den Fouques und Hügues, unter dem Vorwande, sie gerichtlich zu verhören, eines Abends in Verwahrung bringen ließ, und in dieser Zeit heimlich bei ihr verweilte. Vorher hatte er, aber nur zum Schein, Ninetten in einen Sack nähen lassen, um sie im Meere zu ersäufen; doch brachte er sie insgeheim zu ihrer Schwester zurück, und schenkte sie dieser zum Lohn für die Nacht. Am nächsten Morgen bat er sie, sie möchte diese Nacht, welche die erste ihrer Liebe gewesen sey, nicht die letzte

seyn lassen, und trug ihr zugleich auf, ihre strafbare Schwester zu entfernen, damit sie ihm nicht zum Vorwurf gereichen, und er genöthigt werden möchte, aufs Neue mit größter Strenge gegen sie zu verfahren. Am Morgen darauf wurden Fouques und Hügues wieder frei gegeben, wobei man ihnen sagte, daß Rinette ins Wasser geworfen worden sey, was sie auch glaubten. Sie gingen nach Hause, um ihre Liebhaberinnen über den Tod ihrer Schwester zu beruhigen. Indeß bei aller Vorsicht, welche Madelon beobachtete, sie verborgen zu halten, ward Fouques ihrer doch gewahr, und wunderte sich sehr darüber. Da er nun bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß der Herzog Madelon liebte, so schöpfte er Verdacht, und fragte, wie es zuginge, daß sich Rinette in ihrem Hause befände. Madelon erzählte ihm nun zwar eine augenblicklich ersonnene fabelhafte Geschichte vor; doch war er zu klug, um ihr nur ein einziges Wort davon zu glauben, daher er ihr jetzt noch heftiger zusetzte, die Wahrheit zu gestehen. Fouques wurde, als sie dieß endlich that, von Schmerz überwältigt, und gerieth in solche Wuth, daß er sein Schwert gegen sie zog, und die vergebens um Gnade Bittende ermordete. Darauf bangte ihm vor der Rache des Herzogs, weßwegen er den entseelten Leichnam liegen ließ, zu Rinetten eilte, und ganz unbefangen zu ihr sagte: „Laß uns jetzt schnell nach dem Orte gehen, wohin deine Schwester dich beschieden hat, damit du dem Herzog nicht wieder in die Hände fällst.“ — Rinette vertraute diesen Worten, und da ihre Furcht ihr Eile gebot, so dachte sie nicht daran, sich bei ihrer Schwester zu verabschieden, als sie des Abends mit Fouques aus dem Hause ging. Fouques nahm soviel Gold mit sich, als er im Augenblick zusammenraffen konnte, und das war eben nicht von großem Belang; worauf

sie sich nach dem Ufer wandten und ein Schiff bestiegen. Was aus ihnen später geworden ist, darüber schweigt die Geschichte.

Als bei dem Anbruch des Tages Madelons Leichnam gefunden wurde, brachten einige neidische und eifersüchtige Leute dem Herzog sogleich davon Nachricht. Der Herzog, welcher Madelon glühend geliebt hatte, eilte schleunigst nach ihrer Wohnung, und ehe noch Hügues und Berthole wußten, daß Madelon todt, und Jouques mit Rinetten entflohen war, ließ er sie beide verhaften, und zu dem Geständniß bringen, daß sie ihrem Schwager bei der Ermordung der Madelon Hülfe geleistet hätten. Da ihnen nun dieses Bekenntniß unfehlbar den Tod bringen mußte, so bestachen sie mit großer Mühe ihre Wächter durch eine Geldsumme, welche sie für den Nothfall bei sich hatten, mit ihnen zu entfliehen. Ohne daß sie Zeit hatten, etwas von dem Ihrigen mitzunehmen, bestiegen sie schleunigst ein Boot, und flohen bei Nacht und Nebel nach Rhodus, wo sie nach kurzer Zeit in Armuth und Elend starben. So stürzten denn Restagnon durch seine thörichte Liebe, und Rinette durch ihre Eifersucht, sowohl sich selbst, als auch ihre Angehörigen, ins tiefste Unglück.

IV. Novelle.

Gerbino schlägt sich, dem Versprechen zuwider, das sein Großvater Guiglielmo dem König von Tunis gegeben hatte, mit einem ihm angehörigen Schiffe, um seine Tochter zu entführen. Das Schiffsvolk ermordet die Prinzessin, wofür er sie sämmtlich über

die Klinge springen läßt; am Ende wird er selbst in Folge dieser Geschichte enthauptet.

Als Lauretta schwieg, wurde das Schicksal der Liebenden von der Gesellschaft allerseits beklagt. Einige tadelten Rinettens Eifersucht, und Andere sprachen Dieß und Jenes. Endlich erhob der König, wie aus tiefen Träumen erwacht, sein Haupt, und winkte Elisen, weiter zu erzählen.

Diese hob bescheiden an: „Liebe Schwestern, es gibt Viele, welche vermeinen, daß nur die Augen den Flammenpfeil entzünden, mit welchem der Gott Amor die Herzen verwundet, und diese verspotten Alle, welche glauben, daß man sich auch nach dem bloßen Hörensagen verlieben könne. Aus der Novelle jedoch, die ich euch jetzt erzählen will, werdet ihr ersehen, daß sich jene Leute irren, und daß das bloße Gerücht nicht allein die Liebe erwecken, sondern auch die Liebenden in das größte Unglück stürzen kann.

Wilhelm, der zweite König von Sicilien, hatte nur zwei Kinder, einen Sohn Namens Ruggieri, und eine Tochter Namens Constanze. Ruggieri, welcher vor seinem Vater starb, hinterließ einen Sohn, mit Namen Gerbino. Sein Großvater verwandte alle Mühe auf seine Erziehung, und so wurde er ein schöner, durch seine Tapferkeit und seine Sitten ausgezeichneter Jüngling. Sein Ruhm erscholl nicht nur laut durch ganz Sicilien, sondern verbreitete sich auch in andere Länder, und vor Allem in der Barbarei, welche damals dem König von Sicilien zugehörte. Unter denen, welchen die Fama Gerbino's Lob zu Ohren brachte, befand sich auch die Tochter des Königs von Tunis, die nach der Aussage Aller, welche sie gesehen hatten, nicht

gespielt, so, daß er blos da lag, und die Aebtissin durc
seinen Anblick auf gleiche Ideen brachte, wie die, welch
seit einiger Zeit die andern Klosterfrauen beschäftigt hat
ten. Weil sie rings umher Niemanden bemerkte, so weckt
sie den Masetto, nahm ihn mit sich auf ihr Zimmer
und behielt ihn daselbst mehrere Tage. Jetzt beschwerte
sich auf einmal die Nonnen darüber, daß der Gärtner ih
ren Garten so lange unbestellt lasse. Unterdessen aber ke
stete die Frau Aebtissin zu vielen Malen jene Freuden, d
sie bisher an Andern oft verdammt hatte. Endlich en
ließ sie ihn wieder in seine Wohnung; als sie ihn ab
so oft wiederbestellte, und weit über ihren Antheil vo
ihm verlangte, befürchtete Masetto, der nicht so Vie
zugleich zu befriedigen im Stande war, seine angenom
mene Stummheit könne ihm bei längerem Verweilen
großem Nachtheil gereichen. Deßhalb löste er, als er
einer Nacht bei der Aebtissin war, das Band seiner Zu
ge, und sprach: „Edle Frau, ich habe wohl gehört, da
ein Hahn für zehn Hühner ausreicht; man hat mir ab
öfters gesagt, daß zehn Männer kaum, oder mit Müh
vermögen, nur einer einzigen Frau zu genügen. Ich ha
nun deren neun zufrieden zu stellen. Das kann ich u
möglich aushalten. Denn schon meine Gartenarbeit
setzen meiner Gesundheit zu, und wenn nun noch sol
Dinge dazukommen, so bin ich wahrhaftig nicht mehr
Stande, länger meinem Posten vorzustehen; daher
Euch bitte, mir entweder meinen Urlaub zu geben, od
die Sache anders einzurichten." — Als die Dame hört
daß der Mann, den sie für stumm gehalten hatte, plö
lich reden konnte, war sie ganz außer sich vor Erstaun
und rief: „Mein Gott, was ist denn das? Ich glaub
du wärest stumm?"

„Fromme Frau", erwiederte Masetto, „nicht

Natur, sondern ein Zufall hatte mich der Sprache beraubt, und erst diese Nacht habe ich sie, Gott sey Dank, wiedererhalten." Sie glaubte ihm, und fragte ihn, was er denn damit sagen wolle, daß er neun zu bedienen habe. Masetto erzählte ihr jetzt Alles frei heraus, und die Aebtissin erfuhr dadurch, daß sie keine Nonne im Kloster habe, welche nicht weit verschlagener wäre, als sie selbst. Sie faßte demnach den klugen Entschluß, ohne Masetto zu verabschieden, mit ihren Mädchen und dem Masetto eine Abkunft zu treffen, die der Ehre des Klosters nicht schadete. Weil nun gerade der Klosterverwalter in diesen Tagen starb, so eröffneten sie einander sämmtlich, was bisher unter ihnen geschehen war, und trafen dann die Uebereinkunft, die Leute glauben zu machen, Masetto habe durch ihr Gebet und durch die Gnade des Heiligen, dem das Kloster geweiht war, nach jahrelanger Stummheit die Sprache wiedererhalten. Darauf übertrugen sie ihm den Posten des Hausverwalters, und theilten seine Anstrengungen auf solche Weise ein, daß er sie auszuhalten vermochte. Obwohl nun Masetto mit den Nonnen eine ziemliche Anzahl Mönchlein und Nönnchen erzeugte, so wurde doch die Sache so vorsichtig betrieben, daß Niemand etwas davon erfuhr. Erst nach dem Tode der Aebtissin dachte Masetto, welcher nachgerade alt geworden war, daran, reich nach seiner Heimath zurückzukehren, was ihm denn auch ohne Anstand gestattet wurde. So reiste denn Masetto betagt, reich, und ohne die Mühe, Kinder ernähren zu müssen, nachdem er seine Jugend klug zu benutzen gewußt hatte, wieder in dieselbe Heimath, aus welcher er mit der Axt auf der Schulter fortgewandert war, und pflegte dort zu sagen: so belohne Christus Diejenigen, welche sich darauf verstünden, mit ihrem Horn den rechten Punkt zu treffen.

II. Novelle.

Ein Stallknecht schläft bei der Gemahlin des Königs Agilulf. Agilulf wird es gewahr, macht den Thäter ausfindig, und schneidet ihm im Schlafe das Haar ab. Der Geschorne aber thut allen seinen Cameraden ein Gleiches, und entgeht dadurch seiner Strafe.

Nachdem Philostrato mit seiner Erzählung, über welche die Damen bald erröthet waren, bald gelacht hatten, zu Ende war, gebot die Königin der Pampinea, fortzufahren, welche denn auch sogleich mit heiterm Lächeln folgendermaßen begann: „Es giebt so manche Leute, welche unvorsichtig genug sind, es sich merken zu lassen, daß sie um gewisse Dinge wissen, die sie lieber sich stellen sollten, nicht zu wissen, und die dann öfters, indem sie ein unbemerktes Vergehen veröffentlichen, und dadurch ihre Schande verschleiern wollen, diese gerade recht in die Augen fallend machen. Die Wahrheit dieser Behauptung will ich euch durch ein Beispiel des Gegentheils zeigen, indem ich euch die Verschlagenheit eines Menschen, der vielleicht noch weniger, als Masetto, bedeuten will, und die Klugheit eines mächtigen Königs vor Augen führen werde.

Agilulf, der König der Longobarden, residirte gleich seinen Vorgängern mit seinem Hofe in der Hauptstadt der Lombardei, Pavia, und befestigte seinen Thron durch die Vermählung mit Theudelinda, der Wittwe des lombardischen Königs Autharich, einer schönen, weisen und sehr keuschen Frau, der aber dennoch der Liebe einstmals einen bösen Streich spielte. Als nehmlich Agilulf durch seine Klugheit und Tapferkeit die An-

gelegenheiten des lombardischen Reichs ziemlich sicher gestellt hatte, geschah es, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mann von ganz niederer Abkunft, der jedoch einen über seinen Stand weit erhabenen Sinn hatte, und auch dabei in seinem Aeußern an Schönheit und Ansehnlichkeit der Person fast dem König gleichkam, sich sterblich in die Königin verliebte. Weil er aber trotz seiner niedrigen Stellung Verstand genug besaß, um einzusehen, daß seine Liebe außer allen Grenzen der Möglichkeit und Schicklichkeit liege, so ließ er sich nicht nur gegen Andere das Geringste merken, sondern nahm sich auch in Acht, die Königin selbst nur durch einen einzigen Blick etwas davon ahnen zu lassen. Wiewohl er nun also gar nicht die mindeste Hoffnung hegen konnte, so fühlte er doch einen gewissen Stolz, sich einen so erhabenen Gegenstand seiner Neigung auserkoren zu haben, und da er ganz Feuer und Flammen war, so strengte er sich an, es seinen Cameraden in Allem zuvor zu thun, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen könnte. Daher pflegte sie auch am liebsten das Pferd zu reiten, welches er gewartet und gesattelt hatte, und wenn sie dieses that, so schätzte er es für die höchste Gnade, wenn er ihr den Steigbügel halten, oder den Saum ihres Kleides berühren durfte. Wie wir nun oft sehen, daß die Liebe zunimmt, je weniger sie Hoffnung fassen darf, so war dieß auch bei dem armen Stallknecht der Fall, welcher das heimliche Feuer seiner Liebe kaum noch aushalten konnte, und in Folge desselben sogar auf selbstmörderische Gedanken verfiel. Indem er über die Todesart nachdachte, welche er erwählen wollte, wünschte er dabei zugleich die große Liebe an den Tag zu legen, die er für die Königin empfunden hatte, und noch empfände; er wollte nehmlich erst vorher noch einen Versuch wagen, den Endzweck seiner Liebe bei ihr entweder

ganz, oder doch wenigstens zum Theil zu erreichen. Es fiel ihm jedoch nicht ein, der Königin ein Wort davon zu sagen, oder sich ihr etwa in einem Briefe zu offenbaren, weil er voraussehen konnte, daß er nur umsonst sprechen oder schreiben würde; sondern sein Plan ging dahin, zu versuchen, ob es ihm nicht durch List gelingen würde, eine Nacht in den Armen der Königin zuzubringen. Dazu bot sich ihm freilich kein anderes Mittel, als daß er unter der Verkleidung des Königs, der nicht jede Nacht bei ihr zu schlafen pflegte, den Zutritt zu ihrem Schlafgemach erhielte.

Um nun zu erfahren, wie und in welcher Kleidung sich der König zu seiner Gemahlin begäbe, versteckte er sich mehrmals bei Nacht in einem großen Saal des königlichen Schlosses, welcher zwischen den Gemächern des Königs und der Königin befindlich war. In einer dieser Nächte sah er endlich den König, in einen großen Mantel eingehüllt, eine kleine brennende Kerze in der einen, und eine Reitgerte in der andern Hand, aus seinem Zimmer nach dem der Königin gehen, und, ohne ein Wort zu reden, ein paarmal mit der Gerte an die Thür schlagen, worauf sogleich geöffnet, und ihm die Kerze aus der Hand genommen wurde. Als nun der Stallknecht ihn so hineingehen und ebenso wieder herauskommen gesehen hatte, gedachte er ihn genau nachzuahmen. Er verschaffte sich demnach einen völlig gleichen Mantel, steckte eine Wachskerze und ein Feuerzeug zu sich, und badete sich fleißig, damit ihn der Stallgeruch nicht verrathen möchte, worauf er sich nach gewohnter Weise in den großen Saal hineinschlich. Als er nun glaubte, daß Alles schliefe, und daß der rechte Augenblick gekommen sei, um entweder sein glorreiches Abenteuer glücklich zu bestehen, oder bei der Unternehmung auf würdige Weise den ersehnten Tod zu

finden, machte er Feuer, zündete seine Kerze an, hüllte sich tief in seinen Mantel, und klopfte mit der Gerte ein paarmal an das Schlafgemach der Königin. Eine Kammerfrau in halbem Schlafe öffnete ihm die Thüre, nahm ihm die Kerze aus der Hand, löschte sie aus, und führte ihn schweigend an das Bett der Königin. Dort warf er die Kleider schnell von sich, und nahm Platz an ihrer Seite. Da er bemerkt hatte, daß der König bei übler Laune zuweilen keine Sylbe sprach, und auch nicht mit sich reden ließ, so gelang es ihm um desto leichter, die Rolle eines Stummen zu spielen, die ihm darum nicht weniger Wonne gewährte, und es ihm schwer machte, seinen Platz wieder zu verlassen. Weil er jedoch besorgen mußte, daß ihm bei längerem Verweilen sein höchstes Glück ins tiefste Unglück stürzen möchte, so erhob er sich, hüllte sich wieder in seinen Mantel, ließ sich die Kerze geben, und ging so stillschweigend fort, wie er gekommen war, worauf er sich sogleich nach seiner Schlafstelle begab. Kaum mochte er sich in sein Bett gelegt haben, so stand der König auf, und ging in das Schlafgemach der Königin, welche sich über diesen zweiten Besuch nicht wenig verwunderte. Als sie aber fand, daß er mit besonderem Feuer umarmte, faßte sie um seiner Freundlichkeit willen ein Herz, und sagte: „Was hat das zu bedeuten, mein Herr und Gebieter? So eben erst habt Ihr mich verlassen, und kehrt schon wieder zurück? Nehmt Euch in Acht; man muß in allen Dingen Maas halten.“

Da der König diese Worte hörte, kam er sogleich auf den Gedanken, daß ein Anderer bei der Königin seine Rolle gespielt haben müsse. Weil sie ihm indessen nichts davon zu ahnen schien, und auch sonst Niemand etwas davon wußte, so hielt er es für klug, sich auch gegen sie nichts merken zu lassen. So mancher Andere wäre viel-

leicht thöricht genug gewesen, zu sagen: „Ich bin nicht bei dir gewesen! Wer war also da? Und was hat er hier gemacht? Und wie ist er hier hereingekommen? woraus denn nichts als Unfug entstanden wäre, weil er die Königin dadurch betrübt, oder auch ihr Anlaß gegeben hätte, die Wiederholung desjenigen zu wünschen, was geschehen war. Genug, wenn er davon schwieg, so traf ihn nicht die geringste Schande, aber wenn man davon sprach, so konnte ihm das nur Schimpf verursachen. Er verbiß deßhalb seinen stillen Ingrimm, machte einige Scherze darüber, daß sich die Königin so sehr über sein Erscheinen verwundere, und that, als ob er ihrer Warnung Gehör gäbe. Weil er indessen innerlich vor Wuth kochte, so erhob er sich, nahm seinen Mantel, und ging hinaus, um in aller Stille dem Thäter nachzuforschen, der, wie er mit Sicherheit anzunehmen können glaubte, sich noch nicht habe entfernen können, sondern noch im Hause seyn müsse. Zu diesem Zweck eilte er mit einer kleinen Blendlaterne nach einem großen und langen Gemach, welches neben dem Schloß über den Ställen angelegt war, wo seine Dienerschaft in verschiedenen Betten schlief. Und weil er meinte, daß demjenigen, welcher die Königin besucht hatte, das Herz noch klopfen müsse, so fühlte er der Reihe nach Jedem auf die Brust, um zu sehen, bei welchem der Puls am stärksten schlüge. Wiewohl nun alle Uebrigen in festem Schlafe lagen, so wachte doch der, welcher bei der Königin gewesen war, noch immer, und hatte einen nicht geringen Schreck, als er den König kommen sah, und wohl errieth, was er im Sinne hatte. Die Furcht vermehrte sein Herzklopfen, weil er besorgte, daß ihn der König, wenn er seine Angst bemerkte, auf der Stelle tödten würde. Da er ihn jedoch ohne Waffen sah, so stellte er sich, als ob er schliefe,

und wartete ruhig sein Schicksal ab. Nachdem nun der König lange umhergesucht, und Keinen gefunden, den er für den Thäter hätte halten können, traf er am Ende auf den Stallknecht, und als er wahrnahm, wie sehr ihm das Herz klopfte, sagte er bei sich selbst: „dieser ist es!“ Da er nun aber seine Rache ganz im Stillen nehmen wollte, so begnügte er sich damit, ihm mit einer Scheere an der einen Seite eine Locke abzuschneiden, um ihn daran am nächsten Morgen wiederzuerkennen, worauf er sich in sein Zimmer zurückverfügte. Der Stallknecht nun, welcher klug genug war, um einzusehen, warum ihn der König so gezeichnet hatte, stand jetzt alsobald von seinem Lager auf, holte sich eine Scheere, und schlich leise zu allen seinen Schlafkameraden, schor ihnen das Haar auf ähnliche Weise, und legte sich darauf ganz unbemerkt wieder in sein Bett.

Als der König am nächsten Morgen aufgestanden war, ließ er, noch ehe die Schloßthore geöffnet wurden, alle seine Diener vor sich kommen, und da sie sämmtlich mit unbedecktem Haupte vor ihm standen, sah er sich sogleich nach demjenigen um, welchen er gezeichnet hatte. Als er aber bemerkte, daß beinahe alle von ihnen auf ähnliche Weise geschoren waren, wunderte er sich sehr, und sprach bei sich selbst: „der Mann, auf den ich's abgesehen habe, ist zwar von niederer Herkunft, aber von keinem niedern Verstand.“ Da er nun einsah, daß er, ohne Aufsehen zu erregen, den schwerlich ausfindig machen würde, welchen er suchte, so wollte er sich nicht, um eine kleine Rache zu üben, einer großen Schmach aussetzen, sondern lieber den Thäter nur mit einem Worte erinnern, und ihm andeuten, daß er sein Vergehen wohl bemerkt habe. Deßhalb sagte er denn kurzhin zu ihnen allen: „Geht mit Gott eures Wegs! Wer es gethan hat, der spreche nicht

davon, und thue es nicht wieder!“ Ein Anderer hätte si vielleicht sammt und sonders köpfen, foltern und examini ren lassen, und so seine eigene Schande ans Licht gebracht Denn wenn die Sache ruchtbar geworden wäre, und er auch seine Rache befriedigt hätte, so wäre doch die Be schimpfung auf ihm haften geblieben, und die Ehre seiner Gemahlin gekränkt worden. Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, waren sehr verwundert, und unter suchten lange mit einander, was denn wohl der König eigentlich damit habe sagen wollen; aber Keiner von Allen wurde daraus klug, als nur ein Einziger, den seine Rede anging. Dieser hielt es für das Beste, sich bei Lebzeiten des Königs gegen keine Seele ein Wort von der ganzen Sache verlauten zu lassen, und setzte nie wieder sein Leben auf eine gleich gefährliche Probe.

III. Novelle.

Eine Dame, die in einen jungen Mann verliebt ist, bringt unter dem Schein der Beichte und der strengsten Gewissenhaftigkeit einen hochwürdigen Pater dahin, daß er, ohne zu wissen, was er thut, sie selbst zum Ziel ihrer Wünsche führt.

Als Pampinea schwieg, bewunderte man die Kühnheit und den Scharfsinn des Stallknechts, so wie auch die Klugheit des Königs; worauf die Königin Philomenen winkte, weiter fortzufahren. Philomena gehorchte dem Befehl, und begann mit Anmuth folgendermaßen: „Ich denke Euch jetzt einen Streich zu erzählen, den einstmals eine schöne Dame einem frommen Klosterbruder spielte,

der einen Laien um so mehr ergötzen muß, da diese meistens sehr dummen und ungeschliffenen Pfaffen Alles besser wissen wollen, als andere Leute; indem sie doch weit zurückstehen, und weil sie, als Menschen ohne Geist und Herz, sich nicht wie Andere zu ernähren wissen, wie die Schweine dahin laufen, wo sie ohne Arbeit zu essen bekommen. Ich will euch, liebe Freundinnen, diese Novelle nicht bloß deßhalb vortragen, um der Ordnung des heutigen Tages nachzukommen, sondern auch, um euch zu zeigen, wie selbst die frommen Brüder, denen wir in unserer Leichtgläubigkeit viel zu viel Glauben beimessen, nicht nur von Männern, sondern auch von unseres Gleichen oft auf eine spaßhafte Weise hintergangen werden.

In unserer Stadt, wo sich die List und Schlauheit thätiger zeigen, als die christliche Liebe und Redlichkeit, lebte vor wenigen Jahren eine edle Dame, welche die Natur sowohl mit Schönheit als mit Witz und Verstand begabt hatte, deren mir wohlbekannten Namen ich so wie die Namen der übrigen Personen, welche in der Geschichte vorkommen, verschweigen will, weil mehrere von denselben noch am Leben sind, und diese vor Zorn ganz außer sich gerathen würden, da doch der ganze Vorfall eigentlich nur belachenswerth ist. Diese Dame nehmlich, welche von vornehmen Eltern abstammte, und an einen Wollenweber verheirathet war, konnte ihren Ahnenstolz nicht aus dem Kopfe bringen, und hielt jeden Bürgerlichen, mochte er auch noch so reich sein, für unwürdig, eine Frau von Adel zu besitzen. Und weil sich ihr Mann bei allem seinem Reichthum auf nichts weiter verstand, als das Garn zu mischen und anzuzetteln, oder mit den Spinnerinnen zu zanken, so ging sie seinen Umarmungen, so weit es thunlich war, aus dem Wege, und sah sich nach einem Liebhaber um, der ihr würdiger erschien, als ihr Wollenweber.

Sie verliebte sich nehmlich dergestalt in einen gewisser
Edelmann von mittleren Jahren, daß sie die Nacht nicht
schlafen konnte, wenn sie ihn den Tag über nicht gesehen
hatte. Der gute Mann, der keine Ahnung davon hatte,
bekümmerte sich nichts darum, und sie war vorsichtig ge-
nug, ihn nicht durch Unterhändlerinnen oder Briefe davon
zu unterrichten, weil sie sich keinen Unannehmlichkeiten
aussetzen wollte. Unterdessen ward sie gewahr, daß er
sehr vertrauten Umgang mit einem Klosterbruder pflog,
der seines dicken Bauches und wohlgerundeten Gesichts
ungeachtet, doch einen höchst ehrbaren Lebenswandel führte
und allgemein für das Muster eines Geistlichen gehalten
wurde. Eben dieser nun schien ihr gerade der rechte
Mann zu sein, welcher ihr zum Unterhändler bei ihrem
Geliebten dienen könnte.

Nachdem sie sich nun ihren Plan entworfen hatte, ging
sie eines Tages zu passender Zeit in seine Kirche, und
ließ ihn bitten, ihre Beichte anzuhören. Der fromme
Pater, welcher sie auf den ersten Blick für eine höchst un-
bescholtene Dame erkannte, hörte mit der größten Bereit-
willigkeit ihre Geständnisse an. Als sie nun ihre Beicht
geendigt hatte, fügte sie hinzu: „Ich muß Euch jetzt nur
noch eine Privatangelegenheit vortragen, ehrwürdiger
Herr, und mir wegen derselben Euern guten Rath erbit-
ten. Ihr kennt aus meiner eignen Beichte meine Famili
und meinen Mann. Er liebt mich mehr als sein Leben
und sieht mir alle meine Wünsche an den Augen ab, wa
ihm auch seine Wohlhabenheit ganz gut gestattet. Zum
Dank dafür liebe ich ihn gleichfalls mehr als mich selbst
und wenn ich mich nur mit einem Gedanken, oder ge
mit einer Handlung gegen ihn versündigte, so würde i
den Scheiterhaufen in höherm Grade und mit mehr Rec
verdienen, als die erste beste Hexe. Da ist aber e

Mann, dessen Name mir nicht gleich einfällt, vor dessen Rechtlichkeit ich jedoch den größten Respekt habe, und welcher, wo ich mich nicht irre, sehr viel mit Euch umgeht, ein schöner, ansehnlicher Mensch, in einem feinen schwarzen Kleide, welcher vielleicht kein rechtes Zutrauen zu meinen Gesinnungen hat, ob er mich gleich förmlich belagert. Denn ich mag nur ein Fenster öffnen, oder mich an der Thüre zeigen, oder ein paar Schritte vor das Haus gehen, so ist er gleich bei der Hand, und es wundert mich, daß ich ihn nicht schon wieder hier sehe. Das ist mir im Grunde gar nicht recht; denn Angelegenheiten solcher Art können leicht das züchtigste Weib ins Gerede bringen. Schon mehr als einmal wollte ich meine Brüder bitten, ihn deßhalb zur Rede zu stellen; doch bedachte ich dabei, daß die Männer solche Aufträge nicht mit dem besten Erfolg auszurichten pflegen. Denn bei dergleichen Dingen gerathen sie gewöhnlich in einen Wortwechsel, und am Ende kommt es gar zu Raufereien. Dieß bewog mich denn zu schweigen, und um alles etwa zu besorgende Unheil zu verhüten, beschloß ich, mit Euch über die Sache zu sprechen, theils, weil Ihr mein Freund zu sein scheint, theils, weil es in Eurem Beruf liegt, in derlei Angelegenheiten, wo nicht mit That, doch wenigstens mit Rath, zur Hand zu gehen. Und so bitte ich Euch denn um Gotteswillen, ihm wegen seines Betragens einen Verweis zu geben, und ihm zu sagen, daß er sich in Zukunft so etwas nicht wieder einfallen lassen möge. Es gibt ja Gottlob in unsern Zeiten noch Frauenzimmer in Menge, welche an dergleichen Dingen ein Gefallen finden, und denen es höchst willkommen seyn wird, wenn er ihnen den Hof macht; dagegen ich dazu gar keinen Hang habe, und er mir damit nur beschwerlich fällt."

Bei diesen Worten senkte sie ihr Haupt, und that,

als ob sie sich bis zu Thränen gerührt fühlte. Der fromme Bruder errieth sogleich den Mann, von welchem sie sprach; er pries ihre frommen Gedanken, und weil er in die Wahrheit ihrer Worte keinen Zweifel setzte, so versprach er ihr, es dahin zu bringen, daß sein Freund ihr künftig nicht mehr lästig fallen sollte. Da er ihren Reichthum kannte, so empfahl er ihr noch ferner die Tugend der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, wobei er besonders darauf ausging, ihr die Bedürfnisse seines Klosters anschaulich zu machen. „Ich bitte Euch," fiel ihm die Dame in die Rede, wenn Euer Freund ja läugnen sollte, ihm zu sagen, daß ich selbst Euch Alles entdeckt, und mich über ihn beklagt habe." Nach Beendigung der Beichte gedachte sie an des Paters Ermunterung zur Mildthätigkeit, und drückte ihm eine Geldrolle in die Hand, um welche sie ihn ersuchte, Seelenmessen für ihre verstorbenen Verwandten zu lesen, worauf sie sich vom Beichtstuhl erhob, und nach Hause ging.

Nicht lange darauf kam der junge Cavalier, seiner Gewohnheit gemäß, zu dem frommen Bruder. Nachdem sie sich eine Zeitlang über verschiedene Gegenstände unterhalten hatten, nahm ihn der Pater auf die Seite, und tadelte ihn auf eine feine Weise wegen der Nachstellungen, mit welchen er die Dame nach ihrer Aussage belästigt hatte. Worüber sich der Cavalier außerordentlich verwunderte, weil er ihr niemals nachgegangen, und nur zuweilen aus Zufall an ihrem Hause vorübergekommen war. Als er sich in dieser Hinsicht reinsprechen wollte, ließ ihn der Pater nicht zu Worten kommen, sondern sagte: „O stelle dich doch nicht so erstaunt, und verliere die Zeit nicht mit Leugnen, denn das hilft dir nichts! Nicht etwa klatschlustige Nachbarn haben mir von der Sache erzählt, sondern ich weiß Alles aus ihrem eigenen

unde, und sie hat sich sehr bei mir beschwert. So sehr
rgleichen Possen für dich selbst passen, so sehr kann ich
ch versichern, daß ich nie ein Weib gesehen habe, dem
in gleichem Grade wie ihr, mißfällig wären. Darum
te ich dich um ihrer Ruhe und deiner eignen Ehre will-
, bleib davon, und laß sie in Frieden!" — Der Edel-
nn, welcher ein wenig schärfer sah, als der gute Pater,
ieth bald genug die Schlauheit der Dame; er stellte
demnach ein wenig beschämt, und versprach, sich nicht
ter auf die Sache einzulassen. Sobald er indeß die
le des Paters verlassen hatte, war es seine erste Sorge,
dem Hause der Dame zu gehen, die am Fenster auf-
ksam lauerte, ob er nicht vorbeikommen würde. Als
ihn erblickte, bezeigte sie sich so freundlich gegen ihn,
es ihm wohl so vorkommen mußte, als ob er die
rte des Mönchs richtig verstanden hätte; weßhalb er
demselben Tage an nie unterließ, mit gehöriger Vor-
, zu seinem eigenen Vergnügen und zu großer Beru-
ng der Dame, indem er sich stellte, als ob ihn andere
häfte dorthin führten, unter ihrem Fenster vorbeizu-
n. Die Dame indeß hatte sich bald davon überzeugt,
sie ihm eben so wohl, als er ihr, gefiele, und so
sie denn, um ihn noch mehr aufzumuntern, und ihm
Liebe zu erkennen zu geben, der nächsten Gelegenheit
, sich dem frommen Bruder in seiner Kirche mit ei-
bittern Thränenstrom wieder zu Füßen zu werfen.
der Geistliche sie so sehr weinen sah, fragte er sie
ehmend, was denn wieder Neues geschehen sei.
würdiger Herr," versetzte die Dame, ich bringe keine
e Neuigkeiten, als von Euerm unseligen Freunde,
den ich mich erst jüngst bei Euch beklagte. Ich glau-
der That, der Mann ist mir zur Plage geboren,
wird es noch so weit bringen, daß er mich zu Din-

gen verleitet, die mir meine Seelenruhe für Zeitlebens rauben, und mich verhindern, jemals wieder würdig vor Euch zu erscheinen." — „Wie, meine Tochter?" sprach der Pater, „hat er denn noch nicht aufgehört, dir Aergerniß zu geben?" — „Ach nein!" erwiederte die Dame; im Gegentheil scheint es, als ob er, seit ich mich über ihn bei Euch beklagt habe, es mir zum Trotz thäte, weil er es mir vielleicht übel genommen hat, daß er jetzt zehenmal für einmal unter meinem Fenster vorbeigeht. Und wollte nur Gott, daß es mit dem Vorübergehen und Hinaufsehen sein Bewenden gehabt hätte! Aber er ist so unverschämt gewesen, mir erst gestern eine Weibsperson ins Haus zu schicken, die sich auf Liebesangelegenheiten versteht, und die mir von ihm einen Gürtel und eine Börse brachte. Ich war darüber so außer mir, und bin es noch jetzt, daß ich den größten Lärmen darüber erhoben hätte, wenn dieß mir nicht als sündlich erschienen wäre, und ich nicht auf Euch Rücksicht genommen hätte. Demnach unterdrückte ich meine Wuth, und beschloß, nicht eher ein Wort davon zu sagen, bis ich Euch vorher gesprochen hätte. Uebrigens gab ich dem Frauenzimmer, die mir den Gürtel und die Börse brachte, Beides zurück, um es ihm wieder zu bringen, und entließ sie auf ziemlich grobe Weise; da fiel es mir aber auf einmal ein, daß sie vielleicht gar die Geschenke für sich behalten, und ihm weiß machen könnte, ich habe sie angenommen, denn Weiber der Art sind mit allen Hunden gehetzt. Deßhalb ließ ich sie zurückrufen, nahm ihr mit Mißbehagen die Sachen aus der Hand, und überbringe sie jetzt Euch, damit Ihr sie ihm zurückerstattet, und ihm zu verstehen gebt, daß ich seiner Geschenke nicht bedarf; denn ich habe, dem Himmel und meinem Manne sey Dank, noch so viel Gürtel und Börsen, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Sodann bitte ich Euch,

mein hochwürdiger Herr Pater, mich zu entschuldigen; aber wenn jener Mensch jetzt nicht nachläßt, mich zu verfolgen, so werde ich es meinem Manne und meinen Brüdern sagen, mag aus der Sache werden, was da wolle! Wenn es ihm dann schlecht geht, so soll mir das immer noch weit angenehmer seyn, als wenn ich durch ihn in bösen Leumund komme, und damit Punktum!" — Nach diesen Worten zog sie mit Thränen in den Augen eine prächtige Börse und einen reichgestickten Gürtel aus der Tasche, und warf sie dem Pater in den Schoos. Da dieser noch immer ihren Worten Glauben beimaß, nahm er die Sachen voll Zorn zu sich, und erwiederte ihr: „Meine Tochter, wenn du dich über solche Dinge bekümmerst, so kann ich mich durchaus nicht darüber wundern, oder dich deßwegen tadeln; vielmehr muß ich dir meinen vollen Beifall geben, daß du mich darüber um Rath befragst. Neulich stellte ich ihn zur Rede; aber er hat sein mir gegebenes Versprechen sehr schlecht gehalten, weßwegen ich ihm jetzt den Kopf dermaßen zu waschen gedenke, daß es ihm gewiß vergehen soll, dich weiter mit seinen Zudringlichkeiten zu behelligen. Laß dich aber um Gotteswillen von deinem Zorn nicht so weit verleiten, irgend Jemandem von den Deinigen nur eine Sylbe von der Sache zu entdecken, weil daraus leicht das größte Unglück entstehen könnte! Mache dir übrigens wegen deines guten Rufes keine Sorge; denn ich werde immer vor Gott und Menschen ein unwandelbarer Zeuge deiner Unschuld seyn."

Die Dame that, als ob sie diese Worte einigermaßen zur Ruhe stellten, und weil sie wußte, wie sehr der Pater und alle seine Brüder das Geld liebten, so beschloß sie die Unterredung mit den Worten: „Hochwürdiger Herr Pater, in den letzten Nächten sind mir mehrere meiner Verwandten im Traum erschienen, die sich in großem

Jammer befinden müssen, und mich um weiter nichts, als um nur ein Almosen gebeten haben; vor Allen aber meine selige Mutter, die so traurig und elend aussah, daß es ein wahrer Jammer war. Ich glaube, es beunruhigt sie in ihrem Grabe, daß mich dieser Feind Gottes so in Versuchung führt. Darum ersuche ich Euch, für sie vierzig Messen des heiligen Gregorius zu lesen, und mir mit Eurem Gebet beizustehen, damit sie unser Herrgott aus dem Fegefeuer erlösen möge." — Nach diesen Worten drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand, nach welchem der fromme Pater begierig griff, worauf er mit vielen guten Worten und Beispielen ihre Tugend belobte, und sie dann mit seinem Segen entließ. Als sich nun die Dame entfernt hatte, und der Pater nicht im Geringsten ahnte, daß man ihm Nasen drehte, schickte er sogleich nach seinem Freunde, welcher, als er bei seiner Ankunft den Mönch zornig sah, sogleich errieth, daß er Neuigkeiten von seiner Dame hören werde. Er war daher voll Erwartung, was jener sagen würde. Der Mönch wiederholte, was er ihm schon früher gesagt hatte, und schalt ihn besonders wegen dessen, was er nach den Aeußerungen der Dame gethan haben sollte. Der Cavalier, welcher vor allen Dingen genauer zu wissen wünschte, wo der Mönch eigentlich hinauswollte, leugnete ziemlich lau, ihr den Gürtel und die Börse geschickt zu haben, um dem Pater nicht ganz den Glauben zu benehmen, für den Fall, daß ihm die Dame diese Sachen vielleicht zugestellt hätte. Aber der Pater erwiederte ihm in höchster Entrüstung: „Wie? du schlechter Mensch, du willst das noch leugnen? Da sieh her! Diese Sachen hat sie mir unter vielen Thränen selbst gebracht! Willst du nun noch sagen, daß du sie nicht kennst?"

Der Cavalier that, als ob er dadurch beschämt würde.

„Ach ja!“ sagte er, „ich kenne sie in der That, und ich gebe zu, nicht recht gehandelt zu haben. Doch, da ich jetzt die Gesinnungen der Dame weiß, so schwöre ich, daß Ihr nie wieder ein Wort von der ganzen Sache hören sollt.“ Es wurde von beiden Seiten noch viel hin- und hergeredet, und endlich gab der Bruder Simpel den Gürtel und die Börse seinem Freunde, dem er den Text noch recht tüchtig las und es an's Herz legte, sich solcher Dinge in Zukunft zu enthalten, worauf er ihn von sich gehen ließ. Dem Edelmann war es im höchsten Grade erwünscht, über die Liebe seiner Dame Aufklärung erhalten zu haben, und er freute sich über das schöne Geschenk. Sobald er nun den Pater verlassen hatte, eilte er nach dem Orte, wo sich Gelegenheit bot, seiner Dame bemerklich zu machen, daß er ihr Geschenk richtig empfangen habe, was ihr desto lieber war, da sie jetzt sah, daß ihr Plan völlig nach Wunsche ging.

Sie wartete jetzt auf nichts mehr, um dem Werke die Krone aufzusetzen, als daß ihr Mann einmal verreisen möchte, und der Zufall fügte es auch, daß er bald nachher wegen vorhabender Geschäfte nach Genua gehen mußte. Als er nun kaum des Morgens zu Pferde gestiegen und fortgeritten war, so ging die Dame auch schon zu dem frommen Bruder, und sagte unter Schluchzen und Weinen: „Ehrwürdiger Herr Pater, ich sage Euch, daß ich es jetzt nicht länger aushalten kann. Doch da ich Euch versprochen habe, nicht zu handeln, ohne Euch vorher um Rath zu fragen, so erscheine ich jetzt, um mich vor Euch zu rechtfertigen. Und, um Euch zu überzeugen, daß ich mich nicht etwa ohne Grund so kläglich geberde, so hört nur, was Euer Freund, oder vielmehr Euer Satan aus der Hölle, mir diesen Morgen vor Anbruch des Tages für einen Streich gespielt hat. Gott weiß, durch welchen bö-

sen Geist er Lunte davon bekommen hat, daß mein Mann gestern früh nach Genua geritten ist; genug, diesen Morgen, um die Zeit, wie ich Euch gesagt habe, kommt er in meinen Garten, klettert auf einen Baum, der gerade unter meinem Fenster steht, öffnet das Fenster, und will schon in meine Kammer steigen, als ich, Gott sey Dank, aufwachte, und mich stellte, als wollte ich ein lautes Geschrei erheben. Ich würde auch ganz gewiß geschrieen haben, wenn er mich nicht von draußen her um Gotteswillen um Verzeihung gebeten und davon unterrichtet hätte, wie die ganze Sache stehe, und wer er wäre. So schwieg ich denn um Euretwillen still, sprang aber fasennackt aus dem Bett, und schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Ich glaube, er ist darauf gegangen, denn ich habe dann weiter nichts von ihm gehört und gesehen. Nun sagt mir einmal selbst, ob das ein anständiges Betragen ist, und ob man sich so etwas wohl gefallen lassen soll; wenigstens ich für meine Person habe keine Lust, Dinge dieser Art zu ertragen, und wenn Ihr nicht sein Freund wäret, so würde ich ganz anders mit ihm verfahren seyn." — Als der Pater diese Worte hörte, gerieth er in eine große Entrüstung, und wußte nichts, als die mehrmalige Frage hervorzubringen, ob sie denn auch ganz genau gesehen habe, daß es der Cavalier, und nicht etwa ein Anderer gewesen sey. „Nun Gottlob! so gesunde Augen habe ich noch," versetzte die Dame, „um ihn von Andern unterscheiden zu können. Ich sage Euch, er war es, und wenn er es leugnen sollte, so glaubt ihm nicht!" Worauf der fromme Bruder erwiederte: „Meine Tochter, ich muß gestehen, das war frech und gottlos gehandelt, und du hast sehr wohl daran gethan, ihn unverrichteter Sache fortzuschicken. Insofern dich aber der gütige Himmel gnädig vor Beschimpfung bewahrt hat, so laß dich

erbitten, nochmals meinem wohlmeinenden Rath Gehör zu geben, und dich gegen Niemand von deinen Leuten zu beklagen. Ueberlaß mir Alles! Ich will doch einmal versuchen, ob ich nicht im Stande bin, diesen eingefleischten Teufel zu bändigen, welchen ich immer für einen Heiligen gehalten habe! Wenn ich es dahin bringen kann, ihn von diesem abscheulichen Unfug zu bekehren, so ist es gut; gelingt mir dieß aber nicht, so ertheile ich dir hiemit meinen Segen und mein Wort, daß ich dir volle Freiheit gebe, mit ihm zu thun, was dir gefällt!"

„Nun wohlan", erwiederte die Dame, „ich will Euch dießmal weder erzürnen, noch widerstreben; aber seht zu, daß er sich in Acht nimmt, und mir keinen neuen Verdruß erweckt; denn ich versichere Euch, daß ich in dieser Angelegenheit heute zum letztenmale bei Euch gewesen bin!"

Hierauf ging sie, sich höchst verdrießlich stellend, von ihm. Kaum war sie aus der Thüre des Klosters getreten, als der Cavalier desselben Weges kam. Der Pater rief ihn sogleich zu sich, nahm ihn auf die Seite, und sagte ihm die heftigsten Worte, die man sich nur erdenken kann. Er nannte ihn einen Schelm, einen Meineidigen, und einen Verräther über den andern. Der Cavalier, welcher nun schon zweimal die Erfahrung gemacht hatte, was die Scheltworte des Paters eigentlich bedeuten wollten, suchte ihn nur durch allerlei unbestimmte Reden zur Sprache zu bringen. „Hochwürdiger Herr", sagte er, „was soll dieser Zorn? Habe ich denn Christum gekreuzigt?"

„Seht doch den Unverschämten!" versetzte der Pater, „Thut er doch wahrhaftig nicht anders, als wenn schon ein oder zwei Jahre vergangen wären, daß er Zeit gehabt hätte, seine schlechten Streiche zu vergessen! Ist es dir von heute morgen bis jetzt schon wieder aus dem Sinne gekommen, wie du deinen Nächsten beleidigt hast?

Wo warst du denn heute kurz vor Tagesanbruch?" — „Was weiß ich, wo ich gewesen bin!" versetzte der Cavalier. „Euer Bote muß Euch wohl früh davon benachrichtigt haben." — „Ja wohl hat er mich benachrichtigt", erwiederte der Pater; „aber ich merke schon, du dachtest, weil der Mann nicht zu Hause sey, so würde dich die gute Frau mit offenen Armen empfangen. Halt, mein Herr! der bei Nacht umherschleicht, und den Leuten in die Gärten und auf die Bäume steigt; wähnst du die Keuschheit dieser Dame zu besiegen, wenn du Bäume erkletterst, und dir so einen Weg zu ihrem Fenster bahnst? Es ist ihr nichts in der Welt mehr zuwider, als dein Betragen, und doch lässest du dich nicht bedeuten, es zu ändern. Ich will dich nicht einmal daran erinnern, daß sie dir mehr als Einen Beweis davon gegeben hat, sondern nur daran, wie herrlich du meine Ermahnungen befolgt hast! Aber ich sage dir nur dieß, daß sie nicht etwa aus Liebe zu dir, sondern bloß auf mein Zureden, bisher über dein ungeziemliches Benehmen geschwiegen hat, was sie jedoch in Zukunft nicht mehr thun wird. Denn von jetzt an habe ich es ihr freigestellt, ganz nach ihrem Gefallen zu Werke zu gehen, sobald du wieder etwas ihr Mißfälliges unternimmst. Wie soll dir's ergehen, wenn sie es ihren Brüdern offenbart?"

Der Cavalier hatte nunmehr Alles erfahren, was er zu wissen brauchte; er besänftigte daher den Pater nach bestem Wissen und Vermögen mit großen Verheißungen, und am nächsten Morgen stieg er über die Gartenmauer, und auf den Baum, fand das Fenster offen, und wurde von der Dame mit offenen Armen aufgenommen, die ihn bereits sehnsuchtsvoll erwartete, und es dem Pater im Stillen Dank wußte, daß er ihm den Weg so gut gezeigt hatte. Sie hatten noch tausend Spaß über den Bruder

Simpel, und wußten künftig ihre Maasregeln so zu treffen, daß sie keines ähnlichen Unterhändlers mehr bedurften, um in gleicher Freude noch viele Nächte zuzubringen, welche der Himmel nach seiner heiligen Barmherzigkeit auch mir und allen Christenseelen bescheeren möge, die darnach verlangen.

IV. Novelle.

Don Felice lehrt den Bruder Puccio, wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und vertreibt sich unterdessen die Zeit mit dessen Frau.

Nachdem Philomena ihre Geschichte beendigt hatte, lobte Dioneo mit schmeichelhaften Ausdrücken den Verstand der Dame, sowie auch das Stoßgebet, womit Philomena ihre Erzählung geschlossen hatte; worauf sich die Königin lächelnd zu Pamphilo wandte, und sagte: „Jetzt bitte ich dich, uns mit einer anmuthigen Novelle zu unterhalten!"

„Mit Vergnügen will ich das thun", versetzte Pamphilo, und begann: Madonna, es giebt viele Leute, welche, indem sie sich selbst Mühe geben, das Paradies zu erreichen, Andern dazu verhelfen. Daß es einer von unsern Nachbarinnen vor einiger Zeit so gegangen ist, soll Euch meine Geschichte lehren.

Ich hörte nämlich einmal erzählen, daß nahe bei San Pancrazio ein rechtschaffener, reicher Mann wohnte, der Puccio di Rinieri hieß, und an nichts, als an geistliche Dinge dachte, in den Orden des heiligen Fran-

ziskus trat, und von demselben Bruder Puccio genannt wurde. Weil nun sein ganzes Hauswesen nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, und er deßhalb nicht nöthig hatte, sich viel mit weltlichen Geschäften abzugeben, so brachte er für gewöhnlich den größten Theil des Tages in der Kirche zu. Als ein ganz einfacher Mensch von grobem Schrot und Korn hatte er nichts weiter im Sinn, als regelmäßig seinen Rosenkranz abzubeten, die Predigt zu hören, und keine Messe zu versäumen, und er blieb gewiß nie zu Hause, wenn die Laienbrüder ein Laudamus abzusingen hatten. Außerdem unterließ er nicht, zu fasten und sich zu geißeln, weil er, wie man wissen wollte, zu der Sekte der Flagellanten gehörte.

Seine Frau, die man Donna Isabella nannte, war ein artiges, munteres Weibchen von Achtundzwanzig bis Dreißig, und so rund, wie ein Apfel. Doch mußte sie oft länger Fasten halten, als es ihr gefiel, weil ihr Mann so andächtig und vielleicht auch alt war, und ihr oft, wenn sie lieber geschlafen, oder mit ihm gescherzt hätte, das Leben Christi, oder langweilige Predigtbücher, und Legenden, wie die der heiligen Magdalena, vorlas. Um diese Zeit kam ein Mönch, Namens Don Felice, der in San Pancrazio Ordensgeistlicher war, ein sehr schöner, junger, witziger und gelehrter Mann, aus Paris zurück, und wurde bald mit dem Bruder Puccio näher bekannt. Weil dieser alle seine Zweifel aufs Beste zu lösen vermochte, und, nachdem er seine schwache Seite ausgefunden, den größten Heiligen gegen ihn spielte, so lud ihn der Bruder Puccio hier und da in sein Haus zum Abendessen ein. Auch war Puccio's Frau ihm zu Liebe freundlich gegen ihn, und erwies ihm alle Ehre. Wie nun der Mönch fortfuhr, das Haus des Bruders Puccio zu besuchen, und das frische runde Weib-

chen ins Auge faßte, bemerkte er bald, wo es ihr fehle, und bekam Lust, nach Maasgabe des Zufalls, dem Bruder eine Mühe zu ersparen, und seine Stelle bei ihr einzunehmen. Er warf deßhalb manchen bedeutungsvollen Blick auf sie, wodurch in ihr ein gleiches Verlangen entzündet wurde. Sobald er dieß gewahrte, benutzte er die erste beste Gelegenheit, ihr sein Verlangen zu offenbaren. Doch, so sehr sie auch geneigt war, ihm gefällig zu seyn, so hatte es doch seine Schwierigkeiten, die Art und Weise auszudenken; denn außer dem Hause wollte sie sich dem jungen Pater nicht anvertrauen, und daheim konnte dieß auch nicht wohl geschehen, weil Bruder Puccio nie verreiste, welcher Umstand den Mönch sehr betrübte. Nach langem Hin- und Hersinnen fiel ihm indeß doch endlich ein Plan ein, mit ihr in ihrem eignen Hause ein Rendezvous zu veranstalten, ohne daß der Bruder Puccio etwas davon merkte, wenn er auch anwesend wäre. Da ihn also dieser eines Tages besuchte, sagte er zu ihm: „schon längst, lieber Bruder, überzeugte ich mich davon, daß alle deine Gedanken darauf hinausgehen, ein Heiliger zu werden. Doch nimmst du, wie mich bedünkt, einen außerordentlich weiten Umweg, um zu deinem Ziele zu gelangen, während es doch einen höchst bequemen Pfad gibt, dessen sich der Papst selber mit seinen Cardinälen zu bedienen pflegt. Freilich sehen sie es nicht gern, daß man ihn den Leuten zeigt, weil dadurch der geistliche Stand, der doch meistens von Almosen lebt, augenblicklich zu Grunde gerichtet wäre, und ihm dann die Laien keine Geschenke mehr zufließen lassen würden. Weil ich dich aber als meinen Freund betrachte, und du mir immer so viele Aufmerksamkeit bewiesen hast, so möchte ich dir wohl jenen Weg gern zeigen, wenn ich nur wüßte, daß du über die Sache reinen Mund halten würdest.“ Bruder Puccio, dessen Neugier

erweckt worden war, begann ihn jetzt inständigst zu bitten, ihm doch in Betreff des besagten Weges nähere Auskunft zu ertheilen, wobei er sich hoch und theuer vermaß, daß er ohne seine Einstimmung keiner Menschenseele eine Sylbe davon entdecken würde, und gern Alles thun wollte, um seiner Vorschrift nachzukommen. „Nun", sagte der Mönch, „wenn du mir das versprichst, so will ich dir das Geheimniß offenbaren. Du mußt nehmlich wissen, daß unsere heiligen Kirchenväter behaupten, ein Jeder, welcher ins ewige Paradies eingehen wolle, habe folgende Buße zu thun. Gib jetzt wohl Acht! Ich will damit nicht etwa sagen, daß du nachher nicht immer noch der Sünder bliebest, welcher du gegenwärtig bist; indeß werden dir alle Vergehungen, die du dir bis zur Stunde deiner Bekehrung hast zu Schulden kommen lassen, sammt und sonders vergeben, und diejenigen Fehler, welche du etwa nach der Zeit begehen solltest, werden dich nicht in die Hölle bringen, weil sie als Schwachheitssünden mit etwas Weihwasser leicht abgewaschen werden können. Vor Allem mußt du also jetzt erst deine sämmtlichen Sünden aufrichtig beichten; darauf fangen die Bußübungen an; dann mußt du vierzig Tage hindurch strenge Fasten halten, und darfst während dieser Zeit kein fremdes Frauenzimmer, ja nicht einmal dein eignes Weib, berühren. Ferner mußt du dir in deinem eignen Hause einen Ort suchen, wo du die ganze Nacht hindurch den gestirnten Himmel betrachten kannst. Dahin mußt du dich mit Einbruch der Nacht begeben, und dir ein Bett dort aufschlagen lassen, welches so beschaffen ist, daß du mit den Füßen die Erde berühren, und mit dem Rücken darauf mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter, liegen kannst, wobei es dir vergönnt ist, dich mit den Händen an ein paar Pflöcken anzuhalten. In dieser Stellung mußt du

verharren bis zum Morgen. Wenn du der lateinischen Sprache kundig wärest, so würde ich dich einige Gebete lehren, welche du dabei mit Erfolg hersagen könntest; aber da du dieselbe nicht verstehst, so bete nur statt dessen dreihundert Paternoster und eben so viel Avemaria's zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit; sieh dabei mit unverwandten Augen den Himmel an, und denke an gar nichts weiter, als daran, daß Gott im Anfang Himmel und Erde erschaffen hat; und während du nun in dieser Stellung verharrst, wie Christus am Kreuze, so erinnere dich lebhaft der Leiden des Erlösers. Bei dem Läuten zur Frühmesse kannst du dich angekleidet, wie du bist, aufs Bett werfen und ein wenig ruhen; doch mußt du Vormittags noch in die Kirche gehen, etwa drei Messen hören, fünfzig Paternoster beten, und zum Wenigsten eben so viele Avemaria's sprechen. Darauf kannst du in der Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, sofern du dergleichen zu besorgen hast, und dann zum Mittagsessen gehen. Aber um die Vesperzeit mußt du dich abermals in der Kirche einfinden, und etliche Gebete hersagen, die ich dir aufschreiben will, und wenn dann der Abend kommt, so fängst du wieder ebenso an, wie du den Tag zuvor gethan hast. Sofern du dich streng an diese Vorschrift hältst, wie ich es früher selbst gethan habe, so steht zu hoffen, du werdest, noch bevor du mit diesen Bußübungen zu Ende gelangst, wunderbare Dinge von der ewigen Seligkeit verspüren." — Worauf Bruder Puccio sagte: „Nun, die Sache scheint mir gar nicht so schwer, und dauert auch gar nicht eben so lange; ich denke, das muß sich recht gut thun lassen, und so will ich denn in Gottes Namen nächsten Sonntag damit den Anfang machen." Darauf verließ er den Mönch, ging nach Hause, und erzählte Alles seiner Frau. Diese errieth sehr leicht die

Absicht, aus welcher ihm der Pater befohlen hatte, die ganze Nacht auf Einem Fleck zu bleiben, und da sie mit dieser Verordnung einverstanden war, so sagte sie, sie ließe sich dieses, und Alles, was er sonst noch zu seinem Seelenheil für zweckmäßig erachte, recht gern gefallen; und damit ihm der Himmel das Werk seiner Buße um so besser gedeihen lassen möge, so wolle sie selbst fasten, ohne jedoch an den übrigen Bußübungen Theil zu nehmen. So wurden sie denn hierüber einig, und am nächsten Sonntag begann der Bruder Puccio seine Buße Abends zu einer Stunde, wo er nicht mehr gesehen werden konnte. Darauf erschien der Mönch in der Dämmerung bei dem Weibchen, brachte etwas Gutes zu essen und zu trinken mit, und unterhielt sich mit ihr bis zum Morgen, wo er aufstand, sich entfernte, und Bruder Puccio ins Bett zurückkehrte.

Der Ort, welchen sich Bruder Puccio zur Bußübung ausgewählt hatte, war neben der Kammer, wo die Dame schlief, und nur durch eine dünne Mauer von derselben geschieden. Als daher der Pater einmal mit der Dame zu hörbar scherzte, so schien es dem Bruder Puccio, als ob der ganze Fußboden des Hauses erzitterte. Nachdem er in diesem Augenblicke gerade hundert Paternoster beendigt hatte, machte er hier Punktum, und rief, ohne sich von der Stelle zu bewegen, seiner Frau zu: „Aber Weibchen, was hast du denn nur vor?“ Da sie sehr heiterer Natur war, und vielleicht gerade so eben den Gaul des heiligen Benedict oder Gilbert reiten mochte, so erwiederte sie: „Lieber Mann, ich arbeite nach Leibeskräften.“

„Du arbeitest?“ fragte Puccio. „Was willst du denn damit sagen?“

„Und du kannst noch fragen,“ versetzte sie, „was ich damit sagen will? Wie oft habe ich dich selbst äußern

hören: „Wenn man des Abends nicht satt ist, so muß man die ganze Nacht arbeiten."

Bruder Puccio vermeinte jetzt, die Fasten seyen Schuld daran, daß sie nicht schlafen könne, und sich deßhalb so unruhig im Bett umherwälze. Er gab ihr also trotzig zur Antwort; „Ich habe dich ja doch schon oft gebeten, daß du nicht so strenge fasten sollst, aber du bist doch auf deinem Kopf bestanden; laß es doch jetzt gut seyn, und siehe, daß du schläfst. Du wirthschaftest ja wahrhaftig in dem Bette, daß die ganze Stube schüttert."

„O laß dich doch das nicht kümmern," sagte sie; „denn ich weiß am besten, was ich thue. Wenn du dich nur gehörig anstrengst, an mir soll's nicht fehlen; ich will mir schon Mühe geben, mein Möglichstes zu thun."

Durch diese Antwort völlig zur Ruhe gestellt, ging Bruder Puccio wieder an seine Paternoster. Jedoch die Dame und der Herr Pater ließen sich von dieser Nacht an in einem andern Theile des Hauses ein Bett aufschlagen, wo sie das Bußgeschäft des Bruder Puccio mit einander ausharrten, und wenn Don Felice fortging, begab sich das Weibchen nach ihrem Bette zurück, wo sich Bruder Puccio nach geendigter Buße auch einzustellen pflegte.

Während nun Bruder Puccio fortfuhr, seine Bußübungen zu verrichten, und seine Frau und Don Felice die größten Annehmlichkeiten zu schmecken, pflegte sie oft im Scherz zu diesem zu sagen: „Da läßt du nun den ehrlichen Puccio im Fegefeuer sitzen, indeß wir das Paradies genießen!" Uebrigens stellte sie der Mönch im höchsten Grade zufrieden, so daß sie ganz an sein Futter gewöhnt wurde, und dieß um so mehr, da ihr Mann seit langer Zeit ihr nur die kärglichste Kost hatte zufließen lassen, so daß sie auch nach dem Ende der Bußzeit ihres Mannes Mittel fand, sich mit dem frommen Bruder zu

erlustiren; auf diese Art hatten sie denn eine lange Zeit hindurch ihr Vergnügen mit einander. Und so kam es denn dahin, damit die Schlußworte zu den Anfangsworten passen, daß der Bruder Puccio, indem er vermeinte, durch seine Bußübungen das Paradies gewonnen zu haben, dasselbe verlor, und dem Mönch in dasselbe hinein verhalf, der ihm den Weg gezeigt hatte, und so auch seiner Frau, welche schon längst einen großen Mangel an demjenigen gelitten hatte, was ihr der gutmüthige und spendable Pater in größter Fülle zukommen ließ.

V. Novelle.

Zima schenkt dem Herrn Francesco Vergelles ein schönes Pferd für die Erlaubniß, mit seiner Frau sprechen zu dürfen. Da sie schweigt, so antwortet er selbst in ihrem Namen; und der Ausgang entspricht seiner Antwort.

Nachdem die Damen die Novelle des Pamphil nicht ohne Lächeln angehört hatten, ersuchte jetzt die Königin Elisen, weiter mit dem Erzählen fortzufahren. Diese begann denn mit der scherzhaften Bissigkeit, welche nicht sowohl in ihrem sonstigen Wesen, als in einer blossen Gewohnheit lag, folgendermaßen: Manche gescheidte Leute halten die Uebrigen für ganz dumm, und werden doch, indem sie Andere über den Löffel zu balbiren geben, am Ende selbst auf die allerschönste Manier hinters Licht geführt. Deßwegen halte ich es für sehr unklug, ohne Noth die Geisteskräfte Anderer auf die Probe zu stellen. Da indeß vielleicht nicht Jeder meine Meinung

theilt, so will ich, unserer festgesetzten Ordnung zufolge, erzählen, was einstmals einem Cavalier in Pistoja begegnete.

Es wohnte nämlich in Pistoja ein Edelmann, aus dem Stamme der Vergellesi, Namens Francesco, der große Reichthümer besaß, sehr viel Verstand hatte, aber dabei außerordentlich geizig war. Dieser sollte als Podesta nach Mailand gehen, und hatte sich zu diesem Zweck nach seinem Stande mit allem Nöthigen versehen. Es fehlte ihm weiter nichts mehr, als ein stattliches Roß. Da er nun keines fand, welches seinen Wünschen entsprach, so machte er sich darüber viele Sorgen. Es lebte nun zu gleicher Zeit damals ein Jüngling, mit Namen Ricciardo, der zwar von keiner hohen Abkunft, aber sehr reich war, und welcher sich immer so modisch trug, daß man ihn allgemein Zima (den Stutzer) nannte. Dieser hatte seit langer Zeit die Frau des Herrn Francesco, welche sehr schön und tugendhaft war, geliebt, und ihr ohne Erfolg den Hof gemacht. Nun besaß Zima eines der allerschönsten Pferde in ganz Toscana, welches er wegen seiner seltenen Vortrefflichkeit besonders werth hielt; und da es offenkundig war, daß er sich um die Frau des Herrn Francesco bemühte, so brachte ein guter Freund den Letzteren auf den Gedanken, daß ihm Zima aus Liebe zu der Dame wohl gar das Roß schenken würde.

Francesco, vom Geiz regiert, ließ Zima kommen, und fragte ihn, ob er ihm wohl sein Roß verkaufen würde, wobei er hoffte, Zima werde ihm jedenfalls mit demselben ein Präsent machen. Dem Zima behagte der Antrag, und so sagte er denn zu dem Cavalier: „O mein Herr, und wenn Ihr mir auch Euer ganzes Vermögen schenken wolltet, so wäre mein Pferd doch damit

noch nicht bezahlt; unentgeldlich jedoch will ich es Euch, wofern Ihr damit einverstanden seyd, unter der Bedingung überlassen, daß ich, bevor Ihr es in Empfang nehmt, erst mit Eurer Erlaubniß und in Eurem Beiseyn ein paar Worte mit Eurer Frau sprechen darf, und zwar so weit entfernt von allen Zuhörern, daß nur sie allein mich vernehmen kann. Der vom Geitz verblendete Cavalier antwortete, in der Hoffnung, den Zima übers Ohr zu hauen: „es sey ihm recht, zu welcher Zeit es ihm beliebe." Er führte ihn hierauf in den Saal seines Palastes, und ging in das Zimmer seiner Frau. Dieser sagte er, welche schöne Gelegenheit sich ihm im Augenblicke darbiete, eins der vortrefflichen Rosse leichtesten Kaufs an sich zu bringen, worauf er sie bat, einmal mit ihm zu kommen, um den Zima anzuhören, wobei sie sich aber hüthen solle, ihm auf Alles, was er sagen würde, nur eine Sylbe zu erwiedern.

Der Dame wollte die Sache nicht einleuchten; da sie jedoch dem Gebot ihres Gemahls nicht wohl widerstreben konnte, so ließ sie sich endlich bereit finden, und folgte ihrem Manne in den Saal, um zu vernehmen, was ihr Zima zu sagen hätte. Nachdem dieser mit dem Cavalier über die Bedingungen einig geworden, nahm er in einem Theile des Saales, wo Niemand in der Nähe war, mit der Dame Platz, und hob folgendermaßen an: „Liebenswürdigste Donna, ich zweifle keinesweges, daß Euer Scharfsinn längst entdeckte, zu welchem Grad der Liebe mich Eure Reize entzündet haben, welche ohne alle Vergleichung jegliche andere Schönheit übertreffen, die mein Auge nur je erschaute. Ich will schweigen von Eurem einnehmenden Betragen und Euren vorzüglichen Tugenden die das Herz des edelsten Mannes bezaubern müssen; und ich brauche Euch demnach nicht mit Worten zu betheuern,

daß meine Liebe um so heftiger und zärtlicher ist, als jede andere, ja noch länger dauern wird, als mein armes Leben diese Glieder aufrecht erhält. Wenn man jenseit des Grabes noch lieben kann, so wie hier, so werde ich Euch ewig verehren, und Ihr könnt versichert seyn, daß Ihr nichts in der Welt, sey es köstlich, oder gering, so unbedingt Euer Eigenthum nennen, und damit schalten und walten dürft nach Eurem Belieben, als mit mir und Allem, was ich habe. Um Euch einen deutlichen Beweis davon zu geben, versichere ich Euch, daß ich es für eine größere Gnade halten würde, wenn Ihr mir in einer Sache, die ich auszurichten vermöchte, und an der Euch etwas gelegen wäre, Eure Befehle ertheilen wolltet, als ob mir die ganze Welt auf den geringsten Wink zu Gebote stehen müßte. Da ich nun, wie Euch meine Worte zeigen, ganz Euer eigen bin, so habe ich wohl einiges Recht dazu, Euch eine Bitte ans Herz zu legen, von deren Gewährung meine Seelenruhe, meine Wohlfahrt und mein ganzes Glück abhängt.

Ich ersuche Euch nehmlich als Euer unterthänigster Diener, mein theuerstes Leben und einziger Trost meiner Seele, welcher nur auf Euch mit Hoffnung blickt, daß sich Eure Güte so weit erstrecken, und die mir bis jetzt gezeigte Strenge sich dahin mildern möge, daß Eure Schönheit, welche mich zur Liebe reizte, mir auch das Leben wiedergebe, das ich, wenn meine Bitten Euer hartes Herz nicht schmelzen, ganz gewiß verlieren werde. Ihr stündet dann als meine Mörderin da, und mein Untergang würde Euch nicht nur keine Ehre bringen, sondern Ihr würdet dann von Gewissensbissen gequält werden, und wenn Euch hier und da ein Mitleidsgefühl überraschte, so würdet Ihr denken: „Wie grausam war ich doch, daß ich mich meines Zima nicht erbarmte!“ Da indeß dieses Mitleid zu spät

kommen würde, so würde es Euern Schmerz nur noch verdoppeln. Um nun dem vorzubeugen, so nehmt Euch meine Worte zu Herzen, da Ihr mir noch helfen könnt, und erbarmt Euch meiner, ehe ich sterbe; denn in Eure Hand ist es gegeben, mich entweder zum glücklichsten, oder zum unglücklichsten Menschen von der Welt zu machen! Ich hoffe, Eure Güte wird Euch bewegen, es nicht zuzulassen, daß ich für so viele zärtliche Liebe den Tod empfange, sondern Ihr werdet mit einer freundlichen und erwünschten Antwort meine Lebensgeister wieder aufrichten, die jetzt vor Euerm Anblick zittern und verzagen."

Jetzt schwieg Zima, und stieß nur noch mit Thränen in den Augen einige tiefe Seufzer aus, der Antwort harrend, welche ihm die Dame ertheilen würde. Diese nun, welche bei seinen unablässigen Bewerbungen, seinen Waffenspielen, Morgenständchen und tausend andern Dingen, mit denen er ihr seine Liebe an den Tag legen wollte, kalt geblieben, wurde jetzt durch die zärtlichen Worte ihres feurigen Liebhabers auf einmal wunderbar bewegt, und gab sich ganz neuen, unbekannten Empfindungen hin; genug, sie fühlte in ihrem ganzen Umfang „die Allgewalt der Liebe." Und ob sie nun auch gleich, um dem Gebot ihres Mannes nachzukommen, zu allen diesen Worten stillschwieg, so sagte doch ein tiefer Seufzer dem Zima mehr, als ihm alle Redner der Welt hätten sagen können. Als nun Zima eine Zeitlang gewartet hatte, so wunderte er sich zuerst, daß von Seiten der Dame keine Antwort erfolgte; doch ahnte er sehr bald den Streich, den ihm der Cavalier gespielt hatte. Als er jedoch der Dame ins Gesicht sah, deren Augen ihn liebevoll anblickten, und den halb erstickten Seufzer bemerkte, welchen sie ihm nicht ganz hatte verbergen können, faßte er von Neuem einige Hoffnung, die ihn zu einem weiteren Ver-

suche anfeuerte. Er begann nehmlich im Namen der Dame, die ihm zuhörte, sich selbst folgende Antwort zu geben:

Mein Zima, ich bemerkte allerdings schon längst, daß du den höchsten Grad von Zuneigung gegen mich empfindest; deine Worte überzeugen mich davon aufs Neue, und ich muß sagen, daß sie mich sehr erfreuen. Erschien ich dir auch zuweilen hart, ja unbarmherzig, so dachte ich dabei in meinem Herzen wohl schwerlich dasselbe, was ich in meinem Gesichte zeigte. Ich liebte dich vielmehr glühender, als jeden Andern; wobei ich jedoch aus Rücksichten so handeln mußte, um mir meinen guten Ruf zu bewahren. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo ich dir deutliche Beweise von meiner Liebe geben, und dich für deine bisherige zarte Aufmerksamkeit belohnen kann; sey denn also getrost und guter Dinge! denn Meister Francisco, dem du aus Liebe zu mir dein schönes Roß zum Präsent gemacht hast, reist bald als Podesta nach Mailand ab, und sobald er nur den Rücken wendet, das schwöre ich dir bei meiner Ehre und bei meiner aufrichtigen Liebe, die ich dir eingestehe, sollst du in wenigen Tagen bei mir seyn, und den verdienten Sold deiner Treue empfangen. Und damit ich nicht nöthig habe, dich noch einmal über diesen Punkt zu sprechen, so sage ich dir jetzt, sobald du eines Tages zwei ausgebreitete Handtücher am Fenster meines Schloßzimmers, das nach dem Garten hinaus geht, hängen siehst, so komm den Abend, wenn es dunkel ist, aber so vorsichtig, als möglich, damit dich Niemand bemerkt, durch die Thüre des Gartens zu mir herauf. Dann sollst du mich deiner harrend finden, und wir werden dann eine ganze Nacht mit einander selig seyn."

Als Zima im Namen der Dame also gesprochen

hatte, begann er wieder in seinem Namen zu reden, und antwortete: „Meine grenzenlos geliebte Dame, das Entzücken über Euere Antwort hat mich so außer mir selbst gesetzt, daß ich bei meiner Erwiederung vergebens nach den rechten Worten suche. Wenn ich die Empfindungen meines Herzens nach meinem Wunsche auszusprechen vermöchte, so würde kein Ziel weit genug seyn, um den vollen Ausdruck meines Dankes auch nur fern zu erreichen. Und so muß ich es denn Eurem eignen verständigen Ermessen anheimstellen, mein Worte zu ergänzen. Ich füge jetzt nur noch das Eine hinzu, daß ich unfehlbar nach Eurer Rede thun werde, und wenn ich mich dann vielleicht beruhigter fühle, so werde ich mich bemühen, Euch für das große Geschenk, welches Ihr mir machtet, nach allen Kräften meinen Dank zu beweisen. Für jetzt habe ich nichts weiter zu sagen; und so, verehrteste Dame, schenke Euch denn Gott seinen himmlischen Segen!"

Auf diese ganze Rede erwiederte die Dame nicht ein Wort. Zima erhob sich, und wandte sich zu dem Cavalier, der ihm lachend entgegentrat, und sagte: „Nun, was meinst du, habe ich dir nicht gut Wort gehalten?"

„Nein, gnädigster Herr," versetzte Zima, „Ihr habt mir versprochen, daß ich mich mit Eurer Gemahlin unterhalten sollte, und Ihr habt mich mit einem Marmorbilde sprechen lassen."

Diese Antwort war dem Ritter gerade recht; und wenn er schon zuvor eine gute Meinung von seiner Frau gehabt hatte, so bekam er jetzt noch eine bessere. „Genug, das Pferd, welches bisher dein war, gehört nun mir," sagte er zu Zima, worauf dieser antwortete: „Allerdings, Herr, so ist es; hätte ich aber denken können, daß die Vergünstigung, welche Ihr mir gestattetet, solche Früchte tragen würde, wie sie es gethan, so hätte ich, ohne

erst um dieselbe nachzusuchen, Euch lieber gleich das Pferd geschenkt. Ach, wollte doch nur der Himmel, daß ich das gethan hätte; denn jetzt habt ihr das Roß gekauft, ohne daß ich es verkauft habe! Der Cavalier lachte darüber, und reiste nun, da er ein Pferd hatte, einige Tage später nach Mailand ab, um dort seine Stelle als Podesta anzutreten.

Als nun die Dame im Hause ihre eigne Herrin war, so bedachte sie die Worte, die ihr Zima gesagt hatte, sie erinnerte sich an seine Liebe zu ihr, wie auch an das Roß, das er ihretwegen verschenkt hatte. Da er nun öfters vor ihrem Fenster vorbeiging, so dachte sie oft bei sich selbst: „Was thue ich hier? Warum lasse ich doch meine schöne Jugendzeit so ungenützt vorbeigehen? Mein Mann ist fort nach Mailand, und bleibt ganze sechs Monate aus; und wann wird er mir diese wieder einbringen? Wenn ich in die Jahre komme, wo werde ich dann wieder einen solchen Liebhaber wie diesen Zima finden? Ich stehe für mich allein, und brauche mich vor Niemand zu fürchten. Warum sollte ich mich der Gelegenheit nicht bedienen, da sie vorhanden ist? Sie möchte sich vielleicht nicht sobald wieder einstellen. Keine Menschenseele erfährt etwas davon, und gesetzt auch, daß es herauskäme, so ist es doch besser, zu schmecken, und sich dafür büßend hinzustrecken, als nicht zu genießen, und sich's lassen verdrießen."

Als sie nun das Alles wohl bei sich bedacht hatte, beschloß sie eines Tages, die beiden bedeutungsvollen Tücher an ihren Fenstern erscheinen zu lassen. Zima war vor Freude außer sich, als er sie erblickte, eilte des Abends so still als möglich nach der Gartenthür, welche er offen fand, darauf durch den Garten, und dann in den Palast hinein, woselbst die Dame seiner bereits harrte, und ihn

freudig bewillkommnete. Wie sie darnach Arm in Arm die Treppe hinan flogen, und was dann weiter vorfiel, davon würden wahrscheinlich sie besser, als ich, das Nähere erzählen können. Genug, sie benützten nicht bloß die Zeit während der Abwesenheit des Podesta, sondern fanden auch nach seiner Wiederkehr Mittel und Wege, den Zima wegen des verlorenen Gauls zu entschuldigen.

VI. Novelle.

Ricciardo Minutolo liebt die Frau des Filippello Fighinolfi. Weil er merkt, daß sie eifersüchtig ist, so macht er sie glauben, Filippello werde am nächsten Tage mit seiner Gattin in einer Badstube seyn, und beredet sie, sich dort einzufinden; während sie nun vermeint, mit ihrem Manne zusammen zu seyn, ergibt es sich, daß Ricciardo bei ihr war.

Nachdem Elise ihre Erzählung beendigt hatte, bewunderte man den Scharfsinn des Zima, worauf die Königin Fiametten winkte, weiter fortzufahren.

„Sehr gern," versetzte diese, leiste ich meiner Pflicht Genüge. Wir wollen uns jedoch jetzt nun auch einmal ein wenig außerhalb unserer Stadtmauern umsehen, ob diese gleich selbst Beispiele jeder Art in Menge darbieten. Doch auch auswärts geschehen gleiche Dinge, wie uns Elise bereits gezeigt hat. Laßt uns also unsern Blick jetzt einmal nach Neapel lenken, und hören, wie eine von den Betschwestern, die so spröde gegen die Liebe thun, durch

die Verschlagenheit ihres Liebhabers dahin vermocht wurde, die Früchte der Liebe noch eher zu schmecken, als sie die Blüthen derselben kennen gelernt hatte. Meine Erzählung wird Euch zugleich für mögliche zukünftige Fälle Vorsicht lehren, und Euch durch das bereits Geschehene ergötzen.

In der guten alten Stadt Neapel, die wohl vor allen andern den Preis der Schönheit verdient, lebte einstmals ein junger Mann von sehr edler Abkunft und zugleich von großem Reichthum, Namens Ricciardo Minutolo. Obgleich dieser nun selbst eine höchst reizende und liebenswürdige Frau hatte, so verliebte er sich dennoch in eine Andere, welche nach der allgemeinen Meinung alle übrigen Frauen in Neapel an Schönheit bei weitem übertraf. Sie hieß Catella, und war die Frau eines jungen Edelmannes, mit Namen Filippello Fighinolfi, den sie über Alles in der Welt hochschätzte. Da nun Ricciardo Minutolo diese Catella liebte, und Alles aufbot, um sich in ihre Gunst zu setzen, trotz dem aber nicht zu dem erwünschten Ziele gelangen konnte, gerieth er fast in Verzweiflung, und wußte, da es ihm an Geschick und Kraft gebrach, sich dieser Leidenschaft zu entschlagen, weder zu sterben, noch auch freute es ihn, weiter fortzuleben.

Während er sich nun in dieser Gemüthsstimmung befand, geschah es, daß ihm einstmals mehrere Damen von seiner Verwandtschaft zuredeten, und ihn ermahnten, seine Neigung aufzugeben, weil er sich ja doch nur vergebliche Mühe mache; denn Catella kenne kein Glück in der Welt, als ihren Mann, auf den sie so eifersüchtig sey, daß sie fürchte, jeder Vogel in der Luft würde mit ihm davonfliegen. Sobald als Ricciardo das Wort Eifersucht hörte, entwarf er sogleich in Betreff seiner Wünsche einen neuen Plan. Er stellte sich nehmlich jetzt, als ob

er die Liebe zu Catella aufgäbe und sein Herz einer andern Edeldame geschenkt hätte, welcher zu Ehren er denn auch Waffenübungen und Turniere und alles Andere anstellte, was er sonst der Catella zu Liebe gethan hatte. Es dauerte gar nicht lange, so glaubte ganz Neapel und Catella selbst, daß er diese vergessen, und sich seiner neuen Liebschaft dahingegeben hätte; kurz er spielte seine Rolle so gut und so lange, bis endlich Catella ihren harten Sinn erweichte, und ihn bei Vorübergehen mit nachbarlicher Freundlichkeit grüßte, wie jeden Andern.

Nun traf es sich einstmals, während der heißen Jahreszeit, wo sich die Neapolitaner in kleinen Gesellschaften nach der Seeküste begeben, und daselbst zu Mittag oder Abend essen, daß Ricciardo, welcher wußte, daß Catella mit einer Gesellschaft dahin gegangen war, sich gleichfalls mit einigen Freunden und Freundinnen dorthin wandte, und von den andern Damen ersucht wurde, sich ihnen beizugesellen. Anfangs ließ er sich ein wenig bitten, und that so, als ob er keine Neigung fühlte, lange zu verweilen. Darauf begannen die Damen mit ihm über seine neue Liebschaft ihren Scherz zu treiben, und da er sich so stellte, als ob es ihm mit derselben völliger Ernst wäre, so gab dieß Anlaß, die Unterhaltung weiter auszudehnen. Als sich endlich, wie es bei dergleichen Lustparthieen zu geschehen pflegt, die Damen dahin und dorthin zerstreuten, und Catella mit etlichen Wenigen zurückblieb, ließ er gegen sie ein Wort von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, welches augenblicklich ihre Eifersucht erweckte, und sie im höchsten Grade neugierig machte, was ihr Ricciardo wohl Weiteres zu sagen haben möchte. Sie that sich zwar anfangs Zwang an, aber endlich konnte sie sich nicht lä-

ger halten, und beschwor ihn bei der Liebe zu der Dame, die ihm am theuersten wäre, sich deutlicher über das zu erklären, was er von Filippello gesagt hätte.

„Ihr beschwört mich," versetzte Ricciardo, „bei einem so theuern Gegenstande, daß ich Euerem Wunsche zu willfahren nicht umhin kann. Ich will Euch also die Sache entdecken, jedoch mit der Bedingung, daß Ihr weder Eurem Gemahl, noch sonst irgend Jemand eine Sylbe davon eher offenbart, bis Ihr Euch selbst von der Wahrheit meiner Mittheilung völlig überzeugt habt; und dazu kann ich Euch, wofern Euch daran etwas liegt, Gelegenheit verschaffen.

Die Dame war mit dieser Bedingung völlig einverstanden, schenkte seinen Worten Vertrauen, und gelobte ihm das strengste Schweigen. Worauf er mit ihr ein wenig auf die Seite ging und zu ihr unter vier Augen also sprach: Madonna, wenn ich Euch noch so liebte, wie ich Euch früher geliebt habe, so würde ich mich nicht unterstehen, Euch eine unangenehme Mittheilung zu machen. Indeß, da jene flüchtige Leidenschaft ihren historischen Gang genommen hat, so rede ich jetzt gegen Euch ganz frei von der Leber weg. Ich weiß nicht, ob mir Filippello meine Liebe zu Euch jemals übel genommen, oder gar in dem Wahne gestanden hat, daß Ihr mir Eure Gegenliebe schenktet; wenigstens hat er sich gegen mich nie etwas davon merken lassen. Jetzt aber hält er es vielleicht für die rechte Zeit, um mir, wie er meint, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; nämlich er sucht meine Frau zu Gunstbezeugungen zu bewegen. Vor nicht langer Zeit sendete er heimlich Botschaften an sie, die ich alle wieder von meiner Frau erfahren habe, und sie hat ihm auch solche Antworten geschickt, wie ich sie ihr in den Mund gelegt habe. Aber diesen Morgen erst, ehe ich ausging,

fand ich wieder eine Unterhändlerin bei meiner Frau. I
erkannte den Vogel an den Federn, rief also meiner Fr
und fragte, was das Weib wollte. „Das ist wieder
Plagerei von dem Filippello“, sagte sie, „den du
mit deinem Antwortmachen und Hoffnunggeben auf
Hals geladen hast; jetzt will er nun durchaus wissen, w
ich zu thun gedenke, und läßt mich bitten, mich zu ei
geheimen Zusammenkunft mit ihm zu verstehen, zu wel
er mir eine gewisse Badstube hier in der Stadt vor
schlagen hat. Wenn du mich nicht, ich weiß nicht waru
dazu gebracht hättest, mich mit ihm in solche Unterha
lungen einzulassen, so hätte ich ihn mir schon längst
eine thunliche Weise vom Halse geschafft, daß er sich ge
nicht weiter um mich bekümmert hätte“. Das schien
denn doch etwas zu weit zu gehen, und unerträglich
seyn, und ich beschloß daher, es Euch zu sagen, um E
zu zeigen, wie Euch Eure große Treue belohnt wird, d
die ich früher an den Rand des Grabes gebracht wu
Und damit Ihr nicht Alles für leere Worte und Fa
haltet, sondern, wenn Ihr dazu Lust habt, mit Au
sehen und mit Händen greifen könnt, so hieß ich me
Frau der Bötin, welche auf sie wartete, zur Antwor
geben, sie sey bereit, morgen um die Mittagsstunde, u
Alles schliefe, ins Bad zu kommen, mit welchem Bes
sich das Weib sehr vergnügt entfernte. Ihr könnt
leicht einbilden, daß ich ihm meine Frau nicht hinsch
werde; wenn ich aber an Eurer Stelle wäre, so w
ich es so einrichten, daß er mich statt derjenigen tr
die er dort zu finden glaubte, und nachdem ich so l
mit ihm zusammen gewesen wäre, daß ich hinläng
Beweise in den Händen hätte, so würde ich mich entd
und ihm verdientermaßen den Text lesen. Dadurch, gl
ich, würde ihm Schaam eingeflößt, und das Un

welches er Euch und mir zufügen will, auf einmal gerächt werden."

Als Catella dieß hörte, schenkte sie ihm, ohne Rücksicht auf die Person dessen, der ihr diese Mittheilungen machte, und auf dessen List, nach Art der Eifersüchtigen, sogleich Glauben, und setzte damit gewisse Ereignisse, welche früher vorgefallen waren, in Verbindung. Und so antwortete sie denn, von plötzlichem Zorn überwältigt, das werde sie gewiß thun, weil es ganz leicht sey, und wenn ihr Mann erschiene, so wollte sie ihm dermaßen heruntermachen, daß er daran denken sollte, so oft ihm wieder das Gelüst nach einem Frauenzimmer in den Kopf käme. Ricciardo war damit sehr zufrieden, und in der besten Aussicht, daß ihm sein Plan trefflich gelingen werde, bestärkte er sie noch mit vielen andern Worten in ihrem Vorhaben, und empfahl ihr zugleich aufs Nachdrücklichste, sich gegen Niemand ein Wort davon verlauten zu lassen, daß sie es von ihm erfahren habe, was sie ihm auch heilig angelobte.

Am nächsten Morgen ging Ricciardo zu der Frau, das die Bäder hielt, die er der Catella bezeichnet hatte, entdeckte ihr seine Absicht, und bat sie, ihm dabei behülflich zu seyn. Da sie ihm Verbindlichkeiten schuldig war, so verstand sie sich dazu, und redete mit ihm Alles ab, was sie dabei zu thun und zu sagen hatte. Es gab im Badhause ein dunkles Zimmer ohne Fenster, das die gute Frau nach Ricciardo's Anweisung zurecht machte, und wohin sie ein Bett stellte, in welches sich Ricciardo nach dem Essen legte, um die Dame zu erwarten. Diese war, nachdem sie Ricciardo's Worte gehört, und ihnen mehr Glauben, als sie verdienten, beigemessen, voll Verdruß nach Hause zurückgekehrt, wo Filippello, der zufällig in andere Gedanken vertieft war, bei seiner Heim-

kehr nicht die Zärtlichkeit bewies, die sie an ihm gewohnt war. Als sie das bemerkte, wurde ihr Verdacht noch erhöht, und sie sprach zu sich selbst: „Der denkt jetzt gewiß nur an seine Liebschaft, und wie er sich's morgen mit ihr wohl seyn lassen will; aber es soll ihm damit nicht gelingen." Mit solchen Gedanken und mit dem Entwurfe der Strafpredigt, die sie ihm nach seiner Zurückkunft halten wollte, beschäftigte sie sich beinahe die ganze Nacht.

Kaum war nun die Mittagsstunde herangekommen, so rief Catella ihre Dienerin, und ging, ohne ihren Plan zu ändern, in das Bad, nach welchem sie Ricciardo beschieden hatte, und fragte die Badwirthin, ob Filippello heute dagewesen wäre. — „Seyd Ihr vielleicht die Dame," versetzte die Frau, „welche herkommen soll, um ihn zu sprechen?" „Allerdings, die bin ich," erwiederte Catella. „Nun," sagte die Frau weiter, „so geht nur zu ihm hinein!"

Catella, welche den suchte, welchen sie lieber nicht zu finden wünschte, ließ sich in die Kammer geleiten, wo sich Ricciardo befand, trat verschleiert zu ihm hinein, und schloß die Thüre. Ricciardo sieg ihr entzückt entgegen, und flüsterte ihr leise zu: „O meine Geliebte, sey mir tausendmal willkommen!"

Catella erwiederte seine Umarmung, um sich nicht zu verrathen, und da sie beide ihre guten Gründe hatten, sich gegenseitig nicht zu erkennen zu geben, so erfolgte jetzt zwischen ihnen eine stumme Scene, welche darum, wenigstens von der einen Seite, nicht weniger zärtlich war, und eine geraume Zeit dauerte. Als es jedoch Catella Zeit zu seyn schien, ihrem Grolle Luft zu machen, hob sie heftig folgendermaßen an: „Wie so traurig ist doch das Schicksal der armen Weiber, und wie schlecht wird ihnen von so manchen Männern ihre treue Anhäng-

lichkeit vergelten! Ich Unglückliche! Acht Jahre sind es nun schon, daß ich dich liebe, wie mein Leben, und du Bösewicht, du elender Mensch schmachtest jetzt, wie mir zu Ohren gekommen ist, nach einem andern Frauenzimmer! Bei wem glaubst du denn jetzt gewesen zu seyn? Ich sage dir, bei einem Weibe warst du, das du durch falsche Liebkosungen getäuscht hast, indem du Liebe gegen sie heucheltest, und doch eine Andere liebtest! Ich bin Catella, und nicht Ricciardo's Frau, du Falscher, du Ungetreuer! Kennst du wohl meine Stimme? Ich bin es selbst, und jeder Augenblick wird mir zu einem Jahre, bis ich dich entlarven, und dich ins Angesicht hinein beschämen kann, du verworfener Bube! Ach ich armes, unglückliches Weib! An wen habe ich so lange Zeit hindurch meine Liebe verschwendet? An einen treulosen Mann, welcher mich, in dem Wahne, ein fremdes Weib zu umarmen, in wenigen Minuten mit mehr Liebkosungen überhäufte, als die ganze Zeit über, wo ich die Seinige gewesen bin! Welche Zärtlichkeit beseelt dich heute, du Meineidiger, da du doch zu Hause einem Schneemann gleichst? Aber Gott sey dafür Dank, daß du heute keinen fremden Acker, sondern deinen eigenen gepflügt hast. Was Wunder, daß du mir gestern so kalt auswichest; deine Zärtlichkeit wollte sich ganz wo anders ergießen. Aber Dank sey dem Himmel und meiner Klugheit, daß ich sie in ihr gehöriges Bett zu leiten wußte! Warum erwiederst du mir keine Sylbe, du elender Schuft? Warum verstummst du vor meiner Rede? Ich sehe eigentlich gar nicht ein, was mich abhält, dir augenblicklich die Augen auszukratzen! Du dachtest, mir diesen Streich heimlich zu spielen, aber andere Leute haben, Gott sey Dank, auch noch Augen, und so ist es dir nicht damit gelungen! Ich hatte bessere Hunde auf der Fährte, als du dir einbilden mochtest!"

Ricciardo lachte innerlich über dieſe Worte, und küßte und umarmte ſie immerfort, ohne ein Wort zu ſprechen, ja, er wurde gegen ſie noch weit zärtlicher, als zuvor. Catella aber fuhr fort: „Wenn du etwa vermeinſt, mich mit dieſen deinen Liebkoſungen zu beſchwichtigen, ſo irrſt du dich ſehr! Ich ſage dir, du biſt mir von nun an in tiefſter Seele verhaßt, und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich dich vor allen deinen Freunden und Verwandten zu Schanden gemacht habe! Bin ich denn nicht etwa eben ſo ſchön, wie die Frau des Ricciardo? Bin ich nicht von eben ſo gutem Adel, wie ſie? Warum antworteſt du mir nicht, du ehrvergeſſener Mann? Was hat ſie vor mir für einen Vorzug? Packe dich auf der Stelle fort, und rühre mich nicht mehr an! Du haſt für heute genug Waffenproben abgelegt. Ich bin ja doch nun, da du mich erkannt haſt, zu gut überzeugt, daß du dir Gewalt anthun müßteſt, mit mir noch etwas Weiteres anzufangen. Aber ſo wahr mir Gott helfe, ich werde dich noch nach mir hungern laſſen! Ich ſehe auch nicht ein, was mich hindert, mich an Ricciardo zu wenden, der mich mehr geliebt hat, als ſich ſelbſt, und ſich nicht rühmen kann, daß ich ihn nur ein einzigesmal angeſehen habe; und ich wüßte doch nicht, ob es ſo unrecht wäre, wenn ich es thäte. Du haſt vermuthet, ſeine Frau hier zu finden, und das iſt ſo gut, als ob es wirklich der Fall geweſen wäre; denn an dir hat es nicht gefehlt, und demnach könnteſt du mir keinen Vorwurf machen, wenn ich ihn dazu benützte, mich an dir zu rächen.“

Genug, ihre Vorwürfe wollten gar kein Ende nehmen, daher Ricciardo bedachte, was vielleicht für ein groſſes Unheil daraus entſtehen könnte, wenn er ſie in dieſer Meinung von ſich ließe; und demnach beſchloß er, ſich ihr zu entdecken, und ſie aus ihrem Irrthum zu reißen. Nach-

dem er sie also wieder umfaßt hatte, und fest umschlungen hielt, so daß sie sich nicht mehr von ihm losmachen konnte, hob er an: „O zürnt doch nicht so sehr, mein theures Leben; was ich durch Liebe allein nicht zu gewinnen vermochte, das hat List, mit Liebe gepaart, mich gewinnen lassen; ich bin Euer Ricciardo!“ Als Catella dieß hörte, und ihn an der Stimme erkannte, wollte sie sogleich aus dem Bette springen, doch gelang es ihr nicht, sich aus seinen Armen zu befreien. Jetzt drohte sie, zu schreien, aber Ricciardo hielt ihr mit der Hand den Mund zu, und sagte: „Madonna, es ist jetzt nicht mehr möglich, die geschehenen Dinge zu ändern, und wenn Ihr auch Euer ganzes Leben durchschreien wolltet. Schreit Ihr aber dennoch, so hat dieß augenblicklich und unfehlbar zwei Folgen, von denen Euch besonders die Eine wichtig seyn muß: daß Ihr nämlich die Ehre und den guten Ruf auf das Spiel setzt. Denn wenn Ihr auch vorgeben wolltet, daß ich Euch mit List hieher verlockt hätte, so würde ich Euch Lügen strafen, und entgegnen, Ihr hättet Euch durch Geschenke zu diesem Schritt bestimmen lassen, und weil diese Euere Erwartungen nicht genügten, so machtet Ihr deßhalb ein so großes Aufhebens und Geschrei. Es wird Euch nicht unbekannt seyn, daß die Welt lieber das Böse glaubt, als das Gute; demnach dürfte man mir jedenfalls weit mehr Glauben schenken, als Euch. Außerdem würde dann zwischen mir und Eurem Manne eine Todfeindschaft entstehen; die Sache könnte sogar so weit kommen, daß er mich ermorden würde, was doch wohl schwerlich in dem Bereich Eurer Wünsche liegt. Mein theures Herz, stürzt Euch demnach nicht in Verdruß und Schande, und stiftet nicht Mord und Todtschlag zwischen mir und Eurem Gemahl! Ihr seyd nicht die Erste, und werdet auch wohl nicht die Letzte seyn, die sich anführen ließ, und ich habe

Euch erſt noch nicht einmal betrogen, um Euch das Eurige zu rauben, ſondern es bewog mich allein die grenzenloſe Liebe, die ich für Euch ſtets empfand und ewig fortempfinden werde. Denn wiewohl ſchon ſeit gar langer Zeit ich und Alles, was mir gehört und was ich gelte und vermag, Euch zugehört und Eurem Dienſte geweiht iſt, ſo wird dieß doch künftig noch mehr als bisher der Fall ſeyn! Ihr benehmt ja Euch doch ſonſt in allen Dingen klug; inſofern hoffe ich, daß Ihr Euch auch in dieſer Sache verſtändig betragen werdet."

Catella brach bei dieſen Worten Ricciardo's in einen Strom von Thränen aus; doch trotz ihrer Betrübniß konnte ſie ſich nicht verhehlen, daß Ricciardo das Recht auf ſeiner Seite hatte. Daher ſie ihm mit etwas milderem Tone erwiederte: „Ich weiß in der That nicht, Ricciardo, wie ich es vor dem Himmel verantworten ſoll, daß ich die Beſchimpfung ertrage, welche du mir zugefügt haſt. Sey ganz unbeſorgt, ich will nicht ſchreien, da ich mich durch meine Thorheit und Eiferſucht habe verleiten laſſen, mich hieher zu begeben; aber das ſchwöre ich dir, daß ich nicht eher ruhen werde, bis ich mich auf die eine oder die andere Art wegen deiner Beleidigung räche. Darum laß mich los, und halte mich nicht länger auf! Du haſt deine Abſicht jetzt erreicht und mir übel genug mitgeſpielt. Deßhalb bitte ich dich nochmals, laß mich los!"

Ricciardo ſah aus ihren Worten, daß ſich ihr Zorn noch immer nicht ganz gelegt hatte, wollte ſie aber durchaus nicht eher fortlaſſen, als bis ſie ihm völlige Verzeihung gewährt hätte. Deßhalb fing er von Neuem an, ſie mit den liebreichſten Worten zu beſänftigen, und ſetzte ihr ſo lange zu, bis ſie endlich mit ihm Frieden ſchloß. Als ſie ſich nun mit einander ausgeſöhnt hatten, blieben

sie noch eine lange Weile heiter und vergnügt beisammen. Der Prediger Salomo sagt: die verstohlenen Wasser sind die süßesten, und dieser Spruch mochte wohl der Dame einleuchten; denn von Stund an verwandelte sich ihre vorherige Hartherzigkeit gegen Ricciardo in die zärtlichste Leidenschaft, die sie mit Vorsicht von beiden Seiten öfters zu befriedigen wußten, welches Glück uns Allen der gütige Himmel auch gewähren möge.

VII. Novelle.

Tebaldo entzweit sich mit seiner Geliebten, und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kommt er als Pilger verkleidet zurück, spricht mit der Dame, überführt sie von ihrem Irrthum, befreit ihren Mann vom Tode, der ihm bevorstand, weil ihm bewiesen war, daß er den Tebaldo umgebracht habe, versöhnt ihn dann mit seinen Brüdern, und führt darauf vorsichtig mit seiner Geliebten ein vergnügtes Leben.

Fiametta schwieg; Alle lobten sie. Worauf die Königin, um keine Zeit zu verlieren, Emilien gebot, weiter zu erzählen, welche folgendermaßen anhob: Mir scheint es jetzt gut, wieder einmal zu unserer Vaterstadt zurückzukehren, von welcher sich meine beiden Vorgängerinnen entfernt haben. Ich will Euch nehmlich mittheilen, wie es einem von unsern Mitbürgern gelang, die verlorne Gunst seiner Geliebten wiederzugewinnen.

Es lebte einstmals in Florenz ein junger Edelmann, mit Namen Tebaldo, aus dem Geschlecht der Esilei,

welcher eine Donna, Namens Ermelina, liebte (die einen gewissen Aldobrandino Palermini zum Manne hatte), der allerdigs wegen seines musterhaften Betragens würdig war, bei ihr an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. Jedoch das Schicksal mißgönnte ihm sein Glück. Denn die Dame, welche eine Zeitlang seiner Neigung entgegengekommen war, faßte plötzlich, gleichviel aus welchem Grunde, einen solchen Widerwillen gegen ihn, daß sie den Umgang mit ihm kurz abbrach, und auch keine Botschaft von ihm mehr annahm. Er durfte ihr gar nicht vor die Augen kommen, und das betrübte ihn denn in tiefste Seele. Indeß hatte er seine Liebschaft so geheim gehalten, daß Niemand die Quelle seiner Melancholie vermuthen konnte. Nachdem er sich nun alle nur ersinnliche Mühe gegeben, die Gunst seiner Dame wiederzuerlangen, die er ohne seine Schuld verloren zu haben glaubte, wobei jedoch alle seine Versuche scheiterten, beschloß er, in die weite Welt hinaus zu gehen, um derjenigen, die ihn unglücklich machte, nicht die Freude zu gönnen, mitanzusehen, wie er sich in Gram verzehrte. Er nahm daher so viel Geld mit sich, als er in der Eile zusammenbringen konnte, und wanderte, ohne seinen Freunden (außer Einem, dem er völlig vertraute) Lebewohl zu sagen, nach Ancona, wo er sich, unter dem angenommenen Namen Filippo von Sandoleccio, mit einem dortigen reichen Kaufmann einigte, bei dem er sich als Diener verdung, und mit ihm nach Cypern fuhr. Sein ganzes Betragen gefiel dem Kaufmann so wohl, daß er ihm nicht allein einen höchst anständigen Gehalt gab, sondern ihn auch einen Antheil an seinen Geschäften gestattete. Er vertraute ihm seine wichtigsten Unternehmungen an, die er auch so glücklich betrieb, daß er nach etlichen Jahren ein beliebter, reicher und angesehener Kaufmann war.

Zwar gedachte er noch oft mitten im Drang der Geschäfte seiner hartherzigen Geliebten, und fühlte die lebhafteste Sehnsucht, sie wiederzusehen. Indeß hielt er sich so standhaft, daß er sieben Jahre hindurch in dem Kampfe mit seiner Leidenschaft den Sieg davontrug.

Als es aber eines Tages der Zufall fügte, daß er in Cypern ein Lied singen hörte, welches er früher einmal gedichtet hatte, worin die Liebe zu seiner Dame und ihre gegenseitigen Freuden geschildert waren, da däuchte es ihm unmöglich, daß sie ihn vergessen haben sollte, und er entglühte plötzlich von einem solchen Verlangen, sie wiederzusehen, daß er es nicht mehr aushalten konnte, und den Entschluß faßte, nach Florenz zurückzukehren. Er brachte demnach alle seine Angelegenheiten in Ordnung, und reiste in Begleitung eines einzigen Dieners nach Ancona, schickte seine Effekten nach Florenz an einen Freund seines Anconitaner Gefährten, zog aber selbst heimlich in der Tracht eines vom heiligen Grabe zurückkehrenden Pilgers mit seinem Diener dieselbe Straße. — Als sie nun in Florenz angelangt waren, stieg er in einem Gasthofe ab, welcher zwei Brüdern gehörte, und in der Nähe des Hauses war, wo seine Dame wohnte. Sein erster Weg ging jetzt nach ihrer Wohnung, wo er sie anzutreffen und zu sprechen gedachte. Doch fand er Thüren und Fenster verschlossen, weßhalb er besorgte, sie möchte ausgezogen oder am Ende gar gestorben seyn. Ganz tiefsinnig wandte er sich jetzt nach dem Hause seiner Brüder, und fand sie daselbst alle vier in Trauerkleidern vor der Thüre sitzen. Indem er nun gewiß voraussetzen durfte, daß man ihn in seiner veränderten Tracht und Gestalt so leicht nicht für denjenigen wiedererkennen würde, der er vor seiner Abreise war, näherte er sich ganz unbefangen einem Schuster in der Nachbarschaft, und fragte

ihn, weßhalb diese Herren in Trauerkleidung wären. Der Schuhmacher erwiederte: „Sie trauern deßhalb, weil vor etwa vierzehn Tagen einer von ihren Brüdern, Namens Tebaldo, der seit längerer Zeit im Ausland war, erschlagen worden ist. Man sagt, daß ein gewisser Aldobrandini Palermini, den man auch deßhalb festgenommen, ihn ermordet habe, weil Tebaldo in seine Frau verliebt gewesen, und insgeheim zurückgekehrt war, um sie besuchen zu können."

Tebaldo verwunderte sich höchlichst darüber, daß ihm Jemand so ähnlich seyn sollte, um für ihn selbst gehalten zu werden, und bedauerte Aldobrandino's Unglück. Da er jedoch zugleich erfuhr, daß die Dame lebe, und gesund sey, so kehrte er Abends wieder in den Gasthof zurück, und nachdem er mit seinem Diener zu Nacht gegessen hatte, wurde ihm in dem obersten Stockwerk des Hauses ein Schlafgemach angewiesen. Jedoch die Gedanken, welche er sich machte, das schlechte Bett, und vielleicht auch das spärliche Essen, welches er genossen, ließen ihn nicht schlafen. Als er demnach um Mitternacht noch wachte, glaubte er von dem Dache her Leute in das Haus hereinsteigen zu hören, und ward durch eine Ritze in der Kammerthür ein Licht gewahr. Leise schlich er sich nach der Spalte, um zu sehen, was vorginge. Da sah er denn ein schönes junges Mädchen das Licht halten, um drei Männern zu leuchten, die von oben herunterkamen, und nachdem sie einander freundschaftlichen Gruß entboten hatten, sagte Einer von den Männern zu dem Frauenzimmer: „Gottlob, jetzt können wir ruhig seyn, da wir nun wissen, daß der Mord des Tebaldo Efilei von den Brüdern desselben bewiesen, und daß Aldobrandino Palermini das Verbrechen eingestanden hat, und ihm auch sein Urtheil bereits gesprochen ist. Wir müssen in-

deß noch immer reinen Mund halten; denn wenn es an den Tag käme, daß wir die Thäter gewesen sind, so hätten wir das Nehmliche zu erwarten, was jetzt dem Aldobrandino bevorsteht." — Nach diesen Worten, über welche das Mädchen sich sehr erfreut bezeigte, gingen sie hinunter, und legten sich zu Bette.

Tebaldo aber wurde bei ihrer Unterredung darauf aufmerksam gemacht, wie sehr und auf wie viele Arten sich die Menschen irren können. Erst dachte er daran, wie seine Brüder einen Fremden statt seiner beweint und beklagt hätten; dann, wie sie aus falschem Verdacht einen Unschuldigen angeklagt und durch falsches Zeugniß seinen Tod herbeigeführt hätten. Endlich dachte er an die blinde Strenge der Gesetze und ihrer Handhaber, die oft unter dem Vorwande, die Wahrheit ans Licht zu bringen, auf eine grausame Weise ein unwahres Geständniß erzwingen, und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, da sie doch vielmehr Werkzeuge der Ungerechtigkeit und des Teufels Schergen sind. Zuletzt aber sann er auf Mittel, wie er den Aldobrandino retten könne, und beschloß, was er zu diesem Ende unternehmen wolle.

Als er nun am nächsten Morgen aufgestanden war, ließ er seinen Diener im Hause zurück, und ging, sobald er glaubte, daß es die rechte Zeit seyn möchte, allein nach der Wohnung seiner Geliebten. Von ungefähr fand er die Thüre offen, und wie er eintrat, sah er in einem Vorsaal im Erdgeschoß die Dame auf dem Boden sitzend und in Thränen schwimmend. Fast hätte er selbst vor Mitleid geweint; er trat aber zu ihr, und sagte: „Madonna, grämt Euch nicht so sehr! Der Trost ist nahe!" Da die Dame diese Worte hörte, erhob sie das Gesicht, und sagte weinend: „Welchen Trost kannst du mir in meiner betrübten Lage, und zumal als ein fremder Pilger,

prophezeihen?" — „Madonna", versetzte der Pilger, „ich bin so eben von Constantinopel angelangt, und der Himmel hat mich Euch zugesandt, um Eure Thränen in Freude umzuwandeln, und Euren Gemahl aus der Todesgefahr zu erlösen." — „Wie so?" erwiederte sie. „Wenn du geradenwegs von Constantinopel kommst, und erst in diesem Augenblicke angelangt bist, wie kannst du denn dann wissen, wer ich bin, und wer mein Mann ist?" — Darauf begann denn nun der Pilger, ihr die ganze Geschichte von Aldobrandino's Unfällen ausführlich zu erzählen, und sagte ihr auch ihren eigenen Namen, wie lange sie vermählt sey, und so noch eine Menge anderer ihr wohlbekannter Dinge, welche sie betrafen. Sie erstaunte darüber im höchsten Grade, und hielt ihn für eine Art von Propheten, weßhalb sie vor ihm auf die Kniee sank, und ihn um Gotteswillen bat, schleunigst ihren Mann zu retten, weil es die höchste Zeit wäre. Der Pilger stellte sich außerordentlich fromm, und sagte: „Madonna, stehet auf, und weinet nicht! Merkt vielmehr auf das, was ich Euch verkünden werde. Doch hüthet Euch wohl, Euch gegen Jemand das Geringste davon verlauten zu lassen. Gott hat mir offenbart, daß die Euch auferlegte Prüfung die Folge einer Sünde sey, die Ihr einst begangen habt, und daß Ihr sie zum D[illegible] durch Euern gegenwärtigen Kummer büßen müßtet; und es ist sein Wille, daß Ihr sie in Zukunft völlig wieder gut machen müßt, wenn Ihr nicht in eine noch weit schwerer Prüfung verfallen wollt." — „Ach, lieber Herr", erwiederte die Dame, „ich habe in meinem Leben schon so manche Sünde begangen, und ich weiß nicht, welche es vorzugsweise ist, von der Gott verlangt, daß ich sie abbüßen soll. Nennt mir sie daher, wenn Ihr sie wüßt! Ich will dann Alles thun, um sie wieder gut zu machen!" — „Madonna", versetzte der

Pilger, „Ihr wißt am besten, welche es ist, und wenn ich Euch noch weiter darüber befrage, so geschieht dieß nicht etwa, um noch etwas Genaueres darüber zu erfahren, sondern nur in der Absicht, um sie Euch selbst ernstlicher zu Gemüthe zu führen. Um aber jetzt zur Sache zu kommen: sagt mir einmal, habt Ihr noch nie eine Liebschaft gehabt?"

Die Dame seufzte aus tiefster Brust, und war zugleich sehr verwundert, weil es ihr schlechterdings unbegreiflich war, auf welche Art jemals ein Mensch etwas davon erfahren haben könnte, außer daß Tebaldo's Vertrauter, der um Alles wußte, seit dem Tode desjenigen, welcher für Tebaldo gehalten worden war, ein unvorsichtiges Wort fallen lassen, und dadurch einiges Gemurmel veranlaßt hatte. Sie erwiederte ihm: „da ich sehe, daß Euch Gott die Geheimnisse der Menschen offenbart, so will ich auch Euch die meinigen nicht vorenthalten. Ich gestehe es allerdings ein, daß ich in meiner Jugend den jungen Mann gränzenlos liebte, dessen Tod meinem Gemahl zur Last gelegt wird, und ich habe auch bis jetzt meinem Schmerz über seinen Tod völlig freien Lauf gelassen. Denn so unfreundlich ich ihm auch vor seiner Abreise begegnete, so haben doch weder die Trennung, noch die lange Entfernung, noch selbst sein tragischer Tod sein Bild aus meiner Seele vertilgen können." — „Worauf der Pilger entgegnete: „Aber sagt mir doch auch jetzt einmal, welches war denn eigentlich der Grund, aus dem Ihr einen Groll auf ihn warfet? Hat er Euch denn jemals beleidigt?" — „Nein", versetzte die Dame, „das müßte ich lügen. Die gegenseitige Spannung kam allein von einem Pfaffen her, bei dem ich öfters zur Beichte ging. Als ich ihm einmal von meiner Liebe zu Tebaldo und von unserer Vertraulichkeit erzählte, machte er so

ein Aufhebens, daß ich mich noch davor fürchte, und sagte mir, wenn ich das nicht unterließe, so würde ich im Abgrund der Hölle dem Teufel in den Rachen laufen, und im Fegefeuer braten müssen. Darüber wurde mir denn so schwül, daß ich mich kurz entschloß, mich nicht weiter mit ihm einzulassen, und, um jeden Anstoß zu vermeiden, weder Briefe noch Botschaft von ihm anzunehmen, wiewohl ich glaube, wenn er standhaft geblieben wäre (denn ich denke, er ist aus Verzweiflung davon gegangen), so hätte ich von meiner Strenge nachgelassen, weil ich ihn so dahinschwinden sah, wie den Schnee an der Sonne, was mir außerordentlich zu Herzen ging."

„Madonna", sagte der Pilger, „das ist gerade die Sünde, um derentwillen ihr Trübsal erleidet. Ich weiß ganz gewiß, daß Euch Tebaldo nicht den geringsten Zwang angethan hat. Als Ihr ihn Eurer Liebe würdigtet, thatet Ihr es aus freiem Willen, weil er Euch wohlgefiel. Ihr selbst habt ihm den Zutritt zu Euch gestattet, Euch in ein vertrauliches Verhältniß mit ihm eingelassen, und ihm dabei durch Worte und Handlungen Eure Gewogenheit in dem Grade bewiesen, daß, wenn er Euch vorher liebte, sich seine Leidenschaft noch tausendfach verdoppeln mußte. Da es nun dem also ist, wie ich weiß, welchen Grund könntet Ihr denn haben, Euch ihm wieder so grausam zu entziehen? Solche Dinge bedürfen vorheriger Ueberlegung; und wenn Ihr glaubtet, Ihr müßtet es als eine schlechte Handlung bereuen, so hättet ihr es nicht thun sollen; denn sobald er der Eurige ward, so wurdet Ihr auch die Seinige. Es war Euch nämlich völlig freigestellt, ihn nicht als den Eurigen anzunehmen; aber Euch von ihm, dem Ihr angehörtet, loszumachen, das war eine Spitzbüberei, und ein ungeziemliches Betragen, wenn er nicht seine Beistimmung dazu gegeben hatte. Ihr

müßt wiſſen, daß ich ſelbſt ein Geiſtlicher bin, und folglich am beſten davon Kenntniß habe, wie es bei den Pfaffen zugeht; wenn ich mich alſo wohlmeinend etwas näher gegen Euch ausſpreche, ſo geziemt mir das mehr, als einem Andern. Und ich will darüber reden, damit Ihr von ihnen eine vortheilhaftere Meinung faſſen möget. Es gab freilich einmal eine Zeit, wo die Mönche fromm waren; aber diejenigen, die ſich heutiges Tages zu dem geiſtlichen Stande bekennen, zeigen von dem Pater nichts weiter an ſich, als die Kutte, und nicht einmal dieſe; denn die Stifter der Orden haben verordnet, dieſe ſolle ſchlicht, eng und von grobem Zeug ſeyn, als eine Andeutung, daß man die irdiſchen Dinge geringſchätze; jedoch die heutigen Mönche tragen weite, bequeme Kutten vom feinſten Stoff, und laſſen ihnen einen ſtattlichen hohenprieſterlichen Schnitt geben, wobei ſie ſich ſogar nicht entblöden, in den Kirchen, auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen darin umherzuſtolziren. Und wie ſich der Fiſcher bemüht, ſo viele Fiſche als nur möglich mit ſeinem Netze zu fangen, ſo denken ſie auch darauf, ſo viel als möglich Betſchweſtern, Wittwen und andere thörichte Weibsbilder und Männer in die Franſen ihrer weiten Kleider zu verwickeln; ja, dieß iſt faſt ihr einziges Geſchäft. So haben ſie denn eigentlich von der Kutte nichts weiter, als die Farbe. Anſtatt daß die Mönche früherer Zeiten das Wohl der Menſchheit zu fördern ſuchten, jagen die der heutigen Tage, leider Gottes, nur Weibern und Reichthümern nach, und ſinnen bloß darauf, mit Schreckbildern die Gemüther der Einfältigen zu beunruhigen, und ihnen weiß zu machen, daß Almoſen und Meſſen die Sünden tilgen, damit ihnen ohne eigne Anſtrengung (weil ſie nicht aus Frömmigkeit, ſondern aus Trägheit Mönche wurden), der Eine Brod, der Andere Wein zutrage, und

der Dritte für die Seelen der Verstorbenen Mahlzeiten spende. Nun steht es freilich außer Zweifel, daß Almosen und Gebete als thätliche Zeichen weit höher anzuschlagen sind, als Zerknirschung der Seele, welche nichts kostet; aber wenn diejenigen, welche dafür bezahlen, nur wüßten, oder zusähen, wem sie das Ihrige geben, so würden sie es lieber den Säuen vorwerfen. Da sie jedoch sehr fein zu berechnen verstehen, daß, je Wenigere sich in einen großen Schatz theilen, desto mehr davon auf den Mann kommt, so suchen sie durch ihre Drohungen und ihr Geschrei die Andern von dem abzuwehren, was sie gern für sich allein behalten wollen. Sie verdammen den Wucher und den ungerechten Mammon, damit man ihnen anvertrauen möge, das Gewonnene wiederzuerstatten, auf daß sie sich bequemere Kutten, Bisthümer und einträglichere Prälaturen mit dem Gelde erkaufen können, von dem sie versicherten, daß es seine Besitzer nothwendig in das Verderben stürze. Wenn man ihnen nun dieß, oder andere Dinge vorwirft, so meinen sie die ganze Last des Tadels mit der abgedroschenen Antwort: „Thut nach unseren Worten, und nicht nach unseren Werken!“ von sich abgewälzt zu haben; als ob die Schafe stärker und standhafter seyn könnten, als ihre Hirten! Die Mehrzahl von ihnen weiß es auch recht gut, wie Viele von denen, die sie mit einer solchen Antwort abfertigen wollen, dieselbe ganz anders verstehen, als sie gemeint war. Die meisten Pfaffen unserer Tage wollen nämlich nur, daß ihr thut, was sie sagen; das heißt, daß ihr ihren Beutel mit Geld füllt, ihnen euere Geheimnisse anvertraut, ein züchtiges Leben führt, Unrecht verzeiht, geduldig seyd, und Euch vor böſem Leumund hütet; lauter gute, ehrbare und fromme Dinge, aber wozu das? Damit sie dasjenige thun können, wozu ihnen die Gelegenheit fehlen würde,

wenn es Andere nicht unterließen. Wer weiß es nicht, daß man ohne Geld nicht faullenzen kann? Wenn du dich für dein Geld selbst lustig machst, so kann der Pater nicht auf der Bärenhaut liegen. Wenn du selbst einen Theil deines Vermögens an die Frauenzimmer wendest, so findet das Mönchlein keinen Platz. Wenn du nicht geduldig bist und alle Beleidigungen vergibst, so wird sich der Pfaff nicht in dein Haus getrauen, um die Ehre deiner Familie anzutasten. Doch wozu die vielen Worte? Genug, sie klagen sich nur selbst an, so oft sie dergleichen Ausreden gegen verständige Leute vorbringen. Warum bleiben sie denn nicht in ihren Klöstern, wenn sie sich nicht stark genug fühlen, um außerhalb derselben fromm und keusch zu leben? Oder wenn sie auswärts wirken wollen, warum thun sie nicht nach den Worten des Evangeliums: „Christus ging aus, um Gutes zu thun, und zu lehren? Mögen sie denn also erst selbst Gutes thun, und dann Andere lehren! Ich sah in meinem Leben schon Tausende, die sich einem leichtfertigen Treiben hingaben, und nicht nur den weltlichen Frauenzimmern, sondern sogar den Nonnen nachliefen; und diese Leute machten gerade den größten Spektakel auf der Kanzel. Diesen also sollen wir andächtig zuhören, und ihren Worten folgen? Nun, wer dazu Lust hat, der mag es in Gottes Namen thun; aber der Himmel weiß, ob er wohl daran thut! Gesetzt aber auch, der Mönch, der Euch schalt, habe Recht daran gehabt, wenn er sagte, die eheliche Treue zu verletzen, sey ein großes Verbrechen, so frage ich, ob es nicht eine weit größere Sünde ist, Jemand zu bestehlen? Ob es nicht weit mehr auf sich hat, ihn zu tödten, oder ihn ins Elend hinauszustoßen? Das wird wohl Niemand leugnen. Wenn eine Frau einem Manne Vertraulichkeiten gestattet, so ist das ein Vergehen, welches wenigstens die Natur ent-

schuldigt, aber rauben, tödten, oder Jemand ins Verderben stürzen, das zeugt von einem bösen Herzen. Daß Ihr den Tebaldo beraubtet, das habe ich Euch schon damit bewiesen, daß Ihr Euch ihm entzoget, nachdem Ihr Euch ihm aus freiem Willen ergeben hattet. Weiter aber sage ich, daß Ihr ihm auf alle mögliche Art nach seinem Leben trachtetet; denn da Ihr Euch ihm von Tag zu Tage immer hartherziger bezeigtet, so lag es nicht an Euch, daß er nicht selbst Hand an sich legte; und die Gesetze besagen, wer einer Frevelthat schuldig ist, als Urheber oder Mitwisser, der verdient die gleiche Strafe, als wie der Thäter selbst. Und könnt Ihr es endlich leugnen, daß Ihr ihn selbst dahin getrieben habt, ins Exil zu gehen, und durch ganze lange sieben Jahre als Vertriebener in der Welt umherzuirren? Und so habt Ihr denn in jedem dieser drei Stücke eine viel größere Sünde begangen, als indem Ihr ihm Euern Umgang gewährtet. Jedoch ist es noch die Frage, ob Tebaldo eine solche Behandlung verdiente. Er war ganz gewiß nicht schuldig. Gestandet Ihr dieß doch selbst schon ein, und weiß ich doch, daß er Euch mehr, als sich selbst liebte! Wohl niemals wurde Jemand höher gepriesen, gelobt und über Alles in der Welt erhoben, als er Euch über jedes andere Weib zu erheben pflegte, so oft sich ihm nur Gelegenheit bot, auf eine schickliche Art ohne Verletzung Eures guten Rufes von Euch zu reden. Er hatte sein ganzes Schicksal, seine Ehre und seine Freiheit in Eure Hand gegeben. Und war er nicht von der edelsten Abkunft? War er nicht der Schönste unter seinen Mitbürgern? Zeichnete er sich nicht in Allem aus, was einem jungen Manne wohl ansteht? War er nicht allgemein beliebt und gern gesehen? Ihr werdet nicht „Nein"! darauf sagen können. Wie habt Ihr also auf die Worte eines borniрten und neidischen Pfaffen einen

so grausamen Entschluß gegen ihn fassen können? Ich weiß in der That nicht, in welchem seltsamen Irrthum sich die Frauenzimmer befinden, wenn sie die Männer von sich weisen und verachten, während sie doch in Rücksicht darauf, was sie selbst sind, und wie Gott den Mann vor allen Wesen so herrlich ausgestattet hat, sich glücklich schätzen, wenn sie von einem geliebt werden, ihn lieb und werth halten und sich bemühen sollten, ihm zu Gefallen zu leben, damit er nie aufhöre, sie zu lieben. Was Ihr dagegen auf die Worte eines Pfaffen hin thatet, der gewiß auch so ein Topfgucker und Pasteetenfresser war, das wißt Ihr selbst. Vielleicht hatte er Lust, den Platz selbst einzunehmen, von dem er einen Andern zu verdrängen sich so viele Mühe gab. Dieß ist also die Sünde, welche die göttliche Gerechtigkeit, die mit rechter Wage richtet, nicht hat unbestraft lassen wollen; und so wie Ihr Euch ohne Grund dem Tebaldo entzogen habt, so ist Euer Gemahl Tebaldo's wegen in die Gefahr gerathen, in welcher er sich noch gegenwärtig befindet; und Ihr müßt selbst um seinetwillen leiden. Wenn Ihr nun von dieser Trübsal befreit seyn wollt, so müßt Ihr Folgendes nicht nur versprechen, sondern auch erfüllen; nämlich, wenn Tebaldo jemals aus seiner Verbannung zurückkehren sollte, so müßt Ihr ihm Euer Wohlwollen, Eure Liebesbezeugungen und Eure ganze Gunst wieder schenken, und ihn in den vorigen Zustand zurückversetzen, in welchem er sich befand, ehe Ihr dem thörichten Pater Gehör gegeben.

Hier schwieg der Pilger. Die Dame, welche ihm aufmerksam zugehört hatte, seine Gründe einleuchtend fand, und sich folglich von ihm überzeugen ließ, daß sie ihr Leiden von Tebaldo verschuldet hätte, erwiederte ihm: „Frommer Pater, ich sehe wohl, daß Alles, was Ihr mir sagt, sich der Wahrheit gemäß verhält, und merke aus

Eurer Schilderung, weß Geistes Kinder diese Mönche sind, die ich bisher für lauter fromme und gottselige Leute gehalten habe. Sofern es in meiner Macht stünde, so wollte ich gern Alles auf die mir angegebene Weise wieder gut machen; doch wie soll ich das anfangen? Tebaldo ist nun einmal todt, und kann unmöglich wiederkehren, und so sehe ich eigentlich nicht ein, was es nützen kann, Euch etwas zu versprechen, dessen Erfüllung außer den Grenzen der Möglichkeit liegt." „Madonna," versetzte der Pilger, Tebaldo ist keineswegs todt, sondern der Himmel hat mir offenbart, daß er noch am Leben ist, und sich höchst glücklich schätzen würde, wenn Ihr ihn mit Eurer Gunst beglücken wolltet."

„Bedenkt wohl, was Ihr da sagt, versetzte die Dame. Ich selbst habe ihn von mehreren Dolchstichen durchbohrt todt vor meiner Thüre liegen sehen. Meine Arme haben ihn umschlossen, und meine Thränen badeten sein blasses Antlitz, und trugen vielleicht die Schuld an den Reden, die zu meinem Nachtheil geführt worden sind." Darauf erwiederte der Pilger: „Madonna, was Ihr mir auch sagen möget, ich versichere Euch, daß Tebaldo lebt, und wenn Ihr versprechen und halten wollt, was ich Euch gesagt habe, so hoffe ich, Ihr sollt ihn bald sehen." „Das will ich mit Vergnügen thun", versetzte die Dame; „denn es könnte mir nichts Erfreulicheres widerfahren, als meinen Mann frei und außer Gefahr, und den Tebaldo lebendig zu sehen."

Tebaldo glaubte jetzt, daß es der rechte Zeitpunkt sey, sich zu erkennen zu geben, und die Dame mit einer gewisseren Hoffnung in Betreff ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna", sagte er, „um Euch wegen Eures Gemahls einige Beruhigung zu verschaffen, muß ich Euch ein wichtiges Geheimniß entdecken; doch dürft Ihr Euch gegen

keine Menschenseele ein Wort davon verlauten lassen." — Sie waren beide in einem abgelegenen Zimmer des Hauses allein; denn die Dame setzte ein unbegrenztes Vertrauen in die Frömmigkeit, welche sie an dem Pilger wahrzunehmen glaubte. Und so zog denn nun Tebaldo einen Ring hervor, welchen ihm Donna Ermelina bei ihrer letzten Zusammenkunft geschenkt, und den er auf das Sorgfältigste bewahrt hatte. „Kennt Ihr diesen Ring?" fragte er sie, indem er ihn ihr zeigte. — „Ja wohl", erwiederte die Dame, als sie ihn erblickte, und sogleich wiedererkannte; „den habe ich einst dem Tebaldo gegeben." Darauf richtete sich der Pilger auf, warf Mantel und Hut von sich, und sagte in florentinischer Mundart: „Und kennt Ihr denn nun auch mich?" — Die Dame erschrack, als sie ihn sah, und die Züge des Tebaldo erkannte; sie fürchtete sich so sehr vor ihm, wie man sich vor Todten fürchtet, wenn man sie wieder lebendig vor sich stehen sieht. Und statt ihm an die Brust zu stürzen, und ihn als den Tebaldo zu begrüßen, der um ihretwillen von Cypern gekommen war, wollte sie vor ihm fliehen, wie vor einem aus dem Grabe wiedererstandenen Gespenste. — Doch hielt sie Tebaldo zurück, indem er sagte, „Madonna, fürchtet Euch nicht, ich bin Tebaldo selbst, wie er leibt und lebt, und bin nie todt gewesen, wie Ihr mit meinen Brüdern geglaubt habt." Dadurch wurde die Dame einigermaßen ermuthigt, und als sie den Ton seiner Stimme erkannte, ihn etwas genauer ins Auge faßte, und sich überzeugte, daß er es wirklich sey, fiel sie ihm weinend um den Hals, küßte ihn, und sagte: „Mein süßer Tebaldo, es freut mich unendlich, daß du wieder da bist!" Nachdem Tebaldo Kuß und Umarmung erwiedert hatte, sagte er: „Madonna, wir haben jetzt keine Zeit, uns unseren Gefühlen zu überlassen; ich muß eilen

und Anstalt machen, daß dir Aldobrandino gesund und lebendig wiedergegeben werde. Ich hoffe, du wirst vor dem morgenden Abend erwünschte Neuigkeiten hören. Und sollte ich dir, wie ich hoffe, noch diesen Abend gute Nachrichten von deinem Gemahl bringen können, so werde ich zu dir kommen, um sie dir in Muße mitzutheilen."

Darauf legte er sein Pilgerkleid wieder an, küßte seine Dame nochmals, und ging, nachdem er ihr die besten Hoffnungen gemacht, dahin, wo Aldobrandino gefangen saß, voll Besorgniß wegen seiner bevorstehenden Hinrichtung, und ohne Aussicht auf Rettung. Unter dem Schein, als ob er käme, um dem Gefangenen Trost zuzusprechen, gelang es ihm bei dem Kerkermeister, Zutritt zu ihm zu erhalten. Er sagte, indem er sich neben ihn setzte: „Aldobrandino, ich komme als dein Freund, den dir Gott als Retter zusendet; und wenn du mir aus Dankbarkeit gegen ihn eine kleine Gunst gestattest, um welche ich dich ersuchen will, so verspreche ich dir, daß du unfehlbar noch vor morgen Abend an dem Orte, wo du deine Beurtheilung erwartest, losgesprochen werden sollst." — „Edler Mann!" erwiederte Jener, da du dich bemühst, mich zu retten, so mußt du wohl, obgleich ich dich nicht kenne, noch mich entsinne, dich jemals gesehen zu haben, jedenfalls mein Freund seyn, wie du mich es versichertst. Wahrhaftig, die Sünde, deren man mich anklagt, habe ich nicht begangen, obwohl ich mir so manches andern Vergehens bewußt bin, wodurch ich mir vielleicht meinen gegenwärtigen Zustand zugezogen habe. Doch das kann ich dich heilig versichern, daß ich, sofern mir Gott Barmherzigkeit angedeihen läßt, dir um seinetwillen nicht etwa bloß eine Kleinigkeit, sondern das Größte von der Welt gern versprechen und auch halten will. So fordere denn also von mir, was dir nur beliebt, und verlasse dich fest

darauf, daß ich es, so bald ich nur erst frei bin, gewiß erfüllen werde!"

Der Pilger erwiederte darauf: „Ich verlange von dir nichts weiter, als daß du den vier Brüdern des Tebaldo verzeihst, daß sie dich in diese Lage gebracht haben, weil sie dich für den Mörder ihres Bruders hielten, und daß du sie, wenn sie dir ihren Fehler abbitten, als Freunde und Brüder behandelst." — Worauf Aldobrandino antwortete: „Niemand kennt die Süßigkeit der Rache und das sehnliche Verlangen nach ihr, als bloß derjenige, welcher beleidigt worden ist; demohngeachtet aber will ich ihnen gern vergeben, auf daß mir der Himmel zu meiner Erlösung verhelfe. Es sey ihnen hiermit Alles verziehen! Auch will ich, wenn ich diesem Kerker lebendig und frei entkomme, mich in allen Stücken ganz nach deinem Willen fügen."

Der Pilger war damit völlig zufrieden, und ermahnte ihn, ohne etwas weiter darüber zu sagen, ganz getrost zu seyn, weil er gewiß noch vor dem nächstfolgenden Abend aller weiteren Besorgnisse um sein Schicksal enthoben werden würde. Hierauf verabschiedete er sich von ihm, und begab sich geradewegs nach dem peinlichen Gerichtshofe, wo er den einem Edelmann, welcher den Vorsitz führte, ein geheime Unterredung verlangte. Als er diese zu beginnen hatte, hob er an: „Mein Herr, es ist wohl für einen Jeden heilige Pflicht, die Wahrheit an das Licht zu bringen, und besonders für Solche, die eine Stelle wie die Eurige bekleiden, auf daß nicht der Schuldlose für ein Verbrechen büße, das er nie beging, und damit der Thäter nicht ungestraft davon komme. Ich erscheine hier vor Euch in der Absicht, die Schuldigen zur Strafe zu bringen, und Eure Ehre zu wahren. Wie Ihr wißt, so habt Ihr gegen den Aldobrandino Vater-

mini die strengsten Maasregeln ergriffen, in der Meinung, daß er den Tebaldo Esilei umgebracht habe; und Ihr ficht jetzt im Begriff, ihn zum Tode zu verdammen. Doch bin ich der festen Ueberzeugung, daß Ihr unrecht verfahrt, und hoffe, Euch noch vor Mitternacht die wirklichen Mörder des jungen Mannes in die Hände zu liefern."

Der gute Richter, welcher Mitleid empfand, gab den Vorstellungen des Pilgers Gehör, und nachdem sie weiter über die Sache gesprochen hatten, wurden unter des Pilgers Anführung die beiden Gebrüder Gastwirthe und ihre Knechte im ersten Schlafe festgenommen. Als man sie, um die Wahrheit ans Licht zu bringen, auf die Folter spannen wollte, ließen sie es nicht dazu kommen, sondern gestanden ein, daß sie diejenigen seyen, die den Tebaldo Esilei unbekannterweise ermordet hätten. Als man sie nun um den Grund dieser That befragte, antworteten sie, er habe während ihrer Abwesenheit der Frau des Einen ein großes Aergerniß gegeben, und ihr Gewalt anthun wollen.

Nachdem der Pilger dieß offenbart hatte, entfernte er sich mit der Erlaubniß des Edelmannes, welcher die Richterstelle versah, und verfügte sich insgeheim zu Madonna Ermelina, die bereits alle ihre Leute zur Ruhe gebracht hatte, und ihn unter vier Augen erwartete, weil sie nicht weniger begierig war, Kunde von ihrem Gemahl zu erhalten, als sich mit ihrem Tebaldo vollkommen auszusöhnen.

Mit heiterer Miene trat Tebaldo zu ihr, und sagte: „Sey froh, meine Theuerste, denn du wirst ganz gewiß am nächsten Morgen deinen Aldobrandino frisch und gesund wiedersehen!" Und um ihr dieß desto glaublicher zu machen, erzählte er ihr Alles, was er für ihn gethan hatte.

Ermelina war außerordentlich erfreut über dise glückliche Wendung des Schicksals, das Begebenheit auf Begebenheit übereinander stürzte, insofern sie ihren Tebaldo wieder fand, welchen sie für todt gehalten hatte, und ihren Gatten außer Gefahr wußte, dessen Tod sie in wenigen Tagen zu betrauern fürchtete. Daher sie den Tebaldo aufs Zärtlichste umarmte, und ihm ihre Versöhnung durch die glühendsten Gunstbezeugungen bekräftigte. Am nächsten Morgen stand Tebaldo auf, und, nachdem er mit seiner Geliebten alles Nöthige besprochen, und ihr die strengste Verschwiegenheit anempfohlen hatte, ging er in seiner Pilgerkleidung wieder fort, um sich bei schicklicher Zeit der Sache des Aldobrandino anzunehmen.

Als es Tag geworden war, ließ die Signorie, die jetzt über die Sache Aufschluß erhalten hatte, Aldobrandino sogleich frei, und etliche Tage später wurden die Mörder, an derselben Stelle, wo sie das Verbrechen begangen hatten, enthauptet. Wie nun Aldobrandino, zu seiner Gattin und seiner Freunde größter Freude, frei geworden war, und erkannte, daß er dieß der Hülfe des Pilgers zu danken habe; so luden sie ihn für die ganze Zeit seines weitern Aufenthaltes zu sich ein, und konnten kaum ein Ende finden, ihm Ehre zu bezeigen, und Feierlichkeiten anzustellen, und besonders die Dame, welche wußte, weßwegen dieß Alles geschah. Als es ihm jedoch nach einigen Tagen Zeit zu seyn schien, zwischen Aldobrandino und seinen Brüdern Frieden zu stiften, von denen er hörte, daß sie nicht bloß durch seine Befreiung beschämt, sondern auch aus Furcht vor ihm immer unter Waffen seyen, so bat er Aldobrandino um die Lösung seines Versprechens. Dieser erklärte sich bereit. Nun ließ ihn der Pilger am nächsten Tage ein Gastmahl veranstal-

ten, bei welchem er mit seinen Verwandten und deren Frauen auch die vier Brüder und ihre Gattinnen empfangen sollte, und Tebaldo setzte hinzu, daß er sogleich gehen und sie zu dem Versöhnungsmahle einladen wolle. Aldobrandino war Alles zufrieden, was der Pilger vorschlug. Dieser ging daher sogleich zu den vier Brüdern, und nachdem er so lange mit ihnen gesprochen hatte, als es in diesem Falle nöthig war, brachte er sie am Ende durch überzeugende Gründe so weit, daß sie den Aldobrandino um Vergebung bitten, und sich seine Freundschaft wiedergewinnen müßten. Hierauf lud er sie mit ihren Frauen am nächsten Tage zum Gastmahl des Aldobrandino ein, und sie nahmen es, ihm vertrauend, an. Am Mittag des folgenden Tages gingen nun zuerst die vier Brüder, in ihren Trauerkleidern, mit einigen von ihren Freunden nach dem Hause des Aldobrandino, und baten ihn um Verzeihung wegen dessen, was sie gegen ihn vorgenommen hatten. Aldobrandino bezeigte sich höchst freundlich, und war bis zu Thränen gerührt. Er küßte Alle, und vergab mit kurzen Worten jede ihm widerfahrene Beleidigung. Darauf erschienen ihre Schwestern und Frauen, alle in tiefster Trauer, und wurden von Madonna Ermelina und den andern Damen aufs Freundlichste empfangen. Bei der Tafel wurden alle Herren und Damen auf das Anständigste bewirthet; genug, Alles an dem Gastmahl war herrlich und schön, außer eine gewisse Schweigsamkeit, die der noch frische Schmerz mit sich brachte, welcher sich in den schwarzen Kleidern der Angehörigen Tebaldo's aussprach. Um dieser Trauer willen war auch das ganze Unternehmen des Pilgers sammt dem Gastmahl von Mehreren getadelt worden, wie er dieß auch sehr wohl bemerkt hatte. Als es ihm demnach der rechte Zeitpunkt schien, wo die Andern alle noch beim

Nachtiſche ſaßen, erhob er ſich, und ſagte: „Es hat heute nichts zu unſerem Vergnügen gefehlt, als die Gegenwart des Tebaldo. Da er dieſe ganze Zeit über bei Euch geweſen iſt, ohne von Euch erkannt zu werden, ſo will ich ihn Euch jetzt zeigen!“ Und damit warf er ſeine Pilgertracht von ſich, und ſtand da in einem ſchönen Wams von grüner Seide, in welchem ihn ſogleich Alle erkannten. Dieſe Metamorphoſe ſetzte die ſämmtlichen Anweſenden in das höchſte Erſtaunen. Sie ſtarrten ihn lange voll Verwunderung an, ehe ſie ſich entſchließen konnten, recht zu glauben, daß er es wirklich wäre. Als Tebaldo dieß bemerkte, ſagte er ihnen viele ſpezielle Gegenſtände von ihrer Verwandtſchaft, ſprach von einer Menge ſie betreffender Angelegenheiten, wie auch von ſeinen eigenen Schickſalen, worauf endlich ſeine Brüder, und auch die übrigen Herren, ihn mit vielen Freudenthränen umarmten, und auch die Frauen, ſowohl verwandte als fremde, ein Gleiches thaten, Donna Ermelina allein ausgenommen. Als Aldobrandino dieß bemerkte, ſagte er: „Ermelina, was ſoll das heißen? Warum bezeigſt nur du allein nicht, ſo wie die andern Frauen thun, dem Tebaldo deine Freude über ſeine Wiederkehr?“ — Worauf ihm die Dame vor allen Anweſenden erwiederte: „Niemand würde ihm lieber ihre Freude bewieſen haben, als ich, inſofern ich ihm weit mehr als irgend eine Andere verbunden bin, da er dich mir wiedergegeben hat; aber die anzüglichen Reden, die man damals gegen mich geführt hat, als wir den Tod desjenigen, den wir für Tebaldo hielten, betrauerten, beſtimmen mich, es zu unterlaſſen.“ “Ei, was denkſt du denn?“ erwiederte Aldobrandino. „Glaubſt du, daß ich auf Ohrenbläſer höre? Dadurch, daß er mich rettete, hat er nur allzuklar die Unwahrheit jenes Geſchwätzes, auf das ich ohnehin nichts

gab, bewiesen. Geschwind sieh auf, und umarme ihn!“ — Ermeline, welche diese Aufforderung sehnlich erwartete, ließ sich nicht lange bitten, sondern umarmte den Tebaldo mit Freuden, wie es bereits alle Uebrigen gethan hatten. — Diese Gutmüthigkeit des Aldobrandino gefiel den Brüdern Tebaldo's und allen anwesenden Herren und Damen über die Maßen, und vertrieb jede Spur von Groll und Argwohn, welcher vielleicht durch einige Reden veranlaßt worden war.

Nachdem nun ein Jeder dem Tebaldo seine Freude bezeigt hatte, bestand er darauf, daß seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen sogleich die Trauer ablegen, und nach andern Kleidern schicken sollten. Hierauf gab es noch Spiel und Tanz, und das Gastmahl, welches mit düsterem Schweigen begonnen hatte, nahm ein lautes und fröhliches Ende. Höchst heiter verfügten sich nachher Alle in das Haus des Tebaldo, woselbst sie die Nacht über verweilten, und sich noch die folgenden Tage über vergnügten.

Die Florentiner betrachteten den Tebaldo noch geraume Zeit hindurch als einen von dem Tode Wiedererstandenen; man hielt ihn für eine Art von Wunderthier, und Manchem, selbst seine eigenen Brüder nicht ausgenommen, wandelte zu Zeiten ein Bedenken an, ob er es auch wirklich selbst wäre. Sie konnten sich nie davon völlig überzeugen, und hätten vielleicht noch lange gezweifelt, wenn nicht ein Umstand vorgekommen wäre, der ihnen entdeckte, wer der Ermordete eigentlich gewesen war. Es kamen nämlich eines Tages etliche Soldaten aus Luigniana an ihrem Hause vorüber, und als diese den Tebaldo bemerkten, gingen sie sogleich auf ihn zu, und riefen aus: „Willkommen, Haziuolo!“ Worauf Tebaldo in Gegenwart seiner Brüder antwortete: „Ihr verwechselt mich mit einem Andern.“ — Auf diese seine Er-

wiederung schämten sie sich sehr, baten um Verzeihung, und sagten: „Verzeiht, Ihr gleicht gar zu auffallend einem unserer Kameraden, Namens Faziulo di Pontriemoli, der vor etwa vierzehn Tagen hieher kam, und von welchem wir seit der Zeit nichts wieder gehört haben. Zwar wundern wir uns über Eure Tracht; denn Jener war ein Soldat, wie wir.“ Der älteste Bruder des Tebaldo trat bei diesen Worten vor, und fragte, in welchem Kostüm sie den Faziuolo gesehen hätten. Sie ertheilten darüber Auskunft, und es ergab sich, daß ihre Beschreibung mit der Kleidung des Ermordeten genau übereinstimmte, wodurch sie denn, wie auch durch andere Merkmale, zu der Ueberzeugung gelangten, daß derjenige, welcher ermordet wurde, Faziulo gewesen sey, und nicht Tebaldo. Und so schwand denn jeglicher Verdacht aus der Seele der Brüder, wie auch vor der ganzen Welt. Tebaldo aber, der inzwischen sehr reich geworden war, blieb seiner Liebe getreu; die Dame benahm sich klug und beide erfreuten sich lange Jahre hindurch ihrer Zärtlichkeit. Möge der Himmel auch der unsrigen das beste Gedeihen schenken!

VIII. Novelle.

Ferondo wird, nachdem er ein gewisses Pulver genossen, für todt begraben. Ein Abt, der sich mittlerweile mit seiner Frau erlustirt, holt ihn aus dem Sarge, und sperrt ihn in ein Gefängniß, wo man ihm weiß macht, daß er sich im Fegefeuer befinde. Dann wird er wieder auferweckt, und erzieht einen Sohn, welchen der Abt mit seiner Frau erzeugt hat, als den seinigen.

Trotz ihrer Länge hatte doch die Erzählung der Emilie Niemanden von den Anwesenden gelangweilt; vielmehr

versicherten Alle, daß diese Novelle so mancherlei Begeben-
heiten mit möglichster Kürze zusammengefaßt hätte; wor-
auf die Königin Lauretten winkte, welche folgender-
maßen anhob:

„Liebe Schwestern, da wir so eben vernommen haben,
wie ein Mensch für einen anderen betrauert und zur Erd
bestattet wurde, so fällt es mir jetzt ein, euch eine wahr
Geschichte zu erzählen, die jedoch mehr einer Fabel, al
einem wirklichen Faktum gleicht: wie nämlich ein Lebendi-
ger für todt begraben wurde, und wie derselbige nac
seiner und vieler Anderer Meinung nachher aus dem Grab
wieder auferstand; wofür ein gewisser Mann als ein Hei-
liger verehrt ward, welcher eigentlich eine nachdrücklich
Züchtigung verdient hätte.

In Toscana nämlich war und ist noch heut zu Tag
eine Abtei, so wie man deren viele sieht, an einem vo
Menschen wenig besuchten Orte. In diesem Kloster wurd
ein Geistlicher zum Abte erwählt, der in allen Stücke
einen unsträflichen Wandel führte; die Weiber aus-
genommen. Er wußte aber in diesem Punkte die Sa-
che so geheim zu betreiben, daß bei seinem Geruch de
Heiligkeit und Strenge keine Seele etwas davon ahnte, un
nicht der fernste Verdacht auf ihn fiel. Nun fügte es ein
der Zufall, daß dieser Abt mit einem begüterten Land
mann, Namens Ferondo, einem höchst einfachen, j
sogar etwas einfältigen Menschen bekannt ward, dess
Umgang für ihn keinen weitern Reiz hatte, als ihn zu
weilen mit seiner gar zu großen Simplicität zu verhöh
nen. Doch bemerkte er bei dieser Gelegenheit, daß Fe
rondo ein höchst liebenswürdiges Wesen zur Frau hatte
die dem Abte dermaßen gefiel, daß er sie Tag und Nach
hindurch nicht aus dem Sinne brachte. Da er jedoch bal
sah, daß Ferondo trotz aller seiner Einfalt doch klu

genug war, seine reizende Frau sorgfältigst zu bewachen, so gab er fast alle Hoffnung auf. Indeß brachte er es so weit, daß ihm Ferondo gestattete, zu Zeiten mit ihm und seiner Frau in dem Klostergarten zu lustwandeln, wobei er dann den Beiden so viel von der ewigen Seligkeit und von den Werken der Heiligen vorerzählte, daß endlich das Weibchen Lust bekam, bei ihm zur Beichte zu gehen, wozu ihr auch der Mann Erlaubniß ertheilte.

Als sie sich nun zur Beichte einstellte, und vor dem Abte niederkniete, hob sie an: „Hochwürdiger Herr, wenn mir der Himmel einen reichen Mann beschcert hätte, oder auch gar keinen, so möchte ich wohl unter Eurer Führung leichtlich auf den Weg gelangen, den Ihr angedeutet habt; aber wenn ich meinen Ferondo und seine Narrheiten ins Auge fasse, so muß ich mich als eine Wittwe betrachten, obgleich ich keine bin, da ich bei seinen Lebzeiten keinen andern Mann nehmen kann; und er ist so toll und abgeschmackt, daß er mich über alle Beschreibung mit seiner Eifersucht foltert, weßhalb ich mit ihm in beständigem Verdruß lebe. Deßhalb bitte ich Euch noch vor meiner Beichte um einen guten Rath. Denn wenn ich nicht durch Abhelfung dieses Uebels in Stand gesetzt werde, mein Heil zu befördern, so kann mir weder meine Beichte, noch eine sonstige christliche Handlung zu etwas dienen."

Diese Erklärung war dem Abt Wasser auf seine Mühle, und er freute sich sehr darüber, daß ihm das Glück zur Befriedigung seiner liebsten Wünsche Bahn zu brechen schien. Und so versetzte er denn: „Meine Tochter, ich kann mir sehr wohl denken, daß es für eine schöne, feine Dame, wie Ihr seyd, unausstehlich seyn muß, einen eifersüchtigen Narren zum Manne zu haben. Das ist, wie es scheint, bei Euch der Fall; denn alle Eure Worte athmen Unmuth und Verdruß. Da kann ich Euch aber, rund her-

ausgesagt, nicht anders rathen und helfen, als mit dem Vorschlag, daß man Euren Mann von seiner Eifersucht zu kuriren suche. Das Recept dazu ist ganz einfach. Aber ich muß sehr bitten, daß Ihr Alles geheim haltet, was ich Euch jetzt mittheilen werde." — „Zweifelt nicht daran, daß ich das thun werde, ehrwürdiger Vater, erwiederte die Frau. Lieber wollte ich augenblicklich des Todes seyn, als etwas verrathen, was Ihr mir im Vertrauen sagt. Doch, wie ist wohl die Sache anzugreifen?" — „Er muß ins Fegefeuer", versetzte der Abt, „wenn es uns mit der Kur gelingen soll." — „Aber kann man denn bei lebendigem Leibe ins Fegefeuer kommen?" entgegnete die Dame. — „Das zwar nicht", erwiederte der Abt. „Aber Euer Mann muß jetzt vor der Hand einmal sterben, und wenn er so lange gebüßt hat, daß er keinen Funken von Eifersucht mehr in sich trägt, so wollen wir ihn durch unsere Gebete wieder in das Leben zurückrufen, und dann soll er von den Todten auferstehen." — „So soll ich denn also zur Wittwe werden?" entgegnete die Frau. „Ja", sagte der Abt, „aber nur auf eine kurze Zeit, während welcher Ihr Euch wohl hüthen müßt, Euch an einen Andern zu verheirathen; denn das würde Euch Gott sehr übelnehmen, und wenn Ferondo wiederkäme, so würde er dann eifersüchtiger seyn, als er je gewesen ist." — „O wenn er doch nur von diesem Capitalfehler kurirt würde", versetzte die Frau, „so wäre es mir schon recht; denn ich muß wahrhaftig vor ihm festsitzen, wie ein Gefangener vor dem Kerkermeister. Thut also, was Euch gefällt; ich bin Alles zufrieden!" — „So ist es ganz recht"; versetzte der Abt. „Jedoch, wie gedenkt Ihr mich für die Dienste, die ich Euch leisten kann und leisten werde, zu belohnen?" „Guter Vater", versetzte das Weibchen, „ich will gern Alles thun, was Ihr nur verlangt, und was in meinen Kräften steht;

jedoch was kann ein schwaches Weib, wie ich, leisten, einem solchen Manne gegenüber, wie Ihr seyd?" — „Madonna", erwiederte der Abt, „Ihr könnt dasselbe für mich thun, was ich Euch erzeigen kann; denn so wie ich Dasjenige zu seinem erwünschten Ziele bringen will, was zu Eurem Besten dient, so könnt Ihr auch Das bewerkstelligen, was mir neues Leben schafft." — Wenn dieß in meinen Kräften steht," versetzte die Donna, „so bin ich von ganzem Herzen bereit." — „Wohlan denn!" sagte darauf der Abt, „so gewährt mir Eure Liebe und Eure Person, für die ich die glühendste Leidenschaft empfinde!" — Dieser Antrag setzte die gute Frau in kein geringes Erstaunen. „Gerechter Himmel!" rief sie aus, „was fordert Ihr von mir? Ich habe Euch stets für einen höchst heiligen Mann gehalten! Schickt sich's denn auch für so fromme Leute, Weiber zu begehren, die sich bei ihnen guten Rath holen wollen?" — „Engel des Himmels", erwiederte der Abt, „wundere dich doch darüber nicht so sehr! Denn sieh, die Frömmigkeit ist eine Tugend der Seele, und wird nicht durch dasjenige verletzt, was ich von Euch verlange, und was bloß eine Schwachheit des Fleisches ist. Doch sey dem, wie ihm wolle, Eure Schönheit hat mich dermaßen bezaubert, daß ich mich von der Leidenschaft gezwungen fühle, so zu handeln. Und dabei könnt Ihr Euch weit mehr auf Eure Schönheit einbilden, als eine jede Andere, wenn Ihr bedenkt, daß sie den Heiligen wohlgefällt, welche gewohnt sind, den Anblick von Engelsreizen zu genießen. Ueberdieß bin ich nun zwar ein Abt, aber doch ein Mann, und, wie Ihr seht, kein alter Mann! Laßt es Euch daher nicht schwer fallen, zu thun, wie ich Euch gesagt habe, und was Ihr selbst wünschen müßt. Denn während Ferondo im Fegefeuer schmachtet, will ich Euch des Nachts Gesellschaft leisten, und Euch

den Troſt gewähren, den eigentlich Er Euch geben ſol
Keine Seele ſoll etwas von der Sache erfahren,
Jedermann dieſelbe, ja noch eine höhere Meinung
als welche Ihr noch vor wenigen Minuten von mir heg
Verſchmäht die Gnade nicht, die Euch von Gott geb
wird; denn es ſind ihrer Viele, die mit Sehnſucht
dem verlangen, was Ihr haben könnt, und haben wer
wenn Ihr klug genug ſeyd, mir Euer Vertrauen zu ſch
ken. Uebrigens beſitze ich eine Menge ausnehmend ſch
und koſtbare Kleinodien, welche ich Niemand anders
Euch, zugedacht habe. Und ſo beweiſet Euch denn
meine Theuerſte, eben ſo gefällig gegen mich, wie
bereit bin, Euch zu dienen."

Das Weibchen ſchlug die Augen nieder, und w
nicht, wie ſie dem Abt ſeine Bitte abſchlagen ſollte, d
Gewährung ihr jedoch nicht rathſam ſchien. Als d
bemerkte, daß ſie mit der Sprache nicht recht heraus wo
ſah er, daß er ſchon halb gewonnen hatte, und fuhr
mit verführeriſchen Worten in ſie zu bringen, ſo, da
ſie endlich glauben machte, es ſey Alles gut und
gethan. Sie ſagte ihm daher ganz verſchämt, daß
keinen Anſtand nehme, jedem ſeiner Befehle zu gehor
doch könne ſie nicht eher in etwas willigen, als bis
Jerondo im Fegefeuer befinde. — „Dahin wollen
ihn ſchon baldigſt befördern", verſetzte der Abt voll Po
keit. „Richtet es nur ſo ein, daß er mich morgen,
in den nächſten Tagen beſucht!" — Bei dieſen W
ſteckte er ihr einen koſtbaren Ring an den Finger,
entließ ſie. Vergnügt über das ſchöne Geſchenk, un
gierig nach Mehrerem dieſer Art, lobte die Frau
ihre Begleiterinnen die Frömmigkeit des Abtes, und
mit ihnen nach Hauſe.

Etliche Tage darauf kam Jerondo aus eigenem

trieb zu dem Abte, welcher sogleich, als er ihn herannahen sah, beschloß, ihn in das Fegefeuer zu schicken. Zu diesem Zweck suchte er schnell ein Pülverlein von wunderbarer Kraft hervor, welches er von einem mächtigen orientalischen Fürsten mit der Versicherung erhalten hatte, daß der Alte vom Berge sich desselben zu bedienen pflege, wenn er Jemanden in das Paradies schicken, oder ihn aus demselben wieder zurückholen wolle; es schläfere nämlich, in größerer oder schwächerer Dosis gegeben, denjenigen, welcher es genieße, ohne ihm Schaden zu thun, auf längere oder kürzere Zeit dermaßen ein, daß er während der Wirkung desselben keine Spur von Leben zeige. Von diesem Pulver gab er ihm in einem Glase Wein so viel, als er für hinreichend erachtete, um ihn auf drei Tage einzuschläfern. Darauf führte er ihn in den Kreuzgang des Klosters, und belustigte sich mit den Mönchen an seinen Albernheiten. Schon nach kurzer Zeit wirkte das Pulver so stark, daß Ferondo im Stehen einschlief, und zu Boden sank; der Abt stellte sich bestürzt über diesen Vorfall. Er ließ ihn sogleich entkleiden, mit frischem Wasser besprengen, und allerhand solche Dinge mit ihm vornehmen, die gegen Blähungen oder sonstige plötzliche Unterleibsbeschwerden an ihrem Orte sind, um ihn wieder ins Leben zurückzurufen. Als er aber trotz allen diesen Versuchen doch nicht wieder zur Besinnung kommen wollte, und weder der Schlag des Pulses noch irgend ein sonstiges Lebenszeichen an ihm zu verspüren war, wurde er von Allen für todt erklärt. Man schickte jetzt sogleich nach seiner Frau und seinen Verwandten, welche sich eiligst einstellten. Nachdem ihn diese eine Zeitlang beweint und betrauert hatten, ließ ihn der Abt in seiner völligen Kleidung in einen Sarg legen. Die Frau kehrte nach Hause zurück, und gelobte heilig, nicht von ihrem Kinde zu wei-

chen, das sie von Ferondo hatte, und keinen Schritt über die Schwelle ihrer Wohnung zu thun. Und so blieb sie denn zu Hause bei ihrem Kinde, und verwaltete den Nachlaß ihres Mannes. — Als es nun Nacht geworden war, stand der Abt auf, und mit Hülfe eines Bologneser Mönchs, welcher an demselben Tage angekommen war, und dem er völlig vertraute, nahm er den Ferondo aus dem Sarge, und brachte ihn in ein finsteres Gewölbe, wohin kein Lichtstrahl fiel, welches den Mönchen, die etwas verbrochen hatten, zum Strafgefängniß diente. Daselbst zogen sie ihm die Kleider aus, thaten ihm eine Mönchskutte an, und legten ihn auf ein Bund Stroh nieder, wo sie ihn allein ließen, bis er wieder zur Besinnung kommen würde. Dem Bologneser Mönch trug der Abt Alles auf, was er mit ihm vornehmen sollte, wenn er wieder ins Leben erwachte, und außer diesem wußte kein Mensch im ganzen Kloster um die Sache. Den Tag darauf wandte sich der Abt, unter dem Vorwande eines Trauerbesuchs, nach der Wohnung der Dame. Er traf sie in tiefem Schmerz und mit verweinten Augen an; weßhalb er sich sogleich beeilte, ihr freundlich Trost zuzusprechen, und sie an ihre gegebene Zusage zu erinnern. Die Dame, welche jetzt weder Ferondo, noch sonst irgend Jemand zu berücksichtigen hatte, und einen zweiten noch schöneren Ring an der Hand des Abtes funkeln sah, deutete ihm ihre Bereitwilligkeit an, sie noch an demselben Abend weiter über gewisse Dinge zu sprechen. So zog denn also der Abt Abends die Kleider des Ferondo an, und verfügte sich zu seiner Geliebten, bei welcher er die Nacht höchst vergnügt zubrachte, worauf er bei Anbruch des Tages wieder nach dem Kloster zurückkehrte. Wer ihm unterwegs begegnete, der hielt ihn für ein Gespenst des Ferondo, welcher seiner Sünden halber

verdammt sey, umzugehen; und bald wurde von ihm manches Histörchen erzählt, welches auch oft seiner Frau wieder zu Ohren kam, die am besten wußte, was es mit der Sache für eine Bewandtniß hatte.

Als nun der Bologneser Mönch merkte, daß Ferondo wieder zu sich kam, ohne jedoch zu wissen, wo er sich befände, ging er mit einer Ruthe hinein, und redete ihn mit einer Donnerstimme an, wobei er es auch nicht an tüchtigen Schlägen fehlen ließ. Ferondo schrie unter Weinen in einem fort: „Ach wo bin ich denn nur! Wo bin ich? Wo bin ich?“ — Der Mönch antwortete darauf: „du befindest dich im Fegefeuer.“ „Wie?“ versetzte Ferondo; „so bin ich denn also todt?“ „Ohne Zweifel“, erwiederte der Mönch. Darauf begann Ferondo sich selbst, seine Frau und seinen Sohn bitterlich zu beweinen und allen nur möglichen Unsinn herauszuschwatzen. Worauf ihm der Mönch etwas zu essen und zu trinken brachte. Als Ferondo dieß sah, rief er aus: „aber mein Himmel! essen denn auch die Todten?“ — „Allerdings“, erwiederte der Mönch; „was ich dir hier darbiete, das hat deine ehemalige Frau heute früh dem Kloster geopfert, um dir Seelenmessen zu lesen, und unser Herrgott hat befohlen, es dir zu verabreichen.“ Hierauf sagte Ferondo: „Nun, Gott gebe ihr gute Zeit! Ich habe sie immer gern gehabt, und die ganze Nacht hindurch fest im Arm gehalten, wobei ich sie auch öfters küßte, und es an sonstigen Liebkosungen nicht fehlen ließ.“— Da er indeß Hunger und Durst bekommen hatte, so fiel er jetzt ziemlich hastig über die Speisen und Getränke her. Weil jedoch der Wein nicht von dem besten seyn mochte, so rief er auf einmal aus: „Aber zum Teufel! Warum hat sie mir denn nicht aus dem Fasse geschickt, welches dicht an der Wand des Kellers liegt?“ — Nachdem er abgespeist hatte,

nahm der Mönch die Ruthen wieder zur Hand, und geißelte ihn zum zweitenmale. Ferondo schrie ganz jämmerlich, und rief: „O warum thuſt du mir das?“ — Der Mönch verſetzte: „weil Gottes Befehl alſo lautet, daß es des Tags zweimal geſchehen ſoll.“ — „Aber aus welchem Grunde?“ fragte Ferondo. — „Weil du dich von dem Teufel der Eiferſucht plagen ließeſt, obgleich du das beſte Weib, das man weit und breit nur finden kann, zur Frau hatteſt.“ — „Ach Gott, ja“, erwiederte Ferondo, „und dazu noch das ſüßeſte, viel zuckriger, als Marzipan! Aber ich hätte mir nicht gedacht, daß es unſer Herrgott ſo übel vermerken könnte, wenn ein Mann eiferſüchtig iſt; ſonſt wäre das nicht geſchehen.“ — „Das hätteſt du erwägen und dich bekehren ſollen, als du noch auf der Welt wareſt“, verſetzte der Mönch; „und wenn du jemals wieder in jene niedern Regionen zurückkehren ſollteſt, ſo merke dir wohl, was ich jetzt thue, auf daß du nie wieder in den Fehler der Eiferſucht verfällſt!“ — „Kommen denn die Todten aus ihren Gräbern wieder heraus?“ fragte Ferondo. „Zu Zeiten“, erwiederte der Mönch. — „Wenn ich jemals wiederkehre“, ſagte Ferondo, „ſo will ich ganz gewiß der allerbeſte Ehemann von der Welt werden, will meine Frau nie wieder durchprügeln, und ihr kein unrechtes Wörtchen ſagen, außer wegen des Weins, den ſie mir heute geſchickt hat, und deßhalb, daß ſie mir auch nicht einmal ein Stümpfchen Licht zukommen läßt, daß ich meine Abendmahlzeit ganz im Finſtern halten muß.“ — „Sie hat Lichter geſchickt“, verſetzte der Mönch; „doch wurden ſie heute früh bei der heiligen Meſſe verbraucht.“ — „Ei ja doch“, erwiederte Ferondo, „das mag wohl Alles richtig ſeyn; wenn ich alſo wieder zu ihr komme, ſo werde ich ſie thun laſſen, was ſie will. Aber ſage mir, wer biſt du denn, daß du mit mir ſo übel umgehſt?“ — Der

Mönch antwortete: „Ich bin auch gestorben, und war aus Sardinien; und weil ich im Leben meinen Herrn wegen seiner Eifersucht häufig gelobt habe, so bin ich von dem Himmel zu der Strafe verurtheilt, dir so lange Speise und Trank zu reichen, und dich dabei durchzuprügeln, bis Gott über uns anders beschließen wird." — „Sind denn wir Beide ganz allein hier?" fragte Ferondo. — „Nein", erwiederte der Mönch; „es sind noch Tausende vorhanden, aber du kannst sie so wenig hören oder sehen, als sie dich." Darauf fragte Ferondo: „Wie weit sind wir denn hier wohl von unserer Heimath entfernt?" — „O viele hundert Meilen weit", antwortete der Mönch, „von deinem Dorfe Lackinbettanien." „Den Kukuk auch!" versetzte Ferondo, „das heiß ich doch eine Entfernung! Ich glaube am Ende gar, wenn es so weit ist, wir sind schon ganz aus der Welt heraus." — Mit derlei Reden, bei Essen und Trinken und täglichen Geißelhieben, wurde Ferondo gegen zehn Monate hingehalten, während welcher Zeit sich der Abt mit seiner Frau so manchen kurzweiligen Spaß machte. Wie es nun aber bei solchen Dingen mitunter schief zu gehen pflegt, so geschah es auch hier; denn die Frau gerieth in gesegnete Umstände, und entdeckte noch früh genug ihre Lage dem Abte. Und da waren denn beide der Ansicht, daß es jetzt wohl die höchste Zeit seyn möchte, den Ferondo aus seinem Fegefeuer zu erlösen, auf daß er sich bei seiner Frau einfände, und ihr begreiflich machte, daß er es wäre, welcher ihre Zunahme verschuldet hätte. Zu diesem Zweck ließ der Abt in der folgenden Nacht dem Ferondo mit verstellter Stimme zurufen: „Ferondo, sey gutes Muthes! Der Himmel hat nach seiner ewigen Barmherzigkeit beschlossen, dir die Wiederkehr in die irdische Welt zu gestatten, allwo dir deine Frau ein Kind gebären wird, welches du mit

dem Namen Benedikt benennen sollst, sintemal dir diese hohe Gnade nur durch das Gebet des heiligen Benedikt und nach den vielfältigen Bemühungen seines Namensbruders, des frommen Abtes, und die Ergebungsseufzer deiner Frau widerfährt." — Als Ferondo diese Worte vernahm, wurde er in seinem Innern höchst erfreut, und sagte: „Nun, das ist mir außerordentlich lieb; Gott mag sich dafür selbst belohnen, und auch den Abt, und den heiligen Benedikt, und auch mein süßes Honigweibchen!" — Worauf ihm der Abt wieder so viel von dem Pulver unter den Wein mischte, daß er ungefähr auf vier Stunden einschlief. In dieser Zeit ließ er ihm seine eigenen Kleider wieder anziehen, und ihn in den Sarg zurückbringen, in welchem er beigesetzt worden war. Gegen Anbruch des Morgens kam Ferondo wieder zur Besinnung, und gewahrte durch eine Ritze des Deckels das Licht des Tages, welches er wohl seit zehn Monaten nicht erblickt hatte. Da er sich nun für lebendig hielt, so begann er laut zu rufen: „Macht auf! Macht auf!" und stemmte sich mit solcher Gewalt gegen den Deckel des Sarges, daß es ihm gelang, denselben zu lüften. Er war noch damit beschäftigt, ihn ganz abzuwerfen, als mehrere Mönche, die so eben ihr Morgengebet gesprochen hatten, herzueilten, die Stimme des Ferondo erkannten, und ihn aus dem Grabe steigen sahen. Erschreckt durch die unerhörte Begebenheit, liefen sie davon, und meldeten es ihrem Abte. Dieser that, als ob er so eben von seinem Gebete aufstünde, und sagte: „Fürchtet Euch nicht, meine Kinder! Nehmt das heilige Kreuz und den Weihkessel, und folgt mir nach! Wir wollen sehen, was uns die göttliche Allmacht offenbaren wird!"

Ferondo war mittlerweile, ganz blaß und abgemagert seit der langen Zeit, wo er das Tageslicht nicht

mehr geschaut hatte, aus der Gruft herausgestiegen. Sobald er den Abt erblickte, warf er sich vor ihm auf die Knice, und sagte: „Verehrungswürdiger Pater, wie ich erfahren habe, so bin ich durch Euer Gebet, wie auch durch die Fürbitte des heiligen Benedikts und meiner Frau, aus den Qualen des Fegefeuers erlöst worden, und ins Leben wiedergekehrt. Deßhalb bitte ich Gott, daß er Euch dafür ein gutes Jahr und gute Tage, heute so wie allezeit, bescheeren möge!“ — Worauf der Abt erwiederte: „Gepriesen sey die Allmacht Gottes! Jetzt, mein Sohn, da dich der Höchste hat wiederkehren lassen, eile sogleich zu deiner Frau, welche seit der Trennung von dir Tag und Nacht in Thränen geschwommen hat, tröste sie nach allen deinen Kräften an Leib und Seele, und sey fortan Gottes Freund und Diener!“ — „Das hat man mir schon gesagt“, versetzte Ferondo. „Laßt mich nur machen! Ich will sie schon küssen nach Herzenslust, wenn ich sie wiedersehe, denn ich habe sie sehr lieb!“ Der Abt that gegen seine Mönche, als ob er sich über dieses Ereigniß außerordentlich verwunderte, und ließ andächtig das Miserere singen. — Ferondo kehrte inzwischen nach dem Dorfe zurück, wo ihm ein Jeder, welcher ihn erblickte, auswich, wie einer Erscheinung, vor der man sich fürchtete. Er aber rief die vor ihm stehenden Leute zurück, und explicirte ihnen, daß er wieder von den Todten auferstanden wäre. Selbst seiner Frau war nicht ganz wohl in seiner Nähe. Als man sich jedoch nachgerade über den seltsamen Casus beruhigte, und sah, daß er wirklich lebte, und als man ihn ferner allerlei fragte, ertheilte er Allen solchen Bescheid, als ob er viel klüger wiedergekommen wäre, indem er ihnen viele Neuigkeiten von den Seelen ihrer Verwandten erzählte; und so schwatzte er ihnen von sich und von der Situation in dem Fegefeuer

die schönsten Fabeln von der Welt vor; auch theilte er ihnen die Offenbarung mit, welche ihm durch den Mund des Ragusäs Bragiello kundgethan worden war. Nachdem er nun bald darauf von seinem Weibchen und seinem Hause Posses ergriffen hatte, beschenkte ihn seine Frau mit einem Sohne, welchen er, trotz seiner zehnmonatlichen Abwesenheit, als den seinigen anerkannte, und ihn Benedetto Ferondo taufen ließ. Seine Reden, welche Alle überzeugten, daß er wirklich wieder von den Todten auferstanden wäre, vermehrten den Geruch der Heiligkeit, dessen sich der Abt bereits im höchsten Grad erfreute. Ferondo aber, der wegen seiner Eifersucht mehrfache Schläge bekommen hatte, war von derselben total kurirt, und nahm sich so sehr vor einem Rückfall in Acht, daß er in Zukunft nie mehr die Frau damit plagte. Deßwegen lebte sein Weibchen auch nachher so züchtig, wie vorher; doch gestättete sie, wenn es die Gelegenheit gerade fügte, dem Abte, dem sie so Manches zu verdanken hatte, hin und wieder eine angenehme Unterhaltung.

IX. Novelle.

Giletta von Narbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel, und verlangt dafür den Grafen Bertram von Roussillon zum Gemahl. Dieser heirathet sie wider Willen, und geht aus Verdruß darüber nach Florenz, wo er sich in ein junges Mädchen verliebt, welche er zu beschlafen vermeint, indem er Giletta umarmt. Als diese dann nach der Zeit von ihm Zwillinge bekommt, gewinnt sie der Graf lieb, und ehrt sie als seine Gemahlin.

Da die Königin dem Dioneo ihr Wort halten wollte, so kam die Reihe des Erzählens, nachdem Lauretta geendigt hatte, an sie selbst, und, ohne weitere Aufforderungen von Seiten der Gesellschaft zu erwarten, begann sie denn auch anmuthig folgendermaßen: „Ja, wenn man die Lauretta gehört hat, dann sollte man eigentlich verstummen! Wer kann nach ihr noch weitere Lorbeeren erndten? Wir müssen uns gratuliren, daß sie nicht die Erste war; sonst hätten uns vielleicht wenige von den ersten Geschichten behagt; und ich fürchte sehr, daß es denen, die wir heute noch mitzutheilen haben, nicht bestens ergehen wird. Indeß bitte ich Euch, mit einer vorlieb zu nehmen, die so gut ist, als ich sie Euch gerade zu geben vermag."

In dem Königreich Frankreich lebte nehmlich einst ein Cavalier, Namens Isnard, Graf von Roussillon, der, weil er fortwährend kränkelte, beständig einen berühmten Arzt, welcher Gerard de Narbonne hieß, zur Seite hatte. Dieser Graf nun hatte einen Sohn, Namens Bertram, welcher außerordentlich schön und liebenswürdig war. Mit ihm wurden verschiedene Kinder von gleichem Alter erzogen, und unter diesen befand sich auch eine Tochter des erwähnten Arztes, Namens Giletta. Diese verliebte sich zärtlicher und heftiger in den jungen Grafen, als man von ihrem Alter hätte erwarten sollen. Als nun der Vater des Grafen starb, und der Sohn unter die Vormundschaft des Königs gestellt wurde, hielt dieser es für gut, nach Paris zu gehen. Das Mädchen war darüber ganz untröstlich, und da ihr Vater ebenfalls bald starb, hätte sie sich gern unter einem anständigen Vorwande nach Paris gewendet, um dort Bertram aufzusuchen; jedoch zeigte sich ihr dazu kein Mittel, da sie als eine reiche Erbin unter äußerst strenger Aufsicht

stand. Als sie nun mit der Zeit mannbar wurde, konn
sie sich den jungen Grafen noch immer nicht aus dem Sinn
schlagen, und ließ deßwegen manchen vortheilhaften Frei
aus dem Garn, welchen ihr ihre Verwandten in Vorschla
brachten, ohne sich jedoch gerade eine Absicht anmerken z
lassen. Da nun Giletta's Leidenschaft neue Nahrun
dadurch erhielt, daß die Fama ihren geliebten Bertran
als einen wahren Ausbund aller jungen Männer schilderte
erfuhr sie von ungefähr, daß der derzeitige König in Folg
einer schlecht kurirten Geschwulst eine Fistel bekommen ha
be, welche ihm bedeutende Schmerzen und vieles Unbeha
gen verursachte. Man erzählte, er habe schon eine Meng
von Aerzten konsultirt, aber doch noch bei keinem Hülf
gefunden; alle hätten das Uebel nur schlimmer gemacht
und er sey jetzt so verdrießlich, daß er von gar keinen
Doktor mehr etwas wissen wolle. Ueber diese Nachrich
war die junge Dame höchst erfreut; denn sie glaubte nun
mehr nicht nur einen guten Vorwand zu haben, um nac
Paris zu gehen, sondern sie hoffte auch, wenn sie sich
in dem Namen der Krankheit des Königs nicht irrte, es
dahin bringen zu können, daß sie ihren geliebten Ber
tram zum Gemahl erhielte. Da sie nun von ihrem Va
ter so mancherlei in der Medicin gelernt hatte, so berei
tete sie aus verschiedenen, für diese Krankheit passenden
Kräutern ein Pulver, bestieg ein Roß, und eilte nach Pa
ris, wo es ihr erstes Geschäft war, daß sie den Ber
tram zu sprechen suchte. Erst als ihr dieß gelungen war,
erbat sie sich bei dem König Audienz, und fragte ihn, ob
er sich nicht gerufen wolle, sie über sein Uebel näher zu be
ihren. Der König konnte es ihr bei ihrer Jugend und
Schönheit nicht wohl abschlagen, und zeigte ihr seinen
Schaden. Als sie denselben gesehen hatte, zweifelte sie
nicht daran, ihn heilen zu können, und sagte: „Gnädiger

Herr, wenn es Euch beliebt, so will ich Euch ohne Beschwerde binnen acht Tagen völlig von Eurem Leiden befreien." — Der König mußte innerlich über die Worte des Mädchens lachen, und dachte bei sich selbst: Was wird denn ein junges Frauenzimmer von einer Sache verstehen, gegen welche die größten Aerzte weit und breit nichts auszurichten vermochten! Darum dankte er ihr für ihren guten Willen, antwortete ihr aber, daß er bei sich beschlossen habe, keinen Rath eines Arztes mehr anzunehmen. Darauf erwiederte die junge Dame: „Gnädigster Herr, Ihr verachtet meine Kunst, weil ich noch jung und ein Frauenzimmer bin; allein ich muß Euch dagegen erinnern, daß ich nicht mit meiner Wissenschaft heile, sondern mit der Hülfe Gottes und der Kenntniß Gerards von Narbonne, der mein Vater, und bei seinen Lebzeiten ein sehr berühmter Arzt war." — Nach diesen Worten dachte der König bei sich selbst: „Vielleicht hat mir Gott dieses Mädchen vom Himmel zugesandt; warum sollte ich also nicht versuchen, was sie zu thun vermag, da sie mir verspricht, mich ohne Beschwerde in kurzer Zeit zu heilen?" Er entschloß sich demnach, eine Probe anzustellen, und sagte: „Meine junge Dame! Und wenn Ihr uns nun nicht heiltet, im Falle wir um Eurentwillen unserm Entschlusse zuwider handelten, was wolltet Ihr dann, daß mit Euch geschähe?" — „Gnädiger Herr", versetzte das Mädchen, „laßt mich streng bewachen, und wenn ich Euch nicht binnen acht Tagen kurire, nun dann laßt mich verbrennen! Wenn mir aber die Kur gelingt, was habe ich alsdann zu hoffen?" „Ihr scheint noch nicht verheirathet zu seyn", erwiederte der König. „Wenn Ihr Euer Versprechen erfüllt, so werde ich auf eine gute Parthie für Euch denken." — „Gnädigster Herr", versetzte die Jungfrau, „es wäre mir in der That äußerst angenehm,

wenn Ihr mich nach Wunsche zu verheirathen geruhen wolltet; jedoch müßtet Ihr mir dann auch den Mann geben, welchen ich selbst von Euch verlangte, Eure Prinzen und Euer ganzes königliches Haus ausgenommen." — Der König versprach ihr, dieß zu thun. Die Jungfrau begann nun ihre Kur, und noch ehe der bestimmte Termin verstrichen war, hatte sie den König gesund gemacht, worüber sich der König hoch erfreute, und gestand, daß sie ihren Gemahl verdient habe. — „Gut, gnädigster Herr", versetzte das Mädchen; „so habe ich denn also den Grafen Bertram von Rouſſillon verdient, den ich schon von Jugend an zu lieben anfing und jetzt noch liebe." — Dem Könige schien ihre Forderung keine Kleinigkeit. Weil er ihr jedoch sein Wort gegeben, so hielt er es nicht für ziemlich, es zu brechen. Er ließ daher den Grafen von Rouſſillon vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Bertram, Ihr seyd jetzt mündig geworden, und wir wollen Euch deßhalb von nun an Eure Grafschaft selbst regieren lassen; auch werden wir Euch eine Jungfrau mitgeben, die wir Euch zur Gemahlin ausersehen haben." — „Eine Jungfrau, gnädigster Herr?" fragte Bertram; „und wer wäre denn diese Dame?" — „Dieſelbe", versetzte der König, die uns durch ihre Medicin von unserm Uebel befreite!" — Bertram, der sie gesehen hatte und kannte, fand sie nun zwar schön; da sie jedoch nicht von einem Geschlecht abstammte, das seinem hohen Adel geziemte, so gab er unmuthig zur Antwort: „Gnädiger Herr, so wollt Ihr mir denn also eine Quacksalberin zur Frau geben? Davor bewahre mich der Himmel, daß ich jemals ein solches Frauenzimmer zur Gemahlin nehmen sollte!" — Hierauf erwiederte der König: „So wollt Ihr denn also, daß wir unser Wort brechen sollen, welches wir, um unsere Gesundheit wiederzuerlan-

gen, dem Mädchen gaben, das Euch nun als Lohn zum Manne verlangt?" — „Gnädiger Herr", versetzte Bertram: „Nehmt mir in Gottesnamen Alles, was mein ist, und verkauft mich als Sklaven, an wen Ihr wollt; aber das schwöre ich Euch zu, daß ich mich zu dieser Heirath nun und nimmermehr verstehen werde!" — „Das wird sich finden", sagte der König; „das Mädchen ist hübsch und verständig, und hat eine große Liebe zu Euch, weßhalb zu hoffen steht, daß Ihr mit ihr weit glücklicher fahren werdet, als mit mancher Andern von weit höherem Stande." — Bertram schwieg, und der König ließ jetzt große Anstalten zu einem glänzenden Hochzeitsfeste treffen. Als nun der bestimmte Tag gekommen war, reichte Bertram höchst ungern in Gegenwart des Königs seine Hand dem Mädchen, das ihn über Alles liebte. Nachdem die Feierlichkeiten vorüber waren, beurlaubte er sich nach seinem schon vorher gefaßten Entschluß bei dem Könige, das Beilager erst in seiner Grafschaft zu vollziehen, bestieg sein Roß, und wandte sich nicht nach Roussillon, sondern nach Toscana. Da er nun dort hörte, daß die Florentiner mit den Sienesern in einer Fehde begriffen waren, so trug er ihnen seine Dienste an. Er wurde sogleich mit offnen Armen aufgenommen, und man ernannte ihn zum Anführer eines Geschwaders. Und weil man ihn gut besoldete, so blieb er eine geraume Zeit an diesem Posten.

Die junge Frau war nicht froh darüber, daß die Sache eine solche Wendung nahm, doch hoffte sie, durch ihr gutes Betragen den Grafen in seine Heimath zurückzubringen. Sie reiste daher nach Roussillon, wo sie von Allen als Gebieterin aufgenommen wurde. Sie fand dort, nach der langen Abwesenheit des Grafen, Alles in der größten Unordnung; doch wußte sie, als eine kluge

Dame, bald alle Verwirrungen ins Reine zu bringen. D
durch erwarb sie sich die Achtung der Unterthanen, welc
es dem Grafen sehr übel auslegten, daß er ihren Ver
so wenig zu schätzen wußte. Nachdem sie nun die Or
nung im Lande wieder hergestellt hatte, ertheilte sie de
Grafen durch zwei Edelleute davon Kunde, und ließ ih
sagen, wenn er etwa aus Abneigung gegen sie sein Lan
vermiede, so möchte er ihr dieß nur offen erklären, in
dem sie bereit sey, in diesem Falle aus Liebe zu ihm d
Gegend zu verlassen. — Der Graf gab die harte Antwor
„Sie mag thun, was sie für gut erachtet! Aber ich fü
mein Theil werde nicht eher zu ihr kommen und mit ih
leben, als bis sie diesen Ring am Finger und ein Kind
das ich mit ihr gezeugt habe, auf dem Arme trägt." —
Auf diesen Ring legte der Graf einen besondern Werth
und that ihn nie vom Finger, weil er gewisse ganz be
sondere Eigenschaften haben sollte.

Als nun die beiden Edelleute diese zwei harten Be
dingungen vernahmen, bei welchen augenscheinlich bloß
von reiner Unmöglichkeit die Rede war, und als sie sahen,
daß der Graf auf keine Weise von seinem Vorsatz abzu
bringen seyn würde, so blieb weiter nichts übrig, als
jetzt zu der Dame zurückzukehren, und ihr die Antwort
ihres Gemahls zu melden. Sie wurde durch dieselbe
außerordentlich betrübt; indeß gab sie nach einer Weile
dumpfen Hinbrütens die Hoffnung doch nicht gänzlich auf,
beide Dinge möglich zu machen, und so ihren Gemahl
wiederzugewinnen. Wenigstens beschloß sie, damit einen
Versuch zu machen. Sobald sie sich demnach einen Plan
entworfen hatte, berief sie einige der ältesten und tüchtig-
sten Männer aus der Gesellschaft, und trug ihnen, ganz
der Wahrheit getreu und der Ordnung nach, vor, was
sie aus Liebe zu dem Grafen gethan, und welchen Lohn

sie dafür empfangen habe. Sie beschloß damit, daß sie nicht gesonnen sey, durch ihr längeres Verweilen den Grafen von seinem Lande fern zu halten, sondern daß sie lieber den Rest ihres Lebens bloß zu Pilgerfahrten und wohlthätigen Werken zum Heil ihrer Seele verwenden wolle. Deßhalb ersuchte sie denn jene Männer, sich der Regierung und der Sorge für das allgemeine Wohl eifrigst anzunehmen, und den Grafen davon in Kenntniß zu setzen, daß sie das Land mit dem Vorsatz verlassen habe, Rousillon in ihrem Leben nie wieder zu betreten. Während ihren Worten vergossen die edlen Männer viele Thränen, und beschworen sie, ihren Entschluß aufzugeben, und bei ihnen zu bleiben; aber alle ihre Bitten blieben vergeblich. Die Dame empfahl sie darauf sämmtlich dem Schutz des Höchsten, und trat dann in Pilgerkleidern mit einem ihrer Bettern und mit einem Kammermädchen, mit Gold und einigen Kostbarkeiten versehen, ihren Weg an. Ohne Jemand merken zu lassen, wohin sie sich wenden wolle, setzte sie ihre Reise fort, und rastete unterwegs nicht eher, als bis sie Florenz erreicht hatte. Dort kehrte sie bei einer ehrbaren Wittwe ein, und bemühte sich, in ihrer Pilgertracht, Nachrichten von ihrem Gemahle einzuziehen. Schon am folgenden Tage sah sie Bertram mit seinem Gefolge vorüberreiten. Obwohl sie ihn nun recht gut erkannte, so fragte sie doch ihre Wirthin, wer er wäre. Diese erwiederte: „Er ist ein fremder Cavalier, der sich Graf Bertram nennt, ein sehr leutseliger Herr, welcher hier allgemein beliebt ist, und der sich in eine meiner Nachbarinnen sterblich verliebt hat, die zwar von Adel, aber dabei sehr arm ist. Ich muß sagen, sie ist ein äußerst ehrbares Mädchen, die nur ihrer Armuth wegen bis jetzt noch keinen Mann fand, und sie lebt bei ihrer Mutter, einer klugen und redlichen Frau. Vielleicht hätte

sie, wenn ihre Mutter nicht gewesen wäre, sich schon bewegen lassen, dem Grafen Gehör zu geben." — Die Gräfin schrieb sich diese Worte hinters Ohr, erkundigte sich nach allen einzelnen Umständen, und entwarf darauf ihren Plan. Nachdem sie also den Namen und das Haus der Dame, deren Tochter von dem Grafen geliebt werde, erfahren hatte, ging sie eines Tages, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, in ihrer Pilgertracht zu ihnen. Sie fand sowohl Mutter als Tochter in ziemlich dürftigen Umständen, begrüßte sie, und sagte der Ersteren, sie wünsche etwas mit ihr zu sprechen. Die Edelfrau ging darauf mit ihr in ein Nebenzimmer, wo die Gräfin, nachdem sie Platz genommen, also anhob: „Madonna, ich glaube, Fortuna hat uns beide nicht zu ihren Lieblingen auserkoren; wenn Ihr aber wolltet, so könntet Ihr doch vielleicht sowohl mich, als auch Euch glücklich machen." — Die Dame erwiederte, sie wünsche nichts so sehr, als ihre Lage auf eine anständige Weise zu verbessern. Die Gräfin versetzte: „ich bin geneigt, mich Euch anzuvertrauen. Wenn Ihr es Euch aber einfallen lassen solltet, mich zu verrathen, so würdet Ihr unsere beiderseitigen Hoffnungen zu Grunde richten." „Gewiß", sagte darauf die Dame, „Ihr könnt mir anvertrauen, was Ihr wollt; seyd ganz fest versichert, daß ich Euch nicht verrathen werde!" — Jetzt erzählte ihr die Gräfin, wer sie wäre, den Anfang ihres Liebesverhältnisses und Alles, was ihr bis auf denselbigen Tag widerfahren war, so ausführlich, daß die Dame, die schon anderseits von ihren Schicksalen gehört hatte, großes Mitleiden mit ihr empfand. Als sie zu Ende war, setzte sie noch die paar Worte hinzu: „Ihr habt vernommen, welche zwei Dinge ich erlangen muß, um in den Besitz meines Gemahls zu kommen. Wenn nun darin die Zama nicht lügt, daß der Graf Eure Toch-

ter auf das Zärtlichste liebt, so sehe ich ein, daß nur Ihr allein mich in den Besitz dieser beiden Dinge zu bringen vermögt." — Worauf ihr die Edeldame erwiederte: „In der That, ich kann nicht genau wissen, ob der Graf meine Tochter liebt; aber sein ganzes Benehmen läßt es mit Sicherheit vermuthen. Aber was kann ich eigentlich dazu beitragen, Euch zu Eurem Ziele zu verhelfen?" — „Das will ich Euch sagen", versetzte die Gräfin, „und Ihr sollt auch hören, was Ihr von mir zu erwarten habt, wenn Ihr mir behülflich seyd. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und in mannbarem Alter, und sie würde, wie ich gehört habe, schon längst vermählt seyn, wenn es ihr nicht an Vermögen fehlte. Aus Dankbarkeit nun für den Dienst, welchen ich von Euch wünsche, mache ich mich anheischig, ihr eine Aussteuer zu geben, die Ihr Eurem Stande angemessen haltet." — Der Dame, welche bedürftig war, behagte dieses Anerbieten; doch war sie auch ehrlich genug, um zu fragen: „Jetzt sagt mir aber erst einmal, Madonna, was kann ich für Euch thun? Wenn es sich für mich schickt, so will ich Euch mit Vergnügen zu Gebote stehen, und dann könnt Ihr thun, was in Eurem Belieben steht." — Die Gräfin erwiederte darauf: „Zu meinem Zweck ist es nöthig, daß Ihr durch Jemand, auf den man sich verlassen kann, dem Grafen, meinem Gemahl, melden lasset, Eure Tochter sey bereit, seine Wünsche zu erfüllen, falls sie versichert seyn könne, daß er sie so zärtlich liebe, wie er vorgebe. Doch davon könne sie sich nicht eher überzeugen, als bis er ihr den Ring zuschicke, den er immer am Finger trage, weil sie gehört habe, daß er einen besondern Werth auf denselben lege. Wenn er Euch nun diesen Ring sendet, so gebt ihn mir, und laßt ihm darauf melden, Eure Tochter sey bereit, sich in seine Wünsche zu fügen, und wenn er dann bei Euch erscheint,

so laßt mich insgeheim bei ihm die Stelle Eurer Tochter vertreten. Vielleicht erzeigt mir Gott die Gnade, daß ich schwanger werde, und daß ich dann, mit dem Ringe am Finger und einem Söhnchen von ihm auf dem Arme, meinen Gemahl bewege, mich so aufzunehmen, wie ein Mann sein Weib aufnehmen soll; und das werde ich dann Euch verdanken." — Der Edeldame schien es bedenklich, und sie besorgte sehr, es möchte eine Schande für ihre Tochter daraus entstehen; da sie indeß bedachte, daß die Gräfin mit allem Recht ihren Mann zurückerhalte, und sie sich also für eine edle Absicht thätig erweise, so gab sie, im Vertrauen auf ihre ehrbare Neigung, ihr nicht allein das Versprechen, sondern verschaffte sich auch nach etlichen Tagen auf vorsichtige und geheime Weise den Ring, so ungern ihn auch der Graf hergab. Und so glückte es ihr gleichfalls, dem Grafen statt ihrer Tochter seine Gemahlin unterzuschieben, und der Gräfin auf diese Art mehr als Eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu verschaffen, der sie am Morgen beim Scheiden öfters mit kostbaren Kleinodien beschenkte, welche die Gräfin alle sorgfältigst aufbewahrte. Der Himmel segnete auch ihre keuschen Umarmungen mit Zwillingsbrüdern, wie sich in der Folge zeigte. Sobald sie ihre Schwangerschaft bemerkte, wollte sie die gute Frau nicht weiter belästigen, sondern sprach zu ihr: „Madonna, Gott und Euch sey Dank! Ich habe nun das Ziel meiner Wünsche erreicht, und jetzt ist es Zeit, daß ich abreise, und mich Euch erkenntlich beweise." — Die Edelfrau erwiederte: „Frau Gräfin, es macht mir die größte Freude, wenn Ihr das erlangt habt, was Euch am Herzen lag. Gelang es mir, erfolgreich dabei mitzuwirken, so ist dieß nicht in der Hoffnung eines Lohns geschehen, sondern bloß, um ein gutes Werk zu thun, und eine allgemeine Menschenpflicht zu erfüllen."—

„Madonna", versetzte die Gräfin, „ich lobe diese Eure Gesinnung, und so werde ich Euch denn, was Ihr von mir verlangt, nicht als eine Belohnung geben, sondern gleichfalls nur um ein gutes Werk zu thun, und eine allgemeine Menschenpflicht zu erfüllen." — Die gute Frau machte aus der Noth eine Tugend, und erbat sich mit verschämter Miene hundert Gulden, um ihre Tochter auszustatten. Da die Gräfin ihre Schaam und ihre demüthigen Blicke bemerkte, so schenkte sie ihr fünfhundert Gulden, und dazu schönes und kostbares Geschmeide, das wohl eben so viel werth seyn mochte; so daß die Dame mehr als überflüssig zufrieden war, und kaum Worte finden konnte, ihren Dank auszusprechen; worauf sich die Gräfin verabschiedete, und nach ihrem Gasthof zurückkehrte.

Um dem Grafen in Zukunft die Gelegenheit abzuschneiden, bei ihr Besuche zu machen, zog die Edeldame mit ihrer Tochter jetzt auf das Land zu ihren Anverwandten; Bertram selbst aber kehrte nach dringenden Einladungen aus der Heimath, als er hörte, daß sich die Gräfin entfernt habe, nach Haus zurück.

Als die Gräfin Kunde davon erhielt, daß Bertram Florenz verlassen, und nach seiner Grafschaft abgereist sey, erwartete sie zu Florenz ihre Niederkunft. Dort wurde sie von zwei Knaben entbunden, welche ihrem Vater wie aus dem Auge geschnitten waren. Sie ließ diese beiden Kinder mit größter Sorgfalt stillen, und als sie glaubte, daß es Zeit sey, machte sie sich auf, und ging incognito bis nach Montpellier. Dort verweilte sie ein paar Tage, und zog Erkundigungen ein, wo sich der Graf aufhielte. Als sie hörte, daß er am Allerheiligentage zu Roussillon ein großes Festmahl geben würde, reiste sie dahin in derselben Pilgertracht, in welcher sie fort-

gewandert war. Wie sie nun vernahm, daß alle Gäste bereits im Schlosse des Grafen versammelt wären, und so eben im Begriffe stünden, zur Tafel zu gehen, trat sie in ihrer Pilgerkleidung mit den beiden Knäblein unter den Armen in den Saal, ging mitten durch alle anwesenden Herren und Damen gerade auf den Grafen zu, warf sich vor ihm auf die Knice, und sagte weinend: „Mein Gebieter, ich bin Eure unglückliche Gemahlin, welche lange Zeit vielen Jammer erduldete, um Euer Haus frei und ledig zu lassen. Jetzt beschwöre ich Euch nun bei Gott, daß Ihr mir die Bedingungen haltet, welche Ihr mir durch die zwei Edelleute auferlegt habt. Seht, hier ist nicht nur Einer, sondern hier sind zwei Söhne von Euch, und hier ist Euer Ring! Es ist demnach jetzt Eure Pflicht, daß Ihr mir Eure Zusage erfüllt, und mich als Eure Gemahlin anerkennt!" — Der Graf gerieth in die größte Bestürzung, als er diese Worte hörte; denn er erkannte theils den Ring, theils auch die Kinder, die seine leibhaftigen Ebenbilder waren. „Aber mein Himmel, wie ist das möglich?" fragte er, ganz außer sich vor Erstaunen. Die Gräfin setzte ihm jetzt auseinander, wie Alles zugegangen war, zu großer Verwunderung des Grafen und aller Andern, welche zugegen waren. Als sich nun der Graf von der Wahrheit ihrer Worte überzeugte, die zwei schönen Knaben ins Auge faßte, und ihre Standhaftigkeit und Klugheit bedachte, entsagte er seinem eigensinnigen Ahnenstolze, hob die Gräfin auf, schloß sie in seine Arme, küßte sie, und erkannte sie öffentlich für seine Gemahlin, und ihre Kinder für die seinigen. Die Letzteren ließ er darauf ihrem Stande gemäß kleiden und schmücken, und machte zur Freude aller Anwesenden und seiner Unterthanen, welche davon hörten, nicht nur diesen, sondern auch noch mehrere darauf folgende Tage zu Freudenfesten. Von der

Zeit an lebte er mit ihr höchst glücklich, und erwies ihr alle Zärtlichkeit und Ehre, die einer Gemahlin gebührt.

X. Novelle.

Alibech wird Eremitin, und der Mönch Ruſtico lehrt ſie, wie man den Teufel in die Hölle ſchickt. Später kehrt ſie zurück, und wird die Frau des Neerbal.

Als Dioneo ſah, daß die Erzählung der Königin, welcher er aufmerkſam zugehört hatte, zu Ende war, hob er, als der Letzte, dem es jetzt noch oblag, etwas zum Beſten zu geben, luſtig folgendermaßen an:

Meine ſchönen Damen, ihr habt wahrſcheinlich noch nie davon gehört, wie der Teufel in die Hölle geſchickt wird. Und ſo will ich denn euch darüber jetzt Auskunft geben, ohne mich weit von meiner Aufgabe zu entfernen, von welcher ihr heute den ganzen Tag über geſprochen habt. Wenn ihr es gelernt habt, ſo könnt ihr vielleicht dadurch noch einmal eure Seelen retten; auch werdet ihr aus dieſer Geſchichte erſehen, daß, obgleich der Gott Amor die heiteren Paläſte lieber bewohnt, als dürftige Hütten, er doch zuweilen auch unter dichtem Gebüſch, auf hohen Gebirgen und in einſamen Höhlen ſeine Macht zeigt, woraus ihr bemerken könnt, daß ſeiner Macht Alles unterworfen iſt.

Doch um zur Sache zu kommen: In der Stadt Capſa, in der Barbarei, lebte vor Zeiten ein reicher Mann, der nebſt andern Kindern auch eine ſchöne Tochter, Namens Alibech hatte. Weil dieſelbe nun keine Chriſtin

war, und von vielen Christen, welche in der Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst der Christen sehr loben hörte, fragte sie eines Tages Jemanden, auf welche Art und Weise man wohl Gott am leichtesten dienen könne. Man sagte ihr, daß diejenigen Gott am besten dienten, die sich von der Welt am meisten zurückzögen, wie zum Beispiel die Einsiedler, welche sich in der thebaischen Wüste aufhielten. — Alibech, ein unschuldiges Mädchen von erst vierzehn Jahren, machte sich nun, nicht aus eigentlichem Verlangen nach einem geistlichen Leben, sondern aus einem rein kindischen Triebe, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen, auf, und ging am nächsten Morgen nach der thebaischen Wüste, woselbst sie auch, nachdem sie in ihrem ersten Eifer alle Mühseligkeiten der Reise glücklich überstanden hatte, ganz gesund und wohl anlangte. Hier wandte sie sich nach der ersten Hütte, welche sie erblickte, wo sie einen heiligen Mann an der Thüre stehen sah, der, höchlichst verwundert über ihr Erscheinen, sie fragte, was sie hier wolle. Sie erwiederte, sie fühle sich von Gott begeistert, und hege den Wunsch, sich seinem Dienste zu weihen, und Jemand anzutreffen, der sie darin unterrichtete. Der gute Mann, der ihre Schönheit sah, und fürchtete, wenn er sie bei sich behielte, so möchte ihm der Teufel einen Streich spielen, lobte ihren Entschluß, gab ihr Wurzeln, wilde Aepfel und Datteln zu essen und Wasser zu trinken, und sagte: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein frommer Mann, der es viel weiter in dem heiligen Leben gebracht hat, als ich. Ich rathe dir, dich an ihn zu wenden.“—Er zeigte ihr auch darauf den Weg bis zur nächsten Klause, und auf diese Art wurde sie von Einem bis zu dem Andern weiter geschickt, bis sie am Ende zu der Zelle eines frommen, andächtigen Einsiedlers, Namens Rustico gelangte,

welchem sie in gleicher Weise, wie den Andern, ihr Anliegen vortrug. — Rustico glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Selbstverleugnung auf eine Probe zu stellen, und schickte sie daher nicht, wie die Andern, fort, sondern behielt sie bei sich in der Hütte. Als der Abend einbrach, bereitete er ihr in einem Winkel ein Lager von Palmenblättern. Als dieß geschehen war, säumten die Versuchungen nicht lange, die Standhaftigkeit des Einsiedlers zu bekämpfen. Da der böse Feind den Rustico lange in Ruhe gelassen hatte, so wurde er jetzt durch diesen plötzlichen Ueberfall desselben um desto leichter überwunden. Er vergaß mit einemmale alle seine frommen Gedanken, Gebete und Bußübungen, und beschäftigte seine Phantasie ganz allein mit der Jugend und Schönheit des Mädchens, und mit Plänen, wie er es wohl anfangen wollte, bei ihr zu seinem Zweck zu gelangen, ohne sich der Leichtfertigkeit verdächtig zu machen. Er legte ihr demnach erst einige Fragen vor, und überzeugte sich bald durch ihre Antworten, daß sie in den Geheimnissen der Liebe noch völlig unerfahren war; daher er auf den Einfall kam, sie unter dem Anschein eines verdienstlichen Werkes sich willig zu machen. Er hob demnach also an, ihr zuerst weitläuftig auseinanderzusetzen, welch ein geschworner Feind Gottes der Teufel wäre, und führte ihr dann zu Gemüthe, daß man dem lieben Gott keinen größeren Dienst erzeigen könne, als wenn man den Teufel in die Hölle schicke, wohin ihn unser Herrgott verbannt habe. — „Auf welche Art ist das aber zu machen?" fragte das Mädchen. — „Das will ich dich bald lehren", versetzte Rustico; „thue jetzt nur sogleich einmal ganz dasselbe, was du mich thun siehst!" Bei diesen Worten warf er seine leichte Bekleidung ab, und stürzte ganz nackt, während das Mädchen ihn in Allem nachahmte, auf die Knie,

als ob er beten wollte. — Indem nun der Eremit nicht nicht nur alle Reize des jungen Mädchens schaute, sondern auch in Berührung mit ihr kam, wirkte dies Alles so mächtig auf ihn ein, daß das Wetterglas seiner Liebe von Punkt zu Punkt höher stieg. Als Alibech das Phänomen bemerkte, fragte sie: „Aber Herr Vater, was ist denn das eigentlich für ein Ding, was Ihr da habt, und das mir fehlt?“ — „Ach, meine Tochter“, versetzte Rustico, das ist eben der Teufel, von dem ich dir gesagt habe, und, wie du siehst, so setzt er mir so schrecklich zu, daß ich es gar nicht mehr aushalten kann.“ — „Nun, Gott sey Dank“, erwiederte Alibech, daß ich von keinem solchen Teufel geplagt werde!“ — „Daran sprichst du sehr recht“, versetzte Rustico; aber du hast auch wieder etwas, was mir fehlt“. — „Und was wäre denn das?“ fragte Alibech. — „Du hast die Hölle“, erwiederte Rustico, und ich glaube, du bist mir zugesandt worden, um meine Seele zu erretten. Wenn du nun so viel Erbarmen mit mir hättest, daß du mir erlaubtest, den Teufel, der mich so sehr quält, in die Hölle zu schicken, so würdest du mir eine Wohlthat, und Gott einen großen Dienst erzeigen.“ — Das Mädchen antwortete naiv: „Herr Vater, wenn Ihr den Teufel, und ich die Hölle habe, so schickt nur den Teufel hinein, so weit Ihr wollt. — Hierauf sprach Rustico: „Sey gesegnet, meine Tochter; gehen wir also, und sperren ihn hinein, auf daß er mich nachher in Ruhe lasse.“ — Nach diesen Worten lehrte er sie, diesen hartnäckigen Feind Gottes einzukerkern, und da sie den Teufel noch nie kennen gelernt hatte, so sagte sie: „Herr Vater, der Teufel ist doch wohl ein rechter Schurke, daß er sogar in der Hölle Unheil anstiftet! — „Das thut er aber nicht immer“, versetzte Rustico, und wußte es so einzurichten, daß der Teufel

am Ende den Muth sinken ließ, und ihm nicht weiter zusetzte. — In der Folge fand Alibech immer mehr Geschmack an ähnlichen Unterhaltungen mit Rustico, und sagte einst zu ihm: „Die guten Christen in Capsa hatten doch wohl Recht, als sie sagten, daß der Dienst Gottes das Süßeste auf Erden sey, denn ich entsinne mich in der That nicht, daß mir etwas ein größeres Vergnügen gemacht hätte, als den Teufel in der Hölle stecken zu sehen; ich halte deßwegen auch Jeden für ein dummes Vieh, der sich nicht dem Dienste Gottes widmet." — Aus diesem Grunde kam sie denn nun oft zu Rustico, und sagte: „Ehrwürdiger Herr Pater, ich erscheine hier vor Euch, um Gott zu dienen und nicht müßig zu gehen. So kommt denn, und laßt uns den Teufel in die Hölle schicken!" Bei dieser Beschäftigung bemerkte sie auch wohl zuweilen: „Rustico, ich weiß doch aber gar nicht, warum der Teufel wieder aus der Hölle herausgeht; denn wenn er so gern drin wäre, als wie ihn die Hölle aufnimmt, so würde er immer drin bleiben." Während nun das junge Frauenzimmer den Rustico auf gleiche Weise zum Gottesdienste einlud, hatte sie ihm allmählig die Wolle aus der Jacke gezupft, so daß er fror, wenn ein Anderer geschwitzt hätte. Deßhalb sagte er denn nachgerade dem Mädchen, man müsse den Teufel nur dann in die Hölle schicken und strafen, wenn er sein Haupt hochmüthig erhöbe. Wir aber haben ihm vor der Hand dermaßen die Hölle heiß gemacht, daß er jetzt Gott bittet, ihn in Ruhe zu lassen. Dadurch brachte er das Mädchen auf einige Zeit zum Schweigen. Als sie aber sah, daß sie Rustico gar nicht weiter aufforderte, den Teufel in die Hölle heimzuschicken, so sagte sie eines Tages zu ihm: „Rustico, wenn dein Teufel jetzt abgekraft ist, und dich nicht mehr plagt, so läßt mir dagegen meine Hölle nicht

mehr Ruhe. Und du würdest ein gutes Werk an mir thun, wenn du mit deinem Teufel die Wuth meiner Hölle bezähmen wolltest, wie ich dir ja auch mit meiner Hölle dazu geholfen habe, deinem Teufel seinen Uebermuth auszutreiben.“ Rustico, der nur von Wurzeln und Wasser lebte, gestand jetzt endlich ein, Ein Teufel wäre zu wenig für die Hölle; doch werde er thun, was er vermöge, und befriedigte sie ein paarmal; aber er wurde davon so schwach, und dieß geschah so selten, daß es nicht mehr sagen wollte, als wenn man einem Löwen eine Bohne in den Rachen wirft. Auch war das Mädchen, die Gott nicht so, wie sie gerne möchte, zu dienen glaubte, damit gar nicht zufrieden. Während jedoch auf diese Art zwischen dem Teufel des Rustico und der Hölle der Alibech, in Folge des allzuvielen Verlangens auf der einen, und allzugroßer Schwäche auf der andern Seite, Streit obwaltete, geschah es, daß in Capsa Feuer ausbrach, und der Vater der Alibech mit allen seinen Kindern und seinem ganzen Hause verbrannte, so daß Alibech sein ganzes Vermögen erbte. Als dieß ein gewisser junger Mann, Namens Neerbal, hörte, welcher all sein Geld mit Liebschaften durchgebracht hatte, machte er sich auf, um sie zu suchen, und er traf es so glücklich, sie noch vorher zu finden, ehe der Hof in Ermangelung rechtmäßiger Erben die Hinterlassenschaft an sich zog. Er nahm sie zur Frau, und gerieth somit in den Besitz ihres großen Vermögens. Jetzt führte er sie, zur großen Freude des Rustico, aber gegen ihren Willen, nach Capsa zurück. Ehe er sie heimholte, ward sie von andern Weibern gefragt, womit sie Gott in der Wüste gedient hätte. Worauf sie antwortete: „Sie habe den Teufel dort in die Hölle geschickt, und Neerbal habe nicht wohl daran gethan, daß er sie von diesem Gottesdienste abgezogen. Als

sie darauf die Weiber fragten, wie man den Teufel in die Hölle schicke, und das Mädchen es ihnen mit Worten und Zeichen erklärte, lachten sie laut auf, und sagten ihr, Neerbal würde sie in diesem guten Werke nicht stören. Die Geschichte ging jetzt von Munde zu Munde, und der Ausdruck: „den Teufel in die Hölle schicken", wurde zur sprüchwörtlichen Redensart, nicht bloß in Capsa, sondern selbst diesseits des Meeres, bis auf den heutigen Tag. Deßhalb, meine jungen Damen, müßt auch ihr, denen die Gnade Gottes noth thut, lernen, den Teufel in die Hölle zu schicken, denn das ist nütz und angenehm für beide Theile, und es pflegt viel Gutes darnach zu kommen.

Mehr als tausendmal hatte die Geschichte des Dioneo die sittsamen Mädchen zum Lachen gebracht, so viel Spaß machte sie ihnen. Als er zu Ende war, glaubte die Königin, daß es Zeit wäre, ihre Regierung niederzulegen. Sie nahm daher jetzt den Lorbeerkranz von ihrem Haupte, und setzte ihn mit schalkhaftem Lächeln dem Philostrato auf. — „Laßt uns jetzt einmal sehen", sagte sie, „ob die Wölfe die Schaafe besser hüthen werden, als die Schaafe die Wölfe gehüthet haben!" — „Wenn es nach meinem Sinne gegangen wäre", versetzte Philostrato, „so hätten die Wölfe die Schaafe gelehrt, den Teufel in die Hölle zu schicken, so gut wie Bruder Rustico. Und so nennt uns denn nicht Wölfe, da Ihr Euch nicht als Schaafe benommen habt. Da Ihr mir indeß das Regiment übergebt, so will ich mein Reich regieren." „Höre, Philostrato," versetzte Neiphile, „wenn Ihr es recht beginnen wolltet, so hättet Ihr uns klug machen sollen, wie Masetto die Nonnen, und Eure Sprache nicht eher wiederbekommen, als bis wir Alle das Pfeifchen ohne Meister

hätten blasen können." — Als Philostrato fand, daß, wenn er Pfeile abschickte, sie dagegen mit Sicheln zurückkamen, zog er die Hörner ein, und trat seine Regierung an. Zuerst ließ er den Haushofmeister kommen, und erkundigte sich bei ihm, wie die Sachen stünden. Dann ordnete er mit vielem Verstande für die Dauer seines Regimentes an, was ihm ziemlich und zur Erheiterung der Gesellschaft passend erschien, und wandte sich, nachdem dieß geschehen war, mit folgenden Worten zu den Frauenzimmern: „Schöne Damen, seitdem ich das Gute von dem Bösen unterscheiden lernte, war ich zu meinem Unglück, wegen der Schönheit der Einen oder Andern unter Euch, dem Gott Amor immer als Sklave unterworfen. Doch weder meine Unterthänigkeit, noch mein Gehorsam, noch das Bemühn, mich nach allen Kräften in die Grillen und Launen meiner Gebieterinnen zu schicken, hat mich weiter gebracht, als daß man mich zuerst einem Andern aufopferte, und daß es mir darauf nur um so schlimmer ergangen ist; und so wird es mir wohl auch nun gehen bis an mein seliges Ende. Deßhalb wünsche ich, daß morgen von Nichts die Rede sey, als von Gegenständen, welche zu meinem Zustande passen, ich meine hiermit nämlich: von lauter solchen Personen, deren Liebe ein trauriges Ende nahm. Denn auch ich sehe in Betreff meiner Liebe einem gleich unglücklichen Schicksal entgegen, und deßhalb hat mir auch Einer, der mich ganz verstand, den Namen gegeben, bei welchem Ihr mich Alle nennt."

Nach diesen Worten stand er auf, und beurlaubte Alle bis zum Nachtessen. Der Garten, in welchem sie weilten, war so schön und angenehm, daß Niemand hinausging, um anderswo Vergnügen zu suchen. Vielmehr unterhielt man sich damit, weil sich die Sonne bereits neigte

die Reße und Kaninchen zu verfolgen, welche luſtig um ſie herumſprangen. Dioneo und Fiametta ſangen das Liedchen von Wilhelm und der Dame von Verjü. Philomena und Pamphilo ſpielten Schach; und ſo vertrieb ſich ein Jedes die Zeit auf beliebige Weiſe, bis neben dem ſchönen Springbrunnen die Tafel gedeckt war, und in heiterſter Laune zu Nacht geſpeist wurde. Philoſtrato, um nicht von denen abzuweichen, die vor ihm regiert hatten, befahl nach aufgehobener Tafel der Lauretta, einen Tanz aufzuführen, und ein Lied zu ſingen. „Signor", erwiederte ſie, „fremde Lieder weiß ich nicht, und von denen, welche ich auswendig kann, fällt mir keines ein, das einer ſo luſtigen Geſellſchaft völlig willkommen ſeyn würde. Wenn Ihr indeß eins davon hören wollt, ſo bin ich mit Vergnügen bereit, euch eins vorzutragen." — Der König verſetzte darauf: „Nichts von dir kann anders, als ſchön und anmuthig ſeyn; und deßhalb ſinge denn das erſte beſte Lied, welches du ſingen kannſt! Da hob denn Lauretta mit lieblicher Stimme, aber etwas melancholiſchem Ausdruck folgendes Lied an, in deſſen Melodie die Uebrigen zum Chor alle mit einſtimmten:

„O, wer hat Schmerz empfunden,
Mit ſolchem Grund, zu klagen,
Als ich, die ich von Qual rings bin umwunden!
Der Herr, dem Erd' und Himmel zitternd weichen,
Hat mich zu ſeiner Luſt gemacht,
So ſchön und liebenswürdig ohne gleichen,
Daß, wer hienieden himmelwärts gedacht,
Der Schönheit ſäh' ein Zeichen,
Die droben ſeinem Blick entgegenlacht;
Indeß der Erde Nacht
Begriff nicht meine Reize,
Hat lieblos keinen Reiz an mir gefunden.

Zwar lebt' ein Jüngling einſt, der voll Verlangen,
Wo ich noch zart und klein,
Mit Arm und mit Gedanken mich umfangen,
Aus meinen Blicken ſog er Flammen ein;
Die Zeit, die ſchnell vergangen,
Verwandt' er nur, zu Dienſten mir zu ſeyn.
Ich mußte mich ihm weih'n,
Und hielt ihn meiner würdig;
Jetzt aber, ach, iſt dieſes Glück verſchwunden!

Drauf hat ein Andrer liebend mich erkoren,
In ſtolzem Uebermuth,
Weil er ſich kühn bedünkt' und hochgeboren;
Der hält mich eiferſüchtig ſtreng in Huth,
Leiht falſchem Wort die Ohren;
Ich aber fühl' in heißer Thränenfluth
Verzweifelnd nur zu gut,
Daß Vielen ich zum Heile
Geboren, nun an Einen bin gebunden.

Welch widriges Geſchick muß ich verklagen,
Das mich bethöret, ach!
Des Kleiderwechſels willen „Ja" zu ſagen,
Im ſchwarzen Kleid einſt froh, muß Ungemach
Ich nun im bunten tragen,
Und außerdem des argen Läſterers Schmach.
O arger Hochzeitstag!
Wär' ich doch nur geſtorben,
Bevor ich deine Bitterkeit empfunden!

O theurer Freund, den ich mit Luſt beſeſſen,
Der keine jemals glich,
Du weilſt dort oben in dem Anſchaun deſſen,
Der uns erſchuf! O, ſo erbarme dich

Der Frau, die zu vergessen
Dich nie vermag, und überzeuge dich,
Die Flamm' entzünde sich
Aufs Neu', in der ich glühte;
Wo nicht, so kürze dieses Lebens Stunden!"

Hier endete Lauretta's Lied, das von Allen bemerkt, aber von Verschiedenen verschiedentlich ausgelegt wurde. Die Einen waren der Meinung, es komme auf das mailändische Sprichwort hinaus: „besser eine fette Sau, als die allerschönste Frau"; Andere aber fanden einen tieferen Sinn darin, den wir jedoch hier zu erörtern nicht für gut befinden. Der König ließ hierauf die von Blumen übersäete Wiese mit Wachskerzen beleuchten, und Musik und Tanz so lange fortsetzen, bis die letzten Sterne am Himmel erloschen, und es Zeit schien, sich zur Ruhe zu begeben, wo er Allen gute Nacht sagte, und sie in ihre Zimmer entließ.

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Boccaccio's Decameron.

x Biblioth.
iversitatis
ider. Guil.
Berolin.

Zweites Bändchen.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Das

Decameron

von

Boccaccio.

Neu überſetzt

von

Ernſt Ortlepp.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1841.

Boccaccio's Leben und Werke.

Giovanni Boccaccio war der natürliche Sohn des Boccaccio di Chellino, eines florentiniſchen Kaufmanns und einer ſchönen Pariſerin. Ueber ſeinen Geburtsort ſind ſeine Biographen nicht einig. Er nennt ſich ſelbſt da Certaldo; doch bleibt es zweifelhaft, ob er zu Paris, Florenz oder Certaldo (einem florentiniſchen Flecken) das Licht der Welt erblickte. Daß er jedoch im Jahr 1313 geboren wurde, iſt ausgemacht. Schon in frühen Jahren kam er nach Florenz, wo er von Giovanni da Strada ſeinen erſten Unterricht im Lateiniſchen erhielt. Sehr bald verrieth er eine vorwiegende Neigung zur

Poesie. Vor Allem wurde Dante's göttliche Komödie sein Lieblingsbuch. Als zehnjährigen Knaben brachte ihn sein Vater zu einem Kaufmann, bei dem er die Handlung erlernen sollte. Dieser nahm ihn mit nach Paris, wo Boccaccio zwar den Handlungsgeschäften oblag, aber ihnen keinen Geschmack abgewinnen konnte, weil er sich immer mächtiger zu gelehrten Studien hingezogen fühlte. Bis in das achtundzwanzigste Jahr hatte er sein lästiges Joch getragen, als ihn ein Zufall doppelt befeuerte, es von sich abzuschütteln. Er sah nämlich bei seinem Aufenthalte in Neapel auf einem Spaziergange das Grab Virgils, und fühlte sich an dieser geweihten Stelle so ergriffen, daß er sich mit einemmale fest für Wissenschaft und Kunst entschied. Der Vater willigte in seinen Entschluß, unter der Bedingung, daß er sich ein Brodstudium erwählte, um einst auf eine Anstellung Anspruch machen zu können. Boccaccio studirte demnach auch wirklich sechs Jahre lang die Rechtswissenschaft, ohne jedoch bei dem fehlenden innern Triebe Fortschritte darin zu machen, weßhalb er sie wieder aufgab, um sich dem Studium der alten Classiker und der Poesie zu überlassen. Nach dem bald erfolgenden Tode seines Va-

ters gab er sich ganz seiner Neigung hin. Bei einem Professor der griechischen Sprache lernte er jetzt auch Griechisch, und machte Reisen, um die Werke der griechischen Schriftsteller zu sammeln, die er oft wegen Geldmangel selbst abschrieb, wodurch er sich eine Stelle unter den Restauratoren der Wissenschaften erwarb. Er lieferte darauf viele Werke mythologischen, historischen und geographischen Inhalts, die zwar jetzt vergessen sind, aber für ihre Zeit großen Werth hatten. Bemerkenswerth ist sein vertrautes Freundschaftsverhältniß zu Petrarca, mit welchem er einen fortwährenden Briefwechsel unterhielt. Ueberhaupt knüpfte er mit den berühmtesten, damals lebenden, italienischen Gelehrten engere Verbindungen an. Dabei bestimmte eine Liebschaft, die sich, wie bei Dante und Petrarca, durch sein ganzes Leben als rother Faden hinzog, die künftige Richtung seines Strebens. Der König Robert von Neapel nehmlich, an dessen Throne die berühmtesten Gelehrten Italiens weilten, hatte eine natürliche Tochter; Namens Maria, erzeugt, welche Boccaccio'n die glühendste Leidenschaft einflößte. Diese Maria hatte im Kloster ihre Jugendbildung genossen, und dann einen Mann ge-

heirathet, dessen Name nicht mehr bekannt ist. Sie lebte mit ihrem Gemahl ganz glücklich, bis Boccaccio's lodernde Begier den ehelichen Frieden des Paares störte. Mit der Neigung zu der Geliebten beginnt Boccaccio's schriftstellerische Thätigkeit. Länger als zehn Jahre hindurch feiern alle seine Werke mehr oder minder verstohlen die Auserkorne seiner Seele. Er gab erst Filicopo und Theseide heraus, beides matte, langweilige und verunglückte Versuche. Darauf dichtete er ein allegorisirendes Schäferspiel, Amato betitelt, in welches er viel von seiner eigenen Lebensgeschichte einwebte. Bald folgte der Roman Fiammetta, unter welchem Namen Boccaccio seine geliebte Maria zu feiern pflegte. Dieser Roman trägt trotz einer gewissen Breite und mancher Unvollkommenheit doch durchweg den Stempel einer gewissen Classicität, und wäre einer neuen Bearbeitung höchst würdig; doch müßte er gekürzt, und etwa so wie Heinse's Fiormona und Ardinghello gehalten werden. Heinse hatte bei seinen Meisterstücken gewiß die Fiammetta, und den Boccaccio überhaupt, im Auge, so gut wie Arioste den Bojardo. Boccaccio's berühmtestes Werk, das ihn zum ersten

italieniſchen Claſſiker im Novellenfache erhob, iſt der Decameron, oder richtiger das Dekameron (τὸ δέκα ἡμερῶν), welches Buch er theils der jungen Königin Johanna, theils ſeiner Fiammetta zu Liebe ſchrieb. Es iſt nicht wohl glaublich, daß Boccaccio gerade unter allen ſeinen Arbeiten dieſe, wie Einige behaupten, am geringſten geſchätzt haben ſollte; denn die beiden Vorreden Boccaccio's zu dem erſten und zweiten Bande des Decameron, ſo wie auch ſeine Nachſchrift am Ende des Werkes ſcheinen keinesweges eine ſolche Gleichgültigkeit gegen daſſelbe von Seiten des Autors zu verrathen. Später ſchrieb er das Leben des Dante. Als er einige Jahre darauf durch den Ankauf koſtbarer Bücher und den Genuß mannichfacher Vergnügungen in dürftige Umſtände gerieth, fand er an Petrarca den großmüthigſten Freund. Unruhen, welche in Florenz ausbrachen, beſtimmten ihn, ſich auf ſein kleines Landgut in Ceptaldo zurückzuziehen. Dort ſchrieb er mehrere hiſtoriſche Werke in lateiniſcher Sprache. Auch war er der Erſte, der aus Griechenland auf ſeine eignen Koſten Abſchriften der „Ilias" und der „Odyſſee" kommen ließ, und überhaupt ſein Zeitalter zur

Erlernung des Griechischen anfeuerte. Nach einer schweren und langwierigen Krankheit, die er glücklich überstand, folgte er einem schmeichelhaften Rufe nach Florenz, wo er Vorlesungen über sein Lieblingsbuch, „die göttliche Comödie des Dante" halten sollte. Er arbeitete sich an dieser, für einen selbstschöpferischen Geist langweiligen, Aufgabe mit allem Eifer ab, und wurde bald das Opfer seines Bemühns. Sein Freund Petrarca ging ihm in die bessere Welt voraus, und er folgte, durch diesen Todesfall tief erschüttert, ihm bald nach in die höheren Regionen. Boccaccio starb am 21. Dezember 1375.

Sein berühmtestes Werk war schon damals und blieb bis zum heutigen Tag das Dekameron, das aber unsägliche Verstümmelungen und Censurstriche von allen Seiten erlitt, so daß wir jetzt vielleicht kaum zwei Drittheile von demselben, und dazu mit noch oft sehr verändertem Original, übrig haben. Man machte sich nehmlich in den damaligen unaufgeklärten Zeiten noch kein Gewissen daraus, Geistesmorde zu begehen. Jetzt sind wir freilich in der Cultur weiter gediehen. — Das unver-

fälschte Manuscript des Dekameron wurde im Jahre 1471 ein Raub der Flammen.

Das Dekameron ist eigentlich, so gut wie Göthe's Wahlverwandtschaften, ein moralisches Werk. Es hält mit scharfen Zügen und grellen Farben einer unmoralischen Zeit ihre mehrfachen Gebrechen vor, wobei natürlich das Prinzip befolgt werden mußte: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben!"

Boccaccio's Novellen sind zum größten Theil Lustspiele, doch hin und wieder auch Trauerspiele. Sie gaben sogar einem Shakspeare Stoff zu mehreren Meisterwerken. Nun liegt es in der Natur des Lustspiels, daß es die Menschen schildert, wie sie wirklich sind, so daß man gleich sagen kann: „das ist der Pfaff, das ist der Kaufmann, das ist der Student, das ist der Gastwirth, den wir alle kennen!" In Lustspielen aber, wie überhaupt in dem ganzen Bereich der Kunst, soll man nicht ängstlich nach Moral fragen, weil sich's, zumal im Gebiete des Komischen, rein um die bloße Lebensklugheit handelt. Boccaccio erzählt ganz so, wie es in dem Leben wirklich zugeht, indem er doch zugleich das wirkliche Leben von seinem

prosaischen Boden ablöst und idealisirt, und in
nen Novellen phantastische Lustspiele liefert, mit
nen unser deutscher Raimund wieder à la Go
einen Versuch machte, der ihn aber das Leben
stete. Doch genug davon! Es gibt nur Ein
Boccaccio. Deutschland wird so leicht keinen
Tage bringen, zumal in unsern Zeiten! *)

Stuttgart im Nov. 1840.

C. Ortlep

*) Ich muß bemerken, daß ich erst von Seite 53 a
(V. Novelle) die Uebersetzung dieses Werkes übe
nommen habe.

Das Dekameron

von

Boccaccio.

Zweiter Band.

Es schließt der dritte Tag des Dekameron, und es beginnt der vierte.

Vorrede des Boccaccio.

Theuerste Freundinnen, ich hörte zwar oft von weisen Leuten, las davon, und erfuhr es auch an mir selbst, daß der heftige und glühende Samielwind des Neides bloß gegen hohe Thürme und mächtige Bäume anstürme; indessen finde ich doch, daß ich mich in meiner Meinung irrte. Ich dachte nämlich seinem Anfall dadurch zu entgehen, daß ich mich von den Ebenen entfernte, und in die tiefsten Thäler flüchtete. Das sieht man ja doch wohl ganz klar aus meinen Novellen, welche ich nicht bloß in schlichter florentinischer Mundart, in ganz einfacher Prosa, und dazu noch in dem anspruchlosesten Styl abgefaßt habe. Und trotz dem versengte mich jener verheerende Wind, der mich zwar nicht umwarf, aber doch beugte, und der Zahn des Neides wies mir seine Zähne, um mich in Stücke zu zerreißen. So bin ich denn nun von dem Spruch der alten Weisen vollkommen überzeugt, daß Alles dem Neide ausgesetzt ist, außer die Armuth und das Elend.

Denn seht an, meine schönen Damen, einige meiner Leser tadeln mich, weil ich an euch zu viel Geschmack finde, und meinen, daß es für mich höchst unschicklich sey, euch den Hof zu machen und euch zu belustigen. Wieder andere sind damit unzufrieden, daß ich ein so großes Rühmens von euch mache. Noch Andere, die sich recht altklug anstellen, werfen mir mein Alter vor, und rücken mir es unter den Bart, daß es für meine Jahre gar nicht passe, mich mit derlei Dingen abzugeben, worunter sie

Frauenzimmer und Vergnügungen verstehen, welche ih
das Leben erheitern. Und Leute, die sich den Ansch
geben, als ob sie es gut mit mir meinten, und um m
nen guten Namen Sorge trügen, fügen hinzu, ich wi
klüger daran thun, auf dem Parnasse zu verweilen,
dergleichen Allotria mit euch zu treiben. Wieder An
von mehr boshaften, als edeln Gesinnungen, reiben es
unter die Nase, daß ich mich doch lieber nach Brod umse
als solche Narrenspossen begehen sollte. Und noch An
endlich geben sich alle erfinnliche Mühe, darzuthun, daß
bei meinen Erzählungen der Wahrheit nicht getreu ble

Seht, meine schönen Leserinnen, so bricht man
den Stab, so verlästert man mich; so anatomiren m
meine trefflichen Secirer bis auf die Knochen. Der H
mel weiß, ob ich das Alles mit Geduld ertrage! I
ob es gleich nur euch allein zusteht, mich in euern Sc
zu nehmen, so werde ich mich doch auch für meine eig
Person die Mühe nicht verdrießen lassen, und zwar m
Alles darauf erwiedern, was ich eigentlich erwiedern so
aber mir doch mit ein paar Worten die Kläffer von
Ohren schütteln. Und dieß will ich in guter Zeit th
Denn da ihre Zahl schon so groß ist, wo ich noch n
den dritten Theil meines Werkes beendigt habe, so mö
sie, ehe ich zum Ziele gelangte, am Ende dergestalt
wachsen, daß sie, wenn ich ihnen nicht anfangs tapfer
Leibe gehe, mich mit leichter Mühe ganz zu Boden n
fen, was ihr dann mit allen euren Kräften, so mäch
diese auch sind, doch nicht würdet verhindern können.

Ehe ich jedoch auf diese Erwiederung eingehe,
ich vorerst ein kleines Fragment von einer Novelle er
len. Es ist durchaus kein Ganzes, und kann sich in
nem Betracht neben die Erzählungen stellen, welche
einer so ehrenwerthen Gesellschaft vorgetragen wur

Ich wiederhole es: „die Geschichte ist höchst unvollständig, und kann auf weiter nichts, als auf den Namen eines Fragments Anspruch machen.“

Hört also, meine Feinde!

Es lebte einmal vor schon geraumer Zeit in unserer Stadt ein Bürger, Namens Filippo Balducci, zwar ein Mann von niederer Abkunft, aber sehr reich, und wohlerfahren in Allem, was zu seinem Gewerbe gehörte. Dieser hatte eine Frau, welche ihm seine Liebe im höchsten Grade erwiederte. Beide hatten nichts Anderes im Sinn, als sich gegenseitig das Leben so angenehm als nur möglich zu machen. Da widerfuhr denn aber der guten Frau ein gewisser Casus, der uns zu seiner Zeit allen widerfährt; nämlich sie starb eines Tages, und hinterließ ihrem theuern Filippo kein anderes Merkmal ihres Vorhandengewesenseyns, als ein Söhnlein von circa zwei Jahren. Filippo war außer sich über ihren Tod; hatte er doch an ihr das Liebste auf der Welt verloren! Als ihm nun sein theuerstes Besitzthum entrissen war, so schenkte er alle seine Habe den Armen, und wandte sich mit seinem Söhnlein nach dem Berge Asinaso. Dort sperrte er sich mit ihm in eine Klause ein, lebte von Almosen, betete und fastete fleißig, und hüthete sich sehr, vor dem Knaben von weltlichen Angelegenheiten zu reden, oder ihn etwas davon schauen zu lassen, damit er in seinen geistlichen Uebungen dadurch nicht gestört würde. Er sprach von früh bis in die Nacht mit ihm von weiter nichts, als von den Heiligen und von der Ewigkeit. Auf diese Art verlebte er mit ihm mehrere Jahre, während welcher Zeit er ihn nie aus der Zelle gehen, noch mit irgend einem menschlichen Wesen zusammenkommen ließ. Inzwischen aber pflegte der heilige Mann von Zeit zu Zeit die Stadt zu besuchen, wo ihn fromme Leute mit

mildthätigen Gaben unterstützten, welche er nach sei
Zelle trug.

Als nun sein Sohn ungefähr das achtzehnte Jahr
reicht haben mochte, und er selbst schon in hohen Jah
stand, fragte ihn einstmals der Jüngling, wohin er ge
wolle. Nachdem es ihm der Vater gesagt hatte, verse
der Sohn: „Vater, Ihr seyd jetzt schon alt, und kö
die Mühseligkeiten nicht wohl mehr ertragen. War
nehmt Ihr denn mich nicht einmal zur Begleitung mit
die Stadt, und macht mich bekannt mit den braven Le
ten, die Gott und Euch lieben, auf daß ich, sofern es Eu
gefiele, in Zukunft nöthigenfalls selbst in die Stadt geh
könnte, und Ihr zu Haus bliebet?"

Weil nun der gute Alte meinte, daß sein bereits e
wachsener Sohn in dem heiligen Leben einen so fest
Grund gelegt hätte, daß ihn weltliche Angelegenheiten je
nicht mehr wankend machen könnten, so nahm er ihn da
nächstemal mit nach Florenz. Als der Sohn die schö
nen Häuser und Paläste, die Kirchen und viele ande
merkwürdige Gegenstände der Stadt erblickte, ward e
darüber sehr verwundert, weil er noch nie etwas Aehnli
ches gesehen hatte. Er konnte daher mit seinen Frage
gegen den Vater kein Ende finden, was Dieses oder Jene
wäre. Wenn ihm der Vater nun Auskunft gab, so freut
sich der Jüngling, und fragte wieder über etwas Neues
Während nun so der Sohn immer fragte, und der Vate
immer zu antworten hatte, trafen die Beiden auf mehrer
festlich geputzte Damen, welche so eben von einer Hochzeits
feier zurückkehrten. Als der Sohn diese erschaute, fragt
er den Vater abermals, wer denn diese wären. Worau
der Vater antwortete: „O mein Sohn, wende deine Au
gen zur Erde, und sieh sie nicht an, denn das sind böse
Dinger!" — Wie heißen sie denn, Vater?", fragte de

Sohn wieder. — Der Vater wollte sie, um keine schlechten Gelüste bei dem Sohn zu erwecken, nicht bei ihrem wahren Namen nennen, und sagte daher: „es sind Gänslein!“ — Wunderbar zu hören! Der Jüngling, der nie ein Weib zu Gesicht bekommen hatte, vergaß jetzt auf einmal Häuser und Paläste, Ochsen, Pferde und Esel, Gold und Alles, was er gesehen hatte, und rief aus: „O mein theurer Vater, ich bitte Euch, verhelft mir doch zu dem Besitz eines solchen Gänsleins!“ — „Mein Sohn, erwiederte der Vater, schweige doch von ihnen; ich versichere dich, es ist eine böse Waare!“ Der Jüngling versetzte fragend weiter: „Haben denn böse Dinger ein solches Aussehn?“ „Allerdings!“ sagte der Vater. — „Ich begreife doch aber gar nicht“, erwiederte der Jüngling, „wie Ihr dieß behaupten könnt, und warum sie böse Dinger seyn sollen. Denn ich kann mich nicht entsinnen, Zeit meines Lebens etwas Schöneres und Anmuthigeres erblickt zu haben. Ach, mein lieber Vater, wenn ich Euch werth und theuer bin, so laßt mich doch eins von diesen Gänslein mitnehmen; ich will ihm schon etwas in den Schnabel geben.“ — „Daraus wird nichts, mein Sohn“, versetzte der Vater. Du weißt ja noch gar nicht einmal, was sie für einen Schnabel haben, und wie viel dieser Schnabel Futter verlangt“. *Florentiner.*

Kurz aus des Sohnes Reden bemerkte er jetzt deutlich, daß die Natur über alles verkünstelte Wesen den Sieg davontrage, und er bereute es demnach, daß er seinen Sohn mit nach Florenz genommen hatte.

Doch ich begnüge mich mit diesem Geschichtsfragment, und wende mich wieder zu meinen Tadlern, denen ich allein es eigentlich erzählen wollte. Etliche von ihnen also, meine jungen Damen, werfen mir vor, daß ich mich zu sehr anstrenge, euern Beifall zu verdienen, und daß

ich ein zu großes Vergnügen an euch finde. Von ganzem Herzen gestehe ich es ein, daß ich mein größtes Gefallen an euch habe, und daß es auch mein lebhaftester Wunsch ist, euch wiederzugefallen. Und da erlaube ich mir nun gegen jene Herren die Frage: ob sie das wohl so unbegreiflich finden können an Einem, der die Süßigkeit eurer Küsse, die Wonne eurer Umarmungen und überhaupt das ganze Entzücken eurer Liebesbezeugungen kostete? Dazu nun noch euer angenehmer Umgang, eure überwältigenden Reize, eure liebenswürdige Anmuth, eure Zucht und edle Sitte! Der müßte ja ein Stein seyn, der für alle diese Eigenschaften kein Gefühl hätte! — Jetzt komme ich wieder auf mein Beispiel zurück, auf jenen Jüngling, der auf rauhen Gebirgen, in dem engen Raum einer Klausnerzelle, fern von aller Gesellschaft, außer der seines Vaters, erzogen worden war. Brachte ihn nicht euer erster Anblick ganz außer sich, so daß er sich sogleich nur nach euch sehnte, und nur für euch Gedanken hatte?

Nun, so tadelt und schmäht mich immerhin! Der Himmel hat mir nun einmal diese zärtliche Neigung für euch eingeflößt! Schon von Jugend auf gehörte euch meine ganze Seele an! Mich begeisterten eure holden Augen, jedes holde Wort von euch versetzte mich in den Himmel, jeder Hauch von euch sachte meine Liebesflamme an. Was schilt man mich nun, wenn ich meine Freude an euch finde, und mich bestrebe, euch zu gefallen? Zumal, wenn man bedenkt, daß ihr einen Jüngling aus der Wüste, welcher zu einem Einsiedler erzogen wurde, als er zum erstenmal die Welt erschaute, mehr entzücktet, als alles Andere? Bei Gott, wer euch nicht liebt, und nicht wünscht, daß ihr ihn wiederliebt, der entbehrt die schönsten Freuden dieser Welt! Er mag mich immerhin verdammen, denn nach seinem Urtheil frag' ich nichts!

Wer mir mein Alter vorrückt, dem scheint es unbekannt zu seyn, daß der Lauch zwar einen weißen Kopf, aber einen grünen Stiel hat. Doch Scherz bei Seite! Ich schäme mich nicht, und werde mich bis ans Ende meiner Tage nicht schämen, denen zu gefallen, welchen ein Guido Cavalcante und ein Dante Alighieri in ihren hohen Tagen noch gefielen, und deren Gunst sich ein Cino von Pistoja in dem höchsten Greisenalter noch zur Ehre rechnete. Wenn ich nicht befürchten müßte, zu weitschweifig zu werden, so könnte ich noch mehrere Beispiele aus der Geschichte anführen, um darzuthun, daß sich die berühmtesten Männer oft noch in ihrem hohen Alter um die Gunst der Frauen bemühten. Und wenn die Herren das noch nicht wissen, so mögen sie hingehen, und es lernen.

Der Rath, daß ich bei den Musen auf dem Parnaß bleiben möge, ist in der That nicht zu verachten. Aber wir können nicht immer bei den Musen seyn, denn die Musen sind nicht immer bei uns. Und dann ist es gar nicht so übel, wenn wir sie mitunter auf eine kurze Zeit verlassen, und uns andern Gegenständen zuwenden, wartend, bis sie wiederkommen. Die Musen sind nämlich Frauenzimmer, und wenn die Frauenzimmer auch nicht gerade alle Musen abgeben könnten, so haben sie doch a prima vista eine auffallende Aehnlichkeit mit ihnen. Wenn sie mir also auch in sonstiger Beziehung nicht gefallen könnten, so müßte ich schon deßwegen an ihnen meine Freude haben. Ueberdieß haben mir die Mädchen schon zu tausend Gedichten Stoff gegeben; die Musen dagegen noch zu keinem einzigen. Indeß läugne ich nicht, daß sie mir bei jenen Tausenden beigestanden haben mögen; und vielleicht halfen sie mir auch bei diesen Kleinigkeiten, der Aehnlichkeit zur Ehre, welche die Mädchen mit

ihnen haben. Denn bei Abfassung dieser Historien glaube ich mich vom Parnaß und von den Musen nicht gar so weit zu entfernen, als wohl Mancher denkt.

Doch was soll ich den guten Leuten erwiedern, denen mein guter Name dermaßen am Herzen liegt, daß sie mir den wohlmeinenden Rath geben, mich um mein tägliches Brod zu bekümmern? Das weiß ich wahrlich nicht. Da müßte ich erst einmal darüber nachdenken, was sie mir wohl antworten würden, wenn ich, von der Noth gezwungen, bei ihnen um ein Almosen betteln müßte. Jedenfalls würden sie wohl zu mir sagen: „Geh hin, und suche dir Brod bei deinen Fabeln!“ So mancher Dichter hat sein Brod schon besser gefunden bei seinen Fabeln, als mancher Geizhals bei seinen Schätzen, und Viele von ihnen haben durch ihre Fabeln und poetischen Werke ihr ganzes Zeitalter berühmt gemacht. Dagegen mußte so Mancher der nur den kleinen Gedanken an Brod im Kopfe hatte, in Armuth und Elend sterben. Und was wäre es denn für ein Unglück, wenn sie mich von ihren Thüren wiesen? Es hat, Gott sey Dank, mit mir noch keine Noth, und wenn es mir ganz schlecht erginge, so getraute ich mir, wie der Apostel, eben so gut, Alles zu entbehren, als ich Alles genoß. Uebrigens kümmere sich doch nur aber kein Mensch mehr um mich, als ich selbst!

Wer mir den Vorwurf macht, daß ich nicht immer der Wahrheit getreu erzähle, der wird mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn er mir seine Urkunden mittheilt. Wenn sich etwas darin vorfindet, was mit meiner Erzählung nicht aufs Haar übereinstimmt, so will ich seine Ausstellungen gelten lassen, und mir Mühe geben, für die Zukunft nicht in ähnliche Fehler zu verfallen. Doch leere kritische Phrasen machen auf mich gar keine Wirkung; ich lasse Jeden gern bei seiner Meinung, aber ich bleibe auch

gern bei der meinigen, und denke dasselbe von ihm, was er von mir behauptet.

Doch genug der Worte! Der Himmel und ihr, liebe Damen, auf welche beide ich sicher rechne, mögen mir beistehen, mein Werk glücklich zu vollenden! Mögen die gesammten Winde unserer engherzigen Atmosphäre blasen, wie sie wollen, ich werde ihnen fortan den Rücken zukehren, und sie nach Herzenslust fortblasen lassen, wie es ihnen beliebt. Was ist denn eigentlich ein solcher Wind? Nichts weiter als ein mattherziger Lufthauch, der höchstens den Staub ein wenig aufwirbelt. Wenn er diesen Staub hoch empor bringt, so hebt er ihn höchstens über die Häupter der Menschen, mitunter freilich auch über die Paläste und Thürme; aber dann sinkt er wieder herab, und kann nicht tiefer fallen, als auf die Erde, von welcher aus er erhoben ward.

Bemühte ich mich daher jemals, eure Gunst zu erlangen, so fühle ich mein Bestreben jetzt verdoppelt. Denn Jeder, der euch liebt, folgt dem Gesetz der Natur. Und so auch ich. Mit der Natur könnte es nur Einer aufnehmen, der übernatürliche Kräfte hätte. Mancher versuchte dieß zwar; aber er betrog sich selbst, und fügte sich den größten Schaden zu. Ich muß offenherzig bekennen, daß mir die Kräfte fehlen, um aus einem solchen Kampfe als Sieger hervorzugehen. Ich möchte sie aber auch in diesem Falle gar nicht haben. Und wenn ich sie hätte, so würde ich sie lieber einem Andern leihen, als zu meinem eigenen Nutz und Fromm verwenden. — Die Lästerer sollten also lieber ihr Maul halten. Wenn sich ihr Herz über nichts erwärmen kann, so mögen sie zu Eis erstarren, und sich dabei wohl befinden. Und wenn ihnen dieses Vergnügen macht, so will ich ihnen dasselbe gönnen; nur mögen sie mich bei dem meinigen nicht weiter stören.

Doch genug für heute! Jetzt, meine anmuth
Damen, laßt uns wieder dahin zurückkehren, wo wir
hen geblieben waren, und den abgerissenen Faden w
fortspinnen.

Vierter Tag.

Unter Philostrato's Regierung werden Liebesgesch ten erzählt, welche sämmtlich ein tragisches Ende nahmen.

Die Sonne hatte bereits die Sterne vom Hin und die feuchten Schatten der Nacht von der Erde ver den, als Philostrato sich von seinem Lager erhob, Andern wecken ließ, und darauf in ihrer Gesellschaft schönen Garten durchwandelte. Als der Mittag heran wurde an demselben Platze Tafel gehalten, wo sie des A vorher zu Nacht gespeist hatten. Nachdem das Mittagsi vorüber war, versammelten sich alle wieder um den nen Brunnen, und Philostrato winkte der Fiame jetzt mit dem Erzählen zu beginnen. Sie zögerte lange, und hob nach Art der Damen folgendermaßen

I. Novelle.

Tancred, der Fürst von Salerno, läßt den liebten seiner Tochter ermorden, und schickt ihr Herz in einer goldenen Vase. Sie schüttet G darauf, trinkt es, und stirbt.

Unser König hat uns jetzt eine ernste Aufgabe ge
Wir sind hieher gekommen, um uns gegenseitig aufzu

tern. Doch da dieß bereits geschehen ist, so findet er es vielleicht der Abwechselung halber für gut, daß wir auch einmal die düstere Seite des Lebens auffassen, und uns von Personen unterhalten, deren Schicksale man nicht ohne tiefe Bewegung des Herzens anhören kann. Jedenfalls ist es am Platze, wenn man nach dem Genuß heiterer Tage wieder einmal ernsteren Gedanken Raum gibt. Doch sey dabei des Königs Absicht, welche sie wolle, so ziemt es sich, unbedingt seinem Befehl zu gehorchen. Ich will daher jetzt eine tragische Geschichte erzählen, die euch gewiß Alle bis zu Thränen rühren wird.

Der Fürst Tancred von Salerno, ein äußerst menschenfreundlicher und gütiger Herr, würde gewiß den Ruhm eines der besten Regenten hinterlassen haben, wenn er nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blut der Liebe befleckt hätte. In der ganzen Zeit seines Lebens erzeugte er blos eine einzige Tochter. Es wäre besser für sie und ihn gewesen, wenn er auch diese nicht gehabt hätte. Wohl kein Vater hat je sein Kind zärtlicher geliebt, als wie er sie liebte. Deßwegen behielt er sie länger unverheirathet bei sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar bloß aus dem Grunde, weil er es nicht über das Herz bringen konnte, sich von ihr zu trennen.

Nachdem er sie nun doch am Ende an einen Sohn des Herzogs von Capua verheirathet hatte, wurde sie bald darauf wieder Wittwe, und kehrte in das Vaterhaus zurück. Sie war so schön von Gestalt und Gesicht, als nur jemals irgend ein Weib von der Welt, und dabei hatte sie so vielen heitern Humor und feinen Verstand, als nur ein Frauenzimmer besitzen kann. Weil sie bei einem zärtlich liebenden Vater in allen Bequemlichkeiten und Freuden eines glänzenden Hofes lebte, und da sie sah, daß ihr Vater aus übergroßer Liebe zu ihr nicht daran dachte,

sie nochmals zu vermählen, und sie selbst es für unschicklich hielt, ihn daran zu erinnern, so gerieth sie auf den Gedanken, sich wo möglich insgeheim einen Liebhaber anzuschaffen. Indem sie nun in der Phantasie die ganze Reihe der Edelleute, die am Hofe ihres Vaters weilten, und auch Andere vom bürgerlichen Stande durchmusterte, fiel ihre Wahl auf einen jungen Mann, Namens Guiscardo, der zwar nicht von Adel, aber edel an Sitten und reich an allen männlichen Vorzügen war. Und weil sie Gelegenheit hatte, ihn öfters zu sehen, so verliebte sie sich von Tag zu Tage mehr und mehr in sein ganzes Wesen. Der Jüngling hatte Scharfblick genug, um ihre Neigung zu ihm baldigst zu bemerken, welche einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er ebenfalls in glühender Liebe zu ihr entbrannte. Als nun bei beiden Theilen die geheime Leidenschaft fast den höchsten Grad erreicht hatte, und die Prinzessin nach einer Zusammenkunft mit Guiscardo sehnlichst schmachtete, wobei sie sich jedoch keiner fremden Person anvertrauen mochte, so dachte sie auf eine List, um ihm anzudeuten, auf welche Art er am bequemsten zu ihr gelangen könnte. Sie ertheilte ihm nämlich in einem Billet Nachricht, auf welche Art und an welchem Orte er sie am nächsten Tage sprechen könnte. Sie versteckte dasselbe in ein hohles Rohr, welches sie ihm in scherzhafter Unterhaltung überreichte, und dabei sagte: „Gib das deiner Magd heute Abend zum Blasebalg, um das Feuer damit anzufachen.“ — Guiscardo nahm das Rohr, und konnte sich wohl denken, daß sie es ihm nicht ohne eine geheime Absicht gegeben haben möchte, weßhalb er es auf dem Heimweg zu sich steckte. Als er es zu Hause näher betrachtete, entdeckte er bald die Oeffnung, die den Brief der Prinzessin enthielt, welcher ihm anzeigte, auf welche Art und wo er

sie treffen könnte. Er war über dieses Billet ganz außer sich vor Freude, und traf sogleich Anstalt, das Liebesabenteuer zu bestehen. Seit alter Zeit schon war nämlich dicht neben dem Schlosse des Fürsten eine Höhle in den Felsen gehauen, in welche von oben her einige Lichtstrahlen hereinfielen durch ein Loch, das man mit Gewalt durch den Felsen gesprengt hatte, welches jedoch, weil die Höhle allgemach in Vergessenheit gerieth, ganz mit Dornen und Gebüsch überwachsen war. Eine verborgene Treppe führte aus einem Parterrezimmer des Schlosses, welches die Prinzessin bewohnte, nach dieser Höhle; doch war der Ausgang dahin durch eine starke Thüre verschlossen. Weil man sich nun seit ewigen Zeiten der Treppe nicht bedient hatte, so war sie allen Leuten so sehr aus dem Gedächtniß entschwunden, daß beinahe kein Mensch von ihr mehr etwas wußte. Doch dem Auge der Liebe sind die geheimsten Dinge nicht verborgen, und so hatte denn auch das der Prinzessin diese Thüre entdeckt. Nur machte es ihr einige Tage über nicht wenige Anstrengung, sie zu öffnen. Als ihr dieß indeß endlich gelungen war, stieg sie ganz allein in die Höhle hinab, wo sie bald das oben befindliche Luftloch gewahrte. Durch dieses Loch hatte sie dem Guiscardo empfohlen, sich, wo möglich, in die Höhle herabzulassen, wobei sie nicht vergessen hatte, ihm die ungefähre Tiefe zu bezeichnen. Guiscardo verschaffte sich jetzt eine Strickleiter, um mit Hülfe derselben bequem hinunter und wieder herauf zu gelangen. Auch zog er eine Kleidung von Leder an, um sich gegen die Hecken und Dornen zu schützen. So ausgerüstet begab er sich am folgenden Abend nach dem Loch, an dessen Mündung er seine Strickleiter an einem starken Hagedornbefestigte, worauf er sich in die Höhle hinabließ, um dort die Ankunft der Prinzessin zu erwarten. Dieselbe entließ

ihre Kammerjungfern, als ob sie schlafen gehen wollte, schloß ihr Zimmer, und eilte die verborgene Treppe hinunter, ihrem Geliebten entgegen, mit welchem sie in ihr Gemach zurückkehrte, und sich eine ganze Reihe von Stunden hindurch an seiner Unterhaltung im höchsten Grade ergötzte. Nach verheriger Verabredung, wie man möglichst vorsichtig die Sache in Zukunft fortsetzen wolle, kehrte Guiscardo nach der Höhle zurück, worauf die Prinzessin die verborgene Thüre verschloß, und sich wieder hinaus zu ihren Hofdamen begab. Guiscardo dagegen wartete in der Höhle, bis es dunkel wurde, worauf er wieder herausstieg, und nach Hause zurückkehrte. Auf gleiche Weise stattete er nun der Prinzessin wiederholte Besuche ab, bis endlich das Schicksal dem glücklichen Paare seine Freuden mißgönnte, und ihnen durch einen ungünstigen Zufall großes Herzeleid bereitete.

Tancred pflegte nämlich zu Zeiten ganz allein zu seiner Tochter zu kommen, sich dann eine Zeitlang mit ihr zu unterhalten, und darauf wieder auf sein Zimmer zurückzukehren. Und so ging er denn auch eines Tages zu Sigismunda (so hieß die Prinzessin), welche sich so eben mit ihren Gesellschaftsdamen in den Garten begeben hatte, um dort ein wenig zu lustwandeln. Er gelangte in ihr Zimmer, ohne daß es Jemand bemerkte. Da er seine Tochter nicht stören wollte, so ließ er Alles, wie er es fand. Die Fensterladen waren nämlich verschlossen, und die Vorhänge an dem Bett niedergelassen. Daran änderte er nichts, sondern setzte sich in einer Ecke auf ein Kissen, und wickelte sich in den Vorhang, als ob er den Vorsatz gehabt hätte, sich zu verstecken, worauf er einschlief. Zum Unglück hatte Sigismunda an demselbigen Tag ihren Guiscardo bestellt. Sie verließ daher ihre Gesellschaftsdamen im Garten, schlich sich auf ihr

Zimmer, und schloß sich dort ein, worauf sie ihrem Geliebten die verborgene Thüre öffnete, und sich mit ihm den gewohnten Freuden der Liebe überließ. Mittlerweile erwachte Tancred aus seinem Schlafe, und sah Alles, was um ihn her vorging, worüber er dermaßen in Zorn gerieth, daß er anfangs augenblicklich seine Wuth an dem verliebten Paare auslassen wollte. Doch nach einiger Ueberlegung beschloß er, still zu schweigen, und sich, wo möglich, unbemerkt wieder fortzubegeben, damit er seinen Plan desto ruhiger überdenken und ausführen könnte. Die beiden Liebenden blieben ihrer Gewohnheit nach lange bei einander, ohne den Tancred gewahr zu werden, und als am Ende die Prinzessin ihren Guiscardo wieder nach der Höhle begleitete, benützte Tancred den Moment ihrer Abwesenheit, und entschlüpfte. Ungeachtet seines Alters sprang er aus dem Fenster hinab in den Garten, und gelangte auf diese Art ganz glücklich, doch voll Zorn und Unmuth, auf sein Zimmer. Als nun Guiscardo wieder aus der Höhle heraussteigen wollte, wurde er in seiner ledernen Bekleidung von zwei Leuten, welche Tancred einstweilen angestellt hatte, festgenommen und in aller Stille zu ihm gebracht. Fast mit Thränen in den Augen sprach er zu ihm die Worte: Guiscardo, ich hätte es mir nimmermehr träumen lassen, daß du mir die große Güte, die ich dir stets bezeigte, mit solcher Schmach und Schande vergelten würdest, als ich heute mit meinen eigenen Augen mit ansehen mußte. Guiscardo gab ihm die einfache Antwort: „Herr, die Liebe ist gewaltiger, als du und ich!“ — Worauf Tancred gebot, ihn heimlich in einem Zimmer des Palastes zu bewachen. Am nächsten Tage, ehe Sigismunda von Allem nur die geringste Ahnung hatte, ging Tancred, welcher schon mehrere Pläne entworfen hatte, nach der

Mittagstafel, wie er immer zu thun pflegte, auf das Zimmer seiner Tochter, ließ sie vor sich kommen, schloß sich mit ihr ein, und sprach zu ihr mit Thränen in den Augen: „Meine Sigismunda, in der festen Ueberzeugung, daß ich auf deine Zucht und Ehrbarkeit fest bauen könnte, ließ ich mir nie im Traume einfallen, daß du mit einem Manne, der nicht dein Gemahl ist, verbotenen Umgang pflegen würdest, und ich dachte, auch du könntest dir das nicht im Traume einfallen lassen. Und dennoch habe ich mich mit diesen meinen eigenen Augen von dem Gegentheil überzeugen müssen. Dieser böse Casus wird mir für den Rest meiner Lebenstage ein Dorn im Auge seyn. Wenn es der Himmel nur wenigstens so gefügt hätte, daß du an einen Mann von deinem eignen Stande gerathen wärest! Aber da mußt du nun unter so Vielen, die an meinem Hofe weilen, gerade auf den Guiscardo fallen, auf einen Menschen von ganz niedriger Herkunft, dem ich aus Gnade und Barmherzigkeit von frühester Jugend an Nahrung, Kleidung und Erziehung angedeihen ließ! Das hat mir mein Herz in einem solchen Grade zerrissen, daß ich in der That nicht weiß, was ich mit dir anfangen soll. Was den Guiscardo anlangt, welchen ich in dieser Nacht festnehmen ließ, darüber ist mein Entschluß schon gefaßt; aber der Himmel weiß, was ich mit dir beginnen werde. Einerseits spricht die zärtliche Vaterliebe für dich, welche ich stets zu dir empfunden habe; andrerseits aber reizt mich der gerechteste Zorn über deine Thorheit. Jene will mich bewegen, dir zu verzeihen; dieser gebietet mir, meiner Natur zuwider zu handeln, und dich streng zu bestrafen. Doch bevor ich mich entscheide, will ich erst einmal hören, was du selbst zu deiner Vertheidigung vorzubringen im Stande bist."

Nach diesen Worten senkte er den Blick zu Boden, und

weinte wie ein Kind, das eine schwere Züchtigung erhalten hat. Sigismunda, welche aus den Reden ihres Vaters wohl ersah, daß er ihr geheimes Liebesverhältniß nicht nur entdeckt hatte, sondern auch, daß Guiscardo gefangen saß, empfand darüber die tiefste Betrübniß, und war nahe daran, dieselbe durch Thränen und laute Jammertöne bemerkbar zu machen, wie es die meisten ihres Geschlechts zu thun pflegen. Indeß siegte ihr Stolz über diese melancholische Anwandlung. Mit einer in der That bewundernswerthen Seelenstärke erheuchelte sie eine ruhige Miene, und war entschlossen, lieber zu sterben, als um Gnade für sich zu bitten, weil sie in dem Wahne stand, daß Guiscardo schon todt wäre. Daher sagte sie nicht in dem Tone eines niedergeschlagenen und ihres Fehltritts überwiesenen Frauenzimmers, sondern mit der größten Unbefangenheit, mit trockenem Auge und ohne das geringste Anzeichen von innerer Unruhe zu ihrem Vater: Tancred, ich will weder Lügen machen, noch zu Bitten meine Zuflucht nehmen, insofern mir das Erstere nichts helfen kann, und ich mir durch das Zweite nicht helfen mag. Ja, noch mehr; ich mag dich auf keine Art zur freundlichen Nachsicht mit mir bewegen. Ich werde dir die reine Wahrheit bekennen; dabei will ich zuerst meine Ehre mit gerechten Gründen vertheidigen, und dann sollen meine Handlungen von der Festigkeit meines Charakters zeugen. So höre denn also: es ist allerdings wahr, Guiscardo war mir theuer, und er ist es mir noch jetzt. Ich werde ihn lieben, so lange ich lebe; aber mit meinem Leben wird es bald aus seyn. Knüpft sich in einer höhern Welt der Faden der Liebe wieder an, so werde ich auch dort nicht aufhören, ihn zu lieben. Zu dieser Liebe verleitete mich aber nicht sowohl weibliche Schwachheit, als deine eigene Saumseligkeit, mich wieder zu verheirathen. Tan-

creb, du haſt ja doch ſelbſt Fleiſch und Blut! Alſo ſollteſt du bedenken, daß deine Tochter weder von Stahl noch von Eiſen iſt! Und obgleich du jetzt bereits in höheren Jahren ſtehſt, ſo hätteſt du doch nicht aus der Acht laſſen ſollen, wie vielfach und gewaltig die Natur auf einen jugendlichen Körper einwirkt; und wiewohl du ferner, als ein Mann, deine beſten Jahre unter Waffenübungen zubrachteſt, ſo mußteſt du doch nichts deſto weniger wiſſen, was Nichtsthun und gutes Leben ſelbſt über ältere Perſonen, wie viel mehr über ein junges Blut, vermögen. Ich habe ſo gut wie du Fleiſch und Blut, und ſtehe noch überdieß in der ſchönſten Blüthe meiner Jahre! Und ſo bin ich denn ſowohl von der einen, als auch von der andern Seite den Leidenſchaften ausgeſetzt. Dazu kommt noch der Umſtand, daß ich ſchon einmal verheirathet war, weßhalb ich um ſo dringender das Bedürfniß fühlte, jene Leidenſchaften zu befriedigen. Weil ich indeß als ein noch junges Frauenzimmer nicht Kraft genug fühlte, ihren Lockungen zu widerſtehen, ſo gab ich ihnen nach, und verliebte mich. Doch bei Gott, indem ich meinen natürlichen Trieben folgte, ging mein ganzes Beſtreben dahin, weder dir, noch mir Schande zu machen. Die Liebe und das Glück zeigten mir den Pfad, der mich glücklich zu der Befriedigung meiner Wünſche führte, ohne daß eine Menſchenſeele etwas davon bemerkt hätte. Magſt du dieß nun ausgekundſchaftet, oder entdeckt haben, wie du willſt, ich ſtelle es nicht in Abrede. Doch griff ich nicht blind nach dem Guiscardo, wie ſo manche Andere thun, ſondern ich erwählte mir ihn mit gutem Vorbedacht. Auf die vorſichtigſte Weiſe ſuchte ich ihn an mich zu locken, worauf ich mich mit Klugheit und Beſtändigkeit eine lange Zeit hindurch ſeines Umgangs erfreute. Es bedünkt mich demnach, daß du mehr dem gewöhnlichen Vorurtheil, als

der Gerechtigkeit gemäß handelst, wenn du mir deßwegen so bittere Vorwürfe machst, daß ich mich mit einem Mann von minder guter Abkunft eingelassen habe. Das klingt gerade so, als ob dir die ganze Sache recht gewesen seyn würde, wenn ich es mit einem Edelmann gehalten hätte. Du siehst nicht ein, daß du auf diese Weise nicht meinem Fehltritt, sondern lediglich dem Schicksal die Schuld aufbürdest, welches oft den Schuft zum Himmel emporhebt, und den verdienstvollsten Mann in den Staub tritt. Doch lassen wir dieß jetzt bei Seite! Gehen wir einmal auf den Ursprung aller Dinge zurück! Da finden wir denn, daß wir Alle aus einem und demselben Thon gemacht sind, und daß uns der Schöpfer ursprünglich mit gleichen Kräften, Fähigkeiten und Tugenden begabt hat. Kurz nachher war es vor Allem die Tugend, die uns adelte, sintemal und alldieweil wir von jeher eigentlich alle gleich geboren wurden, und noch bis auf den heutigen Tag aus derselben Kanone geschossen werden. Wer sich durch hohe Tugenden vor Allen hervorthat, der wurde in früheren Zeiten deßhalb ein Edelmann genannt, und die übrigen mittelmäßigen Söhne der Erde mußten sich respektvoll vor ihm zurückziehen. Dieser alte Brauch mag nun zwar allerdings schon längst aus der Mode gekommen seyn; aber dennoch hat sich von demselben ein Rest erhalten, der in der Natur, und in den guten Sitten seine feste Basis findet. Wer tugendhaft lebt und handelt, der ist eigentlich von Adel; und wenn ihn die Welt nicht als einen Adeligen betrachtet, so liegt der Fehler nicht an ihm selbst, sondern bloß an der Welt, die ihm den Adel vorenthält. Betrachte nur einmal alle deine Edelleute! Untersuche ihre Tugenden und die Feinheit ihrer Bildung! Und dann vergleiche das erste beste Muster eines solchen Edelmannes mit meinem Guiscardo, so wirst du, wenn du unpar-

theilisch urtheilen kannst und willst, eigentlich in ihm den wahren Edelmann erkennen, und alle die andern Edelleute für gemeinen Pöbel erklären müssen. Ueber Guiscardo's Tugenden hat mich nichts besser urtheilen gelehrt, als deine eigenen Worte und meine Augen. Wer hat ihn jemals mehr gepriesen, als du selbst in allen Stücken, die zu einem braven Mann gehören? Und gewiß mit vollem Rechte! Denn wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, so hast du ihm nie ein Lob gezollt, dessen er nicht würdig wäre, und welches er nicht in noch höherem Grade verdiente, als deine Worte es auszudrücken vermochten. Hätte ich mich also in dieser Hinsicht geirrt, so wärest du einzig und allein an diesem Irrthum Schuld. Wenn du also jetzt sagen wolltest, ich hätte mich einem nichtswürdigen Subjekt preisgegeben, so würdest du nicht die Wahrheit reden. Wenn du ihm aber seine Armuth vorwerfen wolltest, so müßte man dir zwar allerdings in diesem Punkte Recht geben, jedoch nur zu deiner eigenen Schande, insofern du einen so ausgezeichneten Diener nicht in bessere Umstände zu versetzen wußtest. Indeß, die Armuth schadet Keinem an seinem Adel; wohl aber kann dieß der Reichthum thun. Es gab schon große Könige und Fürsten, welche arm waren, und dagegen wieder so manchen Bauer und Viehtreiber, der Ueberfluß hatte. Das findet man auch noch heutzutage. Was endlich deine Unschlüssigkeit anlangt, auf welche Art du mich bestrafen sollst, so kannst du darüber bald im Reinen seyn. Wenn du in deinen hohen Jahren ein Vergnügen daran findest, eine Grausamkeit zu begehen, was dir in deinem früheren Alter nie eingefallen ist, so verübe sie nur an mir! Denn obgleich ich mir bewußt bin, einen Fehltritt begangen zu haben, sofern es anders ein Fehltritt zu nennen ist, so habe ich doch keineswegs Lust, dich um Gnade anzuflehen.

Wenn du mit mir nicht ebenso verfährst, wie du mit dem Guiscardo verfahren bist, oder noch verfahren wirst, so sollen dir meine eignen Hände Hülfe leisten. Geh denn also, und weine bei den Weibern, und wenn es deine Ueberzeugung ist, daß wir deine Grausamkeit verdient haben, so morde uns Beide auf einen Schlag!"

Der Fürst gerieth in große Verwunderung über die gewaltige Rede seiner Tochter; jedoch traute er ihr nicht die Entschlossenheit zu, ihre Worte mit der That zu bekräftigen. Als er demnach von ihr schied, gab er zuvor den Gedanken auf, an ihr selbst eine Grausamkeit zu verüben; doch faßte er den Beschluß, auf Kosten eines Andern die Flamme ihrer Liebe abzukühlen, und gebot den zwei Wächtern, welche den Guiscardo in strengem Gewahrsam zu halten hatten, ihn im Schlaf zu ermorden, und ihm sein Herz zu überbringen. Nachdem sein Befehl richtig vollzogen worden war, ließ sich der Fürst am nächsten Tage einen großen kostbaren Becher bringen, in welchen er Guiscardo's Herz legte, und es durch einen vertrauten Kammerdiener an seine Tochter schickte, mit dem Befehl, ihr dabei zu sagen: „Dieß hier sendet dir dein Vater, um dich über den Verlust dessen zu trösten, welchen du am meisten liebtest, sowie du ihn über das getröstet hast, was er am meisten liebte."

Sigismunda, welche bei ihrem schrecklichen Entschluß beharrte, ließ sich mittlerweile in der Abwesenheit ihres Vaters giftige Kräuter und Wurzeln holen, aus welchen sie ein Extrakt abzog, um es für den Fall in Bereitschaft zu halten, welchen sie befürchtete. Da ihr nun der Kammerdiener ihres Vaters das Geschenk desselben überreichte, und dazu die ihm aufgetragenen Worte vorbrachte, nahm sie mit fester äußerer Haltung den Becher in Empfang, und zog den Deckel von demselben ab. Als

ſie das Herz erblickte, und dabei die Anrede erwog, ſo ſtand ſie keinen Augenblick in Zweifel, daß es das Herz ihres Guiscardo's ſeyn müſſe. Worauf ſie ſich zu dem Kammerdiener wandte, und zu ihm ſagte: „In der That nur ein goldenes Gefäß paßte für ein ſolches Herz; und das hat mein Vater ſehr wohl erwogen.“

Bei dieſen Worten küßte ſie das Herz, und fuhr fort: „Er hat mir bis an das Ende meines Lebens viel Liebe bezeigt; doch mehr als jemals in dieſem Augenblick. Darum ſage ihm jetzt in meinem Namen meinen letzten Dank, den ich ihm für dieſes große Geſchenk ſchuldig bin!“ Sie blickte jetzt wieder nach dem Kelche, den ſie feſt umfaßte, ſchaute das Herz an, und rief aus: „O du köſtliches Behältniß meiner höchſten Lebenswonne, wehe dem, deſſen Grauſamkeit dich meinen leiblichen Augen ſo darſtellt! Mir genügte es ja, dich zu jeder Stunde mit dem geiſtigen Auge zu betrachten. Du haſt deinen Lauf vollbracht, und biſt deinem Schickſale unterlegen! Du haſt das Ziel erreicht, nach welchem wir Alle ſtreben. Du haſt dich von allem Jammer dieſer Welt losgerungen, und dein Feind ſelbſt hat dir ein ſolches Grab gewährt, wie du es verdienteſt. Es fehlte nichts, um deine Todtenfeier vollſtändig zu machen, als die Thränen des Mädchens, die du in deinem Leben ſo gränzenlos liebteſt. Daß auch dieſe dir in heißen Strömen fließen möchten, darum gab der Himmel meinem Vater ein, dich mir zuzuſenden! Und ſie ſollen dir nicht vorenthalten werden, obgleich ich den Beſchluß gefaßt hatte, mit heiterer Miene in den Tod zu gehen! Doch ſobald ich dir den Tribut derſelben geweiht haben werde, ſo ſoll meine Seele, durch dich gekräftigt und neu belebt, ſich ohne Säumen wieder mit dem vereinen, welcher ihr ſtets ſo theuer war. An weſſen Hand könnte ich auch wohl froher und ſicherer in jene unbekannte

Regionen hinüberwallen, als an der deinigen? Fest bin ich davon überzeugt, daß dein Geist mich hier umschwebt, hier noch die süße Stätte deiner und meiner dahingeschwundenen Wonne betrachtet, und mich sehnsuchtsvoll erwartet, die dich so namenlos liebte."

Bei diesen Worten wurden ihre Augen zu wahren Thränenquellen. Ohne jedoch ein weibliches Klaggeschrei dabei zu erheben, beugte sie sich über den Kelch hin, und küßte das entseelte Herz zu tausend Malen. Den Frauen, welche sich bei ihr befanden, war es unbegreiflich, was es mit dem Herzen wohl für eine Bewandtniß haben möchte, und was sie mit ihren Worten meinte. Doch da sie von dem tiefsten Mitleid bewegt wurden, so weinten sie Alle mit ihr, forschten nach der Ursache ihres Schmerzes, und gaben sich alle nur mögliche Mühe, ihr Trost zuzusprechen. Indeß blieben ihre Bestrebungen fruchtlos. Nachdem sie nun Thränen genug vergossen hatte, erhob sie das Haupt wieder, wischte sich die Augen ab, und sagte: „O du geliebtes Herz! Jetzt habe ich dir den letzten Liebesdienst erwiesen, und es bleibt meinem Geiste nichts mehr übrig, als zu dem deinigen emporzusteigen!" — Sie ließ sich das Fläschchen mit dem Extrakt bringen, welches sie den Tag vorher bereitet hatte, goß dasselbe in den Becher auf das Herz, welches sie mit ihren Thränen gebadet hatte, und trank es beherzt bis auf den letzten Tropfen aus. Darauf begab sie sich in ihr Bett, mit dem Becher in der Hand, legte sich in der züchtigsten Stellung nieder, drückte das Herz ihres entseelten Liebhabers an ihr eigenes, und erwartete schweigend ihr Ende. Ihre Gesellschaftsdamen, in deren Gegenwart dieß Alles geschah, wußten nicht, welche Bewandtniß es mit dem Wasser haben mochte, daher sie sich beeilten, den Fürsten von Allem zu benachrichtigen, was sich ereignet habe. In größter Eile und ahnungs-

voll begab sich dieser nach dem Gemach der Prinzessin, gerade in dem Augenblicke, wo sie sich zu Bett gelegt hatte. Er fand sie dort in einem Zustande, an welchem alle seine Bestrebungen, sie mit tröstenden Worten aufzurichten, scheiterten. Sie antwortete ihm: „O Tancred, spare deine Thränen für eine weniger gewünschte Veranlassung, und weihe sie nicht mir, weil mich nicht nach ihnen verlangt. Wo sah man wohl außer dir irgend Jemand um dasjenige Thränen vergießen, das er, wenn er nur gewollt hätte, anders hätte machen können? Wenn aber in deinem Herzen nur noch irgend ein Funke von deiner vorigen Liebe zu mir glimmt, so gewähre mir nur noch Eine Bitte! Es ist meine letzte! Da du nicht zugeben wolltest, daß ich mit Guiscardo in aller Stille meine Lebenstage zubrächte, so laß mich wenigstens an seiner Seite begraben!"

Tancred fand vor Schmerz keine Worte, um ihr auf ihre Rede etwas zu erwiedern. Als nun die Prinzessin die kalte Hand des Todes bereits über ihren Nacken streicheln fühlte, so preßte sie nochmals das Herz ihres Geliebten an die Brust, und sprach mit schwacher Stimme: „Ich empfehle Euch Gott, und scheide jetzt von Euch!" — Nach diesen Worten erloschen ihre Augen, ihre Sinne schwanden, und sie schied aus diesem Jammerthale.

Seht, so tragisch endete sich die Liebe des Guiscardo und der Sigismunda! Tancred vergoß noch Jahre hindurch um sie heiße Thränen, und bereute es zu spät, daß er so hartherzig gegen sie verfahren war. Er baute den beiden Liebenden ein schönes Grabmal, welche ganz Salerno tief betrauerte.

II. Novelle.

Der Bruder Alberto macht einer Dame weiß, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sey, und besucht sie unter diesem Vorwand mehrmals bei Nacht. Doch einstmals muß er aus Furcht vor ihren Verwandten durch das Fenster entspringen, und flüchtet sich in das Haus eines armen Mannes. Dieser bringt ihn am nächsten Tage unter der Maske eines Wilden auf den Markusplatz. Daselbst wird er entlarvt, worauf ihn seine Collegen fortführen, und ihn ins Gefängniß werfen lassen.

Die Erzählung der Fiametta hatte ihre Freundinnen mehrmals bis zu Thränen gerührt. Als sie nun verstummte, sprach der König mit einem ernsten Gesicht: „Ich würde mein Leben gern dafür hingeben, wenn ich um diesen Preis nur die Hälfte der Wonne erkaufen könnte, welche Guiscardo bei Sigismunda genossen hat! Wer sich etwa über diese meine Worte wundert, der wisse nur, daß ich täglich, ja stündlich die größten Qualen zu erdulden habe, die mir durch keinen frohen Augenblick vergütet werden. Doch still von dem, was mich allein angeht! Ich fordere jetzt Pampineen auf, uns mehr von solchen tragischen Zufällen zu erzählen, welche ganz zu meinem eigenen Schicksale passen! Fährt sie in der Weise fort, wie Fiametta begonnen hat, so darf ich hoffen, daß allmählig ein Thautropfe nach dem andern die Flamme dämpfen wird, welche mein Inneres verzehrt."

Pampinea hörte die Aufforderung. Doch geboten ihr ihre eigenen Gefühle, mehr die Wünsche ihrer Freundinnen ins Auge zu fassen, als die Erwartung, welche der

König in seiner Anrede bezeichnet hatte. Sie hielt es daher für das Beste, sein Gebot nicht gerade offenbar zu verletzen, aber es auf eine thunliche Art dadurch zu umgehen, daß sie eine tragikomische Liebesgeschichte erzählte, um auf diese Weise ihren Freundinnen eine kleine Erholung zu bereiten.

Sie hob demnach folgendermaßen an: Man sagt: „Wer fromm sich stellt, kann übel thun, und dennoch bei den Schafen ruhn." Dieses Sprichwort gibt mir hinreichenden Stoff, die uns aufgegebene Materie zu behandeln, und nebenbei die heuchlerischen Mönche zu entlarven, welche in weiten und langen Kleidern mit künstlich blaß gefärbten Gesichtern und demüthigen Redensarten Andere bitten; wenn sie aber ihre eigenen Laster an Andern tadeln, und zeigen, wie sie durch Nehmen, und die Andern durch Geben, die Seligkeit erlangen, einen höhern Ton annehmen und auf die strengste Weise zu Werke gehen; die ferner nicht wie Menschen, welche sich das Paradies, so wie wir, erst verschaffen müssen, sondern gleichsam als Besitzer und Herren desselben einem Jeden je nach der Summe des Geldes, welche er ihnen hinterließ, einen mehr oder minder guten Platz anweisen; womit sie zuerst sich selbst, und dann diejenigen, welche solchen Reden glauben, täuschen wollen. Wenn ich über diesen Punkt ganz frei von der Leber weg reden dürfte, dann würde ich manchem Unwissenden bald zeigen, was unter ihren weiten Kutten verborgen steckt. Inzwischen wünsche ich nur, daß sie für ihre Lügen so bestraft würden, wie einstmals ein Minorit, welcher zwar nicht mehr in dem jugendlichen Alter stand, jedoch für einen der gewandtesten Männer in ganz Venedig gehalten wurde. Von diesem werde ich euch jetzt mit um so größerem Vergnügen eine Geschichte erzählen, als eure durch die Theilnahme an Sigismun-

dens Schicksalen angegriffenen Seelen einer das Zwerchfell erschütternden Erheiterung bedürfen.

Es lebte nämlich vor Zeiten einmal zu Imola ein ganz schlechter Mensch, welcher Berto della Massa hieß. Sein abscheulicher Lebenswandel war in der ganzen Stadt so bekannt, daß man ihm nicht bloß keine Lügen, sondern nicht einmal die Wahrheit selbst mehr glaubte. Wie er nun bemerkte, daß hier nicht mehr der Ort für ihn sey, um weitere Schlechtigkeiten auszuüben, so begab er sich in einem Anfall von Verzweiflung nach Venedig, dem Wohnsitz aller Laster, wo er seine bösen Gelüste auf eine andere Weise zu befriedigen gedachte. Jetzt gab er sich den Anschein, als ob er über seine früher begangenen Sünden die heftigsten Gewissensbisse fühlte, und in Folge seiner moralischen Zerknirschung den Entschluß gefaßt hätte, der frömmste Mann von der Welt zu werden. Er ließ sich daher unter den Orden der Minoriten aufnehmen, wo er sich Bruder Alberto von Imola nannte. Zum Schein führte er auch im Anfang ein äußerst strenges Leben. Er sprach fast von gar nichts weiter als vom Fasten und Kasteien, aß kein Fleisch, und trank keinen Tropfen Wein, wofern er ihm nicht ganz besonders mundete. Auch gewahrte es Niemand, daß er auf einmal aus einem Diebe, Betrüger und Mörder ein gewaltiger Prediger wurde, wobei er jedoch im Stillen keineswegs seinen früheren Lastern entsagte, zu denen ihm nichts fehlte, als die Gelegenheit, sie auszuüben. Wenn er am Altare das Hochamt hielt, und von allen Leuten gesehen wurde, so weinte er über die Leiden des Erlösers wie ein Kind, weil es ihm auf Thränen nicht ankam, wo er ihrer bedurfte. In kurzer Zeit hatte er sich durch seine Predigten und Thränen die Einwohner von Venedig dermaßen zu Freunden gemacht, daß fast alle Testamente bei ihm niedergelegt und ihm

anvertraut wurden. Ja, man übergab ihm sogar Geldsummen, und die meisten Männer und Frauen nahmen ihn zu ihrem Beichtvater an. So warf sich denn dieser Wolf zum Schäfer auf, und stand beinahe in einem noch größerem Geruch der Heiligkeit, als der heilige Franz von Assisi.

Da begab es sich denn eines Tages, daß ein junges einfältiges Weibchen, Namens Lisetta da Quirino, die Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns, welcher nach Flandern geschifft war, mit etlichen andern Frauen zu dem heiligen Manne kam, um Absolution von ihm zu erlangen. Als sie nun vor ihm niederkniete, und ihm als eine ächte venetianische Plaudertasche alle ihre Geheimnisse entdeckt hatte, fragte sie der Bruder Alberto, „ob sie nicht auch einen Liebhaber hätte." — „Was denkt Ihr, mein Herr Pater, antwortete sie ihm höhnisch? Wo habt ihr denn Eure Augen? Scheinen Euch denn meine Reize nur so, wie die Reize anderer Frauenzimmer? Ich hätte die Wahl unter einer Menge von Liebhabern, wenn ich nur einen davon haben wollte; aber ich wüßte keinen Einzigen darunter, welcher meiner würdig wäre. Wie viele Frauenzimmer habt Ihr wohl schon gesehen, die mich an Schönheit übertrafen? Im Paradiese selbst müßten sich die Engel vor mir verstecken."

Und so fuhr sie denn fort, noch eine Menge albern Worte über ihre Schönheit zu machen, so daß sich der Bruder Alberto bald genugsam von ihrem schwachen Verstande überzeugte. Weil sie ihm aber übrigens ganz wohl gefiel, so verliebte er sich in sie, wobei er es jedoch verschob, ihr im Augenblick sein Wohlgefallen bemerkbar zu machen, sintenmalen er für heute der Meinung war es möchte rathsamer seyn, diesmal den Schein der Frömmigkeit beizubehalten. Indem er den geheimen Plan hatte

zu bequemerer Zeit weiter gegen sie zu operiren, ließ er sich vor der Hand gar nichts merken, sondern ermahnte sie vielmehr und tadelte sie wegen ihrer Eitelkeit. Sie erwiederte ihm darauf: er müsse wohl nicht recht gescheidt seyn, und keine Augen im Kopf haben, wenn er den Unterschied zwischen ihr und Andern nicht zu erkennen vermöge. — Da sie der Bruder Alberto nicht erzürnen wollte, so hörte er jetzt ihre Beichte, und entließ sie dann mit den Andern. Etliche Tage nachher ging er mit einem vertrauten Freund nach ihrem Hause. Dort wandte er sich zu ihr in ein besonderes Zimmer, und als Niemand in der Nähe war, sank er zu ihren Füßen hin, und sagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes Willen, vergebt mir das, was ich Euch am letzten Beichttage wegen Euer Schönheit gesagt habe. Ich bin dafür in der folgenden Nacht so unbarmherzig bestraft worden, daß ich mich erst heute wieder von meinem Lager habe erheben können." Das einfältige Weibchen fragte: „Und wer hat Euch denn so gezüchtigt?" Worauf Bruder Alberto versetzte: „Das will ich Euch jetzt erzählen. Als ich nehmlich, wie ich zu thun pflege, um Mitternacht betete, sehe ich mich auf einmal von einem großen Lichtschein umgeben, und ehe ich mich noch umkehren kann, um nachzuforschen, was es wäre, erblicke ich einen wunderschönen Jüngling mit einem mächtigen Stab in der Hand, der mich bei meiner Kutte packte, zu sich hinzog und mich dermaßen durchprügelte, daß ich beinahe in Stücke zerfiel. Als er damit fertig war, fragte ich ihn, aus welchem Grunde er das gethan hätte. Worauf er versetzte: „Ich that es deßhalb, weil du dich heute unterfangen hast, die himmlischen Reize der Donna Lisetta zu verkleinern, die ich unmittelbar nach unserem Herrgott am meisten liebe." — Jetzt fragte ich: „Wer seyd Ihr?" und er antwortete: „Ich

bin der Engel Gabriel!" — „O mein Herr," erwi
derte ich, „wenn sich die Sache so verhält, dann bitte i
Euch tausendmal um Verzeihung!" — Darauf sagte e
„Gut, ich will dir vergeben, doch nur unter der Bedi
gung, daß du, sobald du kannst, hingehst, und sie u
Verzeihung bittest, und wenn sie dir nicht vergibt,
komme ich wieder, und gebe dir noch so viel dazu, daß
dein Lebelang an mich denken sollst." Was er dann n
weiter zu mir sprach, das mag ich Euch nicht eher m
theilen, bis ihr mir verziehen habt." Die Dame,
mehr Grütze, als Hirn im Kopfe hatte, freute sich un
mein, als sie diese Worte vernahm, und hielt Alles
baare Münze. Worauf sie versetzte: „Ich habe es E
wohl gesagt, Bruder Alberto, daß meine Reize hin
lisch wären. Aber bei Gott, es ist mir leid um Eu
und damit Euch in Zukunft kein Unglück widerfahren mö
so will ich Euch herzlich gern verzeihen, sofern Ihr mir
zählt, was der Engel noch weiter zu Euch gesprochen h
— „Madonna," erwiederte der Bruder Alber
„weil ihr mir verziehen habt, so will ich es Euch
sagen; aber laßt Euch um Gotteswillen kein Wort g
irgend eine Menschenseele davon verlauten, sonst verd
Ihr den ganzen Handel! Wißt denn also, daß Ihr
glücklichste Weib auf der Erde seyd! Denn der E
Gabriel entdeckte mir, er finde an Euch ein so au
ordentliches Wohlgefallen, daß er Euch gern einmal in
nächtigen Stunden besuchen würde, wenn er nicht beso
Euch durch seine plötzliche Erscheinung zu erschre
Weil er nun ein Engel ist, und Ihr mit ihm in
Engelsgestalt in keine Berührung kommen könntet, so
er den Einfall, Euch zu Liebe menschliche Gestalt
nehmen. Wofern Ihr ihm nun zu Wissen thun
wenn Euch seine Erscheinung wohl gelegen und ange

ist, so will er schleunigst seinen Besuch bei Euch abstatten. Ihr werdet alsdann mit ihm, der Euch grenzenlos liebt, die größte Seligkeit empfinden."

Die einfältige Dame antwortete: „sie habe eine große Freude darüber, daß der Engel Gabriel ihr seine Zuneigung schenke, und gestand, daß sie eigentlich selbst schon längst im höchsten Grade in ihn verliebt gewesen sey; denn seit dem Augenblicke, wo sie ihn zum erstenmal gemalt gesehen, habe sie nie versäumt, ihm ein Dreierlicht zu opfern. Es werde ihr daher zu jeder Zeit höchst willkommen seyn, wenn er sie mit seinem Besuch beehren wolle, denn sie befinde sich ganz allein in ihrem Zimmer. Doch mache sie es dabei zur Bedingung, daß er sie nicht etwa wegen der Jungfrau Maria wieder verlasse, in die er, wie man sage, sehr verliebt sey, und vor welcher er, wo man ihn nur sehe, auf den Knien liege. Uebrigens möge er zu ihr kommen, in welcher Gestalt es ihm beliebe, wenn er sie nur nicht erschreckte."

„Madonna," versetzte Alberto, „Ihr habt sehr anständig gesprochen, und ich werde ihm Alles von Wort zu Wort mittheilen, was Ihr mir gesagt habt. Ihr könntet mir aber eine große Gnade erzeigen, die Euch nichts kostet, wenn Ihr den Engel Gabriel in meiner Gestalt bei Euch erscheinen lassen wolltet. Ich will Euch auch den Grund davon sagen. Er wird nämlich meine Seele aus meinem Leibe gehen lassen, und sie in das Paradies versetzen, indem er in meinen Körper fährt, und so lange er bei Euch verweilt, wird dann mein Geist in Eden seyn." — Worauf die einfältige Dame erwiederte: „Nun, da Ihr um meinetwillen so viele Prügel bekommen habt, so kann ich dieß schon zufrieden seyn." — Hierauf sprach Bruder Alberto: „Nun so laßt denn heute Abend die Thüre Eures Hauses offen, damit er bequem hinein kom-

nur das reizendste, sondern auch das edelmüthigste und liebevollste Frauenzimmer war, welches die Natur nur jemals hervorbrachte. Weil sie nun gern von tapfern Männern erzählen hörte, so merkte sie auf die rühmlichen Thaten, welche bald Dieser, bald Jener von Gerbino berichtete, mit solchem Wohlgefallen, und erinnerte sich ihrer darauf mit so lebhafter innerer Freude, daß sie sich in ihrer Phantasie ein deutliches Bild von ihm entwarf, in welches sie sich dermaßen verliebte, daß sie fast immer von ihm sprach, und von Niemand lieber, als von Gerbino erzählen hörte.

In gleichem Grade war andererseits der Ruf von ihrer großen Schönheit und Tugend durch ganz Sicilien gedrungen, und auch nicht ohne Erfolg dem Prinzen Gerbino zu Ohren gekommen; vielmehr hatte er so viel Wohlgefallen daran gefunden, daß er nicht weniger von den Vorzügen der Prinzessin begeistert war, als sie von den seinigen. Er empfand demnach den lebhaftesten Drang, sie persönlich kennen zu lernen; und indem er nur auf eine passende Gelegenheit lauerte, seinen Großvater um Erlaubniß zu bitten, nach Tunis zu reisen, beauftragte er alle seine Freunde, die dorthin gingen, ihr seine große Liebe zu ihr auf eine passende Art anzudeuten, und ihr soviel als möglich von ihm vorzuerzählen, wobei er sie zugleich ersuchte, ihm von dem Erfolg ihrer Bemühungen baldigst Nachricht zu ertheilen. Einem darunter glückte es, seinen Auftrag nach Wunsch auszurichten. Er bot ihr nämlich, als ein reisender Handelsmann gekleidet, allerlei Damenschmuck feil, wobei er Gelegenheit nahm, ihr die Liebe Gerbino's zu entdecken, und sie versicherte, daß er sich und sein ganzes Eigenthum zu ihrer Disposition stelle. Sie nahm diese Mittheilung und den Abgesandten höchst freundlich auf,

und entdeckte ihm, daß sie ihrerseits nicht minder zärtlich gegen den Prinzen gesinnt wäre. Um die Wahrheit dieser ihrer Worte zu bekräftigen, schickte sie eins ihrer liebsten Kleinode dem Gerbino zum Präsent. — Gerbino war ganz außer sich über diese Antwort und über das schöne Geschenk; daher er der Prinzessin noch mehrmals Briefe durch denselben Boten übersandte, ihr zu wiederholten Malen die kostbarsten Geschenke machte, und auf diesem Wege endlich ein gewisses Einverständniß anknüpfte, welchem zufolge sich beide Theile sehen und sprechen wollten, sobald sich ihnen eine günstige Gelegenheit darböte. — Da sich indeß die Sache zu beiderseitigem Mißbehagen verzögerte, und es mittlerweile geschah, daß der König von Tunis seine Tochter dem König von Granada zur Gattin versprach, worüber sie in eine tiefe Melancholie verfiel, weil sie dadurch nicht nur von ihrem Liebhaber getrennt, sondern ihm auch für ewig entrissen wurde, so wäre sie, wenn sie nur ein Mittel gewußt hätte, um dieß zu verhüthen, gern von ihrem Vater geflohen, um sich dem Gerbino in die Arme zu werfen. In gleichem Grade grämte sich Gerbino, als er von jener Heirath hörte, und beschloß, sie wo möglich mit Gewalt zu entführen, wofern sie etwa zu Schiff zu ihrem künftigen Gemahl abreisen sollte.

Mittlerweile wurde der König von Tunis von diesem Liebesverständniß und von dem Plan Gerbino's näher unterrichtet, und weil er seine Tapferkeit kannte, und Gewalt befürchtete, so gab er, als der Tag der Abreise herannahte, dem König Guiglielmo davon Nachricht, und bat um Sicherheit, damit weder Gerbino noch sonst Jemand, die Reise stören möchte.

Der König Guiglielmo, der schon in hohen Jahren stand, und von dem Liebesverhältniß seines Enkels

keine Ahnung hatte, konnte sich nicht vorstellen, weßhalb man diesen Schutz von ihm verlangte. Daher gewährte er ihn mit der größten Bereitwilligkeit, und schickte dem König von Tunis zum Zeichen dafür seinen Handschuh. Als derselbe dieses Pfand in den Händen hatte, so ließ er ein schönes Schiff in dem Hafen von Carthago ausrüsten, und es mit Allem versehen, was zur Bequemlichkeit der Dame erforderlich war, welche mit demselben abreisen sollte. Während nun alle diese Anstalten getroffen wurden, und man bloß noch auf einen günstigen Wind wartete, hatte die junge Prinzessin, welche Alles sah und hörte, heimlich einen Diener nach Palermo abgeschickt, und ihm aufgetragen, dem geliebten Gerbino von ihr einen Gruß zu bringen, und ihm mitzutheilen, daß sie in einigen Tagen nach Granada abgehen würde. Jetzt biete sich ihm eine Gelegenheit, seine so vielfach gerühmte Tapferkeit im vollen Glanze zu bewähren, und sie zugleich von der ihr oft versicherten Liebe völlig zu überzeugen. Der Abgesandte entledigte sich seines Auftrags, und kehrte darauf nach Tunis zurück.

Bei dem Empfang dieser Botschaft gerieth Gerbino, welcher wußte, daß sein Großvater dem König von Tunis sein Wort gegeben hatte, in Verlegenheit; doch da ihn die Liebe spornte, und ihn die Antwort der Prinzessin anfeuerte, und weil er endlich auch den Schein der Feigheit nicht auf sich laden mochte, so ging er nach Messina, ließ dort schleunigst zwei leichte Galeeren ausrüsten, bemannte sie mit tapfern Männern, und kreuzte damit jenseits von Sardinien, um dort das Schiff der Prinzessin aufzufangen. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung; denn bald zeigte sich das Schiff bei schwachem Winde in geringer Entfernung an der Stelle, wo er es zu treffen geglaubt hatte. Als er es ansichtig wurde, rief

er sogleich seinen Gefährten zu: „Ihr Herren, wenn ihr die tapfern Leute seyd, für welche ich euch halte, so wird sich wohl auch Keiner unter euch befinden, der nicht liebte, oder irgend einmal geliebt hätte. Denn ich glaube nämlich, daß kein Mensch ohne die Liebe zu etwas Großem und Gutem fähig ist; und wenn ihr einmal geliebt habt, so könnt ihr leicht mein Verlangen begreifen. Ich liebe nämlich, und die Liebe verleitete mich, euch diese Beschwerden zu verursachen. Der Gegenstand meiner glühenden Neigung befindet sich auf dem Schiffe, welches wir dort herannahen sehen, und das außer der Person, welcher mein Herz angehört, noch große Schätze mit sich führt, die ihr, wofern ihr euch tapfer haltet, mit leichter Mühe erobern könnt. Ich für meine Person verlange von der ganzen Beute nichts weiter, als ein einziges Frauenzimmer, um derentwillen allein ich diesen Streifzug unternommen habe, und will euch mit Freuden alles Andere überlassen. Also jetzt drauf und dran! Laßt uns auf das Schiff losgehen; der Himmel selbst ist unserem Plane gewogen, und versagt unsern Feinden den Wind, damit sie uns nicht entkommen!“

Der schöne Gerbino hätte gar nicht so viele Worte zu machen gebraucht, so brannten die Messenier auf den Raub, weil sie schon vorher die größte Neigung fühlten, das zu thun, wozu sie Gerbino anfeuern wollte. Sie erhoben sämmtlich ein lautes Beifallsgeschrei, stießen in die Trompeten, eilten zu den Waffen, und steuerten nach allen Kräften auf das Schiff los. Als die Mannschaft desselben die Galeeren gewahrte, und sah, daß die Flucht unmöglich war, traf sie Anstalten, sich zu vertheidigen. Wie sich Gerbino ihnen näherte, ließ er ihnen zurufen, sie sollten ihren Schiffshauptmann zu ihm an Bord kommen lassen, wofern sie nicht einen Kampf be-

stehen wollten. Die Saracenen, welche jetzt wohl sahen, mit wem sie es zu thun hatten, erwiederten: ihr Angriff widerspreche dem von ihrem König gegebenen Worte, und zeigten ihnen als Beweiß dafür den Handschuh des Königs Wilhelm vor, wobei sie zugleich erklärten, sie würden sich gutwillig weder selbst ergeben, noch irgend etwas, das sich am Bord des Schiffes befände, ausliefern. Gerbino, welcher auf dem Hintertheil des Schiffes die Dame erblickt hatte, die ihm noch weit reizender vorkam, als er sich dieselbe gedacht hatte, wurde dadurch noch weit mehr entflammt, als vorher, und sagte, den Handschuh ins Auge fassend: „Hier handelt sich's nicht um eine Falkenjagd, wobei man der Handschuhe bedarf. Wenn ihr uns die Dame nicht überlassen wollt, so mögen die Waffen zwischen uns entscheiden!"

Jetzt begann der Kampf; beide Theile bombardirten einander mit Pfeilen und Steinen, und es gab Verlust auf beiden Seiten. Da Gerbino endlich sah, daß auf diese Art nichts auszurichten war, so ließ er ein Boot aussetzen, welches er aus Sardinien mitgebracht hatte, füllte es mit brennbaren Materialien, und brachte es in die Nähe des feindlichen Schiffes. Als die Saracenen dieses bemerkten und erkannten, daß ihnen nur zwischen den beiden Dingen die Wahl blieb, sich entweder zu ergeben, oder zu sterben, so führten sie die Prinzessin, welche in Thränen schwamm, auf das Verdeck, riefen den Gerbino, und obgleich sie weinend um Hülfe rief, so mordeten sie dieselbe dennoch vor seinen Augen, wobei sie ihm zuriefen: „Da, nimm sie hin! Wir geben sie dir, wie wir sie dir geben dürfen, und wie es deine Treulosigkeit verdient hat!" Als Gerbino diese grausame Scene mit ansah, so wünschte er sich den Tod. Ohne nach Pfeilen und Steinen zu fragen, ließ er sich nach den

Schiffe hinrudern, und stürmte trotz der Menge von Feinden, die ihm Widerstand leistete, in dasselbe hinein. Und so wie der Löwe in seinem Grimm, wenn er die wehrlose Heerde anfällt, mit Zahn und Kralle bald hier, bald dort, Alles um sich her niederwürgt, und mehr seine Wuth, als seinen Hunger zu sättigen sucht; so würgte Gerbino mit dem Schwert in der Hand die Saracenen nieder. Da das Feuer in dem Schiffe bereits überhand zu nehmen begann, ließ er seine Leute rauben und plündern nach Herzenslust, worauf er, wenig über diesen Sieg vergnügt, nach seinem eignen Schiff zurückkehrte. Dann ließ er den Leichnam der Prinzessin aus dem Meere auffischen, benetzte ihn mit seinen heißen Thränen, und, nachdem er in Sicilien gelandet war, ließ er denselben zu Ustica, einer kleinen Trapani gegenüber gelegenen Insel, ehrenvoll zur Erde bestatten. Nachdem dieses geschehen war, kehrte er voll tiefer Schwermuth nach Hause zurück.

Als der König von Tunis dieß erfuhr, schickte er Abgesandte in Trauerkleidern zu dem König Guiglielmo, welche sich über das schlecht gehaltene Wort beschwerten, und ihm den ganzen Vorfall ausführlich erzählten. Der alte König nahm sich die Sache sehr zu Herzen; doch blieb ihm kein Mittel übrig, die von ihm verlangte Satisfaktion zu verweigern. Er verhaftete demnach sofort seinen Enkel, und obgleich alle seine Barone für ihn um Begnadigung baten, so sprach er doch selbst über ihn das Todesurtheil aus, und ließ ihn vor seinen eignen Augen hinrichten, weil er lieber ohne einen Enkel seyn, als für einen König ohne Wort gehalten werden wollte. So starb denn dieses Liebespaar, innerhalb weniger Tage, eines kläglichen Todes, ohne die Früchte ihres zärtlichen Verhältnisses geschmeckt zu haben.

V. Novelle.

Die Brüder der Lisabetta ermorden den Liebhaber derselben. Er erscheint ihr im Traum, und deutet ihr den Ort an, wo sein Leichnam eingescharrt worden ist. Sie gräbt darauf heimlich sein Haupt heraus, und verbirgt es in einem Blumentopfe, über welchem sie täglich eine Stunde lang weint. Als ihr ihre Brüder diesen wegnehmen, stirbt sie bald darauf aus innerem Schmerz.

Nachdem Elise ihre Novelle beendigt hatte, welcher der König die größten Lobsprüche ertheilte, war es nun an Philomenen, weiter zu erzählen. Noch ganz bewegt von Mitleid mit dem unglücklichen Gerbino und seiner Dame, begann dieselbe nach einem sympathetischen Seufzer folgendermaßen:

„Die Geschichte, welche ich euch jetzt zu erzählen gedenke, liebe Schwestern, bewegt sich nicht im Kreise so hoher Personen, als die waren, von welchen uns Elise so eben Mehreres vorgetragen hat. Trotz dem dürfte sie aber vielleicht in nicht geringerem Grade das Herz erschüttern. Das vorbenannte Messina ruft sie mir ins Gedächtniß zurück, weil sich dort Alles, was ich erzählen werde, ereignet hat.

Es lebten nämlich in Messina drei Brüder, die Söhne eines wohlhabenden Kaufmanns aus San Gimigniano, die ihr Vater in den besten Umständen hinterlassen hatte. Diese hatten eine Schwester, Namens Lisabetta, eine schöne und sittsame Dame, die aber aus irgend einem Grunde noch nicht von ihnen verheirathet worden war. In ihrem Tuchladen diente ein Jüng-

ling aus Pisa, Namens Lorenzo, welcher ihr ganzes Geschäft leitete. Da er ein höchst liebenswürdiger und artiger Mensch war, und ihn Lisabetta tagtäglich zu sehen bekam, so fand sie an ihm ein immer höher steigendes Wohlgefallen. Als Lorenzo dieß bemerkte, so quittirte er bald alle seine übrigen Liebschaften, und fing an, seine Gedanken nur auf Lisabetta zu richten. Weil sie nun beiderseits einander sehr wohl gefielen, so dauerte es gar nicht lange, bis sie sich ihre gegenseitigen Wünsche und Gedanken offenbarten, und zu Erheiterung beider Theile ihr angesponnenes Liebesverhältniß eine längere Zeit hindurch fortsetzten. Da sie sich indeß bei ihren heimlichen Zusammenkünften am Ende sicher glaubten, und nicht mehr die nöthige Vorsicht brauchten, so begab es sich eines Abends, wo Lisabetta zu Lorenzo aufs Zimmer ging, daß es der ältere Bruder bemerkte, ohne daß sie es gewahrte. So unzufrieden er nun auch damit war, so rieth ihm doch seine angeborne Klugheit, sich nichts davon merken zu lassen, sondern den nächsten Morgen abzuwarten, wobei er Zeit hatte, weiter zu überlegen, was er eigentlich in der Sache unternehmen sollte. Bei Tages-Anbruch erzählte er seinem Bruder, was er am vorigen Abend entdeckt hatte, und nach langer Berathung faßten sie beide den Beschluß, um sich selbst und ihre Schwester nicht in Verlegenheit zu stürzen, stillzuschweigen, und sich so zu stellen, als ob sie von der ganzen Sache nichts gesehen und gehört hätten, bis sie eine passende Gelegenheit fänden, ganz geräuschlos ihre Schande auszutilgen, noch ehe die Sachen zu weit gediehen wären. Mittlerweile ließen sie sich nichts von ihrem Plane merken, sondern stellten sich gegen Lorenzo immer so freundschaftlich, wie gewöhnlich, und auf diese Weise gaben sie auch einst vor, daß sie sich außer der Stadt in Gesell-

schaft mit ihm ein Vergnügen machen wollten. Sie lockten ihn dort an eine entlegene Stelle, und als es ihnen rings umher sicher schien, so schlugen sie ihn todt, worauf sie ihn an einem Orte einscharrten, wo so leicht kein Mensch hinkam. Bei ihrer Rückkehr in die Stadt gaben sie vor, sie hätten ihn in dringenden Angelegenheiten auswärts geschickt, was man ihnen auch um so leichter glaubte, da er oft Geschäftsreisen für sie zu unternehmen hatte. Da er jedoch so lange Zeit ausblieb, und Lisabetta ihre Brüder fast täglich nach ihm fragte, kam es zu weiteren Discussionen. Weil sie über seine zu lange Abwesenheit gar zu unzufrieden war, so fragte sie einstmals einer ihrer Brüder: „Was geht denn dich aber eigentlich der Lorenzo an, daß du ihn nicht aus dem Sinne bringen kannst, und alle Tage hundertmal nach ihm fragst? Wenn du nur noch ein einzigesmal von ihm sprichst, so werden wir dir antworten, wie sich's gebührt".

Das Mädchen wurde nach diesen Worten sehr kleinmüthig; indeß da ihr Schmerz zu weiter nichts führen konnte, so fragte sie nicht weiter nach ihm. In tiefer Nacht jedoch rief sie oft voll Sehnsucht seinen Namen aus, und wünschte, daß er bei ihr seyn möchte; oft wollte sie sich ganz in Thränen auflösen, klagte um ihn ganze Stunden lang, und harrte fortwährend auf ihn, ohne nur einen frohen Augenblick zu haben. In einer Nacht, wo sie über Lorenzo's Ausbleiben bitterlich weinte, und endlich unter vielen Thränen einschlief, erschien er ihr im Traum, bleich und verstört, mit zerrissenen und vermoderten Kleidern, und sprach zu ihr: „Ach, meine Lisabetta, du thust nichts, als mich zu rufen, dich über meine lange Entfernung zu grämen, und mich deßwegen mit deinen Thränen anzuklagen. Ich melde dir jetzt, daß ich nie

wiederkehren werde, weil mich an demselben Tage, wo wir das letztemal beisammen waren, deine Brüder erschlagen haben. Darauf beschrieb er ihr auch die Stelle, an welcher sie ihn eingescharrt hätten, wobei er sie zugleich bat, nicht mehr nach ihm zu rufen, und ihn nicht mehr zu erwarten, nach welcher Bitte er vor ihren Augen verschwand.

Als sie aus diesem Traume erwachte, kam es ihr so vor, als ob sich dieß Alles wirklich ereignet hätte. Da sie des Morgens aufstand, wagte sie es nicht, ihren Brüdern etwas davon zu offenbaren; jedoch behielt sie es sich vor, nach der angedeuteten Stelle zu gehen, und zu untersuchen, ob an ihrem ganzen Traume doch nicht vielleicht am Ende etwas Wahres wäre. Nachdem es ihr unter gewissen Vorwänden gelungen war, sich loszumachen, ging sie mit einer verschwiegenen und zuverlässigen Dienerin aus dem Stadtthor hinaus, nach jener ihr bezeichneten Stelle. Dort lag ein Haufen von Laub. Dieses räumten sie erst auf die Seite, und fingen dann an, nachzugraben. Sie hatten die Erde noch gar nicht tief aufgescharrt, als sie schon auf den Leichnam des unglücklichen Lorenzo stießen, der von der Fäulniß noch ziemlich verschont geblieben war. Als Lisabetta jetzt die Wahrheit ihres Traumgesichtes bestätigt fand, wußte sie ihres Jammers kein Ende. Doch da ihr alle ihre Thränen nichts halfen, so wünschte sie wenigstens, den Leichnam fortschaffen zu können, um ihm ein anständiges Begräbniß zu verschaffen. Da indeß auch dieses nicht wohl möglich war, so schnitt sie mit einem Messer den Kopf von dem Rumpfe, verbarg ihn in ein Tuch, und ließ ihn von der Magd in der Schürze forttragen, worauf sie den Leichnam wieder mit Erde bedeckten, und, ohne von Jemand bemerkt zu werden, nach Hause zurückkehrten. Hier badete

Lisabetta erst das Haupt Lorenzo's mit ihren Thränen, und bedeckte es mit heißen Küssen; dann nahm sie einen schönen großen Topf, in welchen man Majoran oder Basilikum zu pflanzen pflegt, wickelte das Haupt in ein kostbares Tuch, deckte dann Erde darüber, und pflanzte mehrere Stauden vom schönsten salernitanischen Basilikum hinein, und diese begoß sie nur mit Rosen- und Pomeranzenwasser, oder mit ihren Thränen. Bei diesem Topfe saß sie fast den ganzen Tag, und weidete ihre Augen an dem Behältniß, welches ihren Lorenzo in sich schloß. Oefters, wenn sie ihn lange betrachtet hatte, vergoß sie über ihn so viele Thränen, daß sie die ganze Staude damit benetzte. Da dieses nun sehr häufig der Fall war, und überdieß der verwesende Kopf der Erde zum Dünger diente, gedieh die Staude so herrlich, daß sie einen außerordentlichen Wohlgeruch um sich her verbreitete. Bald bemerkten es die Nachbarn, daß sich Lisabetta so viel mit dem Topfe beschäftigte, und theilten es ihren Brüdern mit, welche sich schon längst über das Hinschwinden ihrer Reize sehr verwundert hatten. Als sie sich von der Wahrheit dieser Nachricht überzeugten, tadelten sie die Schwester. Da indeß alle ihre Worte nichts fruchteten, so ließen sie ihr den Topf heimlich wegnehmen. Als sie ihn vermißte, bat sie zu wiederholten Malen inständigst, daß man ihr ihn doch zurückgeben möchte; da jedoch dieser ihr Wunsch nicht erfüllt wurde, so fand sie des Weinens und Klagens kein Ende, bis sie zuletzt darüber in eine schwere Krankheit verfiel, während welcher sie schlafend und wachend nach ihrem Topfe seufzte.

Die Brüder, die sich den Grund davon nicht erklären konnten, kamen jetzt auf den Gedanken, den Topf einmal genauer zu untersuchen. Sie räumten denn also erst die Erde weg. Dann stießen sie auf das Tuch, in welchem

sie einen noch nicht ganz in Verwesung übergegangenen Kopf fanden, den sie augenblicklich an seinen krausen Locken für den Kopf des Lorenzo erkannten. Sie bekamen darüber einen mächtigen Schreck, und fürchteten, die Sache möchte ruchtbar werden. Weßhalb sie das Haupt Lorenzo's sogleich in die Erde vergruben, und schleunigst forteilten, um ihr Besitzthum auf die Seite zu schaffen, und damit nach Neapel zu entfliehen. Lisabetta hörte indessen nicht auf zu weinen, und nach ihrem Basilikumtopfe zu verlangen, bis sich endlich der Tod ihrer erbarmte; und so nahm denn diese Liebe ein höchst tragisches Ende. Bald wurde die Sache allgemein bekannt, worauf Jemand das Liedlein dichtete, das man noch heutiges Tages allerorten singen hört, und das so anfängt:

„Den bösen Christen, der mich bestohlen,
Den soll sogleich der Teufel holen!" u. s. w.

VI. Novelle.

Andrivuola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt hat, und er ihr einen anderen, worauf er plötzlich in ihren Armen stirbt. Während sie mit ihrer Magd seinen Leichnam in sein Haus schaffen will, werden sie beide von der Polizei festgenommen. Sie erklärt darauf vor Gericht den Hergang der ganzen Sache, und leistet den ungebührlichen Zumuthungen des Richters Widerstand. Als ihr Vater davon hört, wirkt er, nachdem sie ihre Unschuld dargethan, ihre Befreiung aus. Sie zieht sich in Folge dieser Vorfallenheiten ganz von der Welt zurück, und geht in ein Kloster;

Philomenens Novelle fand bei den Damen allerseits Beifall, da sie jenes Lied oft hatten singen hören, und doch nie über den Ursprung desselben etwas Näheres hatten erfahren können. Nachdem sie nun geendigt, gebot der König dem Pamphilo, weiter fortzufahren. Dieser hob an: Der in der so eben vorgetragenen Novelle erzählte Traum erinnert mich an eine andere Geschichte, in welcher zwei Träume vorkommen. Jener brachte eine bereits geschehene Handlung an das Licht; diese dagegen deuteten Etwas an, das erst in Zukunft geschehen sollte, und kaum hatten die beiden betreffenden Personen die Träume gehabt, so gingen sie auch schon in Erfüllung. Gewöhnlich sagt man nach dem Sprüchwort: „Träume sind Schäume." Aber dennoch, meine reizenden Damen, ist es nicht selten der Fall, daß solche nächtliche Phantasieen mit dem wirklichen Leben in einer wunderbaren Wechselwirkung stehen, und am hellen lichten Tage eine Wahrheit gewinnen, die uns erschreckt. Daher halten Viele auf Träume fast eben so viel, als auf solche Phantasieen, welche sie wachend haben, und lassen sich durch ihre Träume entweder heiter, oder traurig stimmen, je nachdem sie etwas von ihnen fürchten oder hoffen. Dagegen gibt es wieder Andere, welche sich an keinen Traum kehren, bis sie in derjenigen Gefahr ums Leben kommen, vor welcher sie der Traum warnte. Ich halte es mit keiner von diesen beiden Partheien, weil ich glaube, daß ein Theil unserer Träume nichts zu bedeuten hat, dagegen ein anderer Theil in Erfüllung geht. Daß nicht jeder Traum eintrifft, dieß haben wir wohl sämmtlich an uns selbst erfahren. Daß jedoch auch nicht alle Träume trügen, dieß hat uns Philomenens Erzählung bewiesen, und ich hoffe, euch durch die meinige noch mehr davon zu überzeugen. Ich für meine Person bin der Meinung, wer recht thut,

der braucht sich vor keinem Traum zu fürchten oder sich in seinen guten Vorsätzen irre machen zu lassen. Bei schlechten und strafwürdigen Dingen aber soll man sich durch keine Träume täuschen lassen, welche einen guten Ausgang prophezeihen; sondern man soll das Gegentheil annehmen. Doch jetzt zu unserer Erzählung!

In der Stadt Brescia lebte einst ein angesehener Mann, Namens Negro da Ponte Carrero, welcher mehrere Kinder, und unter andern auch eine schöne, noch unverheirathete Tochter, Namens Andreola, hatte. Diese verliebte sich zufällig in einen ihrer Nachbarn, welcher Gabriotto hieß, und zwar von niederm Stande, aber von musterhaften Sitten war, und sich dabei durch sein Aeußeres und sein ganzes Wesen vor Andern seines gleichen auszeichnete. Mit Hülfe einer Dienerin gelang es ihr, nicht nur den Gabriotto von ihrer lebhaften Zuneigung in Kenntniß zu setzen, sondern es auch dahin zu bringen, daß er sie in einem schönen Garten ihres Vaters zu ihrem beiderseitigen Vergnügen zu wiederholten Malen sprechen konnte. Damit nun nichts, als der Tod sie von einander scheiden können möchte, so wurden sie insgeheim Mann und Weib. Während sie nun von Zeit zu Zeit ihre verstohlenen Zusammenkünfte fortsetzten, geschah es eines Tages, daß es der Jungfrau träumte, sie befinde sich mit Gabriotto in dem Garten, und halte ihn zur Wonne beider Theile in ihren Armen. Dabei schien es ihr denn nun, als komme plötzlich aus seinem Leibe etwas ganz Finsteres und Schreckliches hervor, das sie nicht erkennen konnte, was aber den Gabriotto packte, und ihn trotz ihrem Sträuben mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Armen entriß. Sie fühlte darüber einen so tiefen Schmerz, daß sie aus dem Schlafe erwachte, und wiewohl sie sich mit dem Gedanken beruhigen wollte, daß

es nur ein Traum gewesen war, so konnte sie sich doch nicht ganz darüber zufrieden geben. Als demnach Gabriotto am nächsten Abend sie bitten ließ, ihm einen Besuch bei ihr zu vergönnen, machte sie alle erfinnliche Vorwände, um ihn fern zu halten. Da er indeß so sehr auf seinem Wunsch beharrte, daß sie denken mußte, er könnte sich unrechte Gedanken darüber machen, wenn sie es abschlüge, so empfing sie ihn des Abends im Garten, wo sie, da es gerade Frühling war, eine Menge rother und weißer Rosen pflückten, und sich nachher neben einander an einer schönen spiegelklaren Quelle lagerten. Als sie nun dort die mehrfachen Annehmlichkeiten der Natur eine zeitlang genossen hatten, befragte sie Gabriotto um den Grund, aus welchem sie ihm diese Zusammenkunft hätte verweigern wollen. Worauf sie ihm den Traum erzählte, welchen sie in der verwichenen Nacht gehabt hatte, und ihm offen die Besorgniß, die er ihr verursacht, entdeckte. Gabriotto lachte laut auf, als er dieses hörte, und erwiederte ihr: es sey die größte Thorheit, Träumen Glauben beizumessen, weil dieselben in den meisten Fällen bloß von zu großem Ueberfluß oder Mangel an Speisen oder Getränken herrührten, und weil ja Jeder täglich an sich selbst sehen könne, daß sie nicht die geringste Bedeutung oder Folge hätten. Er fuhr fort: „Sieh, wenn ich an Träume glauben wollte, dann wäre ich heute gar nicht hieher gekommen, und zwar nicht um deines Traumes willen, sondern wegen eines anderen, welchen ich selbst in der vorigen Nacht gehabt habe. Mir träumte es nämlich, daß ich mich in einem höchst anmuthigen Walde befände, und während ich in demselben jagte, erbeutete ich ein wunderschönes Reh. Es war so weiß wie Schnee, und gewöhnte sich bald dermaßen an mich, daß es nicht von meiner Seite wich. Weil ich es deßhalb sehr lieb

gewonnen hatte, so ließ ich ihm, um es jederzeit leicht wieder zu erkennen, ein goldenes Halsband verfertigen, und dazu eine Kette, an welcher ich es beständig mit mir führte. Als nun dieses Reh später einmal neben mir lag, kam es mir so vor, als ob eine kohlschwarze Windhündin, die schrecklich ausgehungert schien, auf mich zulief. Diese biß mich in die linke Seite der Brust, fraß sich bis in mein Herz hinein, riß es mir heraus, und entfloh damit, was mir so weh that, daß ich davon erwachte, und sogleich mit der Hand nach der mich schmerzenden Stelle fühlte, um nachzusehen, ob mir etwas geschehen wäre. Als ich aber nichts entdeckte, lachte ich über meine kuriose Einbildung. Das hat ja Alles gar nichts zu sagen. O welche tollen Träume habe ich in meinem Leben schon gehabt! Aber niemals hat sich darauf etwas Böses ereignet. Darum wollen wir jetzt die Sache vergessen, und die Zeit lieber zu unserem gegenseitigem Vergnügen anwenden".

Hatte sich das junge Frauenzimmer bereits über ihren eigenen Traum unruhige Gedanken gemacht, so erschrack sie noch weit mehr, als sie dieses hörte. Indeß, um ihren Gabriotto nicht in üble Laune zu versetzen, gab sie sich alle Mühe, ihre innere Angst zu verbergen. Aber ob sie ihn gleich jetzt mit anscheinender Heiterkeit einmal über das andere zärtlich umarmte, so konnte sie doch eine gewisse ihr selbst unerklärliche Unruhe nicht ganz unterdrücken, und von Zeit zu Zeit öfters, als sie sonst pflegte, bald ihm prüfend in die Augen zu sehen, bald rings umherzublicken, ob sich nicht etwas näherte. Auf einmal stieß Gabriotto einen tiefen Seufzer aus, umarmte sie, und rief: „Wehe mir, meine Theuerste! Hilf mir! Ich sterbe! Bei diesen Worten sank er zu Boden. — Höchst erschrocken darüber, empfing ihn Andreola in ihrem Schooße, und fragte

weinend: „O mein Geliebter, was ist dir denn widerfahren.“ Doch sie erhielt von Gabriotto keine Antwort; der Todesschweiß trat ihm vor die Stirne, er athmete nur noch ein einziges Mal schwach auf, und verschied. Wie tief sein plötzlicher Tod die junge Frau erschütterte, welche ihn mehr als sich selbst liebte, das kann man sich wohl leicht vorstellen. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, und rief ihn zu hundertmalen, doch vergeblich. Nachdem sie ihn am ganzen Leibe befühlt, und überall starr und kalt befunden hatte, konnte sie seinen Tod nicht länger bezweifeln, und wußte sich nun weder zu rathen, noch zu helfen. Mit verweinten Augen rief sie jetzt ihre Magd herbei, klagte ihr ihre Noth, und nachdem sie Beide eine Zeitlang über dem erblaßten Antlitz des Gabriotto geweint hatten, sprach das junge Weib zu ihrer Dienerin: „Ich bin des Lebens überdrüssig, nachdem mir der unbarmherzige Tod das Liebste auf der Welt entrissen hat. Ehe ich jedoch Hand an mich selbst lege, möchte ich eine Auskunft treffen, um meine Ehre zu bewahren, und das Geheimniß meiner Liebe sicher zu stellen. Dabei wünsche ich auch noch, diesen Leichnam, dessen geliebter Geist entflohen ist, zum Begräbniß zu verhelfen.“ Worauf die Dienerin versetzte: „O sprich doch nicht von Selbstmord! Denn wenn du deinen Geliebten in dieser Welt verloren hast, so würde er in diesem Falle auch in der andern auf ewig für dich verloren seyn; denn du würdest ohne Zweifel in die Hölle kommen, wohin er ganz gewiß nicht gerathen ist, weil er ein so musterhafter Jüngling war. Du solltest dich lieber beruhigen, und theils durch Gebete, theils durch gute Werke seiner Seele beizustehen suchen, wofern er vielleicht doch wegen einiger kleinen Vergehungen etwas der Art nöthig hätte. Was seine Beerdigung anbelangt, so läßt sich sehr leicht Rath

schaffen. Wir können ihn entweder hier im Garten begraben, wobei keine Seele etwas davon merken würde, weil Niemand weiß, daß er jemals hieher gekommen ist; oder wenn du Bedenklichkeiten dagegen hast, so wollen wir ihn aus dem Garten hinaustragen, wo man seinen Leichnam am nächsten Morgen wohl auffinden und nach Hause schaffen wird, damit ihn die Seinigen zur Erde bestatten."

So schwer nun die junge Wittwe betrübt war, und so wenig sie ein Ende ihrer Thränen finden konnte, so hörte sie doch auf die vernünftigen Erinnerungen ihrer Magd. Die erste Rede derselben wollte ihr zwar nicht recht in den Kopf, und auf die zweite erwiederte sie: „Da sey der Himmel vor, daß mein Herr und Gemahl gleich einem Hunde eingescharrt, oder auf die Straße hinausgeworfen werden sollte! Ich habe heiße Thränen über seinem Leichnam vergoßen, und so viel in meinen Kräften steht, werde ich dazu beitragen, daß ihm auch die Thränen seiner Verwandten fließen sollen; und ich weiß auch bereits, auf welche Art dieß anzufangen ist."

Sie schickte daher sogleich ihre Dienerin nach einem seidenen Kleid, welches sie in einer Kiste zu Hause hatte. Dieses breitete sie auf dem Fußboden aus, legte Gabriotto's Leichnam darauf, brachte ein Kopfkissen unter sein Haupt, und nachdem sie ihm Mund und Augen geschlossen, wand sie einen Kranz von Rosen, bedeckte ihn ganz mit Blumen, und sagte zu der Magd: „Von hier bis an die Thüre seines Hauses ist es nicht weit. Darum wollen wir, wenn wir ihn gehörig eingewickelt haben, ihn dorthin tragen, und ihn vor seiner Schwelle niederlegen. Der Tagesanbruch ist nicht mehr fern, und dann wird man ihn finden. So wenig tröstlich dieß auch für seine

Verwandten seyn wird, so gewährt es doch mir eine Beruhigung, in deren Armen er gestorben ist."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, beugte sie sich nochmals über das Antlitz des Todten, und badete es lange Zeit in ihren Thränen. Nachdem sie mehrmals von der Magd erinnert worden war, daß bereits der Tag herannahe, erhob sie sich, zog den Ring von dem Finger, der sie mit Gabriotto vermählt hatte, und sprach weinend, indem sie ihn an den seinigen steckte: „Mein theuerster Gemahl, wenn mich dein Geist noch umschwebt, und Zeuge meiner Thränen ist, oder wenn dem Körper, nachdem die Seele aus ihm entwichen ist, noch irgend eine Empfindung zurückgeblieben, so empfange jetzt gütig das letzte Geschenk derer, die du bei deinem Leben so zärtlich liebtest."

Nach diesen Worten sank sie ohnmächtig auf den Leichnam nieder. Als sie wieder zum Bewußtseyn kam, nahm sie mit Hülfe ihrer Dienerin das Gewand auf, in welches sie den Leichnam eingehüllt hatte, und beide wandten sich darauf aus dem Garten nach seinem Hause. Der Zufall fügte es, daß sie von ungefähr auf Polizeidiener stießen, welche den Leichnam entdeckten, und sie festnehmen wollten. Andreola, die sich weit mehr nach dem Tode, als nach dem Leben sehnte, sagte, als sie die Polizei erkannte, mit festem Tone: „Ich sehe sehr wohl, wer ihr seyd, und weiß, daß ich euch nicht entfliehen kann. Deßhalb bin ich bereit, mit euch zu gehen, mich vor Gericht zu stellen, und über diesen Vorfall Rechenschaft abzulegen. Doch da ich euch gutwillig folge, so unterstehe sich keiner von Euch, Hand an mich zu legen, oder diesen Leichnam anzutasten; denn wer das wagt, gegen den werde ich auftreten, und ihn verklagen." — Die Polizeidiener respektirten diese Worte, und führten sie nach dem Kriminalgericht, ohne sie, oder den Leichnam, zu berühren.

Als sie dort angekommen waren, beschied der Kriminalrichter Andreolen in ein besonderes Zimmer, wo er sie ausführlich verhörte. Darauf mußten auch die Aerzte den Leichnam untersuchen, und ihre Meinung aussprechen, ob er wohl Gift bekommen hätte. Nach ihrer Einsicht verneinten sie dieß, und fanden vielmehr, daß ihm nahe am Herzen ein Blutgefäß gesprungen, woran er erstickt sey. Als der Richter vernahm, daß man ihr nichts zur Last legen konnte, warf er sich dennoch in die Brust, und that, als ob er ihr eine ganz besondere Gunst erwiese, indem er ihr nur bloße Gerechtigkeit widerfahren ließ, wobei er ihr die Zumuthung machte, ihre Freiheit auf Kosten ihrer Tugend zu erkaufen. Sie wies jedoch seinen Antrag mit Verachtung zurück, und als er darauf, seines Amtes ganz vergessend, Gewalt brauchen wollte, lieh ihr gerechter Zorn ihr männliche Kräfte, wobei sie ihm mit starken Ausdrücken seine Schlechtigkeit vorwarf. — Unterdessen brach der Tag an; Messer Negro hörte Alles, eilte höchst niedergeschlagen mit einer ganzen Menge von seinen Freunden nach dem Kriminalgericht, wo er sich über das Verfahren gegen seine Tochter beklagte, und sie zurückverlangte. Der Stadtrichter, welcher lieber einiges von seiner Seite zugestehen, als die Anklage der jungen Dame abwarten wollte, ergoß sich in viele Lobsprüche über ihre Tugend, und sagte, daß er sie auf die allerstärkste Probe gestellt habe, aber bloß in der Absicht, um sie zu prüfen. Ihre unerschütterliche Standhaftigkeit habe ihn demnach so sehr zur Liebe bewogen, daß er sie, wenn ihr Vater und sie selbst damit einverstanden wären, mit Vergnügen heirathen würde, ob sie gleich die Wittwe eines Mannes von niederem Stande wäre. Während darüber gesprochen wurde, sah Andreola ihren Vater, stürzte ihm weinend in die Arme, und sprach: „Mein theuerster Vater, ich

glaube, daß es überflüssig seyn würde, Euch die Geschichte meines Leichtsinns und meines Unglücks ausführlicher vorzutragen; denn es ist Euch gewiß bereits Alles zu Ohren gekommen. Jetzt bitte ich Euch um Verzeihung, nicht etwa, um mein Leben zu fristen; sondern ich thue es bloß als Eure Tochter, die nicht gern als Eure Feindin aus der Welt scheiden möchte." — Nach diesen Worten sank sie ihm weinend zu Füßen. Messer Negro, welcher schon hoch bejahrt und von Natur ein gutmüthiger Mann war, fing, als er diese Worte hörte, selbst an zu weinen, und sagte zu ihr, indem er sie aufhob: „Meine Tochter, es wäre mir zwar weit lieber gewesen, wenn du dir einen Mann auserkoren hättest, der ganz nach meinem Herzen gewesen wäre, oder wenn du deinem eigenen Gedanken lätzest folgen wollen, so hätte ich mir auch dieses gefallen lassen. Darum thut es mir aber doppelt weh, daß du dich gegen mich nicht ausgesprochen, und mir so wenig Zutrauen bewiesen hast. Weil sich die Sache nun aber einmal so verhält, so will ich das, was ich für deinen Gemahl gern bei Lebzeiten gethan hätte, noch im Tode an ihm thun, daß ich ihn nämlich als meinen Schwiegersohn liebe und verehre."

Darauf wandte er sich an seine Kinder und Verwandten, und gab ihnen den Auftrag, den Gabriotto ehrenvoll zu bestatten. Mittlerweile waren auch die Verwandten des Verstorbenen, Männer und Frauen, nachdem sie die Kunde davon gehört hatten, aus der ganzen Stadt herbeigekommen. Der Leichnam wurde deßhalb auf dem Hofe ausgestellt, in dem schwarzen Seidenkleide, in welches ihn Andreola eingehüllt hatte, und mit allen den Rosen bedeckt, welche sie über ihn verstreut, worauf ihn außer den mit ihm verwandten Frauenzimmern, auch alle die andern anwesenden Weiber, und so manche Männer

aus der Stadt bewcinten. So wurde er denn nicht wie ein Mann von geringer Herkunft, sondern gleich einem Herrn vom höchsten Stande von den Einwohnern der Stadt aus dem Schloßhofe zu Grabe getragen.

Einige Zeit darauf bewarb sich der Stadtrichter von Neuem um die Andreola, wobei ihm der Vater nach allen Kräften an die Hand ging. Doch sie wollte nichts von ihm wissen, und da ihr der Vater ihren Willen ließ, so ging sie mit ihrer Magd in ein Kloster, das in dem größten Geruch der Heiligkeit stand. Dort verlebten die Beiden als Nonnen in frommer Eingezogenheit lange Jahre.

VII. Novelle.

Simona und Pasquino lieben einander. Sie treffen sich in einem Garten. Dort reibt sich Pasquino die Zähne mit einem Salbeiblatt, worauf er plötzlich stirbt. Simona wird festgenommen, und indem sie dem Richter erklären will, auf welche Art Pasquino ums Leben gekommen sey, reibt sie sich mit einem Blatt von derselben Staude die Zähne, worauf sie ebenfalls stirbt.

Als Pamphilo seine Erzählung geendet hatte, bezeigte der König kein Mitleid mit Andreolen, sondern winkte Emilien, weiter fortzufahren, worauf diese ohne Zögern begann. „Liebe Schwestern, Pamphilos Geschichte veranlaßt mich, euch eine andere zu erzählen, die mit der seinigen keine andere Aehnlichkeit hat, als daß auch in ihr die Geliebte ihren Liebhaber in einem Garten

verliert, gleich Andreolen, und daß sie vor Gericht gezogen wird, gleich Andreolen, aus dessen Händen sie aber weder List noch Kunst, sondern nur ihr plötzlicher Tod befreit. Wie wir schon mehrmals bemerkten, bewohnt Amor zwar am liebsten die Paläste der Großen, besucht jedoch auch die Hütten der Armen, und läßt sie seine Gewalt in voller Stärke fühlen. Als ein Beispiel davon mag euch eine Geschichte dienen, in welcher ich nach unserer Vaterstadt zurückkehren will, von der wir uns in den letztern Tagen ziemlich fern gehalten haben.

Es lebte nämlich in Florenz vor noch nicht zu langer Zeit ein schönes junges Mädchen Namens Simona. Trotz der Unbemitteltheit ihrer Eltern, hatten diese Alles angewendet, um ihr eine gute Erziehung zu geben. Obwohl sie nun ihr Brod mit ihren Händen verdienen, und durch Wollespinnen ihr Leben fristen mußte, so beheilt sie dabei doch heitern Humor genug, dem Gott Amor ihre Aufmerksamkeit zu schenken, welcher schon seit einiger Zeit in der Gestalt eines Jünglings von nicht höherem Stande, als sie selbst, der ihr öfters Wolle zum Spinnen von seinem Herrn brachte, bei ihr angeklopft hatte. Kaum hatte sie ihn unter dem gefälligen Bild des Jünglings, der sie liebte, und Pasquino hieß, in ihr Herz eingelassen, so wuchs zwar ihr Verlangen, aber nicht ihr Muth, weiter in der Sache zu gehen. Bei jedem Faden, den sie spann, stieß sie tausend glühende Seufzer aus, indem sie fortwährend an den dachte, welcher ihr die Wolle gebracht hatte. Auf der andern Seite war der junge Mann immer mehr besorgt dafür, nachzusehen, ob die Wolle für seinen Herrn auch mit gehörigem Fleiß verarbeitet würde, so daß er die Simona mehr als irgend eine Andere drängte, als ob die von ihr gesponnene Wolle das ganze Stück Tuch geben müßte. Während ihr nun der Eine so zusetzte,

und die Andere sich gern so zusetzen ließ, kam es allmählig dahin, daß der Eine immer beherzter ward, und die Andere sich mit Vergnügen anspornen ließ, ihre Schüchternheit mehr und mehr ablegte, und sie Beide miteinander tausend Spaß hatten. Es entstand zwischen ihnen eine so zärtliche Freundschaft, daß Keins das Andere um Erfüllung der liebsten Wünsche erst lange zu bitten brauchte, sondern daß sich beide Theile stets mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkamen. Während sich nun der Genuß dieses angenehmen Verhältnisses von Tag zu Tag höher steigerte, bat einst Pasquino dringend, daß sie doch mit ihm in den Garten gehen möchte, weil sie dort ganz ungestört so manche beiderseitige Liebesideen austauschen könnten. Simona war dieß zufrieden, und schützte an dem Sonntagsnachmittage gegen ihren Vater vor, daß sie zu dem Ablaß nach San Gallo gehen wollte. Sie schlug aber statt dessen, in Begleitung einer Freundin, Namens Lagina, einen andern Weg ein, nämlich nach dem Garten, wohin Pasquino sie beschieden hatte. Dort traf sie ihren Liebhaber mit einem seiner Freunde, Namens Puccino, den man gewöhnlich Stramba nannte. Und weil sich jetzt zwischen dem Stramba und der Lagina eine neue Liebschaft entspann, so hatte sie die beste Gelegenheit, mit ihrem Pasquino allein zu seyn, während sich das zweite Liebespaar nach einer andern Stelle wandte. In dem Theile des Gartens nun, wo Pasquino und Simona lustwandelten, stand eine schöne, große Salbeistaude, bei welcher sich beide niedersetzten. Nachdem sie sich an diesem Platze gegenseitig im höchsten Grade erheitert hatten, brach Pasquino ein Blatt von dem Salbei ab, rieb sich damit die Zähne, und versicherte seine Geliebte, daß dieß eins der besten Mittel sey, die Zähne rein und gesund zu erhalten. Nachdem er sich nun den

Mund ein wenig damit gerieben hatte, fing er aufs Neue an, in dem vorigen heitern Tone weiter fortzufahren; allein kaum hatte er den lustigen Text wieder zur Sprache gebracht, als sich auf einmal sein Gesicht ganz verwandelte. Es verging ihm plötzlich Hören und Sehen, und es dauerte nicht lange, so war er todt. Simona bekam darüber einen ungeheuren Schreck. Sie weinte und schrie laut auf, und rief nach dem Stramba und der Lagina. Als diese herbeikamen, und den Pasquino nicht nur entseelt, sondern auch aufgeschwollen und im Gesicht und fast am ganzen Leibe voll blauer Flecken fanden, rief Stramba auf einmal aus: „O du böses Weibsbild, du hast ihn vergiftet!“ Er erhob darauf einen großen Lärm, so daß alle Leute aus der Nachbarschaft zusammenliefen. Als diese den Pasquino todt und aufgeschwollen daliegen sahen, und vernahmen, wie Stramba wehklagte, und Simonen beschuldigte, ihn vergiftet zu haben, schenkten sie seinen Worten Glauben, und zwar um so mehr, da Simona vor Schmerz über den so plötzlichen Verlust ihres Geliebten und vor Schreck so von Sinnen gekommen war, daß sie nicht eine Sylbe zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen vermochte. Man nahm sie deßhalb sofort fest, und brachte sie auf das Stadtgericht. Dort wurde sie von der Stramba, Atticciato, Malagevolo und andern Freunden Pasquino's, welche dazugekommen waren, aufs Heftigste angeklagt. Der Stadtrichter leitete sogleich das gerichtliche Verfahren ein; und da er nicht begreifen konnte, welcher Grund das junge Mädchen zu einem solchen Verbrechen getrieben haben könnte, sondern sich im Gegentheil von ihrer völligen Unschuld überzeugte, so hielt er es für das Beste, in ihrem Beiseyn den Leichnam näher zu untersuchen, weil er sich vor der Hand nicht recht in die ganze Sache finden

konnte. Er ließ sich daher in aller Stille nach dem Ort führen, wo sich der Leichnam des Pasquino befand, welcher bereits zu der Dicke eines Fasses angeschwollen war, worüber er sich entsetzte, und Simonen fragte, wie das zugegangen wäre. Sie führte ihn darauf zu der Salbeistaude, schilderte ihm den Vorfall ganz so, wie er sich wirklich ereignet hatte, und um dem Richter die Sache recht anschaulich zu machen, rieb sie sich selbst die Zähne mit einem Blatte von der Staude, ganz so, wie es Pasquino gethan hatte. Während nun Stramba, Atticciato und die andern Freunde des Pasquino zu dem Richter sagten, daß dieses Alles nur ein leeres Possenspiel wäre, und auf Simona's strenge Bestrafung bestanden, wurde das arme Mädchen, überwältigt von dem Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers, von der Furcht vor der Strafe, welche Stramba mit seinen Freunden forderte, und von dem Gift der Salbeistaude, von denselben Zufällen ergriffen, welche den Pasquino vorher betroffen hatten, worüber alle Anwesenden in das größte Erstaunen geriethen.

O wie glücklich seyd ihr doch zu preisen, die ihr an Einem Tage das Ziel eurer Liebe und eures Lebens erreichtet! Noch glücklicher, wenn ihr mit einander dann an denselben Ort gelangtet! Und am allerglücklichsten, wenn man sich jenseits wiederfindet, und sich dort noch so liebt, wie hier! Vor Allen aber glücklich du, Seele Simona's, die du dem Urtheil der kurzsichtigen Welt entrannst! Das Schicksal duldete es nicht, daß das Zeugniß eines Atticciato, oder eines Malagevolo gegen dich entschiede, welche wohl Männer von gewöhnlicher Denkungsart waren; sondern es bahnte dir einen ehrenvollen Pfad, indem es dich mit deinem Geliebten des gleichen Todes sterben ließ, und dich ihrer Beschimpfung ent-

rückte, um dich der Seele deines heißgeliebten Pasquino wieder zuzuführen!

Der Richter und alle Anwesenden waren gleich bestürzt über diesen Vorfall, und wußten nicht darüber ins Reine zu kommen. Endlich hob der Richter an: „Mir scheint es doch so, als ob die Salbeistaude einen Giftstoff enthalten haben müsse, obgleich dieß sonst nicht der Fall zu seyn pflegt. Damit aber in Zukunft Niemand mehr an ihr einen Schaden nehme, so wollen wir sie unverzüglich ausgraben und verbrennen lassen. — Dieß geschah denn auch sogleich im Beisеyn des Richters. Sobald man die Staude ausgerissen hatte, entdeckte man augenblicklich die Ursache von dem raschen Tode der beiden unglücklichen Liebenden. Es fand sich nämlich unter dem Salbei eine außerordentlich große Kröte, welche mit ihrem Gifte die ganze Staude verpestet hatte. Es scheute sich Jeder, ihr zu nahe zu kommen, weßhalb man rings um sie her einen großen Haufen dürres Reisig legte, und sie sammt der Salbeistaude verbrannte.

Auf diese Art endigte sich das Verhör des Richters wegen Pasquino's Tode. Pasquino und Simona wurden jetzt von Stramba, Atticciato, Guccio, Imbratta und Malagevole nach der Sankt Pauls-kirche getragen, wo sie eingepfarrt waren, und dort zur Erde bestattet.

VIII. Novelle.

Girolamo liebt Salvestren. Seine Mutter dringt in ihn, nach Paris zu reisen. Als er bei seiner Rückkehr seine Geliebte verheirathet findet, schleicht

er sich heimlich in ihr Haus, und stirbt an ihrer Seite. Während man in der Kirche sein Leichenbegängniß hält, stirbt auch Salvestra über seinem Leichnam.

Als Emilie ihre Geschichte beendigt hatte, hob Neiphile auf den Befehl des Königs folgendermaßen an: „Liebe Schwestern, ich bin der Meinung, daß einige Leute, die mehr zu wissen glauben, als Andere, diesen Letzteren an Einsicht nachstehen. Daher suchen sie nicht nur dem Willen Anderer, sondern auch der Natur selbst ihre Weisheit entgegenzusetzen, wodurch schon manches Unheil angerichtet, aber noch nie etwas Gutes gestiftet worden ist. Da sich nun unter allen natürlichen Dingen die Liebe am wenigsten durch Ueberredung und Widerstreben bezwingen läßt, insofern sie sich ihrem eigensten Wesen nach eher selbst verzehrt, als durch Vernunftgründe oder List ausgetrieben werden kann, so bin ich auf den Gedanken gekommen, euch eine Geschichte von einer Dame zu erzählen, die, während sie sich bemühte, klüger zu seyn, als es sich für sie gebührte, und als sie wirklich war, und als außerdem die Sache, in welcher sie ihren Scharfsinn zeigen wollte, es erlaubte, in der Meinung und Hoffnung, aus dem liebenden Herzen die Liebe, die vielleicht das Schicksal selbst eingegeben hatte, verbannen zu können, ihren Sohn zugleich um seine Liebschaft und ums Leben brachte.

Es lebte nämlich in unserer Stadt, wie unsere Alten erzählen, einmal ein reicher und angesehener Kaufmann, Namens Leonardo Sighieri, der von seiner Frau einen Sohn hatte, mit Namen Girolamo, nach dessen Geburt der Vater bald darauf sein Haus bestellte, und starb. Die Vormünder des Knaben, sowie seine Mutter,

ſetzten indeſſen die Geſchäfte mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit fort. Als der Knabe mit andern Kindern aus der Nachbarſchaft heranwuchs, fand er das meiſte Vergnügen an dem Umgang eines kleinen Mädchens von ſeinem Alter, welches die Tochter eines Schneiders war. Aus dieſer Jugendfreundſchaft bildete ſich mit den Jahren eine ſo zärtliche und leidenſchaftliche Liebe, daß ſich Girolamo ganz unglücklich fühlte, wenn er ſie nicht ſah; und das Mädchen liebte ihn in gleichem Grade. Die Mutter des Knaben, welche dieſes Verhältniß bemerkte, züchtigte ihn deßhalb oft mit den ſtrengſten Verweiſen. Als aber Girolamo nicht auf dieſelben hörte, ſo beſchwerte ſie ſich deßhalb gegen ſeine Vormünder, und weil ſie bei dem großen Reichthum ihres Sohnes das Verhältniß nicht paſſend fand, ſo ſagte ſie zu jenen: dieſer unſer Sohn, welcher kaum das vierzehnte Jahr erreicht hat, iſt dermaßen in das Schneidermädchen Salveſtra vernarrt, daß er ſie wohl gar noch am Ende heimlich zum Weib nimmt, wenn wir ihn nicht von ihr trennen; und das würde mich ewig ärgern; oder er grämt ſich ihretwegen zu Tode, wenn ſie mit einem andern Manne vermählt wird. Um dieß Beides zu verhüthen, halte ich es für das Rathſamſte, ihn in Handelsgeſchäften ſo weit als möglich von hier zu entfernen. Denn wenn er ſie nicht täglich vor Augen ſieht, ſo wird er ſie wahrſcheinlich mit der Zeit vergeſſen, und dann können wir ihm ein Mädchen von gutem Stande zur Frau geben".

Die Vormünder ſahen ein, daß ſie Recht hatte, und willigten demnach in ihren Vorſchlag. Sie ließen den Knaben rufen, und Einer von ihnen ſagte zu ihm in einem liebreichen Tone: „Mein Sohn, du beginnſt allgemach weiter heranzuwachſen, daher es gut ſeyn würde, wenn du das Handelsgeſchäft gründlicher erlernteſt. Es wäre

uns demnach lieb, wenn du auf einige Zeit nach Paris gingest, woselbst du einen großen Theil deines Vermögens in Umlauf finden, und bessere Gelegenheit, als hier, haben wirst, dich in allen Stücken zu vervollkommnen und auszubilden, wenn du dort mit den daselbst lebenden Grafen, Baronen und Edelleuten in Berührung kommst. Nach einiger Zeit kehrst du dann wieder zu uns zurück".

Der Knabe hörte mit der größten Aufmerksamkeit auf diese Worte, worauf er kurz antwortete: er habe dazu keine Lust, weil er in Florenz eben so gut fortzukommen denke, als andere Leute. — Die Vormünder bemühten sich zwar mit allen erdenklichen Gründen, ihn für ihren Plan zu gewinnen; er gab aber keine weitere Antwort. Als sie dieß der Mutter erzählten, wurde diese sehr aufgebracht, nicht etwa darüber, daß er nicht nach Paris gehen wollte, sondern weil sie glaubte, daß bloß seine Liebe an seiner Weigerung schuld sey. Vorerst machte sie ihm jetzt die bittersten Vorwürfe; darauf änderte sie jedoch ihre Sprache, und bat ihn in aller Liebe und Güte, ihr doch nachzugeben, und das zu thun, was seine Vormünder verlangten. Endlich glückte es denn auch ihrer Ueberredungsgabe, ihn zu bewegen, daß er einwilligte, nach Paris zu gehen, doch bloß auf ein einziges Jahr. Jetzt reiste er dahin ab. Dort wußte man ihn unter allerlei Vorwänden zwei Jahre lang festzuhalten. Endlich aber, als er voll glühender Sehnsucht zurückkehrte, und seine Salvestra an einen Zeltmacher verheirathet fand, war er ganz außer sich. Da er indessen sah, daß weiter nichts zu machen war, so suchte er seinen Kummer zu bewältigen, und nachdem er ihre Wohnung ausfindig gemacht hatte, fing er, nach Art verliebter junger Männer, an, täglich unter ihrem Fenster vorüberzugehen, weil er glaubte, sie könne ihn unmöglich vergessen haben. Jedoch

die Sache verhielt sich anders. Sie dachte jetzt so wenig an ihn, als ob sie ihn nie gekannt hätte, oder ließ ihn wenigstens nicht das Geringste davon merken, daß sie sich seiner noch erinnerte. Als dieß der Jüngling wahrnahm, empfand er darüber einen großen Verdruß. Trotz dem gab er sich ersinnliche Mühe, die Erinnerung an ihn wieder bei ihr anzufrischen. Als er aber sah, daß ihm Alles nichts helfen wollte, so nahm er sich fest vor, sie selbst zu sprechen, und wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Nachdem er sich nun zu diesem Zweck bei einem von ihren Nachbarn nach der innern Einrichtung ihres Hauses sorgfältigst erkundigt hatte, schlich er sich eines Abends, wo sie mit ihrem Gemahl zu einem benachbarten Freunde eingeladen war, in ihr Haus hinein, und versteckte sich dort hinter den ausgespannten Zelttüchern, wo er wartete, bis die beiden Neuvermählten nach Hause kamen. Als sie nun zurückkehrten, und bereits zu Bette gegangen waren, und er bemerkte, daß der junge Mann schon in tiefem Schlafe lag, wandte er sich an die Seite des Bettes, wo sich Salvestra niedergelegt hatte. Er berührte mit seiner Hand ihre Brust, und fragte sie leise: „Schläfst du schon, Salvestra?“ — Sie war noch wach, und wollte schreien; allein er kam ihr zuvor, und sagte zu ihr: „Um Gotteswillen, sey still! Ich bin dein Girolamo!“

Vor Schrecken zitternd, beschwor sie ihn, sich augenblicklich zu entfernen. „Die Zeiten sind vorüber,“ sagte sie, wo wir als unschuldige Kinder mit einander spielten! Du siehst, jetzt bin ich eine Frau, und es schickt sich nicht für mich, Jemand anders, außer meinem Ehemann, Gehör zu geben. Ich flehe dich also demnach bei Allem an, was dir heilig ist, dich augenblicklich zu entfernen! Denn wenn dich mein Mann entdeckte, und auch weiter kein Unglück daraus entstände, so würde doch der Hausfriede auf

immer gestört seyn, da wir doch jetzt so heiter und zufrieden mit einander leben. Diese Worte gingen dem Jüngling außerordentlich zu Herzen, weil er dabei ihrer früheren Liebe gedachte, welche sich seinerseits nicht im Geringsten vermindert hatte. Er bat, er flehte, er versprach; doch alle seine Bemühungen blieben so fruchtlos, daß er sich endlich den Tod wünschte, und sie beschwor ihm zum Lohn für seine grenzenlose Liebe nur wenigstens die einzige Wohlthat zu gewähren, nämlich daß er sich, da er von Kälte ganz erstarrt wäre, nur auf ein paar Augenblicke an ihrer Seite niederlegen dürfte, wobei er sich hoch und theuer vermaß, weder eine Sylbe zu sprechen, noch sie anzurühren, und, sobald er sich nur ein wenig erholt hätte, wieder fortzugehen.

Da Salvestra Mitleid mit ihm empfand, so ergab sie sich darein, ihm dieß zu gestatten; worauf er sich neben sie legte, ohne sie anzuregen. In dieser Situation gerieth er denn auf allerlei schreckliche und verzweifelte Gedanken. Alle die seligen Tage ihrer früheren Liebe gingen wie blasse Gespenster an ihm vorüber. Ihre jetzige Unempfindlichkeit drohte, ihn wahnsinnig zu machen, und so faßte er denn den Entschluß, zu sterben. Er hielt deßhalb den Athem so lange an sich, bis er, ohne einen Laut von sich zu geben, die Hände krampfhaft zusammenzog, und verschied.

Nach einiger Zeit verwunderte sich Salvestra darüber, daß er so regungslos neben ihr dalag. Und da sie besorgte, daß ihr Mann vielleicht erwachen könnte, so sagte sie dem Girolamo leise ins Ohr, daß er doch jetzt fortgehen möchte. Weil er indeß keine Antwort von sich gab, so streckte sie die Hand aus, um ihn aufzuwecken. Als sie ihn berührte, fühlte sie, daß er eiskalt war, worauf sie ihn noch heftiger rüttelte, bis sie sich endlich überzeugte, daß er gestorben wäre. In dem ersten Augenblicke, wo

sie dieses bemerkte, vergingen ihr alle Sinnen und Gedanken. Endlich hielt sie es für das Beste, ihren Mann aufzuwecken, und ihm den Hergang der Sache zu erzählen, um zu sehen, was er dazu sagen würde. Sie rüttelte ihn daher aus seinem tiefen Schlafe auf, und trug ihm die ganze Begebenheit so vor, als ob sie sich mit einer andern Frau ereignet hätte, wobei sie ihn fragte, was er wohl in einem Falle von gleicher Art thun würde. Der brave Mann erwiederte: er würde es für Pflicht halten, den Todten in aller Stille nach seinem Hause zu bringen, und ihn dort seinem weiteren Schicksal zu überlassen, ohne der Frau, welche allem Anschein nach völlig unschuldig wäre, deßwegen den geringsten Vorwurf zu machen. — „Wir sind also jetzt in diesem Falle," versetzte die junge Frau, wobei sie zugleich die Hand ihres Mannes erfaßte, und sie den todten Leichnam anfühlen ließ. Darüber ganz erschrokken, erhob sich dieser, zündete ein Licht an, und ohne viele weitere Worte zu machen, nahm er den Leichnam auf die Schulter, trug ihn im Bewußtseyn der Unschuld nach seinem Hause, und legte ihn dort vor der Thüre nieder. Als es Tag wurde, und man ihn daselbst liegen sah, gab es ein großes Jammern, besonders von Seiten seiner Mutter. Man betrachtete den Leichnam von allen Seiten, und da man weder eine Wunde noch Quetschung an ihm bemerkte, so erklärten die Aerzte, er müsse vor Gram gestorben seyn, wie es auch wirklich der Fall war.

Jetzt brachte man die Leiche nach einer Kirche, wohin sich die Mutter mit einem zahlreichen Gefolge von Freundinnen und Nachbarinnen verfügte, um ihn, den gewohnten Gebräuchen zufolge, laut zu beweinen und zu beklagen. Während dieser Trauerscene sagte der ehrliche Zeltmacher, in dessen Hause er gestorben war, zu seiner Frau: „Nimm doch deinen Mantel um, und geh auch nach

der Kirche, wohin man den Girolamo getragen hat; miſche dich daſelbſt unter die Trauerweiber, und höre, wie man über die Sache urtheilt! Ich will es ebenſo machen, und mich zu den Männern geſellen, um dort zu erfahren, was von ihnen über uns geſprochen wird". — Die junge Frau, welche jetzt zu ſpät Mitleid fühlte, war dieß zufrieden. Sie empfand den lebhafteſten Wunſch, den Todten noch einmal zu ſehen, welchem ſie im Leben nicht einmal einen Kuß gewährt hatte, und ging alſo nach der Kirche.

Die Macht der Liebe iſt wunderbar. Daſſelbe Herz, welches ſich im Glück gegen den Girolamo verſteint hatte, ſchmolz bei dem Anblick ſeines Unglücks. Als Salveſtra ſein blaſſes Antliz erſchaute, fühlte ſie ſich das ganze Herz umgewendet. Sie drängte ſich daher, in ihren Mantel eingehüllt und verſchleiert, durch die umſtehenden Damen durch, bis zu ſeinem Leichnam. Dort ſtürzte ſie mit einem Schrei auf den todten Jüngling nieder, aber ohne ihn mit ihren Thränen zu baden, weil ſie in demſelben Augenblicke, wo ſie ihn berührte, vor Schmerz verſchied. Dieſe Entdeckung verdoppelte das Mitleid der Damen, und bewegte ſie aufs Neue zu dem bitterſten Wehklagen. Das traurige Gemurmel verbreitete ſich auch außerhalb der Kirche unter den Männern, und als es zu den Ohren ihres Mannes kam, war dieſer ganz untröſtlich, und fand kein Ende ſeiner Thränen. Hierauf erzählte er den Anweſenden die Geſchichte der vorigen Nacht mit ſeiner Frau und dem Jünglinge, und nachdem man die Urſache ihres beiderſeitigen Todes erfahren hatte, konnte man nicht aufhören, ſie zu beklagen. Die entſeelte junge Frau wurde darauf anſtändig geſchmückt, und mit dem Jüngling auf Eine Bahre gelegt. Nach langem Klagen beſtattete man ſie beide in daſſelbe Grab. So wurde denn

das Paar, welches Amor im Leben nicht hatte vereinigen können, durch den Tod auf ewig verbunden.

IX. Novelle.

Guillaume Rouſſillon gibt ſeiner Gemahlin das Herz des Gardeſtagne zu eſſen, welchen er ermordete, weil ſie ihn liebte. Als ſie dieß erfährt, ſtürzt ſie ſich aus einem hohen Fenſter herab, und wird darauf mit ihrem Geliebten zugleich begraben.

Nachdem Neiphile's Erzählung, welche Alle mit großer Theilnahme angehört hatten, zu Ende war, ſagte der König, der das Recht des Dioneo nicht ſchmälern wollte: Mir fällt jetzt auch eine Geſchichte ein, die wohl in gleichem Grade euer Herz bewegen wird, indem ſie von Perſonen höheren Ranges, und von ungleich traurigeren Ereigniſſen handelt.

In der Provence nämlich lebten einſt zwei edle Ritter, deren jeder mehrere Schlöſſer und Vaſallen hatte. Der Eine von denſelben hieß Guillaume Rouſſillon, und der Andere Guillaume Gardeſtagne. Da ſie beide ſehr tapfere Männer waren, ſo hielten ſie immer ſehr zuſammen bei allen Turnieren und ſonſtigen Waffenübungen, bei welchen ſie ſtets mit gleichen Farben und Abzeichen zu erſcheinen pflegten. Wiewohl Jeder von ihnen zehn Meilen weit von dem Andern entfernt war und ſein eignes Schloß bewohnte, ſo geſchah es doch, daß Gardeſtagne, trotz ſeiner großen Freundſchaft zu Rouſſillon, ſich in deſſen wunderſchöne Gemahlin ſterblich verliebte, und ihr

durch sein Betragen bald auf diese, bald auf jene Weise seine glühende Neigung zu verstehen gab. Da sie an ihm, als an einem stattlichen Ritter, gleiches Wohlgefallen fand, so fing sie bald an, eine solche Gegenliebe für ihn zu fühlen, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als daß er sich gegen sie aussprechen möchte, was auch bald geschah, worauf mehr als Eine verliebte Zusammenkunft zwischen ihnen erfolgte. Weil nun die Liebe von beiden Seiten so heftig war, daß sie oft dabei vergaßen, die nöthige Vorsicht zu beobachten, so bemerkte Roussillon ihr Einverständniß, und gerieth darüber dermaßen in Feuer und Flamme, daß sich seine Freundschaft für Gardestagne plötzlich in tödtlichen Haß umwandelte, welchen er aber besser zu verbergen wußte, als die beiden Liebenden ihre Zärtlichkeit. Dabei faßte er jedoch den festen Entschluß, seinen Nebenbuhler aus der Welt zu schaffen. Während er nun mit diesem Gedanken umging, geschah es, daß in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen wurde. Roussillon ertheilte dem Gardestagne sogleich davon Nachricht, und ließ ihn einladen, ihn zu besuchen, um gemeinschaftlich mit ihm zu berathen, ob sie Beide sich dazu einfinden, und wie sie dort erscheinen wollten. Gardestagne ließ ihm sagen, daß er sich am nächsten Tage zum Nachtessen unfehlbar bei ihm einstellen würde, um weiter aus der Sache mit ihm zu sprechen. Jetzt glaubte Roussillon die allerbeste Gelegenheit zu haben, ihm das Lebenslicht auszublasen. Er bewaffnete sich daher am nächsten Tage mit einem vertrauten Diener, und ritt auf eine Meile weit von seinem Schlosse mit demselben in den Wald hinein, welchen Gardestagne zu passiren hatte. Als er ihm eine Zeitlang aufgelauert, sah er ihn richtig mit zwei Lakaien kommen, welche unbewaffnet waren, weil er durchaus nichts Böses befürchtete.

Als er ihn nun dahin hatte, wohin er ihn haben wollte, sprengte er ihm wie rasend entgegen, zückte seine Lanze, und schrie ihm zu: „Hund, du bist des Todes!“ Worauf er ihm augenblicklich die Lanze durch die Brust bohrte, so daß er, ohne Zeit zu seiner Vertheidigung zu haben, oder nur einen Laut von sich geben zu können, vom Pferde stürzte, und in wenigen Augenblicken den Geist aufgab. Seine beiden Diener, welche den Mörder nicht kannten, flohen eiligst nach dem Schlosse ihres Herrn zurück. Roussillon aber stieg vom Pferde, und schnitt mit einem Jagdmesser dem Gardestagne das Herz aus der Brust heraus, welches er seinem Diener in ein Lanzenfähnlein zu wickeln und mit nach Hause zu nehmen befahl, wobei er ihm streng einschärfte, sich von dem ganzen Vorfall keine Sylbe verlauten zu lassen. Darauf stieg er denn wieder auf sein Roß, und traf zu Haus in seinem Schlosse ein, als es bereits Nacht geworden war. Seine Gemahlin, welche den Gardestagne sehnsuchtsvoll zum Abend erwartete, wunderte sich sehr darüber, daß er ausblieb. Endlich fragte sie ihren Gemahl: „Aber, mein lieber Mann, wie geht es denn nur zu, daß Gardestagne nicht kommt?“ — Worauf Roussillon erwiederte: „Er hat mir melden lassen, daß er sich erst morgen einfinden könne.“ — Darüber wurde die Dame etwas verstimmt. Roussillon ließ inzwischen den Koch rufen, und sagte zu ihm: „Da hast du das Herz von einem wilden Eber! Bemühe dich, es recht schmackhaft zuzubereiten, und laß es mir bei Tisch in einer silbernen Schüssel auftragen.“ Der Koch kam diesem Befehl sorgfältigst nach; er zerhackte das Herz ganz klein, und machte mit Hülfe aller möglichen Würzen ein delikates Gericht daraus. Als nun Roussillon mit seiner Gemahlin zu Nacht speiste, zeigte er wenig Appetit, weil sein Hirn noch an der begangenen Mordthat fort-

arbeitete. Jetzt schickte der Koch das bestellte Gericht herein, welches er seiner Gemahlin vorsetzen ließ, und es ihr als etwas ganz besonders Schmackhaftes empfahl. Er für seinen Theil schützte Mangel an Eßlust vor. Da es nun an dieser der Dame gar nicht fehlte, so ließ sie es sich so gut schmecken, daß sie es fast ganz aufzehrte. Nachdem sie mit Essen fertig war, fragte er sie: „Nun, meine Liebe, wie hat dir denn dieses Gerücht gemundet? — „O ganz vortrefflich!" antwortete sie. — „Das will ich wohl glauben," versetzte der Ritter, „wenn dich Gott je ein wahres Wort sprechen ließ. Es wundert mich keineswegs, daß dir das auch noch im Tode wohlschmeckt, was du bei seinem Leben über Alles liebtest." Die Dame versank nach diesen Worten auf einige Augenblicke in ein nachdenkliches Schweigen, worauf sie endlich wieder begann: „Nun, und was ist es denn, das du mir zu essen gegeben hast?" — „Gewiß und wahrhaftig nichts Anderes," versetzte er, „als das Herz des Gardestagne, den du ungetreues Weib so sehr geliebt hast. Und damit du dich völlig davon überzeugst, so wisse, daß ich ihm mit diesen meinen Händen die Brust durchbohrte, und ihm das Herz aus dem Leibe riß!" — Es läßt sich leicht denken, daß die Dame, als sie dieß von dem hörte, der ihr das Theuerste auf der Welt gewesen war, vor Schmerz ganz außer sich gerieth. Nach einigen Minuten hob sie wieder an: „Ihr habt als ein treuloser und schlechter Ritter gehandelt! Denn wofern ich dir damit Unrecht that, daß ich freiwillig mein Herz dem Gardestagne schenkte, so verdiente nicht er, sondern ich, dafür die Strafe. Aber der Himmel bewahre mich, daß mir nach einer so theuern Speise, wie das Herz eines so edeln Ritters, jemals wieder ein anderer Bissen in den Mund kommen sollte!" — Nach diesen Worten erhob sie sich, und stürzte sich aus dem Fenster, an

welchem sie saß, auf die Straße hinab. Da die Höhe sehr beträchtlich war, so war sie nicht nur sogleich todt, sondern wurde auch ganz zerschellt. Roussillon erschrack darüber im höchsten Grade. Er sah ein, daß er unrecht gehandelt hatte, und weil er sich vor seinen Landsleuten und vor dem Grafen von Provence fürchtete, so ließ er noch in derselben Nacht seine Pferde satteln, und floh aus dem Lande. Am nächsten Morgen wurde in der ganzen Grafschaft ruchtbar, was sich ereignet hatte. Jetzt eilten die Hausgenossen des Gardestagne und die Leute der Frau von Roussillon herbei, und brachten die beiden Leichname in die Schloßkirche der Letztern, wo man sie in Einer Gruft bestattete, und ihnen mit einigen bezeichnenden Versen eine Grabschrift setzte, welche andeutete, wer sie gewesen, und auf welche Art sie den Tod gefunden hätten.

X. Novelle.

Die Frau eines Arztes legt ihren schlaftrunkenen Liebhaber für todt in einen Kasten, welchen zwei Wucherer wegstehlen, und nach Hause tragen. Dort erwacht er, und wird für einen Dieb gehalten. Die Magd der Dame sagt aber vor Gericht aus, sie selbst habe ihn in den Kasten gelegt, welchen die Wucherer gestohlen hätten. Auf diese Art entgeht er dem Galgen, und die Wucherer werden des gestohlenen Kastens halber zu einer Geldbuße verurtheilt.

Nachdem der König seine Geschichte geschlossen hatte, lag es nun bloß noch dem Dioneo ob, sein Tagewerk

zu verrichten. Als ihn der König daran erinnerte, begann er: „Das traurige Schicksal der unglücklichen Liebenden, welches wir so eben mit anhörten, hat nicht bloß euch, meine Damen, sondern auch mir, Augen und Herz gerührt, und es war daher mein sehnlichster Wunsch, daß es einmal zu Ende kommen möchte. Jetzt ist es Gottlob! vorüber, wenn ich nicht etwa selbst Lust habe, einen schlimmen Anhang dazu zu liefern. Doch davor soll mich der Himmel bewahren! Statt einen so traurigen Stoff weiter zu verfolgen, will ich lieber etwas Lustiges erzählen, um vielleicht für das, was wir uns einander morgen vortragen werden, eine gute Vorbedeutung zu geben.

Wißt also, meine schönen Freundinnen, daß vor einiger Zeit in Salerno ein ausgezeichneter Wundarzt lebte, welcher Mazzeo della Montagna hieß. Dieser nahm in seinen hohen Jahren noch ein junges, schönes Mädchen aus der Stadt zur Frau, die er mit kostbaren Kleidern, mit Juwelen und Allem, woran eine Dame nur Vergnügen findet, aufs Reichlichste versorgte. Dabei wurde sie jedoch in andern wichtigen Punkten nicht nach Wunsche behandelt; denn wie Ricciardo da Chinzica, von dem wir erzählen hörten, seiner Frau die Fast- und Feiertage im Kalender vorrechnete, so machte dieser seiner Frau weiß, daß der Mann seiner Gesundheit halber nach Verrichtung seiner ehelichen Pflicht jedesmal eine lange Reihe von Tagen hindurch ausruhen müsse. Damit war nun das junge Frauenzimmer sehr schlecht zufrieden. Da sie nun so erfinderischen, als feurigen Geistes war, so beschloß sie, um ihren Gemahl zu schonen, sich nach etwas außer dem Hause umzusehen. Nachdem sie in dieser Absicht eine Menge junger Männer durchgemustert hatte, blieb ihr Auge auf einem haften, welcher ihr dermaßen wohlgefiel, daß er ihr ganzes Herz entflammte. Als der Jüngling gewahrte,

welchen Eindruck er auf das Weibchen gemacht habe, empfand er darüber eine große Freude, und wandte ihr gleichfalls seine ganze Seele zu. Dieser nannte sich Ruggieri da Jeroli, und war zwar von edlem Stande, aber desto verwahrloster an Sitten, so daß ihm auch kein einziger Freund oder Verwandter übrig geblieben war, der noch etwas mit ihm zu schaffen haben mochte, da er sich in ganz Salerno durch Diebereien und andere schlechte Streiche berüchtigt gemacht hatte. Doch darum kümmerte sich die Dame nicht, da er ihr im Uebrigen wohlgefiel. Und so veranstaltete sie denn unter Beihülfe ihrer Magd eine Zusammenkunft mit ihm. Nachdem sie sich eine Zeitlang mit einander unterhalten hatten, tadelte ihn die Dame wegen seines unordentlichen Lebenswandels, und bat ihn, ihr zu Liebe denselben zu ändern; und um ihm dieß leichter zu machen, so pflegte sie ihn auch von Zeit zu Zeit mit Geld zu unterstützen.

Während sie nun auf diese Art so vorsichtig als möglich ihr Einverständniß mit ihm unterhielt, begab es sich, daß der Wundarzt einen Kranken zu behandeln bekam, welcher einen Schaden am Beine hatte. Als der Doktor diesen Schaden untersuchte, erklärte er den Verwandten des Kranken, wofern man diesem nicht einen angefaulten Knochen herausschnitte, so müßte man ihm später das ganze Bein abnehmen, oder er werde sterben. Wenn er den verdorbenen Knochen heraushole, so sey die Heilung möglich; allein er nehme den Kranken nur so an, als ob er ihm wie ein Todter übergeben würde. Die Verwandten waren Alles zufrieden, und überlieferten ihm den Kranken. Weil nun der Wundarzt glaubte, daß der Kranke ohne einen vorher genommenen Schlaftrunk die Operation nicht aushalten würde, die er mit ihm vorzunehmen gedachte, so bereitete er aus mehreren Ingredienzien ei

Extrakt, welches den Kranken auf so lange einschläfern sollte, bis er mit der Operation zu Ende wäre. Die Flasche mit dem Extrakt stellte er in seinem Zimmer an das Fenster, ohne irgend Jemand zu sagen, was sie enthielt. Als es nun Abend geworden war, und der Arzt zu dem Kranken gehen sollte, kam plötzlich ein Eilbote von einigen vertrauten Freunden aus Malfi, welche ihn dringend ersuchten, er möchte sich durch nichts abhalten lassen, schleunigst zu ihnen zu kommen, weil es unter ihnen eine heftige Schlägerei gegeben habe, bei welcher Mehrere von ihnen stark verwundet worden seyen. Der Arzt verschob also die vorhabende Operation bis auf den nächsten Morgen, bestieg ein kleines Fahrzeug, und eilte nach Malfi. Da nun seine Frau bestimmt wußte, daß er diese ganze Nacht über ausbleiben würde, so ließ sie den Ruggieri einladen, heimlich zu ihr zu kommen, und schloß ihn in das Zimmer ihres Mannes ein, bis die andern Leute im Hause zu Bett gegangen seyn würden. Während sich nun Ruggieri ganz allein in diesem Zimmer befand, wandelte ihn, entweder vor langer Weile, oder weil er etwas Salziges gegessen hatte, oder vielleicht, weil er überhaupt ein Freund von Getränken war, ein mächtiger Durst an. Da er nun die Flasche am Fenster stehen sah, und ihren Inhalt für Brunnenwasser hielt, so trank er sie bis auf den Grund aus, und verfiel bald darauf in einen wahren Todtenschlaf.

Inzwischen kam die Frau vom Hause, so bald es ihr die rechte Zeit schien, in das Zimmer. Da sie den Ruggieri schlafend antraf, so rüttelte sie ihn, und flüsterte ihm ins Ohr, er möge jetzt aufstehen. Doch er gab keine Antwort, und regte sich auch nicht. Etwas unwillig darüber, rüttelte sie ihn von Neuem stärker, und sagte etwas lauter zu ihm: „So wache doch auf, du Langschläfer! Wenn du nichts als den Schlaf im Sinne gehabt hast,

so hättest du in Gottesnamen zu Hause bleiben sollen!“ Nach einem nochmaligen Rütteln fiel Ruggieri von der Bank, auf welcher er lag, herunter, und blieb regungslos, wie ein Todter, auf dem Boden liegen. Jetzt wollte der Dame fast bedünken, als ob er vielleicht gar gestorben wäre, und nachdem sie mit Zwicken, Kneipen und Brennen alle mögliche vergebliche Versuche gemacht hatte, ihn zu ermuntern, so zweifelte sie nicht mehr an seinem Tode; denn obwohl ihr Mann Arzt war, so verstand sie doch selbst wenig von der Medicin. Weil sie ihn nun grenzenlos liebte, so kann man sich wohl vorstellen, was sie jetzt für einen Schmerz empfand; da sie indeß kein Geräusch machen durfte, so mußte sie sich damit begnügen, ihn in aller Stille zu beweinen. Weil sie aber auch zugleich darauf bedacht seyn mußte, daß ihr ihr Verlust nicht noch obendrein Schande bringen möchte, so hielt sie es für nöthig, den Leichnam schleunigst aus dem Hause zu schaffen. Da ihr jedoch kein Mittel einfallen wollte, dieß zu bewerkstelligen, so rief sie in aller Stille ihre Magd herbei, entdeckte dieser das vorgefallene Unheil, und bat sie um ihren Rath. Die Magd war starr und steif vor Schrecken. Nachdem sie ebenfalls den Ruggieri vergebens gerüttelt und geschüttelt hatte, und ihn darauf eben so wohl, als ihre Frau, für todt hielt, war sie der gleichen Meinung mit ihr, daß man ihn aus dem Hause schaffen müsse. „Doch wohin ihn bringen?“ fragte die Dame, ohne daß man am nächsten Morgen bemerke, er sey von uns weggeschafft worden?“ — „Madonna“, sagte die Magd, „ich sah heute Abend vor der Thüre unseres Nachbars, des Zimmermannes, einen leeren Kasten stehen, der uns, wenn ihn nicht etwa der Meister wieder in sein Haus zurückgenommen hat, treffliche Dienste leisten könnte. In diesen wollen wir ihn bringen, ihm ein paar Messerstiche ver-

setzen, und ihn dann dort liegen lassen. Wer ihn darin findet, wird nicht vermuthen, daß er da oder dorther komme; man wird vielmehr, weil er immer ein ausschweifender Mensch war, der Meinung seyn, daß ihn einer seiner Kameraden aus Zorn ermordet, und in den Kasten geworfen habe." — Die Dame gab dem Rath der Magd ihren Beifall, die Messerstiche ausgenommen, in welche sie unter keiner Bedingung willigte. Vor allen Dingen befahl sie ihrer Magd, jetzt erst noch einmal nachzusehen, ob jene Kiste noch da wäre. Die Magd that nach dem Gebot ihrer Frau, und fand die Kiste noch an Ort und Stelle. Als sie dieß der Herrin gemeldet hatte, nahm sie als ein starkes Mensch den Ruggieri auf die Achseln, wobei die Frau vorausging, und Acht gab, ob vielleicht Jemand käme; da sich aber rings umher Niemand zeigte, so legten sie den Leichnam in den Kasten, machten den Deckel desselben zu, und gingen wieder nach Hause.

Einige Häuser weiter waren vor ein paar Tagen zwei Leute eingezogen, die auf Wucher borgten, und dabei wenig geben, aber viel gewinnen wollten. Da diese so mancherlei Hausrath nöthig hatten, so war ihnen auch die Kiste in die Augen gestochen, und sie beschlossen mit einander, dieselbe zu stehlen, sofern sie die Nacht über auf der Straße stehen bliebe. Deßhalb machten sie sich denn gegen Mitternacht auf, und schleppten den Kasten, ob er ihnen gleich auffallend schwer schien, doch ohne Bedenklichkeit mit sich fort nach Hause. Als sie daselbst angelangt waren, stellten sie ihn neben eine Kammer, in welcher ihre Mägde schliefen, worauf sie sich zu Bett begaben, und vor der Hand weiter nicht an den Kasten dachten. Ruggieri, der mittlerweile eine lange Zeit geschlafen hatte, und bei welchem der Trank jetzt weitere Wirkung zu äußern aufhörte, wachte kurz vor Tagesanbruch

auf. Ob er jetzt gleich völlig ausgeschlafen hatte, so blieb ihm doch noch eine gewisse Betäubung im Kopfe zurück, die auch noch etliche Tage hindurch fortdauerte. Als er die Augen aufschlug und nichts sah, und da er die Hände ausstreckte, und bemerkte, daß er in einem Kasten eingesperrt lag, begann er nachzudenken, und sprach zu sich selbst: „Was zum Teufel soll denn das bedeuten? Wo bin ich? Schlafe ich denn, oder bin ich wachend? Ich befand mich ja doch heute Abend in dem Zimmer meiner Geliebten, und jetzt liege ich, wie es scheint, in einer Art von Sarge? Was in aller Welt mag denn das nur heißen? Sollte denn etwa der Arzt unverhofft zurückgekehrt seyn, oder sollte sich sonst etwas Unerwartetes ereignet haben, weßwegen mich die Dame, während ich in tiefem Schlafe lag, verstecken mußte? Auf jeden Fall wird es so etwas seyn!" — Jetzt blieb er ganz ruhig liegen, und lauschte, ob er nicht etwas hören könnte. Nachdem er jedoch lange in dieser Lage verharrt hatte, und ihm der enge Kasten große Unbequemlichkeit zu verursachen anfing, wollte er sich, weil ihm die eine Seite sehr weh that, auf die andere wenden; und dieß that er so ungeschickt, daß der Kasten, welcher auf einer etwas ungleichen Stelle stand, mit ihm umfiel, und ein solches Gepolter verursachte, daß die dicht nebenan schlafenden Mägde davon erwachten, die aber aus Furcht stillschwiegen. Ruggieri bekam bei dem Fall des Kastens einen großen Schreck; da er jedoch wahrnahm, daß dabei der Deckel aufgesprungen war, wollte er um jeden Preiß lieber heraus, als länger darin bleiben. Da er indeß keine Ahnung davon hatte, wo er sich befand, und nach einem Ausgang suchend in dem ganzen Hause wie in einem Labyrinthe hin und her tappte, so kamen endlich die Mägde herbei, und riefen laut: „Wer ist da?" — Ruggieri antwortete nicht auf die ihm fremden Stimmen,

weßhalb die beiden Mägde ihre Herren herbeiriefen, welche, weil sie erst spät zu Bette gegangen waren, so fest schliefen, daß sie von dem ganzen Lärmen nichts gehört hatten. Die Mägde, denen noch bänger geworden war, eilten jetzt nach einem Fenster, das sie hastig aufrissen, und durch welches sie aus vollem Halse hinunterschrieen: „Diebe! Mörder! Mörder! Diebe!“ Auf diesen Ruf eilten einige von den Nachbarn nach dem Hause, worauf auch dessen Bewohner ebenfalls erwachten, und sich nun aus ihren Betten erhoben. Ruggieri, der sich an einem fremden Orte fand, gerieth ganz außer sich vor Erstaunen, und sah keinen Ausweg, weder mit List, noch mit Kunst zu entkommen. Und so fiel er denn jetzt in die Hände der Polizei, welche ihn festnahm, und zum Richter führte. Weil er nun allgemein als ein liederlicher Gesell bekannt war, so brachte man ihn augenblicklich auf die Folter, und zwang ihn zu dem Bekenntniß, daß er sich durch List in das Haus der beiden Wucherer geschlichen hätte, um sie zu bestehlen. Der Stadtrichter war sogleich entschlossen, ihn deßhalb ohne alle weitere Untersuchung henken zu lassen.

Inzwischen ging es wie ein Laufeuer in aller Frühe durch ganz Salerno, daß Ruggiero bei den beiden Wucherern über einem Diebstahl ertappt worden wäre. Die Frau des Arztes und ihre Magd geriethen darüber in ein so großes Erstaunen, daß sie beinahe glaubten, Alles, was sie den Abend vorher gethan hätten, sey nicht Wirklichkeit, sondern ein bloßer Traum gewesen. Ueberdieß war die Dame, der Gefahr wegen, in welcher Ruggieri schwebte, in solcher Angst, daß sie fast den Verstand verlor. Am nächsten Morgen in aller Frühe kam auch der Arzt von Malfi zurück, und fragte sogleich nach seiner Flasche mit dem Extrakt, weil er jetzt augenblicklich gehen wollte, um die Operation mit seinem Kranken vorzunehmen. Als er

die Flasche leer fand, erhob er einen großen Lärm darüber, daß doch in seinem Hause auch gar nichts unangetastet bleiben könne. Seine Frau, welcher ganz andere Sorgen schwer auf dem Herzen lagen, antwortete ihm unmuthig: „Was würdest du erst dazu sagen, wenn in deiner Abwesenheit ganz andere Dinge von viel größerer Wichtigkeit vorgefallen wären! Was machst du denn so viel Aufhebens um eine Flasche Wasser, als ob es sonst kein Wasser mehr in der Welt gäbe?“ — „Liebe Frau,“ versetzte er, „du stehst wohl in der Meinung, daß nur gewöhnliches Wasser in der Flasche war; aber da irrst du sehr; denn es war ein Schlaftrunk, welchen ich hatte bereiten lassen, um eine Operation an einem Patienten zu verrichten. Darauf erzählte er ihr ausführlicher, warum, und für wen er ihn verordnet hätte. — Als die Frau dieses vernahm, fiel es ihr sogleich auf, daß ohne Zweifel Ruggieri diesen Trunk zu sich genommen, und daß sie ihn in Folge desselben für todt gehalten hätte. Sie entschuldigte sich demnach mit ihrer Unwissenheit, und sprach zu ihrem Gemahl, er müsse den Trank doch nun einmal neu bereiten lassen, was denn der Doktor auch that, weil eben nichts Anderes zu machen war. — Nach einiger Zeit kam die Magd zurück, welche ihre Frau ausgeschickt hatte, um Erkundigungen einzuziehen, was man über Ruggieri spräche. „Madonna,“ hob sie an, alle Leute sagen ihm Böses nach, ohne daß irgend ein Freund oder Verwandter seine Parthei nähme, oder sich im Geringsten um ihn bekümmerte, und man ist allgemein der Meinung, daß er morgen am Galgen paradiren wird. Ich habe Euch noch mehr Neuigkeiten zu melden. Wie denkt Ihr wohl, daß er in das Haus der Wucherer gekommen seyn muß? Ihr wißt ja doch, daß wir ihn am vorigen Abend vor der Thür des Zimmermanns, unsers Nachbars, in einen Kasten prakticirten?

So eben gab es nun zwischen den Beiden einen heftigen Wortwechsel; denn der Eine verlangte sein Geld für den Kasten, und der Zimmerman entgegnete, er habe kein Geld dafür erhalten, sondern er sey ihm in der Nacht entwendet worden. — „Das ist verlogen," sprach der Andere. „Du hast ihn an die Wucherer verkauft, und sie haben mir das selbst gesagt, als ich ihn bei Ruggieri's Festnehmung in ihrem Hause stehen sah." — „Die Schufte lügen," versetzte der Zimmermann. Es ist mir nie eingefallen, ihn an sie zu verkaufen, sondern sie haben mir ihn in dieser Nacht gestohlen. Gehen wir doch jetzt einmal zu ihnen!" — Und so wandten sie sich denn beide friedlich nach der Wohnung der Wucherer, und ich ging nach Hause. Ihr seht nun wohl eben so gut, wie ich, ein, daß man den Ruggieri mit dem Kasten dahin getragen hat; aber das bleibt mir völlig unbegreiflich, wie er wieder auferstanden ist." — Der Frau leuchtete es jetzt vollkommen ein, wie Alles zugegangen war; sie erzählte der Magd, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und bat sie, auf Mittel zu sinnen, wie man den Ruggieri retten könnte, ohne, wenn dieß möglich wäre, ihre eigene Ehre zu gefährden. — „Sagt mir nur selbst, versetzte die Magd, was ich thun soll; ich bin zu Allem bereit." — Die Frau, der es zwar eng um's Herz war, erdachte doch geschwind einen Plan, dessen Ausführung sie mit der Magd verabredete. Diesem zufolge ging die Magd zuerst zu ihrem Herrn, und hob weinend an: „Gestrenger Herr, ich muß Euch wegen eines Fehltritts, den ich mir habe zu Schulden kommen lassen, um Verzeihung bitten!" — „Nun, was gibt es denn?" fragte der Doktor. — „Ach, Herr Doktor, fuhr sie unter Thränen fort, es ist ja Euch wohl bekannt, was der Ruggieri da Jeroli für ein lockerer Burs.h ist. Er hat sich sterblich in mich verliebt, und

mich halb mit guten Worten, halb mit Gewalt, dahin gebracht, seine Liebste zu werden. Als er nun erfuhr, daß Ihr gestern Abend nicht zu Hause wäret, setzte er mir so lange zu, bis ich ihn in Euer Haus auf mein Schlafzimmer führte. Da er daselbst Durst bekam, und ich mich vor Eurer Frau, welche im Saale war, nicht sehen lassen mochte, so fiel es mir ein, daß ich in Eurem Zimmer eine Wasserflasche gesehen hatte, daher ich sogleich hinlief, und ihm dieselbe brachte. Er leerte sie in wenigen Augenblicken aus, worauf ich sie wieder an denselben Ort stellte, woher ich sie genommen hatte. Ich höre, daß Ihr darüber sehr zürnt, und ich gebe auch zu, daß ich einen großen Fehler begangen habe. Aber welcher Mensch ist denn fehlerfrei? Es thut mir sehr leid, daß ich mich vergangen habe, nicht sowohl wegen der Sache selbst, sondern vielmehr wegen der Folgen, die daraus entspringen können. Ruggieri ist dadurch in Gefahr gerathen, sein Leben zu verlieren. Daher bitte ich Euch demüthigst um Verzeihung, und um die Erlaubniß, dem Ruggieri nach meinen Kräften zu Hülfe zu eilen.

Als der Arzt dieß hörte, konnte er sich trotz seiner Entrüstung des Lachens nicht enthalten, und erwiederte ihr spottend: „Du hast dich dießmal selbst gestraft; denn während du in dieser Nacht mit einem jungen Manne zusammen zu seyn hofftest, der dir deinen Lieblingstext vorlesen würde, hattest du einen Prediger bei dir, der nicht einmal das Exordium machen, geschweige denn das Amen sagen konnte. Geh also nur jetzt hin, und sorge für die Rettung deines Geliebten! Aber hüthe dich, ihn künftig wieder ins Haus zu lassen; denn ich würde dich dann auch noch für dießmal bezahlen lassen.“ — Als die Magd sah, daß der erste Streich so gut gelungen war, eilte sie unverzüglich nach dem Gefängniß, und wußte den Kerker-

meiſter zu bewegen, daß er ihr erlaubte, den Ruggieri auf einige Augenblicke zu ſprechen. Sie deutete ihm kurz an, was er vor dem Stadtrichter ausſagen müßte, wenn er ſein Leben retten wollte, worauf ſie es dahin brachte, daß ſie der Stadtrichter vor ſich kommen ließ. Weil ſie ein hübſches Frauenzimmer war, ſo ſagt man, der Herr Stadtrichter habe ihr gewiſſe Propoſitionen gemacht, zu denen ſie ſich, um ihren guten Endzweck zu fördern, leicht verſtanden, worauf ſie angehoben habe: „Gnädigſter Herr, Ihr habt einen gewiſſen Ruggiero da Jeroli als einen Dieb feſtnehmen laſſen. Allein ihm geſchieht das größte Unrecht.“ Sodann erzählte ſie ihm eine lange Geſchichte, daß er ihr Liebhaber ſey, und ſie ihn zu ſich in das Haus ihres Herrn, des Wundarztes beſtellt habe. Sie ſagte ihm, wie ſie ihm aus Unwiſſenheit den Mohntrank zu trinken gegeben, und ihn darauf für todt in den Kaſten gelegt habe; ſie entdeckte ihm auch, wie ſie das Zweigeſpräch zwiſchen dem Zimmermann und dem Eigenthümer der Kiſte mit angehört, und erklärte ihm auf dieſe Weiſe, wie Ruggieri in der Kiſte nach dem Hauſe der Wucherer gekommen wäre. — Der Stadtrichter, der wohl ſah, daß die Wahrheit dieſer Ausſage leicht zu ergründen ſey, fragte zuerſt den Arzt, ob dieß wahr ſey, und fand, daß es ſich wirklich ſo verhalte. Darauf ließ er den Zimmermann, den Eigenthümer des Kaſtens, und die Wucherer citiren, und fand nach mehrfachen Unterſuchungen, daß Ruggieri unſchuldig war. Worauf er ihn ſogleich auf freien Fuß ſtellen ließ, und den Wucherern für den Diebſtahl an der Kiſte eine Geldſtrafe von zehn Unzen Silber auferlegte. — Ruggieri konnte froh ſeyn, daß er ſo gut wegkam. Seine Dame war darüber außerordentlich erfreut, und pflegte ſich mit ihm, und mit dem guten Mädchen, welche ihm Meſſerſtiche zugedacht hatte, über das kurioſe Aben-

teuer zu belustigen. Ihr Liebesverhältniß behielt seinen ungestörten Fortgang; und ein gleiches Glück würde auch mir höchst erwünscht seyn; nur möchte ich nicht dabei in einer Kiste stecken.

Hatten die vorhergehenden Erzählungen die schönen Damen etwas düster gestimmt, so gab ihnen jetzt Dioneo's Geschichte reichlichen Stoff zum Lachen und Gelegenheit, sich wieder so manche schmerzliche Empfindungen aus dem Sinne zu schlagen. Als nun der König bemerkte, daß sich die Sonne bereits zum Untergange neigte, und er seinen Scepter bald würde niederlegen müssen, entschuldigte er sich wegen seines Verfahrens mit vielen schmeichelhaften Worten besonders gegen die Damen, daß er nämlich eine so traurige Materie, die Schicksale von unglücklich Liebenden, zum Stoff der heutigen Unterhaltung gewählt habe. Worauf er sich erhob, den Lorbeer von seinem Haupte nahm, und ihn auf das blonde Haupt der Fiametta setzte, indem er sprach: Ich übergebe dir diesen Kranz, weil ich hoffe, daß es dir am besten gelingen wird, nach dem heutigen trüben Tage unsere Freundinnen wieder aufzuheitern. — Fiametta, deren schöne goldfarbige Seidenlocken in üppiger Fülle über den blendenden Schnee ihrer Schultern herabwallten, auf deren vollen Wangen sich Lilien und Rosen in schöner Mischung paarten, und deren Augen den Falken an Scharfblick übertrafen, öffnete ihren kleinen reizend geformten Mund, welchen zwei der schönsten Korallenlippen bisher verschlossen hatten, und hob mit anmuthigem Lächeln an: „Philostrato, ich nehme mit Vergnügen die Lorbeerkrone aus deiner Hand, und damit du über dein heutiges Verfahren desto besser mögest urtheilen können, so verordne ich hiermit, daß sich für morgen ein Jeder darauf vorbereite, uns lauter solche Ereignisse

vorzutragen, durch welche Liebende von allerlei Art und Stand, nach manchen erlittenen Widerwärtigkeiten, endlich doch noch zu einem glücklichen Ziele gelangten."

Man war mit diesem Vorschlag sogleich allgemein einverstanden. Sie ließ hierauf den Haushofmeister kommen, und nachdem sie alles Nöthige mit ihm besprochen hatte, erhob sich die ganze Gesellschaft und wurde bis zum Nachtessen beurlaubt. Diese zerstreute sich nun theils in dem Garten, welcher dem Betrachter immer neue Schönheiten darbot; theils wanderte man nach den Mühlen, welche außerhalb des Gartens arbeiteten; Andere gingen da- und dorthin, wie eben Jedes gerade Lust hatte, bis zu der Stunde des Abendessens, zu welchem sich die ganze Gesellschaft wieder neben dem lieblichen Springbrunnen einfand, und während der Tafel aufs Beste bedient würde.

Nach Tische überließen sie sich, ihrer Gewohnheit nach, dem Tanz und Gesang, und während Philomena den Tanz anführte, sagte die Königin: Philostrato, ich will nicht von der Regel meiner Vorgänger abweichen, sondern ich verordne, nach ihrem Beispiele, daß heute auch ein Lied gesungen werde; und da ich weiß, daß deine Lieder eben so gut sind, wie deine Novellen, so sollst du uns heute eins davon vortragen, wozu du das wählen magst, welches dir am besten gefällt, damit du uns in vielen Tagen durch deinen Gram nicht wieder übel stimmst. Philostrato gehorchte, und hob an:

„Mit Thränen will ich singen,
Mit welchem Recht sich unser Herz beklage,
Wenn man es mit dem Schein der Liebe täuscht.

O Amor, als du mich zuerst entflammtest
Für jene holde Freundin, die vergebens

Mich ſtets wird ſchmachten laſſen',
Da zeigteſt du ſie mir mit jeder Tugend
So hoch begabt, daß ich die ärgſten Qualen
Nicht achtete, die du mir
Bis dieſen Tag bereiteſt.
Mein Irrthum wird zu ſpät mir offenbar,
Den ich nicht ohne großen Schmerz beklage.

Nicht eher hab' ich den Betrug entdeckt,
Als bis ich mich von ihr verlaſſen fand,
Auf die allein ich hoffte.
Denn wer wähnte, daß ſie mich am meiſten
Den Andern vorzog, mich zum Diener wählte;
Vergaß ſie mich, und was ich
In Zukunft würde leiden,
Und ließ mich ſieh'n, wie ſie an einen Andern
Ihr Herz vergab, und mich daraus verbannte.

Als ich mich nun verſchmäht ſah und verſtoßen,
Da zog mir in das Herz die tiefe Trauer,
Die jetzt es noch bewohnet.
Verzweifelnd oft verfluch' ich Tag und Stunde,
In der zuerſt ihr Antlitz mir erſchienen,
Umſtrahlt von Engelſchöne,
Und Zärtlichkeit verhauchend.
Doch jetzt verwünſcht mein Geiſt im Todeskampfe
Die Treue und die Hoffnung und die Liebe.

Amor, du kannſt es an den Klagetönen,
Wie ſehr ich meinen Schmerz unheilbar fühle,
Wenn ich dich rufe, hören,
Wenn ich dir klage, daß er mich ſo quälet,
Daß ich zur Linderung den Tod mir wünſche.

O käm' er doch, und möcht' er
Mein freudenloſes Leben
Mit Einem Streiche enden! Denn wohin ich
Auch gehe, werd' ich minder Qual empfinden.

Mir bleibt kein Troſt, mir bleibt kein ander Mittel
Noch übrig, als der Tod, mein Leid zu enden.
O gib ihn mir noch heute!
Laß ihn auf einmal meine Qualen enden,
Und nimm das Leben dem bedrängten Herzen!
Ich thu' es! Denn mit Unrecht
Raubt man mir Glück und Wonne.
Laß ſie nur glücklich ſeyn, und laß mich ſterben,
Da du zu neuer Liebe ſie verleitet.

Wenn dich, mein Lied, die Menſchen auch vergeſſen,
Was kümmert's mich? Wird es doch Keinen geben,
Der ſo, wie ich dich ſänge!
Nur Einen Auftrag will ich dir noch geben,
Daß du mir Amorn aufſuchſt und ihm zeigeſt,
Wie ſehr ich dieſes Leben,
Das kummervolle, haſſe,
Und zu ihm flehſt, daß er zu ſeinen Ehren
Mir einen beſſern Hafen mag gewähren."

Die Worte dieſes Liedes zeugten genugſam von der Gemüthsſtimmung des Philoſtrato; und wenn die heranbrechenden Schatten der Nacht nicht das Erröthen einer gewiſſen Dame, welche ſich unter den Tänzerinnen befand, verborgen hätten, ſo würde man vielleicht noch mehr erfahren haben. Als der Tanz zu Ende war, und man noch mehr geſungen hatte, wurde es allgemach Zeit, ſich zur Ruhe zu verfügen; weßhalb die Königin jetzt Alle auf ihre Zimmer entließ.

Es schließt der vierte Tag des Dekameron und es beginnt der fünfte, an welchem unter Fiametta's Regiment von den glücklichen Ereignissen erzählt wird, welche einigen Liebenden nach mancherlei ausgestandenen Leiden und Widerwärtigkeiten begegneten.

Der Osten lichtete sich bereits, und die emporsteigende Sonne bestrahlte die ganze Hemisphäre, als Fiametta durch die Lieder der Vögel, die den jungen Tag begrüßten, geweckt, sich von ihrem Lager erhob, und auch die übrige Gesellschaft herbeirufen ließ. Sie machten jetzt erst einen Morgenspaziergang in das freie Feld hinaus, und wandelten durch die vom Thaue schimmernden Fluren dahin, bis die Sonne höher stieg. Als es heiß zu werden begann, kehrten sie nach dem Gesellschaftszimmer zurück, wo sie sich mit köstlichen Weinen und einigen Erfrischungen von der kleinen Ermüdung erholten, und dann bis zu dem Mittagsessen in dem lieblichen Garten verweilten. Nachdem der Haushofmeister die Tafel hatte bereiten lassen, wurden erst noch ein paar Lieder gesungen, worauf man sich nach dem Wunsch der Königin zu Tisch verfügte. Bei der Tafel herrschten Ordnung und Fröhlichkeit, und nach derselben führten sie ihrer Gewohnheit gemäß, unter Musik und Gesang, einige Tänze auf. Dann hielten Einige Mittagsruhe, und Andere lustwandelten in den Räumen des Gartens, bis sie das Gebot der Königin um die gewöhnliche Stunde wieder bei dem schönen Brunnen versammelte. Nachdem die Königin einen erhabenen Sitz eingenommen hatte, wandte sie sich mit Lächeln an Pamphilo, und bat ihn, jetzt mit einer erheiternden Erzählung den Anfang zu machen. Dieser war sogleich bereit, und hob folgendermaßen an:

I. Novelle.

Den Cimon bringt die Liebe zu Verstand; er entführt seine Geliebte, Iphigenia, über das Meer. Zu Rhodus wird er in das Gefängniß geworfen, aus dem Lysimachus ihn befreit. Er raubt aufs Neue mit diesem Iphigenien und Cassandren an ihrer Hochzeit, worauf sie mit ihnen nach Creta fliehen, sich mit ihren Geliebten verheirathen, und darauf nach der Heimath zurückberufen werden.

Liebe Freundinnen, hob Pamphilo an, ich wüßte wohl so manche heitere Geschichten, mit denen ich den heutigen Tag beginnen könnte; doch habe ich ganz besonders Eine davon im Sinn, die nicht nur, der Verordnung gemäß, ganz glücklich endigt, sondern auch geeignet ist, euch darauf aufmerksam zu machen, wie heilig, groß und überschwänglich die Kraft der Liebe sey, die von Vielen, welche kein Einsehen haben, mit Unrecht verdammt und getadelt wird. Ihr werdet mir wohl gern zuhören, da ihr, wofern ich nicht irre, doch alle ein für zärtliche Empfindungen empfängliches Herz im Busen tragt.

Die alten cyprischen Geschichten melden uns, daß einst auf der Insel Cypern ein angesehener Mann lebte, welcher Aristippos hieß, der unter allen fast der reichste Mann im ganzen Lande war. Er wäre der glücklichste Mensch unter der Sonne gewesen, wenn ihn nicht das Schicksal in einem einzigen Punkte seine ganze Härte hätte fühlen lassen. Er hatte nämlich unter andern Kindern einen Sohn, welcher zwar an Gestalt und Schönheit fast alle die andern Jünglinge übertraf, aber dabei so geistesschwach war, daß alle Hoffnung verloren schien, etwas

aus ihm zu machen. Dieser hieß Galeso. Weil aber weder die Bemühungen der Lehrer, noch die Güte oder Strenge seines Vaters, noch sonst irgend ein anderes Mittel, welches andere Leute vorschlugen, vermochten, ihm Kenntnisse, oder gute Sitten beizubringen, vielmehr seine rauhe, harte Stimme und alle seine Bewegungen mehr thierisch, als menschlich waren, so wurde er von Allen mit dem Spitznamen Cimon gescholten, was soviel als „Vieh" zu bedeuten hatte. Sein plumpes Betragen bereitete seinem Vater so manchen Verdruß, und er gab endlich alle Hoffnung auf, einen ordentlichen Menschen aus ihm zu machen, weßhalb er ihn, um seinen Anblick los zu werden, auf ein Dorf hinaus schickte, und ihm befahl, daselbst bei den Knechten und Bauern zu bleiben. Dieß ließ sich Cimon auch um so lieber gefallen, weil ihm das Zusammenseyn mit den Bauern weit mehr behagte, als der Umgang mit den Städtern.

Als sich nun Cimon auf dem Dorfe befand, wo er sich mit ländlichen Arbeiten beschäftigte, traf es sich eines Tages, daß er nach dem Mittagsessen, einen Sack auf der Schulter, von einem Feld zum andern ging, und durch ein angenehmes Gehölz kam, das, weil es gerade im Maimonat war, ganz herrlich grünte. Dort leitete ihn sein guter Genius nach einer von hohen Bäumen umgebenen kleinen Wiese an eine schöne frische Quelle; neben dieser sah er auf dem grünen Rasen eine wunderschöne Jungfrau schlafen, in so leichter Bekleidung, daß sich seinem Auge fast alle ihre Reize enthüllten; denn niederwärts von dem Gürtel hatte sie bloß eine feine, weiße Decke über sich gebreitet. Ihr zu Füßen schliefen zwei Weiber und ein Mann, welche sie bedienten. Als Cimon die Jungfrau erschaute, stutzte er über ihren Anblick, als ob er noch in seinem ganzen Leben kein Frauenzimmer gese-

hen hätte, stützte sich auf seine Hacke, und betrachtete sie mit stummem Erstaunen. Seine rohe Brust, an welcher so viele tausend Lehren und Ermahnungen gescheitert waren, empfand jetzt auf einmal feinere Gefühle, in Folge deren er das vor ihm liegende Frauenzimmer für das schönste Wesen hielt, welches Gott geschaffen hätte. Jetzt begann er ihre Schönheiten der Reihe nach ins Auge zu fassen. Erst entzückte ihn ihr Haar, dem das Gold an Glanze weichen mußte, dann die Stirne, und darauf der Mund, die Nase, der Hals und die Arme, vor allen aber der zierliche Busen, der so eben in der weiteren volleren Fortwölbung begriffen war; und als ob er sich aus einem tölpischen Bauer auf einmal in einen Kunstkenner umgewandelt hätte, konnte er sich den Wunsch nicht versagen, ihre Augen zu sehen, die der tiefe Schlaf noch geschlossen hielt. Um diese zu schauen, kam ihm zu mehreren Malen die Lust an, die schöne Schläferin zu wecken. Da er sie aber bei weitem reizender fand, als alle Frauenzimmer, die ihm in seinem ganzen Leben zu Gesicht gekommen waren, so gerieth er in Zweifel, ob sie nicht am Ende gar eine Göttin wäre, und weil er noch Verstand genug hatte, um einzusehen, daß göttliche Dinge mehr Verehrung verdienen, als menschliche, so hielt er sich zurück, und wollte lieber warten, bis sie von selbst erwachen würde. Ob ihm dieß nun gleich ein wenig zu lange dauerte, so konnte er sich doch nicht von ihrem reizenden Anblick trennen, denn es fesselte ihn eine unwiderstehliche unbekannte Wonne.

Endlich fügte es denn der Zufall, daß die Jungfrau, welche Iphigenia hieß, eher als die Andern, erwachte, und indem sie ihr Haupt erhob, den Cimon erblickte, wie er auf seinen Karst gelehnt vor ihr stand. Da er sowohl wegen seiner bäurischen Gestalt, als auch wegen

seiner reichen Eltern, allgemein bekannt war, so nannte sie ihn bei seinem Namen, und fragte: „Cimon, was hast du um diese Stunde hier im Walde zu schaffen?“ Cimon gab keine Antwort, sondern als sich ihre Augen öffneten, sah er starr in dieselben hinein, wobei es schien, daß eine sanfte Regung, welche sie ihm einflößte, sein Inneres mit einem niegekannten Vergnügen erfüllte. Als die Jungfrau dieß bemerkte, und in Besorgniß gerieth, daß ihn seine verzückte Stimmung zu Unanständigkeiten verleiten möchte, so weckte sie ihre Weiber, stand auf, und sagte: „Adieu, Cimon!“ — Cimon versetzte: „Ich gehe mit dir!“ Und obgleich sich die Jungfrau seine Begleitung verbat, indem sie sich noch immer vor ihm fürchtete, konnte sie ihn doch nicht eher los werden, als bis er sie ganz nach ihrem Hause begleitet hatte. Von dort aus ging er sogleich zu seinem Vater, welchem er erklärte, daß er unter keinen Umständen mehr aufs Land zurückkehren werde. Ob nun dieß gleich den Seinigen höchst unangenehm war, so ließen sie ihn doch gewähren, weil sie gern sehen wollten, was wohl der Grund von diesem plötzlichen festen Entschlusse seyn möchte. Da indessen Cimons Herz, auf welches weder Lehren, noch Ermahnungen den geringsten Eindruck machten, von den Reizen Iphigeniens überwältigt, sich einmal der Liebe geöffnet hatte, so ging ihm mit jedem neuen Tage ein neues Licht auf, worüber sein Vater, seine Verwandten, und Alle, die ihn kannten, in die größte Verwunderung geriethen. Zuerst verlangte er von seinem Vater, daß er ihn so fein und modisch wie die übrigen Brüder kleiden lassen sollte, welches auch der Vater mit Vergnügen that. Dann suchte er den Umgang gebildeter Männer von seinem Alter, und achtete genau auf das Betragen, welches sich für Leute von Stande, und besonders für Verliebte, schickte; und so lernte er denn in

kurzer Zeit zu Jedermanns Erstaunen nicht nur die ersten Elemente der Wissenschaften, sondern schwang sich darin bald zu einem wahren Professor empor. Seine rohe bäurische Stimme gewann einen städtischen Wohllaut; er lernte bald singen und spielen, wie der größte Virtuos; er ritt und focht wie ein Stall- und Fechtmeister, und zeigte sich in allen kriegerischen Uebungen zu Wasser und zu Lande gleich tapfer und geschickt. Dieß Alles bewirkte seine Liebe zu Iphigenien. Kurz und gut, um bei weitern Details nicht zu verweilen, es waren seit dem Beginn seiner Liebe noch keine vier Jahre verflossen, als er für den lebhaftesten, angenehmsten, tugendhaftesten und in jeder Hinsicht vollkommensten Jüngling auf der ganzen Insel Cypern galt. — Auf welche Art nun liebe Schwestern, sollen wir uns diese Umwandlung Cimons erklären? Gewiß auf keine andere Weise, als daß das neidische Schicksal die Vortrefflichkeiten, mit welchen ihn der Himmel begabt hatte, in einem versteckten Winkel seines Herzens schlummern ließ und eingeschlossen hielt; daß aber die Liebe, die noch mächtiger ist, als das Schicksal, diese Bande zersprengte; daß sie seine schlafenden Fähigkeiten weckte, sie aus dem tiefen Dunkel, welches sie umhüllte, hervorzog, und dadurch zeigte, daß sie die Talente ihrer Verehrer überall herauszufinden, und mit ihrer Glorie zu umgeben vermag.

Obgleich nun Cimon, wie Jünglinge wohl zu thun pflegen, in den Aeußerungen seiner Liebe zu Iphigenien etwas starke Farben auftrug, so ließ sich dieß doch sein Vater nicht nur gern gefallen, sondern leistete ihm auch allen möglichen Vorschub, um in diesem Stücke nach seiner Neigung zu handeln. Cimon, der sich nicht mehr, Galesus nennen lassen wollte, weil er sich erinnerte, daß ihn Iphigenia einmal Cimon genannt hatte,

wollte jedoch seinem Verlangen ein ehrbares Ziel verschaffen, und ließ daher Cipseo, den Vater Iphigeniens, oftmals angehen, daß er sie ihm zur Frau geben möchte. Doch Cipseo erwiederte immer, daß er sie bereits an Pasimund, einen edlen jungen Mann von Rhodus versprochen habe, welchem er sein gegebenes Wort halten müsse. Als nun die Vermählung Iphigeniens herankam, und ihr Bräutigam nach ihr sandte, dachte Cimon bei sich selbst: „Jetzt, Iphigenia, ist es Zeit, zu zeigen, wie sehr ich dich liebe! Dein Anblick hat mich erst zu einem Menschen gemacht; und, wenn ich dich erst völlig besäße, so würde ich keinen Gott beneiden. Und so soll es seyn! Du sollst entweder die Meine werden, oder ich will lieber sterben!“

Hierauf warb er in aller Stille einige edle junge Männer an, die seine Freunde und Waffenbrüder waren, ließ heimlich ein Schiff ausrüsten, und mit allem zu einem Seegefecht Erforderlichen versehen, worauf er in die See stach, um das Fahrzeug abzufangen, das Iphigenien zu ihrem Bräutigam bringen sollte. Dieses Schiff ging gleichfalls, nachdem Iphigeniens Vater den Freunden ihres Bräutigams alle mögliche Ehre angethan hatte, in das Meer, und steuerte gegen Rhodus. Cimon, der auch nicht schlief, übersiel dasselbe am nächsten Tage, und rief, auf dem Vordertheil des Schiffes stehend: „Haltet an, streicht die Segel, oder macht euch darauf gefaßt, in den Grund gebohrt zu werden, wenn ich die Oberhand behalte!“ Seine Feinde erschienen bald bewaffnet auf dem Verdeck. Als dies Cimon bemerkte, warf er dem rhodischen Schiffe einen Enterhacken an Bord, indem es sich eilig zu entfernen suchte, und befestigte es an den Vordertheil des seinigen. Ohne zu warten, daß ihm seine Gefährten folgten, sprang er wie ein wüthender

Len hinein in das Schiff der Rhodier, fragte nicht nach der Zahl der Feinde, da ihm die Liebe Riesenkraft verlieh, und würgte rechts und links unter ihnen, wie unter einer Heerde Schafe. Wie von einem panischen Schrecken ergriffen, warfen die Rhodier die Waffen von sich, und baten um Pardon. Hierauf sprach Cimon: „Ihr Jünglinge, mich bewog weder Sucht nach Beute, noch Haß gegen euch, von Cypern auszulaufen, und euch auf offner See anzugreifen. Der Besitz dessen, was mich antrieb, ist für mich von größter Wichtigkeit; ihr dagegen könnt es mir leicht im Frieden überlassen; es ist Iphigenie, die ich über Alles liebe! Da ich sie von ihrem Vater nicht in Güte und Liebe erhalten konnte, so sprenge mich meine Leidenschaft an, sie von euch mit den Waffen in der Hand zu erobern. Ich bin gesonnen, die Stelle bei ihr zu vertreten, die man Pasimund bestimmt hatte. Also gebt sie mir jetzt heraus, und zieht dann in Gottes Namen eure Straße weiter!"

Die jungen Männer überlieferten ihm, mehr nothgedrungen, als gutwillig, die in Thränen schwimmende Iphigenia. Als sie Cimon weinen sah, sagte er: „O edle Jungfrau, sey gutes Muthes! Ich bin ja dein Cimon, welchem seine Ausdauer in der Liebe einen größern Anspruch auf den Besitz verleiht, als dem Pasimund das gegebene Wort!" — Sobald sie nun Cimon an Bord seines Schiffes wußte, kehrte er wieder zu seinen Gefährten zurück, und ließ die Rhodier weiter segeln, ohne ihnen das geringste Leid anzuthun. Außerordentlich erfreut über die heißersehnte Beute, dachte er jetzt darauf, sie zu trösten und zu erheitern, und stellte hiernächst seinen Gefährten vor, daß es nicht rathsam scheine, gleich nach Cypern zurückzukehren. Sie theilten auch alle seine Meinung, daß es wohl besser seyn möchte, sich vor der

Hand nach Creta zu wenden, wo sie, und besonders Cimon, durch ältere und neuere Verbindungen, mit vielen angesehenen Familien verwandt und befreundet waren. Und weil sie daselbst mit Iphigenien ganz außer aller Gefahr zu seyn hoffen durften, so steuerten sie dorthin. Indeß zeigte das Schicksal, daß dem Cimon die Eroberung der Dame so leicht gemacht hatte, bald seinen launischen Charakter, und verwandelte die unaussprechliche Wonne des Cimon in bittere Thränen. Es waren kaum vier Stunden seit seinem Gefecht mit den Rhodiern vorüber, als die von Cimon mit Sehnsucht erwartete Nacht anbrach. Bei dem Beginn derselben erhob sich ein furchtbarer Orkan, der fast Himmel und Erde einander gleich machte, und während dessen die Schiffsleute sich kaum aufrecht erhalten, geschweige denn das Schiff regieren konnten. Cimon war nun um Iphigenien außerordentlich besorgt; er meinte, daß ihm die Götter bloß deßhalb seine Wünsche gewährt hätten, um ihm den Tod desto schmerzlicher zu machen, welchem er etliche Stunden früher muthvoll die Stirne geboten hatte. Seine Gefährten waren in dieser Situation nicht weniger in Angst, vor allen aber Iphigenia, die bei jedem neuen Stoß einer Welle ihren Tod in den Wogen zu finden glaubte, den Cimon mit seiner Liebe verwünschte, und seine Vermessenheit schalt, weil sie der festen Meinung war, das Gewitter habe sich aus keinem andern Grunde erhoben, als weil es die Götter nicht gestatten wollten, daß derjenige, welcher sie wider ihren Rathschluß heirathen wollte, die Frucht seines verwegenen Beginnens schmecken, und daß er sie zuerst elendiglich umkommen sehen, und dann selbst dem Tode verfallen sollte. Indem nun der Sturm immer heftiger, die Wehklage immer lauter, und die Verlegenheit der Schiffsmannschaft immer

größer und allgemeiner wurde, und keiner wußte, wohin das Schiff triebe, wurden sie bis in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen. Sie gewahrten das Land, und ohne zu wissen, oder auch nur darnach zu fragen, wo sie wären, bemühten sie sich bloß, das Schiff wo möglich unter dem Schutze des Landes vor Anker zu bringen, um ihr Leben zu retten. Das Glück begünstigte sie auch in so weit, daß sie eine kleine Bucht entdeckten, in welcher kurz vorher die Rhodier, mit welchen Cimon den Kampf bestanden hatte, eingelaufen waren, und kaum entdeckten sie in der Morgendämmerung, daß sie bei Rhodus vor Anker gekommen waren, so bemerkten sie auch, indem sich der Himmel etwas aufheiterte, in der Entfernung eines Bogenschusses das Schiff, mit welchem sie sich am vorigen Abend geschlagen hatten. Cimon gerieth darüber in große Bestürzung, und weil er das ihm bevorstehende Schicksal ahnte, so befahl er, alle Kräfte aufzubieten, um das Schiff wieder in die See zu bringen, und sich dann dem Geschick zu überlassen, weil sie an keinem schlimmern Ort, als an diesen gerathen konnten. Es wurden alle mögliche Anstrengungen gemacht, um die See wieder zu gewinnen; doch Alles war vergebens. Der conträre Wind hinderte sie nicht bloß, aus der Bucht wieder auszulaufen, sondern er trieb sie trotz allen ihren Bemühungen nur immer näher an das Land, wo sie von der Mannschaft des rhodischen Schiffes alsbald gesehen und erkannt wurden. Diese ertheilten sogleich den jungen Rhodiern, welche sich bereits nach einem nahen Dorfe gewandt hatten, Nachricht, daß Cimon und Iphigenia mit ihrem Schiffe zufällig an derselben Stelle gelandet wären. Dieß war ihnen sehr lieb. Sie riefen eine Menge Leute aus dem Dorfe zusammen, und eilten nach dem Ufer, wo Cimon mit den Seinigen so eben gelandet war, und im Begriffe stand,

sich mit ihnen in dem nahgelegenen Walde zu verstecken. Sie wurden jedoch sämmtlich nebst Iphigenien festgenommen, und nach dem Dorfe gebracht. Lysimachus, welcher in diesem Jahre die Obergewalt auf der Insel hatte, wandte sich mit einem zahlreichen Gefolge Bewaffneter aus der Stadt dorthin, und ließ den Cimon nebst allen den Seinigen, vermöge der Anklage, die Pasimund vor Gericht erhoben hatte, ins Gefängniß werfen. — So wurde denn dem armen verliebten Cimon seine Iphigenia wieder entrissen, schon ein paar Stunden darauf, nachdem er sie geraubt, und wo er von ihr kaum den ersten Kuß bekommen hatte. Iphigenia wurde mittlerweile von vielen edlen rhodischen Frauen empfangen, die mit einander wetteiferten, ihr nach dem Schrecken über ihre Entführung und über die Wuth des ungestümen Meeres einige Erholung zu verschaffen, und bei denen sie sich bis zu dem Tage aufhielt, welcher zu ihrer Hochzeit anberaumt war. Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man zwar das Leben, weil sie am vorigen Tage den rhodischen Jünglingen freien Abzug vergönnt hatten, wiewohl sich Pasimund alle mögliche Mühe gab, ihr Verdammungsurtheil auszuwirken; man bestrafte sie aber nur mit lebenslänglicher Gefangenschaft.

Pasimund beeilte sich inzwischen, Anstalten zu seiner Hochzeit zu treffen; jedoch indem er sich damit beschäftigte, schien es das Schicksal schon zu bereuen, daß es dem Cimon plötzlich einen so übeln Streich gespielt hatte, und es führte von Neuem eine Gelegenheit herbei, um seiner Sache wieder aufzuhelfen. Pasimund hatte nämlich einen Bruder, welchem er zwar an Jahren, doch nicht an Vorzügen überlegen war, und dieser Bruder hieß Hormiscus. Dieser hatte sich schon seit längerer Zeit um ein schönes und edles Mädchen, Namens Cas-

sandra, beworben, in welche Lysimachus gleichfalls sehr verliebt war; doch hatten sich dieser Heirath bisher verschiedene Hindernisse entgegengestellt. Als nun Pasimund im Begriff stand, seine Hochzeit feierlich zu begehen, hielt er es für rathsam, um die doppelten Kosten und Umstände zu ersparen, daß sich Hormiscus zu gleicher Zeit vermählte. Er knüpfte daher die Unterhandlungen mit Cassandra's Eltern von Neuem an, welche er glücklich zu Stande brachte, worauf er mit seinem Bruder einig wurde, daß sie Beide an Einem Tage Hochzeit halten wollten. Als Lysimachus dieses hörte, schmerzte es ihn sehr, und er sah sich dadurch seiner letzten Hoffnung beraubt, weil er sich ganz gewiß geschmeichelt hatte, Cassandren selbst zu bekommen, wenn aus der Heirath mit dem Hormiscus nichts würde. Er verbarg indessen seinen Unmuth darüber, indeß er auf Mittel dachte, die Absichten des Hormiscus zu vereiteln; doch sah er keinen andern Ausweg, als Cassandren zu entführen. Vermöge der Macht, welche ihm zu Gebote stand, schien ihm dieß keine großen Schwierigkeiten zu haben; jedoch hielt er es wegen seines Amtes für unehrbarer, als wenn er dieses Amt nicht gehabt hätte. Indeß trug nach langer Ueberlegung sein Plan den Sieg davon, und er faßte den festen Entschluß, Cassandren zu entführen, es möchte kosten, was es wolle. Während er nun darüber nachdachte, welche Gefährten er sich wählen, und wie er seine Anstalten treffen wollte, fiel ihm Cimon ein, welcher mit seinen Begleitern im Kerker schmachtete, und er war der Meinung, daß er wohl keinen treueren Mitgenossen, als ihn, finden könnte. Er ließ daher in der nächsten Nacht den Cimon heimlich zu sich kommen, und hob gegen ihn also an: „Cimon, so wie sich die Götter den Menschen als die besten und reichlichsten Geber alles Guten zeigen, so ver-

stehen sie es auch am besten, ihre Tugenden auf die Probe zu stellen, und alle diejenigen nach ihrem Verdienste zu belohnen, welche sie in allen Fällen fest und standhaft finden. Und diese machen sie auch, als die Vortrefflichsten, der größten Vortheile theilhaftig. Sie verlangten von deinen Vorzügen größere Beweise, als du im Hause deines Vaters hättest geben können. Deßhalb haben sie dich, wie ich vernommen, durch den Sporn der Liebe aus einem apathischen Thierleben zu einem menschlichen Zustande auferweckt, darauf hat dein Mißgeschick dich hieher in eine beschwerliche Gefangenschaft geführt, weil die Götter erproben wollten, ob sich wohl dein Muth durch den plötzlichen Verlust deiner theuern eroberten Beute würde wankend machen lassen. Wenn du aber die vormaligen Gesinnungen hegst, so hast du noch nichts empfangen, was dir erwünschter hätte sein können, als das, was sie dir jetzt zu verleihen im Begriff stehen; und ich will dir dieß, um dir deinen alten Muth zu erneuern, jetzt verkündigen. Nämlich Pasimund, welchem dein Mißgeschick Freude macht, und der dir gern den Tod bereitet hätte, beschleunigt jetzt so viel wie möglich seine Vermählung mit der Iphigenia, um des Schatzes froh zu werden, welchen dir die Gunst des Schicksals zuerst bescheerte, und ihn dann dir zürnend plötzlich wieder aus den Armen riß. Wie tief dich dieses schmerzen müsse, wenn du so zärtlich liebst, als ich glaube, das kann ich mir nach gleicher Erfahrung leicht denken, indem mir der Bruder des Pasimund Hermiscus, in Cassandrens Person, welche ich grenzenlos liebe, an dem nämlichen Tage eine ähnliche Kränkung zufügte. Ich sehe keinen andern Weg, den uns das Schicksal offen gelassen hat, diesem Unrecht des Geschickes zu begegnen, als uns durch unsern Muth und die Kraft unseres Armes zu der entfernten Geliebten Bahn zu brechen.

Wenn dir also deine, ich will nicht sagen, Freiheit, (denn ich glaube, daß dir an dieser ohne deine Dame wenig gelegen ist) — wenn dir also deine Dame und ihr Besitz am Herzen liegt, so haben sie die Götter in deine Hand gelegt, sofern du mir zu meinem Unternehmen die Hand bietest." — Diese Worte flößten dem Cimon neuen Muth ein. Ohne sich lange auf eine Antwort zu besinnen, versetzte er: „Lysimachus, du kannst dir bei deinem Vorhaben weder einen treueren, noch einen tapferern Kameraden wählen, als mich, wenn ich dabei zu dem Ziel meiner Wünsche gelange. Sage mir also jetzt nur, was ich thun soll, und du wirst sehen, mit wie viel Eifer und Kraft ich es ausführen werde." — Lysimachus versetzte: „Von heute über drei Tage werden die neuen Gattinnen ihren Einzug in den Palast ihrer Männer halten. Am Abend wollen wir Beide, du mit deinen Gefährten, und ich mit einigen zuverlässigen Freunden, das Haus überfallen, unsere Geliebten mitten aus der Zahl der versammelten Gäste entführen, und sie auf ein Schiff bringen, welches ich habe in aller Stille ausrüsten lassen. Dann führen wir sie fort, und wer uns als Feind in den Weg tritt, den lassen wir über die Klinge springen." Cimon war mit diesem Plan völlig einverstanden, und verharrte bis zur festgesetzten Stunde in seinem Gefängniß. Als nun der Hochzeitstag herankam, wurde ein festlicher Aufzug gehalten, und in dem Hause der beiden Brüder erscholl Alles von lautem Jubel. Nachdem Lysimachus alles Mögliche zubereitet hatte, und sich und Cimon, sammt dessen Gefährten und seinen eigenen Freunden, mit Waffen versehen hatte, welche sie unter ihren Kleidern verborgen hielten, spornte er sie durch eine ermuthigende Anrede zu der Ausführung seines Planes an, und theilte sie, als es ihm Zeit schien, in drei Haufen, von welchen er

den einen in aller Stille nach dem Hafen beorderte, um nöthigen Falls den Weg nach dem Schiffe frei zu erhalten. Mit den beiden anderen Haufen wandte er sich nach dem Hause des Pasimund, an dessen Thür er den einen zurückließ, um sich den Ausgang zu sichern. Der dritte folgte ihm und dem Cimon die Treppe hinauf. Als sie nun in den Saal gelangten, wo die jungen Bräute mitten unter vielen Damen bereits bei der Tafel saßen, stürmten sie hinein, warfen die Tische um, und bemächtigten sich ein Jeder seiner Geliebten, übergaben sie dem Schutz ihrer Waffenbrüder, und zogen selbst ihre Schwerter zu ihrer Vertheidigung. Die Neuvermählten erhoben ein lautes Geschrei und Wehklagen, in welches auch die übrigen Frauenzimmer und die Dienerschaft mit einstimmten, und bald gab es einen allgemeinen Lärm. Doch mit gezückten Schwertern gelangten Cimon, Lysimachus und ihre Gefährten, ohne auf einen Widerstand zu treffen, an die Treppe. Indem sie diese hinabstiegen, stießen sie auf Pasimund, welcher bei dem entstandenen Getümmel mit einer großen Keule herzugeeilt war. Doch versetzte ihm Cimon einen Schlag über den Kopf herein, der ihm fast den Schädel spaltete, und ihn augenblicklich zu Boden streckte. Der unglückliche Hormiscus, welcher seinem Bruder Hülfe leisten wollte, fiel unter den Streichen des Lysimachus, und mehrere Andere, die ihm die Bahn sperren wollten, wurden von den Gefährten des Cimon und Lysimachus in die Flucht geschlagen, nachdem Einige von ihnen verwundet worden waren. So verließen sie das Haus voll Blut, Lärmen, Thränen und Wehgeschrei, und gelangten jetzt ganz bequem mit ihrer Beute an das Schiff. Dort brachten sie die Damen unter, bestiegen es nebst ihren Kameraden, und während sie sahen, wie sich an dem ganzen Ufer Schaaren von Bewaffneten zusammen-

rotteten, welche die Jungfrauen wieder befreien wollten, stachen sie hinaus in die hohe See. Sie segelten jetzt frohen Muthes fort, und wurden, als sie in Creta anlangten, von ihren zahlreichen Freunden und Bekannten mit Freuden aufgenommen. Darauf feierten sie daselbst ihre Hochzeit, und freuten sich ihrer Beute. In Cypern und in Rhodus entstanden indessen um ihrentwillen große Fehden. Am Ende aber traten Freunde und Verwandte vermittelnd ein, welche es bewirkten, daß Cimon und Iphigenia nach einer kurzen Verbannung fröhlich nach Cypern, und ebenso Lysimachus mit Cassandra nach Rhodus zurückkehren durften, wo sie lange, glückliche Jahre mit einander verlebten.

II. Novelle.

Constanze liebt den Martuccio Gomito. Als sie hört, daß er um's Leben gekommen sey, begibt sie sich vor Verzweiflung ganz allein in ein Boot, das von dem Winde nach Susa hingetrieben wird. Sie trifft den Martuccio in Tunis lebendig an, gibt sich ihm zu erkennen, und er, der sich bei dem König durch einen klugen Rath sehr in Gunst gesetzt hat, gelangt zu einem großen Vermögen, heirathet seine Geliebte, und kehrt mit ihr nach Lipari zurück.

Als Pamphilo geendigt, und ihm die Königin wegen seiner Erzählung viele Lobsprüche ertheilt hatte, befahl sie Emilien, weiter fortzufahren. Emilie hob an: „Jeder muß sich wohl billig freuen, wenn er findet,

daß eine Sache so belohnt wird, wie er es wünscht. Insofern nun im Allgemeinen die Liebe mehr Anspruch auf ein glückliches, als auf ein unglückliches Schicksal hat, so folge ich heute weit bereitwilliger dem Gebot der Königin, die mir dieses Thema aufgegeben hat, als gestern dem Befehl unseres Königs.

Hört also, liebe Schwestern! In der Nähe von Sicilien liegt eine kleine Insel, Namens Lipari, woselbst eine sehr reizende Jungfrau lebte, welche Constanze hieß. Sie stammte aus einem angesehenen Geschlechte dieser Insel. In diese verliebte sich ein schöner, tugendhafter und in seinem Gewerbe außerordentlich geschickter junger Mann, Namens Martuccio Gomito. Weil ihn das Mädchen ebenfalls so heftig liebte, daß sie fast bloß von seinem Anblick lebte, so ließ er bei seinem Vater um sie werben, worauf er aber wegen seiner Armuth eine abschlägige Antwort erhielt. Es wurmte den Martuccio, daß er wegen seiner äußeren ungünstigen Verhältnisse zurückgewiesen wurde; weßhalb er mit etlichen Freunden ein kleines bewaffnetes Fahrzeug ausrüstete, und einen heiligen Schwur darauf that, Lipari nicht eher wieder zu sehen, als bis er ein reicher Mann wäre. Als er auslief, begann er vorerst an der barbarischen Küste zu kreuzen, und nahm Alles weg, wessen er Meister werden konnte, wobei ihn das Glück im höchsten Grade begünstigte, und es würde ihm ganz gut gegangen seyn, wenn er seiner Habsucht zu rechter Zeit ein Ziel zu setzen gewußt hätte. Nachdem er aber mit seinen Gefährten in Kurzem große Reichthümer erobert hatte, und jetzt nur immer noch Schätze auf Schätze zu häufen suchte, traf es sich eines Tages, daß sie von mehreren barbarischen Schiffen umzingelt wurden, und nach einem hartnäckigen Gefecht, bei welchem die meisten von Martuccio's Leuten durch das

Schwert der Saracenen fielen, wurde am Ende sein Schiff in den Grund gebohrt, und er selbst fiel mit den wenigen Uebrigen in die Hände der Feinde, welche ihn nach Tunis brachten, woselbst er eine lange Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte. In Lipari verbreitete sich nicht nur durch Einen oder Zwei, sondern durch viele und verschiedene Leute das Gerücht, daß sämmtliche Gefährten des Martuccio im Meere umgekommen wären. Constanze, welcher schon die Abreise ihres Geliebten sehr zu Herzen gegangen war, wollte sich nicht trösten lassen, als sie vernahm, daß er mit allen seinen Leuten auf dem Platze geblieben wäre. Müde ihres Daseyns, jedoch nicht muthig genug dazu, sich selbst zu tödten, dachte sie jetzt auf ein neues Mittel, um ihr Ende sicher herbeizuführen. An einem gewissen Abend schlich sie sich nämlich heimlich aus dem Hause, und eilte nach dem Hafen, wo sie durch Zufall etwas entfernt von den übrigen Schiffen ein Boot fand, aus welchem die Fischer kurz vorher ans Land gestiegen waren, und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten. In dieses sprang sie hinein, segelte hinaus in die offene See, und da sie, nach der Art aller Frauenzimmer auf der Insel, mit dem Schiffsgeräth einigermaßen umzugehen wußte, so setzte sie das Segel bei, warf die Ruder und das Steuer in die Wellen, und überließ sich den Winden, in der sichern Hoffnung, daß sie das Boot ohne Steuermann und Ballast entweder umschlagen, oder an eine Klippe treiben würden, wo es scheitern müßte; so daß sie nicht würde entrinnen können, so sehr sie sich auch bemühte, sondern unfehlbar ihren Tod in den Wellen finden müßte. Sie verhüllte sich demnach den Kopf mit ihrem Mantel, und legte sich weinend in dem Boote nieder. Doch kam es ganz anders, als sie erwartet hatte; denn weil ein leichter Nordwind die Segel blähte, und

die See so ruhig war, daß sich die Wellen kaum furchten, so nahm das Boot seinen Lauf gerade aus, und sie gelangte am nächsten Tage gegen Abend, etwa hundert Meilen oberhalb Tunis, nicht weit von Susa an das Land. Da sie bisher ihr Haupt auf der ganzen Reise nicht erhoben hatte, so wußte sie nicht, ob sie auf dem Lande, oder noch auf dem Meere wäre. Es befand sich nun zufällig, als das Boot auf den Strand lief, eine Frau in der Nähe, welche damit beschäftigt war, die getrockneten Netze ihrer Leute einzunehmen, und sich sehr darüber verwunderte, daß der Nachen mit vollem Segel auf den Strand gelaufen kam. Weil sie vermuthete, daß die Fischer auf demselben eingeschlafen seyn möchten, so eilte sie hin, um nachzusehen, wie es sich verhielte. Da sie nun auf dem Fahrzeug keine Seele weiter entdeckte, als ein einziges Frauenzimmer, welches eingeschlafen war, so rief sie ihr so lange zu, bis diese erwachte. Sie bemerkte bald an ihrer Kleidung, daß es eine Christin war. Jetzt fragte sie dieselbe auf italienisch, wer sie wäre, und warum sie so allein in dem Boote käme. Als sich Constanze italienisch anreden hörte, besorgte sie, daß sie vielleicht ein conträrer Wind wieder nach Lipari zurückgetrieben habe. Sie erhob sich daher plötzlich, und als sie sich in einer ganz unbekannten Gegend am Lande sah, fragte sie die gute Frau, wo sie wäre. Diese erwiederte: „Meine Tochter, du bist in der Nähe von Susa, in der Barbarei". Als Constanze dieß hörte, wünschte sie aus Furcht vor einer übeln Behandlung, daß ihr Gott lieber den Tod zugesandt haben möchte. Weil sie sich nun in dieser Lage gar nicht zu helfen wußte, so setzte sie sich in dem Boote nieder, und weinte bitterlich. Die gute Frau, welche Mitleid mit ihr empfand, redete ihr so lange zu, bis sie ihr in ihre Hütte folgte, wo sie sie bat, ihr den ganzen Hergang ih-

res Schicksals offen zu erzählen, und weil sie merkte, daß sie Hunger hatte, so setzte sie ihr etwas Brod, Fische und Wasser vor, um sich zu erquicken, und brachte es nach wiederholtem Bitten dahin, daß sie etwas davon genoß. — Hierauf fragte Constanze die gute Frau, wer sie denn wäre, daß sie gut italienisch spräche. Sie versetzte, daß sie von Trapani sey, Carapresa hieße, und hier im Dienste bei einigen christlichen Fischersleuten stehe. — Als Constanze den Namen Carapresa (theures Pfand) hörte, hielt sie ihn, ungeachtet ihres Kummers, und obwohl sie sich den Grund nicht deutlich erklären konnte, für das Zeichen einer guten Vorbedeutung. Ohne zu wissen, warum, faßte sie wieder Hoffnung, und sehnte sich nicht mehr in gleichem Grade nach dem Tode. Ohne sich demnach zu erkennen zu geben, oder zu entdecken, woher sie käme, bat sie ihre Wirthin um Gotteswillen, mit ihrer Jugend Erbarmen zu haben, und ihr einen guten Rath zu geben, damit ihr keine Schande widerführe.

Carapresa, die wirklich ein braves Weib war, verließ sie auf eine kurze Zeit, um ihre Netze vollends heimzuholen, führte sie darauf nach Susa, und sagte unterwegs zu ihr: Constanze, ich will dich in das Haus einer vortrefflichen saracenischen Dame führen, welcher ich schon öfters in der Noth Dienste leistete. Sie ist bereits betagt und hat ein gutes Herz; ich werde dich ihr aufs Dringendste empfehlen, und weiß im Voraus, daß sie dich dann wie ihre eigene Tochter aufnehmen und behandeln wird. Du dagegen wirst dich wohl deinerseits gern bemühen, ihr so zu dienen, und dich bei ihr so beliebt zu machen, daß du dich wohl bei ihr befindest, bis dir der Himmel ein glücklicheres Schicksal bescheert. — Gesagt, gethan. Als sie ihre Worte bei der alten Dame angebracht hatte, betrachtete diese Constanzen, und vergoß

Thränen des Mitleids, indem sie sie bei der Hand faßte und ihre Stirne küßte. Sie nahm sie in ihr Haus, w sie mit etlichen andern Frauenzimmern, ohne alle männ liche Gesellschaft oder Bedienung, wohnte, und sich neb ihnen mit Seidenarbeit, Palmblätter- und Lederstickere beschäftigte. Constanze kam bald mit diesen Arbeite zurecht, und machte sich bei ihren Gesellschafterinnen beliebt deren Sprache sie in kurzer Zeit erlernte.

Während sie nun zu Susa lebte, und von ihren Ver wandten als todt betrauert wurde, geschah es, als Mu ley Abdallah König in Tunis war, daß sich in Gra nada ein junger Mann von hohem Stande und großem Ansehen für den rechtmäßigen Thronerben von Tunis aus gab, ein zahlreiches Heer versammelte, und den Köni von Tunis mit Krieg überzog, um ihn vom Thron zu stürzen. Als Martuccio in seinem Kerker davo Kunde erhielt, sagte er zu einem von den wachthaltende Männern: „Wenn ich nur eine kurze Audienz bei dem Könige erhalten könnte, so würde ich ihm einen guten Rath ertheilen, wie er es anzufangen hat, um seinen Feind zu überwinden!“ — Die Wächter sagten diese Worte seinem Befehlshaber, und dieser hinterbrachte sie dem Kö nig, welcher den Martuccio sogleich vor sich kommen ließ, und ihn um seinen Plan befragte.

„Gnädigster Herr,“ erwiederte Martuccio, „wenn ich früherhin, ehe ich in diese Gegend kam, Eure Art zu fechten richtig ins Auge gefaßt habe, so pflegen bei Euch gewöhnlich die Bogenschützen den Ausgang der Schlacht zu entscheiden. Könntet ihr es also so einrichten, daß es während dem Treffen euren Feinden an Pfeilen fehlte, indeß Eure eigenen Leute daran Ueberfluß behielten, so würdet ihr nach meiner Meinung ohne Zweifel den Sieg davontragen.“ — „Das leuchtet mir allerdings ein,“ ver-

setzte der König; „aber auf welche Art möchte sich dieß wohl ins Werk stellen lassen?“ — „Wenn ihr meinem Rathe folgt,“ erwiederte Martuccio, „so wird dieß gar keine große Schwierigkeiten haben. Gebt nur einmal Euren Bogenschützen noch dünnere Sehnen, und laßt Eure Pfeile so kerben, daß sie recht genau auf die Sehnen passen. Könnt ihr dieß so geheim bewerkstelligen, daß Euer Feind nicht das Geringste davon bemerkt, und also keine Gegenmaasregeln treffen kann, so werdet Ihr in der Schlacht, wenn die Bogenschützen von beiden Seiten ihre Pfeile verschossen haben, großen Vortheil davon ziehen. Denn Eure Leute werden alle die gesammelten Pfeile der Feinde wieder gegen sie anwenden können, weil die großen Kerben auf jede Sehne passen, da hingegen die Eurigen wegen ihrer kleinen Kerbe völlig untauglich sind. Auf diese Art werden Eure Leute noch Ueberfluß an Pfeilen haben, wenn der Feind nicht mehr weiß, wo er nur noch einen einzigen hernehmen soll.“ —

Der König, der ein sehr verständiger Mann war, gab dem Rath des Martuccio seinen vollen Beifall; er befolgte ihn auch ganz genau, und errang dadurch den Sieg. Hierdurch kam nun Martuccio bei ihm in große Gunst, und erhielt von ihm eine ehrenvolle Anstellung. Bald verbreitete die Fama diese Geschichte durch das ganze Land, und brachte sie auch zu den Ohren der Constanze, welche jetzt erfuhr, daß Martuccio Gomito, den sie schon längst für todt gehalten hatte, noch lebe. Dadurch wurde die Liebe zu ihm, welche sich bereits abgekühlt hatte, in ihrem Herzen plötzlich wieder entflammt, und sie faßte neue Hoffnung. Demnach entdeckte sie ihrer freundlichen Wirthin alle ihre Schicksale, und sprach gegen dieselbe den Wunsch aus, daß sie gern nach Tunis zurückkehren möchte, um ihre Augen an dem Anblick desjenigen zu wei-

den, nach welchem sie die erhaltene Nachricht aufs N
sehnsüchtig gemacht hatte. — Die gute Frau billigte i
Wunsch, und entschloß sich mit wahrer mütterlicher Z
lichkeit, ein Boot mit ihr zu besteigen, und nach Tu
zu segeln, wo sie nebst Constanzen von einem
rer Anverwandten freundlich aufgenommen wurden.
hatten auch die Carapresa mitgenommen, welche sie
ausschickten, um nähere Kundschaft von Martuccio
zuziehen. Diese brachte ihnen bald die Nachricht, daß
noch lebe, und in hohen Ehren stehe. Die edle D
entschloß sich nun, Martuccio selbst anzukünden,
seine Constanze hier angekommen sey. Sie begab
daher eines Tages zu demselben, und sagte: „M
tuccio, in meinem Hause ist ein Diener von Lip
angekommen, und möchte dich gern dort allein sprech
Weil er mich ersucht hat, diese Botschaft Niemand and
anzuvertrauen, so bin ich selbst gekommen, um sie
mitzutheilen."

Martuccio dankte ihr, und folgte ihr nach ih
Wohnung. Als ihn Constanze erblickte, wäre sie b
nahe vor Freude gestorben. Sie konnte sich nicht enthalt
ihm augenblicklich um den Hals zu fallen. Die Erin
rung an ihre überstandenen Leiden, und die Wonne d
Augenblicks verschlossen ihr jedoch den Mund, und sie kon
nur Freudenthränen vergießen. — Martuccio fühlte
ihrem Anblick ein hohes Erstaunen, und mit einem zär
lichen Seufzer rief er aus: „O meine theure Consta
ze! Lebst du denn wirklich noch? Wie oft mußte ich sch
hören, daß man von dir nichts mehr wisse!" — Bei di
sen Worten sank er an ihre Brust, und weinte. — Co
stanze erzählte ihm jetzt alle Abenteuer, welche sie b
standen, und wie sehr sich die Saracenen ihrer angenomm
hätten. Nach einer längern Unterredung ging Martucci

zu seinem Herrn, dem König, und theilte ihm Alles mit, was sich mit ihm und Constanzen ereignet hatte, wobei er zugleich um die Erlaubniß nachsuchte, sich nach den Gebräuchen unserer Kirche mit ihr vermählen zu dürfen. Der König staunte sehr über diese Geschichten. Vorerst ließ er Constanzen rufen, welche ihm Alles wiederholen mußte, was er bereits von Martuccio gehört hatte, und gab darauf zu, daß sie es in jeder Hinsicht verdiene, ihn zum Gemahl zu bekommen. Hierauf ließ er ansehnliche Geschenke herbeischaffen, für sie, und für ihren Geliebten, worauf er ihnen Beiden völlige Freiheit gab, zu thun, was ihnen beliebte. Martuccio dankte der menschenfreundlichen Wirthin seiner Constanze für Alles, was sie ihr erwiesen hatte, und beschenkte sie reichlich. Bei dem Abschied konnte sich Constanze nicht ohne viele Thränen des Danks und der Liebe von ihr trennen. Darauf bestiegen Martuccio und Constanze, sammt Carapresa, mit des Königs Erlaubniß, ein kleines Fahrzeug, und reisten bei günstigem Wind nach Lipari zurück, wo ihre Wiederkehr mit großen Festlichkeiten begangen wurde. Hier vermählte sich Martuccio feierlich mit Constanzen, stellte ein großes Fest an, wozu er alle Freunde einlud, und lebte mit seiner Frau lange Jahre glücklich und zufrieden.

III. Novelle.

Pietro Boccamazza flieht mit Agnolella und stößt auf Räuber. Sie rettet sich in einen Wald, und wird auf ein Schloß gebracht. Pietro fällt den Räubern in die Hände, doch entrinnt er ihnen wieder, und gelangt nach einigen Widerwärtigkeiten

in daſſelbe Schloß, wo ſich Agnolella befinde
Dann heirathet er ſie, und kehrt mit ihr na
Rom zurück.

Emiliens Erzählung erhielt von allen Seiten d
größten Lobſprüche. Jetzt befahl die Königin Eliſen
weiter fortzufahren. Dem Wink gehorchend, hob dieſe a
„Liebe Schweſtern, es fällt mir ſo eben eine Unglück
nacht ein, die einſt zwei unvorſichtige Liebende zu beſteh
hatten; weil jedoch viele heitere Tage darauf folgten, u
ſich alſo die Geſchichte für unſern Endzweck eignet,
will ich ſie erzählen.„

In Rom, welches einſt die Hauptſtadt der Welt wa
wie es jetzt nur noch der Schwanz derſelben iſt, lebte v
einiger Zeit ein junger Mann, Pietro Boccamazz
genannt, welcher aus einem angeſehenen römiſchen G
ſchlecht abſtammte. Dieſer verliebte ſich in ein wunde
ſchönes Mädchen, Namens Agnolella, die Tochter eine
gewiſſen Gigliuozzo Saullo, der zwar von bürge
lichem Stande, aber bei den Römern ſehr beliebt wa
Da er ſie einmal liebte, ſo wußte er bald ihre Neigun
in gleichem Grade zu entzünden. Pietro, von glühe
der Leidenſchaft entflammt, der dem Wunſche, ſie zu beſitze
ohne die größte Qual nicht länger widerſtehen konnt
verlangte ſie jetzt zum Weibe. Als dieß ſeine Verwandte
erfuhren, bezeigten ſie alle mit ſeinem Vorhaben die größ
Unzufriedenheit, und ließen zugleich dem Gigliuozz
abrathen, der Werbung des Pietro Gehör zu geben
denn wenn er nachgäbe, ſo würden ſie ihn fortan nic
mehr als einen Freund und Verwandten betrachten. A
Pietro ſah, daß man ihm den einzigen Weg verſper
hatte, auf welchem er zum Ziel ſeiner Wünſche gelange
könnte, wollte er vor Schmerz ſterben, und hätte Gi

Liuozzo nur einwilligen mögen, so würde er seine Tochter, trotz allem Widerstreben seiner Verwandten zur Frau genommen haben. Dennoch entschloß er sich, seinen Plan durchzusetzen, wenn ihm das Mädchen bereitwillig entgegenkäme, und als er durch eine Mittelsperson ihre Einwilligung erhalten hatte, traf er mit ihr die Abrede, daß sie zusammen aus Rom entfliehen wollten. Als nun bereits alle Anstalten dazu getroffen waren, stand er an einem Morgen in aller Frühe auf, stieg mit seiner Geliebten zu Pferde, und nahm seinen Weg nach Alagna, wo er mehrere Freunde hatte, auf die er sich verlassen konnte. Ob sie nun gleich während der Reise nicht Zeit hatten, Hochzeit zu machen, weil sie fürchten mußten, daß man sie verfolgen würde; so unterhielten sie sich doch unterwegs mit zärtlichen Gesprächen, und küßten einander zu vielen hundert Malen. Weil nun Pietro den Weg nicht recht genau wußte, so geschah es, daß sie etwa acht Meilen von Rom an einem Orte, statt des Weges zur rechten Hand, den linken einschlugen. Kaum waren sie jetzt zwei Meilen weiter geritten, als sie bei einem kleinen Schloß anlangten, aus welchem ihnen, weil man sie von fern bemerkt hatte, ein Duzend bewaffneter Männer entgegensprengten. Als sie ihnen nahe gekommen, gewahrte sie Agnolella zuerst, und rief laut: „Pietro! Wir müssen uns retten! Wir werden angegriffen!“ Sie lenkte zugleich ihr Pferd nach einem dichten Walde, gab ihm die Sporen, und hielt sich an dem Sattelbogen fest, indem sie mit verhängtem Zügel davonjagte. Pietro, der ihr mehr ins Gesicht, als auf den Weg gesehen hatte, ward die Reisigen nicht sobald gewahr, als sein Mädchen; ehe er sich nur umsehen konnte, woher sie kämen, war er schon von ihnen umzingelt, und sah sich genöthigt, vom Pferde herabzusteigen. Nachdem sie ihn gefragt, wer er

wäre, und er ihnen Antwort ertheilt hatte, begannen sie, mit einander zu berathen, und sagten: „Dieser ist ein Anhänger unserer Feinde! Was sollen wir mit ihm weiter thun, als ihm seine Kleider und sein Pferd wegnehmen, und ihn zum Verdruß der Orsini an den ersten besten Eichbaum aufknüpfen?“ Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und man gebot daher dem Pietro, sich auszukleiden. Während er nun schon anfing, seine Kleider abzulegen, und sich bereits in sein Schicksal ergeben hatte, erschien auf einmal ein Trupp von mehr als zwanzig bewaffneten Männern, welche die andern angriffen, und riefen: „Nieder mit den Hunden!“ Bei dieser unvermutheten Ueberraschung vergaßen jene den Pietro, und waren jetzt bloß auf ihre eigene Vertheidigung bedacht. Da ihnen aber der angreifende Theil an Anzahl weit überlegen war, so mußten sie die Flucht ergreifen, und wurden von den Andern verfolgt. Pietro nahm schnell diese Gelegenheit war, seine Sachen zusammenzuraffen, schwang sich auf sein Roß, und wandte sich so schnell als möglich nach der Richtung hin, nach welcher er Agnolellen hatte fliehen sehen. Da er jedoch in dem Walde den Weg nicht finden konnte, und keinen Pferdehuf entdeckte, so überließ er sich seinem Schmerz, sobald er meinte, von den ersten Angreifern weit genug entfernt zu seyn, und von denen, welche diese wiederum überfallen hatten, um von beiden nichts mehr zu befürchten. Da er keine Spur von seiner Geliebten entdecken konnte, so beklagte er sein Mißgeschick. Denn ob er gleich überall im Walde umher nach ihr gesucht und gerufen hatte, so erhielt er doch keine Antwort. Er wagte es nicht zurückzukehren, und beim Vorwärtsgehen sah er nicht, wohin er entkommen sollte. Andererseits bangte ihm vor den wilden Thieren, welche in den Wäldern zu hausen pflegen, und er war nicht nur um sich

selbst, sondern auch um das Mädchen besorgt, weil er jeden Augenblick befürchtete, sie von Wölfen oder Bären zerrissen zu finden. So ging nun der unglückliche Pietro den ganzen Tag im Walde herum, rief laut, und gelangte oft wieder rückwärts, wo er vermeinte, vorwärts zu kommen, bis er am Ende vor Schmerz, Geschrei, Furcht und Hunger dermaßen erschöpft war, daß er nicht weiter kommen konnte. Als nun die Nacht hereinbrach, und er keinen andern Rath wußte, stieg er neben einer großen Eiche vom Pferde, band das Roß an den Baum fest, und kletterte hinauf, um sich in den Aesten zu verbergen, damit ihn nicht während der Nacht die grimmigen Thiere des Waldes zerreißen möchten. Bald ging der Mond auf, und die Nacht war heiter. Doch wagte er es nicht, sich dem Schlaf zu überlassen, aus Furcht, herabzufallen; und wenn er sich auch diese Besorgniß aus dem Sinn hätte schlagen können, so ließen ihn doch die Gedanken an seine Geliebte nicht schlafen; weßhalb er denn die ganze Nacht damit zubrachte, zu seufzen, zu weinen, und sein Unglück zu bejammern. — Agnolella, welche indessen, wie wir schon vorher berichtet haben, entflohen war, wußte eben so wenig den Weg, als ihr Pferd, und ließ sich daher hintragen, wohin jenes wollte. Bald sah sie sich jedoch so tief im Walde, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite sie hereingekommen war. Sie irrte daher ebenso wie Pietro umher, bald stille haltend, bald vorwärts reitend, wobei sie beständig rief und laute Jammertöne von sich gab. Als sie nun den Pietro durchaus nicht wiederfinden konnte, und es bereits Nacht zu werden anfing, gerieth sie auf einen Fußpfad, welchen sie mit ihrem Pferde einschlug. Nachdem sie bereits über zwei Meilen weit geritten war, entdeckte sie in der Nähe ein kleines Haus, auf das sie jetzt eiligst losſteuerte. Dort traf sie

einen Greis mit seiner Frau, welche ebenfalls schon sehr alt war. Als diese sie so allein auf ihr Haus zukommen sahen, fragten sie: „O mein Töchterlein, was thust du um diese Stunde so allein in dieser wüsten Gegend?“ — Worauf Agnolella zur Antwort gab, daß sie sich im Walde von ihrer Gesellschaft verirrt habe, und fragte, wie weit es noch bis nach Alagna wäre. — „Das ist nicht der Weg nach Alagna, meine Tochter“, versetzte der Alte. Alagna ist von hier noch zwölf Meilen weit entfernt“. — „Gibt es denn kein Wirthshaus in der Nähe“, fragte Agnolella, „wo ich übernachten könnte?“ — „Ich weiß weit und breit kein einziges“, versetzte die Alte, welches du noch vor Einbruch der Nacht erreichen könntest“. Die Jungfrau sagte darauf: „da ich nun nicht weiter kommen kann, würdet Ihr mich denn nicht um Gotteswillen bei Euch beherbergen?“ — „Du sollst uns für diese Nacht willkommen seyn“, versetzte der Greis; „indeß muß ich dir bemerken, daß in dieser Gegend bei Tag und bei Nacht viel verdächtiges Gesindel von Freunden und von Feinden umherstreift, die uns oft großen Schaden zufügen, und wenn der Zufall eine solche Gesellschaft herbeiführte, und sie deine Jugend und Schönheit sähen, so würden sie ebenfalls Arges an dir verüben, ohne daß wir dir helfen könnten. Wir sagen dir dieß aus dem Grunde voraus, damit du dich, wenn ein solcher Fall eintritt, nicht über uns beklagen kannst. — Die Worte des Greises versetzten zwar Agnolellen in Besorgniß; aber weil es schon spät war, so sagte sie: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er Euch und mich vor solchem Unglück behüthen. Ist es jedoch nicht zu vermeiden, so will ich doch noch lieber Menschen in die Hände fallen, als von wilden Thieren zerrissen werden“. Nach diesen Worten stieg sie vom Pferde, und ging in die Hütte der armen Leute, verzehrte mit ihnen

ihr spärliches Nachtessen, und legte sich dann völlig angekleidet mit ihnen auf ihr Bett. Die ganze Nacht hindurch hörte sie nicht auf, ihr Unglück zu bejammern, und um ihren Pietro zu seufzen, von dem sie nicht wußte, was aus ihm geworden war.

Als bereits der Morgen nahte, vernahm sie einen großen Lärm von Menschen, weßhalb sie aufsprang, und sich in den großen Hof wandte, welcher hinter dem kleinen Hause war, wo sie sich unter einem großen Schober Heu versteckte, um, wenn die Leute in das Haus eindringen würden, nicht sogleich von ihnen gesehen zu werden. Als sie nun herein kamen, und Agnolellens Roß gesattelt und gezäumt im Hofe fanden, fragten sie den Greis, wer sich bei ihnen befände. — Der gute Greis, welcher bemerkte, daß sich das Mädchen entfernt hatte, erwiederte: „Es ist Niemand hier, außer uns. Dieses Pferd muß wohl seinem Herrn entlaufen seyn; denn gestern Abend kam es ganz allein vor unser Haus, und wir nahmen es auf, damit es nicht etwa von den Wölfen gefressen werden möchte.“ — „Wenn der Gaul keinen Herrn hat“, sagte der Anführer der Bande, „so kommt er uns gerade recht“.— Darauf lagerten sie sich in dem Hause und im Hofe. Während sie ihre Lanzen und Schilder ablegten, geschah es, daß Einer aus Muthwillen seine Lanze nach dem Heuschober schleuderte, und Agnolellen beinah gespießt hätte; denn die Lanze ging so dicht an ihr vorbei, daß sie ihr das Kleid an der linken Brust zerriß. Fast hätte sie vor Schreck laut aufgeschrieen; doch sie bedachte, wo sie war, und schwieg daher still. Nachdem die Räuber ihr Wildbrät gebraten und verspeißt hatten, brachen sie auf, und nahmen den Gaul der Jungfrau mit sich fort. Als sie nun fort waren, fragte der Alte seine Frau: „Was ist denn aus dem Mädchen geworden, welches gestern Abend

ein Nachtquartier bei uns suchte? Ich habe sie nicht gesehen, seitdem wir aufgestanden sind." Die Frau versetzte: „Ich weiß es nicht," und ging dann hinaus, um sich nach ihr umzusehen. Als Agnolella bemerkte, daß sich die Räuber entfernt hatten, kroch sie unter dem Heuschober hervor, worüber sich der Greis sehr freute, weil er es nicht gern gesehen haben würde, wenn sie den Räubern in die Hände gefallen wäre. Weil jetzt der Morgen schon anbrach, so sagte er zu ihr: „Da es nun Tag wird, so will ich dich, wofern es dir gefällt, nach einem Schlosse bringen, welches fünf Meilen weit von hier entfernt ist, und dir ein sicheres Asyl gewähren wird. Doch mußt du dich dabei bequemen, den Weg zu Fuß zu machen, weil dir das böse Gesindel, welches in dieser Nacht hier war, deinen Gaul mitgenommen hat." Agnolella war dieß zufrieden, und bat den Greis um Gotteswillen, daß er sie nur schleunigst nach diesem Schlosse geleiten möchte. So machte er sich denn mit ihr auf den Weg, und sie langten daselbst um die dritte Morgenstunde an. Das Schloß gehörte Einem aus dem Geschlecht der Orsini, mit Namen Liello di Campo di Fiore, und es traf sich, daß seine Gemahlin, eine höchst liebreiche Dame, eben allein zu Hause war, welche Agnolellen sogleich erkannte, sie freundlichst willkommen hieß, und sich mit der größten Theilnahme nach allen den Umständen erkundigte, welche sie herbeiführten. Agnolella erzählte ihr ihre ganze Geschichte. Die Dame, welche auch Pietro kannte, weil dieser ein Freund ihres Mannes war, betrübte sich sehr über den Unfall, der ihn betroffen hatte, und als sie vernahm, in welcher Gegend man ihn überfallen hatte, so zweifelte sie fast nicht mehr an seinem Tode. — Sie sprach daher zu Agnolellen: „Weil wir nicht wissen, was aus Pietro geworden ist, so wirst du am klügsten

daran thun, einstweilen bei uns zu bleiben, bis ich dich mit einer sichern Gelegenheit nach Rom senden kann". —

Pietro, welcher voll Angst und Schmerzen auf seinem Eichbaume saß, bemerkte in der Nacht eine ganze Heerde Wölfe, die sein Pferd gewittert hatten, und es umzingelten. Sobald der Gaul ihrer ansichtig wurde, riß er sich los, und wollte entfliehen; allein die Wölfe umringten ihn, und ob er sich gleich lange mit Huf und Zahn gegen sie vertheidigte, so wurde er doch endlich von ihnen überwältigt und zerfleischt. In kurzer Zeit hatten sie ihn verschlungen, bis auf die Knochen. Darüber gerieth Pietro, der an dem Gaul den einzigen Gefährten fand, welcher seine Beschwerden mit ihm theilte, in Verzweiflung, und dachte nun schon, daß er nie wieder aus dem Walde herauskommen würde. Als er jedoch vor Kälte ganz starr und steif war, und immer mit besorgenden Blicken um sich schaute, bemerkte er bei dem nahen Anbruch des Tages etwa in der Entfernung von einer halben Stunde ein großes Feuer. Er stieg daher von seinem Eichbaum hernieder, und ging dem hellen Scheine nach, bis er das Feuer erreichte, um welches er einige Hirten gelagert fand, die in heiterer Laune gerade frühstückten, und ihn auf's Freundlichste empfingen. Nachdem er sich bei ihnen gesättigt und gewärmt hatte, erzählte er ihnen sein Mißgeschick, und fragte sie, ob nicht vielleicht in der Nähe ein Schloß wäre, wohin er seine Zuflucht nehmen könnte. Worauf ihm die Hirten den Bescheid ertheilten: es liege allerdings etwa drei Meilen von ihnen das Schloß des Herrn Liello di Campo di Fiore, wo dieser mit seiner Gemahlin allein wohne. Er freute sich sehr über diese Antwort, und bat Einen von ihnen, ihn doch nach diesem Schlosse zu begleiten, worauf sich ihm Zwei freiwillig zu Führern anboten. Als Pietro nun dort anlangte, und eben Jemand

bitten wollte, Agnolellen im Walde aufsuchen zu lassen, ließ ihn die Dame des Schlosses zu sich bescheiden, bei welcher er zu seiner grenzenlosen Freude seine Geliebte wiederfand. Er brannte vor glühender Begier, sie zu umarmen; doch mußte er dieß aus Rücksicht auf die Gegenwart der Dame unterlassen. War seine Freude groß, so war die Freude der Jungfrau nicht geringer. Die Dame nahm ihn freundlich auf, und nachdem er ihr erzählt hatte, was ihm unterdessen widerfahren war, tadelte sie ihn sehr, daß er wider den Willen seiner Eltern diese Sache habe durchsetzen wollen. Da sie jedoch sah, daß er von seinem Vorsatz nicht abzubringen war, und daß ihn das Mädchen so sehr liebte, so dachte sie: „Was soll ich mir so viel unnöthige Mühe machen? Die jungen Leute kennen und lieben einander, sie sind beide mit meinem Manne befreundet, ihre Absichten sind rechtlich und ehrlich, und vielleicht will es der Himmel so haben; denn der Eine ist dem Galgen entronnen, die Andere der Lanze, und Beide wilden Thieren; daher möge es denn geschehen!" Darauf wandte sie sich gegen sie und sprach: „Wenn ihr einander durchaus heirathen wollt, so habe ich nichts dawider. Feiert hier eure Hochzeit auf Kosten meines Liello; ich will euch schon wieder mit euren Verwandten aussöhnen". Kurz, Pietro war froh, und Agnolella war es noch mehr; sie feierten ihre Hochzeit, und die gute Dame traf die Anstalten so gut, als es auf dem Lande möglich war, worauf das Liebespaar in dem Schlosse die ersten Blumen der Liebe pflückte. Nach etlichen Tagen setzte sich die gute Dame mit ihnen zu Pferde, und so kehrten sie mit einer sicheren Bedeckung nach Rom zurück. Dort fanden sie die Eltern Pietro's über das Vorgefallene sehr bestürzt; doch stifteten sie bald Frieden, und Pietro erreichte mit seiner Agnolella ein frohes und glückliches Alter.

IV. Novelle.

Ricciardo Manardi wird von Messer Lizio da Valbona bei seiner Tochter angetroffen; er heirathet sie, und bleibt ferner in gutem Vernehmen mit ihrem Vater.

Nachdem Elisens Novelle allgemeinen Beifall erhalten hatte, winkte die Königin dem Philostrato, weiter mit dem Erzählen fortzufahren, worauf dieser begann: „Ihr habt mich schon so sehr darüber getadelt, daß ich euch von lauter traurigen Ereignissen habe erzählen lassen. Deßhalb glaube ich, euch jetzt zur Entschädigung für diese Pein etwas vortragen zu müssen, was euch in eine heitere Stimmung versetzt. Ich will euch demnach einen Liebeshandel erzählen, in welchem nichts Trauriges vorkommt, einige Seufzer ausgenommen, und ein kleiner Schrecken und etwas Schaamröthe, worauf aber die ganze Sache ein glückliches Ende nimmt.

Es lebte nämlich vor noch nicht gar langer Zeit in der Romagna ein wackerer und sehr angesehener Cavalier, Namens Lizio da Valbona, dem noch in seinen hohen Jahren von seiner Gemahlin, Madonna Giacomina, eine Tochter geboren wurde. Als dieses Mädchen heranwuchs, wurde sie fast von Tag zu Tag schöner, und übertraf bald alle andern an Liebreiz. Da diese nun ganz allein bei ihren Eltern lebte, so wurde sie von denselben über alle Maßen geliebt, und auf's Strengste bewacht, weil diese hofften, sie besonders vortheilhaft zu verheirathen. Nun ging in dem Hause des Herrn Lizio ein schöner, anmuthiger Jüngling, Namens Ricciardo, aus dem Geschlecht der Manardi von Brettinoro, häufig ein und aus, und unterhielt sich oft mit Herrn Lizio,

und dieser, sowie seine Gattin, beobachteten ihn mit eben so wenig besorglichen Gedanken, als ob es ihr Sohn gewesen wäre. Als dieser das reizende Mädchen, welches so eben zum mannbaren Alter herangereift war, täglich vor Augen sah, verliebte er sich sterblich in sie, wobei er aber seine geheime Neigung so gut zu verbergen wußte, daß Niemand, als sie allein, etwas davon bemerkte, wobei sie nicht unterließ, ihm seine Zärtlichkeit zu erwiedern. Ricciardo ward froh, als er diese Entdeckung machte, und mehr als einmal schwebte ihm seine Liebeserklärung auf der Zunge; doch war er zu schüchtern, bis er am Ende einmal Muth faßte, und zu ihr sagte: „Catharina, ich bitte dich, laß mich nicht vor Liebe sterben!" — Worauf die Jungfrau sogleich erwiederte: „Möchte doch der Himmel verhüthen, daß ich nicht selbst vorher vor Liebe sterbe!" — Diese Antwort machte dem Ricciardo Muth; daher er zu ihr sagte: „An mir soll es nicht liegen, alle deine Wünsche zu erfüllen; aber deine Sache ist es, die Mittel zu finden, um dein und mein Leben zu retten". Darauf versetzte die Jungfrau: „Ricciardo, du siehst, wie sehr man mich bewacht, und ich für meine Person weiß dir keinen Weg anzugeben, auf welchem du zu mir gelangen könntest. Wenn dir vielleicht etwas einfällt, wie es anzufangen ist, so sage mir deine Meinung; denn ich werde Alles thun, um deine edeln Absichten zu befördern". Als Ricciardo ein wenig nachgesonnen hatte, hob er plötzlich an: „Theuerste Catharina, ich weiß kein anderes Mittel, zu unserem Zweck zu gelangen, als wenn du es versuchtest, auf den Austritt vor eurem Gartenfenster zu gelangen, oder dort zu schlafen. Wenn ich dann bestimmt wüßte, daß ich dich dort finden würde, so wollte ich trotz der Höhe zu dir hinauf gelangen". Catharina versetzte: „Wenn du dir das getrautest, so getraute ich

es mir schon auch, es so einzurichten, daß man mir erlaubte, dort zu schlafen. Ein verstohlener Kuß versiegelte diese Verabredung, worauf sich das Liebespaar schnell von einander trennte. Es war bereits gerade schon zu Ende des Maimonats, als sich am nächsten Tage Catharina bei ihrer Mutter darüber beklagte, daß sie es in der vergangenen Nacht auf ihrem Zimmer vor Hitze kaum hätte aushalten können. — „Was willst du denn von Hitze reden?" versetzte die Mutter. „Es war ja noch nicht einmal warm. — Wenn Ihr das zu dem Vater sagtet, antwortete Catharina, so möchte es schon so seyn. Aber bedenkt nur, daß junge Mädchen ein wärmeres Blut haben, als betagte Leute!" — „Das ist schon wahr", erwiederte die Mutter. „Allein es steht nicht in meiner Kraft, über Wärme und Kälte zu gebieten. Man muß die Witterung so nehmen, wie sie die Jahreszeit gerade mit sich bringt; vielleicht wird es in den nächsten Tagen kühlere Nächte geben, wo du ruhiger schlafen kannst". „Das gebe der Himmel!" versetzte Catharina; „aber die Nächte pflegen gewöhnlich im Sommer nicht kühler zu werden". — „Was willst du denn aber, daß geschehen soll?" fragte die Mutter. „Wenn Ihr und mein Vater nichts dawider hättet", antwortete Catharina, „so möchte ich mir wohl neben seinem Zimmer in dem Gang, der nach dem Garten hinausgeht, ein Bett machen lassen, und diese Nacht dort schlafen. Ich würde dort die Nachtigall singen hören, und mich im Kühlen weit wohler befinden, als in Eurem Zimmer". Worauf die Mutter erwiederte: „Gut, liebe Tochter! Ich will mit dem Vater darüber sprechen, und wenn es ihm recht ist, so soll es geschehen". — Als Herr Lizio dieß hörte, sagte er, weil er schon alt und deßhalb etwas eigensinnig war: „Was schwatzt das Mädchen da von Nachtigallen, die sie in den Schlaf singen sollen? Ich will ihr

Lehren geben, bei dem Gesang der Heuschrecken einzuschlafen". — Als Catharina dieſe Antwort von ihrer Mutter erfuhr, ſchlief ſie in der nächſten Nacht, mehr aus Unwillen, als wegen der Hitze, gar nicht ein, und ließ auch ihre Mutter nicht ſchlafen, wobei ſie beſtändig über die unerträgliche Hitze klagte. Am nächſten Morgen ſagte die Mutter zu ihrem Alten: „Väterchen, du haſt doch auch gar zu wenig Liebe für das arme Mädchen! Warum ſoll ſie denn nicht auf jenem Gange ſchlafen? Sie hat in der verwichenen Nacht vor Hitze kein Auge zuthun können, und iſt es denn ſo ſehr zu verwundern, wenn ein junges Mädchen die Nachtigall gern ſingen hört? Junge Mädchen haben ihre Freude an ſolchen Dingen". — „Nun gut", ſagte Herr Lizio, ſo mag ſie ſich dort ein Bett aufſchlagen laſſen, es mit Vorhängen umgeben, dort ſchlafen, und nach Herzensluſt die Nachtigall ſingen hören". — Als Catharina dieſe Antwort vernahm, ließ ſie ſich ſogleich dort ein Bett bereiten, und ſobald ſie ihren Ricciardo gewahrte, gab ſie ihm ein Zeichen, auf welches er wußte, was er zu thun hatte. Als Herr Lizio hörte, daß ſeine Tochter zu Bett gegangen war, verſchloß er die Thüre, die von ſeinem Zimmer in den Gang führte, und begab ſich ebenfalls zu Bett. Wie nun Ricciardo bemerkte, daß Alles im Hauſe ſtill geworden war, erſtieg er mit Hülfe einer Leiter die Gartenmauer, und kletterte darauf nicht ohne große Gefahr an den Abſätzen der Mauer des Hauſes hinauf bis an den Austritt, wo er von der Jungfrau in aller Stille aufs Freundlichſte empfangen wurde. Die Chronik, welche dieſe Geſchichte aufbewahrt hat, meldet nicht, wie oft ſie die Nachtigall ſingen hörten; da indeß ihre beiderſeitige Wonne groß, und die Nacht nicht mehr lang war, ſo floh ihnen dieſe ſo ſchnell dahin, daß ſie der Tag überraſchte, nachdem ſie kaum Zeit gehabt

hatten, ein wenig einzuschlummern; und theils die wonnige Jahreszeit, theils ihr Liebesfeuer hatte sie dermaßen erhitzt, daß sie unbedeckt dalagen. Catharina hielt mit der Rechten den Hals ihres Geliebten fest umschlungen, und mit der Linken den Vogel, welchen sie so gern hatte singen hören wollen. Als es nun mittlerweile heller Tag geworden war, stand Herr Lizio auf, und weil es ihm einfiel, daß seine Tochter auf dem Balkon schlief, so öffnete er leise die Thüre, und sagte: „Ich will doch einmal sehen, wie die Nachtigall heute Nacht unsere Catharina in Schlaf gesungen hat!“ — Jetzt schlich er sich an das Bett, hob den Vorhang auf, und fand die beiden Liebenden in der bereits beschriebenen Situation im süßesten Schlafe. Als er den Ricciardo erkannte, ging er wieder hinaus, begab sich nach dem Schlafzimmer seiner Frau, und sagte zu ihr: „Steh geschwind auf! Deine Tochter hat die Nachtigall so reizend gefunden, und ihr so glücklich nachgestellt, daß sie sie gefangen hat, und in der Hand hält!“ — Die Frau versetzte: „Wie ist das möglich?“ — „Das sollst du mit deinen eigenen Augen schauen, wenn du mir geschwind folgst!“ versetzte Vater Lizio. — Die Dame warf jetzt eiligst ihr Morgengewand um, und ging mit ihrem Manne, welcher sie an das Bett führte, den Vorhang von demselben wegzog, und ihr zeigte, wie fest ihre Tochter die Nachtigall in der Hand hielt, nach deren Gesang sie sich so sehr gesehnt hatte. Die Mutter, die sich von Ricciardo schwer betrogen glaubte, wollte Lärm machen, und ihn ausschelten; jedoch Herr Lizio sagte: „Frau, wenn du mich lieb hast, so schweige! Denn wahrlich, da sie die Nachtigall einmal gefangen hat, so soll sie sie auch behalten! Ricciardo ist ein Edelmann und ein reicher junger Herr, und wir haben an ihm einen ganz braven Schwiegersohn. Wenn er sich gütlich mit mir verständi-

gen will, so soll er das Mädchen heirathen, damit er inne werde, daß er seine Nachtigall in seinen eignen Käfig gesteckt habe, und in keinen andern". — Dabei beruhigte sich die Mutter, zumal da sie sah, daß sich ihr Mann aus dem ganzen Vorfall nicht viel machte. Und da sie sah, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, wohl geschlafen und den Vogel gefangen hatte, so gab sie sich zufrieden, und machte keine weitere Einwendung. — Kurz nach diesem Gespräch erwachte Ricciardo, und als er bemerkte, daß es bereits heller Tag war, erschrack er über die Maaßen, rief Catharina! und sagte zu ihr: „O Himmel, meine Liebe! Was sollen wir anfangen? Der Tag hat uns überrascht!" — Bei diesen Worten hob Herr Lizio den Vorhang auf, und sagte: „Dafür soll schon Rath werden!" — Als Ricciardo diesen sah, fühlte er sich das Blut in den Adern erstarren. „Ach, mein Herr, rief er aus, indem er sich vom Bette aufrichtete, um Gotteswillen habt mit mir Erbarmen! Ich sehe wohl, daß ich eigentlich wegen meines Vergehens den Tod verdient hätte, Macht jetzt mit mir, was Ihr wollt! Nur bitte ich Euch, schonet wo möglich meines Lebens, und bringt mich nicht um!" Worauf Herr Lizio erwiederte: „Ricciardo, meine Freundschaft für dich, und das Vertrauen, welches ich in dich setzte, hatten nicht dieses von dir verdient. Da es jedoch nun einmal so steht, und dich deine Leidenschaft so weit irre geführt hat, so kannst du deinen Tod und meine Schande abwenden, wenn du dich sogleich mit Catharinen verlobst, und sie für alle Zukunft zu der Deinigen machst, wie sie es diese Nacht gewesen ist. Auf diese Art kannst du mir meine Ruhe wiedergeben, und dich selbst vom Tode befreien. Wofern du aber das nicht thun willst, so befiehl Gott deine Seele!" — Catharina hatte mittlerweile die Nachtigall losgelassen, sich zugedeckt, und

und bitterlich geweint. Jetzt bat sie ihren Vater um Verzeihung und ihren Geliebten um die Einwilligung in die ihm vorgeschriebene Bedingung. Ricciardo ließ sich nicht lange bitten; denn ihn bewog theils die Schaam über seinen begangenen Fehltritt, theils der Wunsch, ihn wieder gut zu machen, theils die Furcht vor dem Tode und die Liebe zu dem Leben, vor Allem aber seine glühende Leidenschaft und die heiße Sehnsucht, seine Geliebte auf ewig zu besitzen, so daß er keinen Augenblick schwankte, sich in Herrn Lizio's Willen zu fügen. — Lizio ließ sich demnach von seiner Frau einen Ring bringen, und so verlobte sich in Gegenwart der Eltern Ricciardo mit seiner Catharina. Darauf gingen Catharina's Eltern fort mit den Worten: „Legt euch nur jetzt in Gottesnamen wieder zu Bett, denn das wird euch wohl lieber seyn, als das Aufstehen!“ Damit ließen sie den Vorhang fallen, bis ihn das verliebte Paar selbst wieder aufhob, worauf Ricciardo mit seinem Schwiegervater die nöthige Rücksprache nahm, um die Verlobung in Gegenwart aller beiderseitigen Freunde und Verwandten zu wiederholen. Dann führte er seine junge Frau heim, stellte ein glänzendes Hochzeitsfest an, und setzte mit ihr den Vogelfang fort bei Tag und Nacht, so oft er dazu Lust hatte.

V. Novelle.

Guidotto von Cremona läßt dem Giacomino von Pavia eine Pflegtochter zurück, und ſtirbt. Giannuol di Severino und Minghino di Mingole verlieben ſich Beide in dieſelbe, und bekommen um ihretwillen Händel. Dabei kommt es zu Tag, daß das Mädchen Giannuol's Schweiſt, worauf ſie Minghino zur Frau erhält.

Die jungen Damen waren über der Erzählung von der Nachtigall ſo ſehr ins Lachen gerathen, daß ſie ſich gar nicht wieder zufrieden geben wollten. Als die Königin endlich zu Worten kommen konnte, hob ſie an: „Philoſtrato, wenn du uns geſtern in eine trübe Stimmung verſetzteſt, ſo war doch dein heutiger Humor der Art, daß ſich Niemand über dich beklagen kann.“ — Worauf ſie Neiphilen gebot, weiter mit dem Erzählen fortzufahren. — „Da uns Philoſtrato“, begann dieſe, „mit ſeiner Erzählung in die Romagna verſetzt hat, ſo will ich mich mit der meinigen auch dahin wenden.

Es lebten nämlich einmal in der Stadt Fano ein paar Männer aus der Lombardei, von welchen der Eine Guidotto von Cremona, und der Andere Giacomino von Pavia hieß, die in ihrer Jugend Waffenbrüder geweſen, und jetzt ſchon bejahrte Leute waren. Als nun Guidotto ſein Ende herannahen ſah, und weder einen Sohn, noch einen andern Freund und Verwandten hatte, auf den er ſich beſſer, als auf Giacomino verlaſſen konnte, ſo unterrichtete er dieſen genau von ſeinen irdiſchen Angelegenheiten, empfahl ein junges zehnjähriges Mädchen, welches er lange Zeit bei ſich hatte, ſeiner Fürſorge, und ſtarb. —

Um diese Zeit geschah es, daß sich die Stadt wieder etwas erhob aus dem traurigen Zustande, in welchen sie Krieg und andere Unfälle versetzt hatten, und die Emigranten konnten demnach frei und ungehindert wieder dahin zurückkehren. Da sich nun Giacomino früher daselbst aufgehalten hatte, und es ihm dort gefiel, so entschloß er sich jetzt, mit seiner ganzen Habe wieder dahin zu ziehen, und er nahm auch die Jungfrau mit, welche ihm Guidotto hinterlassen hatte, und die er wie seine eigene Tochter liebte und behandelte. Diese wuchs heran, und wurde eins der schönsten Mädchen der Stadt; dabei standen ihre Reize in schönster Harmonie mit ihren Sitten. Sie zog deßhalb die Augen vieler jungen Männer auf sich. Vornehmlich aber faßten zwei vortreffliche junge Leute eine solche Leidenschaft zu ihr, daß sie vor Haß in glühender Eifersucht gegen einander entbrannten. Der Eine von ihnen hieß Giannuol di Severino, und der Andere Minghino di Mingolo. Als das Mädchen ihr funfzehntes Lebensjahr erreicht, hätte sie Jeder von den Beiden gern geheirathet, wenn es nur die Verwandten zufrieden gewesen wären. Wie die Letztern jedoch ihre Gründe hatten, ihre Einwilligung nicht zu geben, so sannen beide Jünglinge darauf, sich selbst auf die eine oder die andere Weise in den Besitz der Geliebten zu setzen.

Giacomino hatte in seinem Hause eine bereits betagte Dienerin und einen Diener, mit Namen Crivello, einen kurzweiligen und lustigen Burschen. Mit diesem machte sich Giannuol bekannt, entdeckte ihm in einem passenden Augenblicke seine Liebe, und bat ihn dabei zugleich, ihm bei seinem Plan an die Hand zu gehen, indem er ihm eine große Belohnung versprach. Crivello antwortete ihm: „Ich weiß dir auf keine andere Weise zu helfen, als daß ich dich, wenn Giacomino einmal

ausgeht, zu der Jungfrau in ihr Zimmer lasse; denn wenn ich bei ihr für dich sprechen wollte, so würde sie mir kein Gehör schenken. Wofern du damit zufrieden bist, so verspreche ich dir, dieß zu thun. Du kannst es dann halten, wie du willst, und selbst thun, was dir möglich ist." — Giannuol zeigte sich mit diesem Vorschlag völlig einverstanden, und der Handel war hiemit geschlossen. Andererseits hatte sich Minghino mit der Magd so vertraut gemacht, daß er sie dazu bewegt hatte, mehrmalige Botschaften an das Mädchen auszurichten, wodurch diese sich fast in ihn verliebte. Auch hatte ihm die Dienerin versprochen, ihn zu ihr zu führen, so bald Herr Giacomino einmal Abends nicht zu Hause wäre.

Kurze Zeit darauf, nachdem diese Unterhandlungen gepflogen worden waren, wußte es Crivello zu veranstalten, daß Giacomino von einem Freunde eine Einladung zum Abendessen annahm, wovon er den Giannuol benachrichtigte, und sich mit ihm besprach, daß er auf ein gegebenes Zeichen kommen, und die Thüre offen finden sollte. Die Dienerin, die von diesem Einverständniß keine Ahnung hatte, ließ jetzt den Minghino wissen, daß Giacomino heute nicht zu Hause speise, und sagte ihm, er solle sich nur um die achte Stunde ein wenig unten verweilen, um auf ein von ihr gegebenes Zeichen in das Haus zu kommen. — Als nun der Abend herannahte, begab sich ein Jeder von den beiden Liebenden, ohne daß der Eine etwas von dem Andern wußte, weil Jeder von ihnen dem Andern mißtraute, mit bewaffneten Männern an das Haus, um auf ein von der Magd gegebenes Zeichen in dasselbe hineinzukommen. Minghino mit den Seinigen hielt sich in dem Hause eines seiner Freunde in der Nachbarschaft auf, Giannuol mit den Seinigen wartete in einiger Entfernung vom Hause. Nachdem Giacomi-

mino ausgegangen war, ſuchten Crivello und die Dienerin einander gegenſeitig zu entfernen. „Warum gehſt du denn heute nicht zu Bett?“ ſagte Crivello zu der Magd. „Was treibſt du denn dich immer noch im Hauſe umher.“ — Worauf ſie ihm entgegnete: „Warum gehſt du denn nicht nach deinem Herrn? Worauf warteſt du denn noch, nachdem du dich ſchon ſatt gegeſſen haſt?“ — Und ſo wetteiferten ſie eine zeitlang vergeblich, Eins das Andre fortzuſchicken. Als jedoch Crivello ſah, daß die feſtgeſetzte Stunde gekommen war, dachte dieſer: „Was kümmert mich die Alte! Wenn ſie nicht ruhig iſt, ſo kann ſie eine Tracht Schläge bekommen!“ Er gab alſo das verabredete Zeichen, und öffnete die Thüre, worauf Giannuol augenblicklich mit zwei Begleitern hereindrang, das Mädchen im Sale antraf, und ſie entführen wollte. Sie ſträubte ſich aber, und erhob ein lautes Geſchrei, und die Magd gleichfalls. Wie dieß Minghino hörte, eilte er mit den Seinigen herbei, und als man das Mädchen ſo eben aus der Thüre ſchleppen wollte, zogen ſie die Schwerter, und riefen: „Verräther! Ihr ſeyd des Todes! Euer Frevel ſoll Euch nicht gelingen: Was treibt ihr hier für Gewaltthätigkeiten?“ Nach dieſen Worten kam es zum Handgemenge; bei dem Lärm eilten auch die Nachbarn bewaffnet und mit Lichtern herbei, ſchalten über den Unfug, und leiſteten dem Minghino Beiſtand. Nach einem langen Gefecht entriß Minghino das Mädchen dem Giannuol, und brachte ſie in Giacominos Haus zurück. Doch nahm die Schlägerei nicht eher ein Ende, als bis die Wache dazukam, welche mehrere von den Streitenden verhaftete und einkerkerte, unter denen ſich auch Minghino, Giannuol und Crivello befanden. — Als der Lärm geſtillt, und Giacomino mittlerweile nach Hauſe gekommen war, machte ſich dieſer

über das in seiner Abwesenheit Vorgefallene zwar unruhige Gedanken; doch war es ihm nach näherer Erkundigung lieb, zu vernehmen, daß die Jungfrau auf keine Weise schuldig sey. Damit aber künftig nichts Aehnliches wieder vorfallen möchte, beschloß er, sie so bald als möglich zu verheirathen. Am nächsten Morgen, als die Verwandten des einen und andern Theils den Hergang der Sache vernommen hatten, und sahen, daß es den beiden jungen Leuten übel ergehen könnte, wenn Giacomino sein Recht gegen sie weiter verfolgte, besuchten sie ihn, und baten ihn mit begütigenden Worten, die Beleidigung, welche ihm die unbesonnenen Jünglinge zugefügt hätten, nicht so hoch aufzunehmen; er möchte vielmehr seine Freundschaft und sein Wohlwollen gegen sie selbst walten lassen, da sie ihn deßwegen um Verzeihung bäten, und sich ihm bereitwillig zeigten, ihm jeden Ersatz zu gewähren, den er nur verlangen würde.

Giacomino, der schon vieles in seinem Leben erfahren hatte, und ein sehr gutmüthiger Mann war, erwiederte: „Meine Herren, wenn ich auf meinem eigenen Grund und Boden wohnte, so wie ich mich auf dem eurigen befinde, so würde ich auch dann so viel Freundschaft für euch hegen, um euch in diesem Punkte, so wie in jedem andern zu willfahren; wie viel mehr in diesem, wo ihr euch die Beleidigung selbst zugefügt habt! Denn dieses Mädchen ist weder aus Cremona, noch aus Pavia gebürtig, wie vielleicht Manche denken, sondern aus Faenza; wiewohl weder ich, noch derjenige, welcher sie mir anvertraute, noch sie selbst, jemals erfahren haben, wessen Tochter sie ist. Daher gewähre ich euch eure Bitte von Herzen gern." — Die wackern Männer erstaunten, als sie vernahmen, daß die Jungfrau aus Faenza sey; sie dankten dem Giacomino für seine wohlwollende Antwort, und baten ihn, daß er ihnen doch offenbaren möchte,

auf welche Weise das Mädchen in seine Hände gerathen sey, und woher er wisse, daß sie aus Faenza stamme.

Worauf Giacomino erwiederte: „Guidotto war mein Freund und Waffengefährte. Im Sterben sagte er mir, wie sich der Kaiser Friedrich dieser Stadt bemächtigt, und Jedermann Beute gemacht habe, sey er mit seinen Cameraden in ein Haus gekommen, welches sie zwar ohne Bewohner, doch voll Hausrath und Effekten gefunden hätten, ausgenommen ein kleines Kind, welches gegen zwei Jahre alt gewesen sey, und ihn bei dem Begegnen auf der Treppe „Vater!“ angerufen habe. Dadurch sey er dermaßen gerührt worden, daß er das Kind, sammt Allem, was er in dem Hause vorgefunden, mit nach Fano genommen habe. Dort befahl er mir bei seinem Absterben das Mädchen in meine Hände, bat mich, sie zu rechter Zeit zu verheirathen, und ihr sein ganzes Vermögen zur Aussteuer mitzugeben. Als sie mannbar wurde, kam mir noch kein Mann vor, der mir passend für sie geschienen hätte, so gern ich sie auch versorgt sehen möchte, damit nicht wieder ähnliche Dinge vorkommen, wie am gestrigen Tage.“ — Von ungefähr befand sich unter den Uebrigen ein gewisser Guiglielmo da Medici, der mit dem Guidotto bei jenem Vorfall zugegen gewesen war, und sich noch recht gut erinnerte, welches Haus damals von Guidotto ausgeplündert wurde, und da er unter den Andern den Besitzer des Hauses erblickte, so näherte er sich ihm, und sagte: Bernabuccio, hörst du, was Giacomino erzählt?“ — Bernabuccio versetzte: „Ja wohl, und ich dachte um so öfter daran, weil ich mich entsinne, daß ich in jenen Unruhen ein Töchterchen, von demselben Alter, verlor, dessen Giacomino erwähnt.“ — „Das muß dieselbe seyn,“ versetzte Guiglielmino, „denn ich hörte damals

den Guidotto sagen, wo er geplündert hätte, und nac
seiner Schilderung ist es in deinem Hause gewesen. Be
sinne dich daher, ob du das Mädchen nicht an irgend ei
nem Merkmaal würdest erkennen können, und laß sie ho
len. Du wirst ganz bestimmt finden, daß es deine Toch
ter ist". — Bernabuccio erinnerte sich, daß seine Toch
ter eine kreuzförmige Narbe über dem linken Ohr haben
müßte, wo man ihr kurz vor den Unruhen einen Schwä
ren aufgeschnitten hatte. Er bat demnach Giacomi
no'n um die Erlaubniß, das Mädchen einmal sehen zu
dürfen. Giacomino gestattete ihm das mit Vergnügen
Als sie Bernabuccio kaum erblickte, glaubte er gan
das Gesicht ihrer Mutter, welche noch eine schöne Dam
war, wiederzuerkennen; allein noch nicht damit zufrieden
bat er den Giacomino, daß er ihm doch erlauben
möchte, ihr die Locke über dem linken Ohr ein wenig zu
lüften. Giacomino hatte nichts dagegen. Bernabuc
cio näherte sich jetzt dem Mädchen, welches verschämt da
stand, hob mit der Hand die Haare aufwärts, und ent
deckte das Kreuz. Da er nun nicht mehr zweifeln konnte
daß sie seine leibliche Tochter war, brach er in Thränen
aus, umarmte sie trotz ihrem Widerstreben, wandte sich
dann zu Giacomino, und sagte: „Bruder, das ist
meine leibliche Tochter, welche mir Guidotto entführte
In unserer ersten Bestürzung hatten ich und meine Frau
sie vergessen, und weil unser Haus an jenem Tag in
Feuer aufging, so glaubten wir bis zu dieser Stunde
daß unser Kind mit verbrannt wäre". — Als das Mädchen
dieß vernahm, den bereits bejahrten Mann vor sich sah
und, von einer geheimen Ahnung ergriffen, seinen Worten
Glauben beimaß, litt sie seine Umarmungen und brach
gleichfalls in Thränen aus. Bernabuccio sandte jetzt
sogleich nach seiner Frau, nach seinen andern Kindern un

nach seinen Verwandten, stellte ihnen seine wiedergefundene Tochter vor, und führte sie endlich nach unzähligen Umarmungen von allen Seiten höchst erfreut nach Hause.— Als der Stadtvogt, der ein sehr braver Mann war, erfuhr, daß Giannuol der leibliche Bruder der Jungfrau war, welche er hatte entführen wollen, zeigte er die äußerste Milde gegen ihn, und mit Genehmigung des Giacomino und Bernabuccio wurde Minghino in diese Verzeihung nicht nur mit eingeschlossen, sondern er erhielt auch mit Beistimmung aller seiner Verwandten das Mädchen zur Frau, welches Agnes hieß. Um ihretwillen wurden auch Crivello und alle Andere, welche in die Sache verflochten waren, freigesprochen. Minghino hielt darauf ein glänzendes Hochzeitsfest, führte sein Weibchen heim, und lebte mit ihr lange Jahre glücklich und in Frieden.

VI. Novelle.

Gian di Procida wird in den Armen einer Jungfrau ertappt, welche er liebt, die jedoch dem König Friedrich geschenkt worden war. Der König will ihn wegen seines Frevels mit dem Mädchen an Einem Pfahl verbrennen lassen. Da erkennt ihn Ruggieri dell' Oria, worauf sie freigelassen werden, und sich einander heirathen.

Nachdem Neiphilen's Erzählung die Damen sehr erheitert hatte, befahl die Königin der Pampinea, fortzufahren. Worauf diese sogleich mit heiterer Miene anhob: Die Macht der Liebe ist grenzenlos. Sie spornt zu den gefahrvollsten Unternehmungen an. Den Beweis da-

von lieferten bereits mehrere von den heute vorgetragenen Geschichten. Doch ich weiß noch eine andere von gleicher Art, welche von einem verliebten Jüngling handelt, und zu Bekräftigung meines Ausspruchs dienen mag.

Nicht weit von Neapel liegt eine Insel, Ischia genannt, woselbst einstmal eine schöne, heitere Jungfrau lebte. Diese hieß Restituta und war die Tochter eines Edelmanns auf der Insel, Namens Marin Bolgaro. In dieselbe hatte sich ein Jüngling, Namens Gian, von einer kleinen Insel nahe bei Ischia, die Procida heißt, sterblich verliebt, und sie liebte ihn wieder. Er begab sich nicht nur am Tage oft nach Ischia, um sie zu sehen, sondern machte auch Reisen zu ihr in der Nacht, und wenn er gerade keinen Nachen antraf, so schwamm er oft von Procida nach Ischia hinüber, und wenn er auch nichts weiter als die Mauern ihres Hauses hätte sehen sollen. Während sich nun dieses Paar gegenseitig so zärtlich liebte, fügte es einstmals der Zufall, daß Restituta an einem schönen Sommertage ganz allein an dem Ufer lustwandelte, und mit einem Messer Muscheln von den Klippen sammelte. Da kam sie denn von ungefähr an eine Stelle, am Ausfluß eines spiegelklaren Baches, wo sich im Schatten einiger Hügel junge Sicilianer, welche von Napoli gekommen waren, mit ihrem Boote vor Anker gelegt hatten. Als diese das reizende Mädchen erblickten, welches ihrer nicht gewahrte, kam ihnen der Gedanke bei, wie leicht sie sich ihrer bemächtigen und sie entführen könnten. Ihr Plan war bald im Reinen, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, brachten sie sie an Bord, und segelten mit ihr von dannen. Als sie in Calabrien angelangt waren, stritten sie sich darüber, wem die schöne Beute angehören sollte. Weil sie nun Jeder haben wollte, und sie befürchteten, daß die Sache übel ablaufen möchte, so

kamen sie am Ende dahin überein, sie dem König Friedrich von Sicilien zu schenken, welcher noch ein junger Mann war, und eine große Vorliebe für die Frauenzimmer hatte. Der König gewann sie ihrer Schönheit wegen lieb; da er jedoch gerade nicht ganz wohl war, so befahl er, bis er sich etwas erholt hätte, sie auf einen prächtigen Landsitz zu bringen, den er la Cuba genannt hatte, und sie dort auf das Beste zu bedienen. Dieß geschah. In Ischia entstand indessen wegen der Entführung des Mädchens ein großer Lärmen, und was das Schlimmste war, man wußte nicht, wer die Thäter gewesen. Gian aber, der am nächsten betheiligt war, wartete nicht darauf, auf der Insel das Nähere zu erfahren. Er hörte, welchen Lauf das Fahrzeug genommen hatte, ließ ein anderes ausrüsten, bestieg es, und steuerte eiligst mit demselben die ganze calabrische Küste hin, von Minerva bis nach Scalea, wobei er sich überall nach der Jungfrau erkundigte. Endlich erfuhr er in Scalea, daß sie von sicilianischen Seeleuten nach Palermo geführt worden sey. Gian wandte sich sogleich dorthin, und vernahm daselbst nach mehrfachen Nachforschungen, sie sey dem Könige geschenkt worden, welcher sie in seinem Garten Cuba verwahrt halte. Darüber ward er sehr niedergeschlagen, und gab fast alle Hoffnung auf, nicht bloß sie wieder zu besitzen, sondern sie auch nur jemals wieder zu sehen. Dennoch hielt ihn die Liebe dort zurück. Er schickte demnach sein Fahrzeug fort, und blieb in Palermo, wo ihn Niemand erkannte. Da er nun sehr häufig an dem Landhause vorüberging, so erblickte er sie eines Tages am Fenster, und sie bemerkte ihn gleichfalls, worüber Beide eine große Freude empfanden. Wie Gian sah, daß der Ort sehr unbewohnt war, so näherte er sich, und unterhielt sich mit ihr. Nachdem sie ihm jetzt die Lage

ihrer Wohnzimmer genau beschrieben, und ihm gesagt hatte, wie er es anfangen solle, sie näher zu sprechen, so prägte er sich ihre Worte tief ins Gedächtniß, und wartete nur die Nacht ab, um seinen Plan auszuführen. Als bereits ein guter Theil derselben vergangen war, kehrte er an den Ort zurück, erstieg auf Wegen, wo kaum ein Specht fußen konnte, die Gartenmauer, und mit Hülfe einer Segelstange, die er daselbst vorfand, glückte es ihm, zu ihr hinauf zu klimmen. Die Jungfrau, welche sich gegen ihn bisher sehr streng und züchtig gezeigt hatte, um ihre Ehre zu bewahren, glaubte jetzt dieselbe Niemand besser opfern zu können, als ihrem Geliebten; und da sie die Hoffnung hegte, durch ihn befreit zu werden, so war sie gesonnen, sich ihm ganz hinzugeben, weßhalb sie das Fenster offen gelassen hatte, damit er sogleich hineinsteigen könne. Gian sprang fröhlich hinein, und eilte nach ihrem Bett, wo er sich an der Seite der noch wachenden Jungfrau legte. Sie entdeckte ihm vor Allem ihren Plan und bat ihn um Gotteswillen, daß er sie befreien und mit sich nehmen möchte. Er erwiederte, daß dieß sein eigner höchster Wunsch sey; er wolle daher unfehlbar zur Ausführung desselben die nöthigen Maasregeln treffen, wenn er das nächste Mal wiederkäme. Gott Amor bot darauf den Beiden seinen Labebecher, und sie tranken daraus mit so mächtigen Zügen, daß sie vor Berauschung und Ermüdung unvermerkt einschlummerten.

Der König, welchem die Jungfrau sogleich auf den ersten Anblick wohlgefallen hatte, war mittlerweile wieder genesen, und als er ihrer gedachte, kam es ihm, obschon die Nacht fast bereits vorüber war, in den Sinn, noch ein Stündchen bei ihr zuzubringen. Er begab sich daher, von einem Diener begleitet, in aller Stille nach Cuba. Als er daselbst angelangt war, ließ er das Zimmer, in wel-

chem die Jungfrau schlief, behutsam öffnen, trat mit einer brennenden Wachskerze hinein, und fand sie schlafend in Gian's Armen. Dieser Anblick brachte ihn dermaßen außer sich, daß wenig fehlte, so hätte er sie Beide mit seinem Dolche im Augenblick durchbohrt. Da er jedoch bedachte, daß es schmählich für Jeden, und zumal für einen König wäre, zwei wehrlose Leute im Schlafe zu überfallen, so hielt er sich zurück, und beschloß, die Beiden öffentlich auf dem Scheiterhaufen sterben zu lassen. „Was meinst du", sagte er gegen einen von seinen Leuten, „zu diesem verworfenen Wesen, dem ich mein ganzes Herz geschenkt habe?" Wobei er ihn zugleich fragte, ob er den Jüngling kenne, welcher so keck gewesen sey, sich in sein Schloß zu schleichen, uud ihm diese Beschimpfung zuzufügen. Der Diener erwiederte ihm, daß er sich nicht entsinnen könne, ihn jemals gesehen zu haben. Der König verließ jetzt voll Zorn das Zimmer, und gab den Befehl, die Beiden, so unbekleidet, wie sie wären, festzunehmen; sie bei Anbruch des Tages auf dem Markte von Palermo, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an einen Pfahl zu binden, und dann zu verbrennen, wie sie es verdient hätten. Nach diesen Worten kehrte er höchst unmuthig und erzürnt nach Palermo zurück, und begab sich daselbst in seinen Palast. Sobald sich der König entfernt hatte, fielen seine Leute über die beiden Verliebten her, welche sie nicht nur sehr unsanft weckten, sondern sie auch ohne Gnade und Barmherzigkeit in Ketten und Banden von dannen führten. Man kann sich leicht denken, wie sie darüber bestürzt waren, mit welchem tiefen Schauder sie ihren schrecklichen Tod vor Augen sahen, und wie sie Beide ihr Mißgeschick beklagten. Auf den Befehl des Königs wurden sie jetzt nach Palermo gebracht, und daselbst auf dem Markte an einen Pfahl gebunden. Dann bereitete man vor ihren

Augen den Holzstoß, in dessen Flammen sie ihr Leben endigen sollten. Alles Volk in ganz Palermo lief jetzt zusammen, um die beiden Liebenden zu sehen. Die Männer sahen alle nach der Jungfrau hin, und wie sie dieselbe wegen ihrer Schönheit priesen, so blickten die Frauenzimmer alle nach dem Jünglinge, dessen herrliche Gestalt ihnen in die Augen stach. Die beiden unglücklich Liebenden standen indessen da, die Augen auf den Boden geheftet, bejammerten ihr Unglück, und warteten von Stunde zu Stunde auf ihren grausamen Tod in den Flammen.

Während man sie nun auf solche Weise bis zu ihrer Hinrichtung öffentlich zur Schau stellte, und ihr Verbrechen kundthun ließ, gelangte die Nachricht davon auch zu den Ohren des Herrn Ruggieri dell' Oria, eines vortrefflichen Edelmannes, welcher damals die Admiralstelle bekleidete. Als dieser den Jüngling erschaute, so erkannte er ihn augenblicklich wieder, und fragte ihn, ob er nicht Gian di Procida wäre. Gian erhob das Auge, erkannte den Admiral, und rief aus: „Mein Herr, einst war ich der, welchen Ihr nennt, aber bald werde ich aufhören, es zu seyn!" Worauf ihn der Admiral fragte, welche Veranlassung ihn hieher geführt habe. — „Die Liebe und der Zorn des Königs!" antwortete Gian. Der Admiral ließ sich Alles ausführlich berichten, und nachdem er den ganzen Hergang der Sache und die näheren Umstände vernommen, wollte er fortgehen. Doch rief ihn Gian zurück, und sagte zu ihm: „Ich bitte Euch, wenn es Euch möglich ist, so verschafft mir nur Eine Gnade von dem, der uns hieher bringen ließ!" — „Welche?" fragte Ruggieri". — Gian versetzte: „Ich weiß ja, daß ich bald sterben muß, und ich bitte nur um die kleine Vergünstigung, daß man, statt mich Rücken gegen Rücken mit dieser Jungfrau, die ich mehr als mein Leben liebe,

anzubinden, uns mit dem Angesicht gegen einander kehre, auf daß mir ihr süßer Anblick den Tod erleichtern möge".— „Das soll geschehen", versetzte Ruggieri; „ich will es schon so einrichten, daß du sie so lange schauen sollst, bis du ihrer überdrüssig wirst!" — Indem nun der Admiral fortging, befahl er den mit der Hinrichtung Beauftragten, ohne das fernere Gebot des Königs nichts weiter vorzunehmen. Darauf begab er sich eiligst zu dem König, und sagte diesem, trotz seinem Zorn seine Meinung frei heraus. „O Herr", sprach er, was haben Euch die beiden Liebenden zu Leide gethan, daß Ihr sie auf öffentlichem Markte wollt verbrennen lassen; der König sagte es ihm, worauf Ruggieri erwiederte: „Ihr Vergehen verdient allerdings Strafe, aber nicht von Euch. Denn so wie das Verbrechen Strafe verdient, so verdienen auch wichtige Dienste nicht nur Gnade und Mitleid, sondern auch Belohnung. Wißt Ihr denn auch wohl, wer die Beiden eigentlich sind, die Ihr wollt verbrennen lassen?" — „Nein"; versetzte der König. — „So will ich's Euch sagen", erwiederte Ruggieri. „Der Jüngling ist der Sohn des Landolfo di Procida, dessen Bruder Gian di Procida Euch auf den Thron dieser Insel geholfen hat, und die Jungfrau ist die Tochter des Marin Bolgaro, dessen Macht Ihr es zu verdanken habt, daß eure Obrigkeit noch nicht von der Insel Ischia verjagt wurde. Ueberdieß haben die beiden jungen Leute schon seit längerer Zeit ein Liebesverständniß mit einander gepflogen, und wenn sie sich vergingen, so geschah es bloß aus gegenseitiger Liebe, und nicht etwa aus Haß zu Euch. Warum wollt Ihr also diejenigen hinrichten lassen, denen Ihr vielmehr alles Gute und Liebe erzeigen solltet?" — Als der König diese Worte hörte, und durch dieselben überzeugt wurde, so ließ er nicht nur das grausame Verfahren gegen sie augenblicklich

einstellen, sondern bereute auch, was er bereits gethan hatte. Er schickte daher sogleich Jemand fort, und ließ die beiden jungen Leute vor sich kommen. Nachdem er nun von ihnen alle Umstände noch genauer erfahren hatte, beschloß er, das ihnen zugefügte Unrecht durch Geschenke und Ehrenbezeugungen wieder gut zu machen. Er ließ sie daher anständig kleiden, und als er sah, daß sie einander liebten, vermählte er Gian mit dem Mädchen, machte ihnen reiche Geschenke, und entließ sie hocherfreut nach Hause zurück, wo sie von den Ihrigen auf's Beste empfangen wurden, und lange Jahre glücklich mit einander lebten.

VI. Novelle.

Teodoro liebt Violanten, die Tochter seines Herrn, Messer Amerigo. Dieser schwängert sie, und wird deßhalb zum Galgen verurtheilt. Indem man ihn unter Geißelhieben nach dem Richtplatz führt, erkennt ihn sein Vater, welcher ihn frei macht, worauf er seine Geliebte heirathet.

Die Damen, welche während der Erzählung immer befürchtet hatten, daß die beiden Liebenden verbrannt werden würden, freuten sich außerordentlich, als sie die glückliche Wendung vernahmen. Worauf die Königin der Lauretta gebot, die nächste Geschichte zu erzählen. Diese hob jetzt heiter folgendermaßen an:

In den Tagen des guten Königs von Sicilien lebte auf der Insel ein Edelmann, Namens Amerigo Abbate von Trapani, welcher unter andern zeitlichen Gütern auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Da er nun eine

zahlreiche Dienerschaft brauchte, so kaufte er, als einmal etliche genuesische Freibeuter mit ihren Fahrzeugen ankamen, die an der armenischen Küste gekreuzt, und viele Kinder geraubt hatten, einige davon, weil er sie für Türken hielt. Die meisten derselben stammten von Viehhirten und von Bauern ab; aber es befand sich unter ihnen ein Knabe von edlerer Bildung, als die Andern, welcher Teodoro hieß. Als er heranwuchs, ward er ungeachtet seines sklavischen Verhältnisses ein beständiger Gesellschafter der Kinder seines Herrn, und mehr von der Natur geleitet, als seinem unglücklichen Schicksal weichend, ward er so gebildet und gesittet, daß Amerigo großen Wohlgefallen an ihm fand, und ihm die Freiheit schenkte. Weil er nun nicht anders glaubte, als daß er ein Türke wäre, so ließ er ihn taufen und Pietro nennen, machte ihn zu seinem Hausvogt, und schenkte ihm sein größtes Vertrauen. — Mit den andern Kindern des Herrn Amerigo wuchs auch seine Tochter Violante auf, ein außerordentlich schönes und liebenswürdiges Mädchen; und weil ihr Vater ihre Verheirathung nicht sehr beschleunigte, so hatte sie völlige Muße, sich in Pietro zu verlieben, welchen sie wegen seines Aeußern und seines Betragens sehr hoch schätzte, wobei sie sich jedoch schämte, ihm ihre Zuneigung zu entdecken. Indeß ersparte ihr die Liebe diese Mühe. Nachdem sie nämlich Pietro einigemal schüchtern angeblickt hatte, so verliebte er sich in sie dermaßen, daß er sich unwohl befand, wenn er sie nicht sahe; obgleich er sich dabei sehr in Acht nahm, daß Niemand seine Liebe bemerkte, die er selbst für nicht so ganz erlaubt hielt.

Doch das Mädchen, die ihn sehr gern sah, überzeugte sich bald von seiner Gegenliebe, und ließ ihm, um ihn noch mehr aufzumuntern, bald ihre Neigung deutlich merken. So blieb es eine lange Zeit über, ohne daß es Eins

von Beiden wagte, das Andere zu sprechen, so groß au
die Sehnsucht von beiden Seiten war. Während sich n
Beide von der Liebesgluth ganz durchdrungen fühlten, ve
schaffte ihnen der Zufall eine Gelegenheit, welche es i
nen an das Herz legte, ihre Schüchternheit aufzugeben
die ihre Liebe bisher nur gehindert hatte. Herr Amer
go hatte nehmlich etwa eine Meile weit von Trapan
ein schönes Landhaus, wohin seine Frau mit ihrer Toc
ter und andern Damen oft zu Fuße zu wandern pflegt
Als sie sich nun einstmals an einem schwülen Tage daselb
befanden, und sie Pietro dahin begleitet hatte, umz
sich der Himmel plötzlich mit Wolken, die ein nahes G
witter verkündigten, weßhalb die Dame mit ihrer Gesel
schaft, um nicht von dem Wetter überrascht zu werden
aufbrach, und so schnell als möglich nach Trapan
zurückeilte. Ihre Tochter und Pietro gingen mittle
weile, als junge Leute, viel rascher, als die übrige G
sellschaft, und vielleicht beflügelte die Liebe ihre Schrit
nicht weniger, als die Furcht vor dem Sturme. Nachde
sie nun bereits einen solchen Vorsprung vor den Ande
gewonnen hatten, daß ihnen diese fast aus dem Gesic
entschwunden waren, brach nach einigen Donnerschläge
ein heftiges Hagelwetter los. Die alte Dame flüchte
sich mit ihren Begleiterinnen in ein nahes Bauernhau
Pietro und Violante aber retteten sich in eine klein
leere und zerfallene Hütte, wo sie genöthigt waren, si
unter dem geringen Obdach ganz dicht an einander z
schmiegen. Diese Berührung weckte ihre Sehnsucht, u
gab ihnen Muth und Worte. Pietro hob zuerst an
„Wollte doch Gott, daß der Hagel nimmer aufhören möcht
wenn ich nur in der Zeit immer in meiner ruhigen La
verharren könnte!“ — „Ach, sagte die Jungfrau, „das wä
mir sehr angenehm!“ — Auf diese Worte folgte ein zärtlich

Händedruck, und nach diesem eine Umarmung, und d küßten sie einander, während es draußen hagelte, nach Herzenslust. Doch wozu soll ich euch eine Scene ausmalen, wie sie von Stufe zu Stufe bis zu dem höchsten Genuß der Liebe führte! — Kurz und gut, sie wurden bei dieser Gelegenheit darüber einig, sich in Zukunft noch oft gleich angenehme Stunden zu bereiten. Das Wetter ging vorüber, sie warteten an dem nahen Thore auf die Mutter, und als diese kam, kehrten sie mit ihr nach Haus zurück. Hier wußten sie ihre Maasregeln so gut zu treffen, daß sie sich noch oftmals ihrer Liebe erfreuten, und dieses setzten sie so lange fort, bis das Mädchen endlich in gesegnete Umstände gerieth, welcher Casus beide Theile in eine grenzenlose Verlegenheit versetzte. Weil Pietro für sein Leben besorgte, so hielt er es für das Beste, die Flucht zu ergreifen. Als er dieß aber seiner Geliebten sagte, antwortete ihm diese: „Wenn du dieß thust, so ermorde ich mich selbst!“

Pietro, der sie zärtlich liebte, erwiederte: „Wie kannst du doch mich in dieser Situation hier zurückhalten wollen, meine Theuerste? Durch deine Schwangerschaft wird unser Fehltritt offenkundig. Was dich anbelangt, so wird man dir gern verzeihen; aber an mich wird man sich halten, und ich werde allein für unser beiderseitiges Vergehen büßen müssen.“ Das Mädchen versetzte darauf: „Meinen Fehltritt werde ich freilich nicht verbergen können; aber der deinige wird gewiß nicht an das Licht kommen, wenn du ihn nicht selbst verräthst.“ — „Wenn du mich dessen versicherst,“ erwiederte Pietro, „so will ich hier bleiben; aber halte mir auch Wort!“

Das Mädchen, welches ihre Schwangerschaft so lange als möglich zu verheimlichen suchte, konnte endlich aber doch ihre äußerliche Zunahme nicht länger verbergen; sie

n Folge dieses Umstandes genöthigt, ihrer Mutte
len Thränen ihre gegenwärtige Lage zu entdecken
und sie um Nachsicht und Schonung anzuflehen. Im erste
Zorn machte ihr die Mutter die bittersten Vorwürfe, wobe
sie zugleich haarklein wissen wollte, wie Alles zugegange
wäre. Das Mädchen hatte Phantasie genug, die Sach
in ein fabelhaftes Gewand einzukleiden, um nur alle
Unheil von Pietro abzuwenden. Da ihr nun die Mutte
vollen Glauben schenkte, so sandte sie die Tochter nac
einer entfernten Meierei, um dort ihren Zustand zu ver
bergen. Hier überfielen sie bald die Wehen; doch Ame
rigo, dessen Gegenwart seine Gattin hier nicht vermu
thete, weil er nur äußerst selten an diesen Ort zu kommen
pflegte, traf zum Unglück so eben von der Falkenbeize dor
ein, und ging nahe an dem Zimmer vorbei, aus welchem
die Schmerzenstöne der Kreißenden erklangen, und tra
voll Verwunderung in dasselbe hinein, um zu sehen, wa
es gäbe. Als ihn seine Frau so wider alles Verhoffe
vor sich stehen sah, so ließ er sich durchaus nicht weis
machen, daß das Mädchen nicht wüßte, wer sie geschwän
gert habe, und er setzte ihr zu, wenn sie Verzeihung vo
ihm erlangen wollte, ihm die Wahrheit offen zu gestehen
oder sich auf ihren augenblicklichen Tod gefaßt zu machen
Die Mutter bemühte sich nun zwar nach allen Kräften,
ihrem Mann die Sache, der Erzählung ihrer Tochter ge
mäß, vorzustellen. Allein ihre Worte waren vergebens
Er ging mit gezücktem Dolche auf das Mädchen los, wel
ches, während des Wortwechsels zwischen ihren Eltern
von einem Knaben war entbunden worden, und schrie ih
ins Ohr: „Jetzt sage, wessen Kind dieses ist, oder du
bist auf der Stelle des Todes!“

Das arme Mädchen, in Todesfurcht, brach das den
Pietro gegebene Wort und entdeckte, was zwischen ihn

und ihr vorgegangen war. Als der Ritter dieß vernahm, gerieth er in den höchsten Zorn, und hätte sie fast ums Leben gebracht. Nachdem er mit den fürchterlichsten Worten seinem Zorne Luft gemacht hatte, schwang er sich jedoch auf sein Roß, und kehrte nach Trapani zurück. Dort erzählte er dem Herrn Carado, dem königlichen Statthalter, die von Pietro ihm zugefügte Beleidigung, und, ohne daß dieser etwas ahnte, wurde er festgenommen, und gestand Alles, als man ihn auf die Folter brachte. Nach einigen Tagen wurde er von dem Statthalter dazu verdammt, zuerst durch die Straßen der Stadt gestäubt, und dann gehangen zu werden; und damit auf einmal die beiden Liebenden und ihr Knabe hinweggeräumt würden, mischte Amerigo, der sich nicht damit begnügte, dem Pietro den Tod bereitet zu haben, einen Gifttrank, gab diesen nebst einem gezückten Dolche einem Diener, und sagte: „Geh mit diesen beiden Dingen, und verkünde ihr in meinem Namen, sie solle sogleich eine von diesen beiden Todesarten erwählen, entweder das Gift, oder den Stahl, sonst würde ich sie im Angesicht aller Stadtbewohner verbrennen lassen, wie sie es verdient hat! Darauf nimm ihren neugeborenen Knaben, zerschmettere ihm den Schädel an der Wand, und wirf sein Gehirn den Hunden vor!" — Nachdem der grausame Vater dieses barbarische Urtheil über seine Tochter und seinen Enkel ausgesprochen hatte, entfernte sich der Diener, welcher nur zu große Lust fühlte, dem blutigen Auftrage nachzukommen.

Indem Pietro von den Schergen unter Schlägen nach dem Galgen hinausgeführt wurde, fügte es sich, daß der Zug an einem Gasthofe vorbeikam, in welchem drei vornehme Armenier abgestiegen waren, welche von ihrem König als Abgesandte mit wichtigen Aufträgen an den Papst nach Rom geschickt worden waren, und ins-

besondere wegen eines neuen Kreuzzuges mit dem heiligen Vater Rücksprache nehmen sollten. Sie wollten hier einige Tage über verweilen, um von den Beschwerden der Reise etwas auszuruhen, und wurden von dem Adel in Trapani, und besonders von Herrn Amerigo sehr geehrt. Als diese den Zug bemerkten, der den Pietro vorüberführte, traten sie an die Fenster, um zuzusehen. Pietro war entblößt bis an den Gürtel, und die Hände hatte man ihm auf den Rücken gebunden. Als nun Einer von diesen Abgesandten, ein sehr ehrwürdiger, alter Mann, mit Namen Fineo, von ungefähr gewahrte, daß Pietro auf der Brust ein großes rothes Mal hatte, so erinnerte ihn sein Anblick augenblicklich an einen Sohn, der vor fünfzehn Jahren an der Küste von Lajazo den Seeräubern in die Hände gefallen war, und von welchem er seit dieser Zeit nie wieder etwas gehört hatte. Indem er das Alter des armen Gestäubten, der hier nach dem Richtplatz geführt wurde, erwog, dachte er, wofern sein Sohn noch lebte, so müßte er gerade von denselben Jahren seyn. Jenes Muttermaal bestätigte seine Vermuthung noch mehr, und da er glaubte, wenn er wirklich sein Sohn wäre, so müsse er sich auch noch seines eigenen und des väterlichen Namens wohl erinnern, und könne auch die armenische Sprache nicht vergessen haben, so rief er, als er dicht vorbeikam, aus: „O mein Teodoro!“

Als Pietro diese Stimme hörte, sah er plötzlich empor. Hierauf fragte ihn Fineo auf armenisch: „Aus welchem Lande bist du, und wessen Sohn?“ — Aus Achtung vor dem ehrwürdigen Manne, welcher sprach, hielten die Häscher an, und gestatteten dem Pietro, zu antworten. — „Meine Heimath ist Armenien,“ erwiederte er, „und ich bin der Sohn eines Mannes, welcher sich Fineo nennt. Als Kind wurde ich von unbekannten Männern

entführt." — Fineo brauchte gar nicht mehr, um ſich zu überzeugen, daß er ſeinen längſtverlornen Sohn wiedergefunden hätte. Mit naſſen Augen eilte er nebſt ſeinen Gefährten auf die Straße herab, ſchloß ihn in ſeine Arme, hüllte ihm ſeinen Mantel um, und erſuchte Denjenigen, welcher ihn nach dem Richtplatz geleitete, zu warten, bis ein neuer Befehl, ihn abzuführen, gegeben würde. Dieſer ließ ſich gern dazu bereit finden. Fineo hatte bereits die Urſache vernommen, weßwegen er zum Tode geführt werden ſollte, weil ſich das Gerücht davon weit umher verbreitet hatte. Er begab ſich daher mit ſeinen Gefährten und Dienern zu dem Stadthalter, und ſprach zu ihm: „Edler Herr, der Menſch hier, den ihr als einen Sklaven zum Tode verurtheilt habt, iſt ein freigeborner Mann, und mein leiblicher Sohn, und hat den feſten Entſchluß, das Mädchen zu heirathen, welches er um ihre Keuſchheit gebracht hat. Demnach bitte ich, ſeine Hinrichtung ſo lange zu verzögern, bis man von ihr hört, ob ſie ihn zum Manne haben will, damit in dieſem Falle nicht ungerecht gegen ihn verfahren werde." — Currado war nicht wenig verwundert, als er vernahm, daß Pietro der Sohn des Fineo ſey; er ſchämte ſich etwas wegen dieſes Fehlers des Schickſals, geſtand, daß das, was Fineo ſagte, wahr ſey, ließ daher den Gefangenen nach Hauſe zurückkehren, und ſchickte nach Herrn Amerigo, welchem er darüber Vorſtellungen machte. — Amerigo, welcher meinte, daß ſeine Tochter und ſein Enkel bereits hingerichtet wären, empfand darüber die bitterſte Reue, als er ſah, daß Alles ſo glücklich hätte ausgeglichen werden können, wenn ſie noch am Leben wären. Er ſandte jedoch ſogleich einen Eilboten nach dem Aufenthaltsort ſeiner Tochter, um, wenn ſein Befehl noch nicht vollbracht worden wäre, die Vollziehung deſſelben zu verhindern.

Derselbe fand den von Herrn Amerigo vorher abgesandten Diener, wie er der Tochter so eben den Dolch und den Gifttrank vorhielt, und weil sie sich nicht schnell genug zur Wahl entschloß, ihr heftige Worte sagte, indem er sie zwingen wollte, sich für Eins von Beiden zu entscheiden.

Da er jedoch den Befehl seines Herrn vernahm, so kehrte er nach Hause zurück, und sagte demselben, wie die Sachen stünden. Amerigo war darüber hocherfreut. Er eilte sogleich zu Fineo, und bat ihn um Verzeihung, mit der Versicherung, daß er seine Tochter sehr gern seinem Sohne Teodoro zur Frau geben würde, wofern er sich zu dieser Heirath fest entschlossen habe. Fineo ließ dieß gelten, und antwortete: „Mein Sohn soll allerdings eure Tochter heirathen, und wenn er das nicht will, so mag das über ihn ausgesprochene Urtheil in Erfüllung gehen!“— Als Amerigo und Fineo darüber einverstanden waren, begaben sie sich mit einander zu Teodoro, welcher noch zwischen der Todesangst, und der Freude, seinen Vater wiederzufinden, schwebte, und drangen in ihn, sich zu entscheiden. Da dieser hörte, daß er Violanten zur Frau bekommen sollte, so war es ihm, als ob er einen Sprung aus der Hölle in das Paradies thäte, und er erklärte, daß er es für sein größtes Glück schätzen würde, wenn sie Beide dazu ihre Einwilligung gäben. Jetzt schickte man auch nach Violanten, um ihre Gedanken zu erforschen. Als sie vernahm, wie es mit Teodoro gegangen war, und wie man ihnen beiden das zunächst bevorstehende Schicksal verkündigte, konnte sie den Worten erst nach einiger Zeit Glauben schenken. Allmählich erheiterte sich ihr Sinn, und sie antwortete, wenn ihr die Wahl freigegeben wäre, so möchte sie sich kein größeres Glück von dem Himmel wünschen, als die Gemahlin des Teodoro zu werden. Indeß ergebe sie sich ganz in den Beschluß ihres

Vaters. — Nachdem man sich nun auf diese Art über die Vermählung verständigt hatte, ward die Verlobung des jungen Paares gefeiert. Violante erholte sich bald wieder, und die mütterliche Freude über den jungen Säugling bewirkte, daß sie schöner, als jemals, ihr Wochenbett verließ, und dem Fineo, als er wieder zu Rom anlangte, ihre kindliche Ergebenheit an den Tag legen konnte. Dieser hatte eine große Freude über die liebenswürdige Schwiegertochter, das Vermählungsfest wurde mit größtem Pomp gefeiert, und Fineo bewahrte ihr stets seine väterlichen Gesinnungen. Nach einiger Zeit bestieg er mit seinem Sohne, der Schwiegertochter und dem Enkel eine Galeere, und wandte sich mit ihnen nach Lasazo, wo die Beiden bis an das Ende ihrer Tage höchst glücklich und zufrieden lebten.

VIII. Novelle.

Nastagio, aus dem Geschlecht Onesti, liebt die Tochter des Paolo Traversaro, und verschwendet seine Reichthümer, ohne Gegenliebe zu erlangen. Auf den Rath seiner Freunde geht er nach Chiassi. Dort sieht er einen Jäger, der ein Mädchen verfolgt, sie ermordet, und von zwei Hunden fressen läßt. Er ladet seine Verwandten und seine Geliebte zu einem Mittagsessen ein, und läßt sie die schreckliche Jagd mit ansehen, worauf sie aus Furcht vor einem gleichen Schicksal ihm ihre Hand reicht.

Nachdem Lauretta ihre Erzählung geendigt hatte, hob Philomena auf den Wink der Königin folgender-

maßen an: „Liebe Schwestern, wie man an uns das Mitleid lobt, so bestraft uns dagegen die göttliche Gerechtigkeit mit der äußersten Strenge, wenn wir uns grausam zeigen. Um euch davon zu überzeugen, und euch dazu zu bewegen, diesen Fehler ganz von euch zu verbannen, so will ich euch jetzt einmal eine Geschichte erzählen, die euch in gleichem Grade erbauen und rühren wird.

In der guten alten Stadt Ravenna, in der Romagna, lebten nämlich früher viele edle und angesehene Männer, unter denen ein junger Edelmann, Namens Nastagio Onesti, durch die Güter, welche ihm sein Vater und Oheim hinterlassen hatten, vor allen Andern der Reichste geworden war. Da er noch keine Frau hatte, so verliebte er sich, wie dieß bei Jünglingen von diesen Jahren gemeiniglich der Fall zu seyn pflegt, in ein Mädchen. Diese war die Tochter des Messer Paolo Traversaro, eine Jungfrau von weit älterem Adel als er selbst; doch hoffte er, sie durch sein Betragen zu gewinnen. Indeß, je mehr er sich Mühe gab, ihre Gunst zu erlangen, um so weniger wollte ihm dieß glücken. Denn entweder ihr hoher Adel, oder ihre seltene Schönheit, hatten sie dermaßen stolz gemacht, daß sich weder er selbst, noch Alles, was ihm gefiel, ihres Beifalls erfreuen konnte. Diese Herabsetzung war dem Nastagio so unerträglich, daß er nach vielen vergeblichen Bitten und Klagen vor Schmerz fast in Versuchung gerieth, sich selbst zu ermorden; doch enthielt er sich vor der Hand noch dieses gewaltsamen Schrittes und nahm sich oft vor, ihr ganz auszuweichen, und sie wo möglich mit der gleichen Verachtung zu behandeln, welche sie ihm bezeigte. Doch er scheiterte an seinem Vorsatz, und es schien vielmehr, daß seine Liebe nur um so glühender wurde, je mehr sich seine Hoffnung verminderte. Da er nun weder in seiner Lei-

denschaft für die Dame, noch in seinem Aufwande, Maas zu halten wußte, so fürchteten seine Freunde und Verwandten, daß er dabei nicht nur sein Vermögen, sondern auch sich selbst zu Grunde richten würde. Bei dieser Besorgniß baten sie ihn oft, er möchte doch Ravenna verlassen, und sich einmal eine Zeitlang an einem andern Orte aufhalten; denn dabei würde sich seine Liebe abkühlen, und sein Aufwand aufhören. — Nastagio spottete anfangs über diesen guten Rath; indeß konnte er nach wiederholtem Zureden endlich keine weiteren Ausflüchte mehr machen, sondern mußte sich drein ergeben, die Befolgung desselben zu versprechen. Er machte daher große Anstalten, als ob er nach Spanien, Frankreich oder sonst in ein fremdes Land reisen wollte, stieg zu Pferde, und ritt mit mehreren Freunden von Ravenna fort. Darauf wandte er sich nach einem Ort, etwa drei Meilen weit von Ravenna, Namens Chiassi, woselbst er Zelte und Hütten aufschlagen ließ, und erklärte seinen Begleitern, daß er hier bleiben wolle. Sie möchten also nur wieder nach Ravenna zurückkehren. — Als sich nun Nastagio daselbst eingerichtet hatte, fing er an, eben so herrlich und in Freuden zu leben, wie vormals, und lud bald diese, bald jene Gäste zu Mittag und zu Abend ein. Da traf es sich denn einstmals, daß ihm, zu Anfang des Maimonats an einem Freitage, seine grausame Dame wieder einfiel. Um den Gedanken an sie ungestörter nachhängen zu können, gebot er allen seinen Leuten, ihn allein zu lassen.

Es war ein wunderschöner Tag, und er wandelte gedankenvoll in den nahen Tannenwald hinein. Darüber vergaß er das Mittagessen, und war bereits eine halbe Stunde in den Wald hineingerathen, als er plötzlich eine weibliche Stimme vernahm, welche ein lautes Jammer-

geſchrei erhob. Dadurch aus ſeinen ſüßen Träumereien aufgeweckt, blickte er umher, und verwunderte ſich nicht wenig, als er ſich auf einmal ſo tief im Walde ſah. Noch mehr erſtaunte er aber, als ihm mitten durch die Dornen und Geſträuche eine wunderſchöne nackte Jungfrau mit fliegenden Haaren entgegeneilte, welche von den Dornen ganz verwundet war, und ihn mit Thränen und lautem Geſchrei um Barmherzigkeit bat, indeß ein paar große wilde Hunde ſie wüthend verfolgten, und ſie bißen, ſo oft ſie ſie erreichten. Hinter ihr ſah er auf einem Rappen einen ſchwarz gekleideten Ritter, welcher mit einem Blick voll Grimm ſeinen Dolch auf ſie gezückt hatte, und der Dame unter den fürchterlichſten Worten den Tod androhte. Sein Schrecken über dieſen Anblick war ſo groß, wie ſein Erſtaunen, und größer als beide war ſein Mitleiden mit der unglücklichen Dame, wodurch er ſich bewegen fühlte, ſie wo möglich von der ihr drohenden Todesgefahr zu befreien. Weil er jedoch keine Waffen bei ſich führte, ſo riß er einen Aſt von einem Baume los, und wehrte ſich mit demſelbigen gegen die Hunde und den Ritter. Allein dieſer rief ihm von ferne zu: „Naſtagio, miſche dich nicht in dieſe Sache, ſondern laß mich und meine Hunde mit dieſem ſchlechten Weibsbilde ſo verfahren, wie ſie es verdient hat!“ — Bei dieſen ſeinen Worten hatten die Hunde die Jungfrau von beiden Seiten gepackt, und hielten ſie feſt, und der Ritter ſtieg von ſeinem Pferde.

Naſtagio trat ihm entgegen, und ſprach: „Ich weiß nicht, wer du biſt, daß du mich ſo gut erkennſt; aber das ſage ich dir, daß es ein Schimpf iſt für einen Ritter, mit den Waffen in der Hand ein nacktes Frauenzimmer zu verfolgen, und Hunde auf ſie zu hetzen, als ob ſie ein wildes Thier wäre. Genug, ich werde ſie ſo lange gegen dich vertheidigen, als ich es vermag!“ — „Naſtagio,“ er-

wiederte der Ritter: „Ich wohnte früher in deiner Vaterstadt, und du warst noch ein kleiner Knabe, wie ich, den man Guido von Anastagni nannte, dieses Mädchen noch weit leidenschaftlicher liebte, als du jetzt jene Traversari liebst. Ihre Härte und Grausamkeit brachte mich so weit, daß ich einstmals mit dem Dolche, den du hier in meiner Hand erblickst, mich aus Verzweiflung selbst ermordete, und dafür der Verdammniß anheimfiel. Jedoch die Grausame hatte sich meines Todes nicht lange zu erfreuen; sondern sie folgte mir bald nach in das Grab, und wurde zu gleicher Qual verdammt, theils wegen ihrer Seelenhärte, theils wegen der Schadenfreude, die sie bei meinen Leiden empfunden, und welche sie nicht bereut hatte, weil sie nicht meinte, unrecht, sondern sogar verdienstlich gehandelt zu haben. Als sie nun an den Ort der Verdammniß gelangte, wurde mir sowohl, als ihr, die Strafe auferlegt, daß sie immer vor mir fliehen muß, und ich, der ich sie einst so grenzenlos liebte, muß sie jetzt, nicht als den Gegenstand meiner Zuneigung, sondern als den meines tödtlichen Hasses verfolgen. So oft ich sie erreiche, muß ich sie mit diesem Dolche, mit welchem sie mich ermordete, durchbohren. Dann öffne ich ihr die Seite, reiße ihr das harte kalte Herz, welches nie zarterer Empfindungen fähig war, sammt den Eingeweiden aus dem Leibe, und werfe es den Hunden vor. Jedoch nach dem Rathschluß des Himmels erwacht sie dann wieder aus dem Tode zum Leben, als ob sie gar nicht getödtet worden wäre. Dann beginnt die traurige Jagd aufs Neue, und ich setze ihr wieder mit meinen Hunden nach. An jedem Freitag erreiche ich sie hier um diese Stunde, und zerfleische sie so, wie du jetzt sehen wirst. Aber denke nicht, daß wir an den andern Tagen ruhen dürften; nein, dann verfolge ich sie an andern Orten, wo sie mich grau-

sam behandelt hat. So bin ich denn aus ihrem Liebhaber ihr Feind geworden, und muß sie, wie du gesehen hast, auf diese Art so viele Jahre hindurch verfolgen, als sie Monate lang gegen mich grausam gewesen ist. So laß mich also die göttliche Gerechtigkeit üben, und beginne keinen Kampf mit dem, welchem du ja doch nicht widerstehen kannst!" — Nach diesen Worten war Nastagio ganz bestürzt, so daß sich ihm fast das Haar emporsträubte. Er zog sich zurück, sah nach dem unglücklichen Mädchen hin, und erwartete mit Beklemmung des Herzens, was der Ritter weiter vernehmen würde. Nachdem dieser geredet hatte, fiel er mit seinem Dolch wie ein [illegible] Hund über das Mädchen her, welches, auf die Knie [illegible] vergesunken und von der beiden Hunden festgehalten, um Erbarmen flehte; er kehrte ihr den Dolch aus allen Kräften bis an die Schultern mitten durch die Brust. Nachdem die Jungfrau diesen Stoß empfangen, stürzte sie nieder auf ihr Angesicht, und schrie noch immer, während der Ritter ihr mit einem Jagdmesser die Seite öffnete, ihr das Herz herausriß, und es den Hunden vorwarf, die es gierig verschlangen. Kurze Zeit darauf sprang die Jungfrau wieder auf, als ob gar nichts geschehen wär, und floh nach dem Meeresstrande hin; die Hunde waren wieder hinter ihr drein, der Ritter verfolgte sie zu Pferd mit seinem Dolche, bis sie Nastagio nach einer kleinen Stunde aus dem Gesicht verlor. — Dieser blieb, nachdem er das schreckliche Schauspiel mit angesehen hatte, noch eine Zeitlang ganz starr und steif vor Schrecken und tief von Mitleid bewegt stehen; doch fiel es ihm bald darauf ein, daß es ihm vielleicht sehr von Nutzen seyn könnte, weil es alle Freitage wiederholt würde. Deßhalb merkte er sich den Ort, kehrte zu den Seinigen zurück, und ließ bei der ersten Gelegenheit seine Freunde und Verwandten zu sich ein-

laden. Zu diesen sprach er: „ihr habt es mir öfters ans Herz gelegt, daß ich der Neigung zu meiner spröden Dame entsagen, und aufhören sollte, mein Geld und Gut zu verschwenden. Gern will ich mich eurem Wunsche fügen, wenn ihr mir zu Gefallen noch eine Sache ins Reine bringen könntet, nämlich, daß Paolo Traversaro mit seiner Frau und Tochter sammt allen Frauenzimmern von ihrer Verwandtschaft, nebst solchen anderweitigen Gästen, die ihr nach Belieben einladen könnet, nächsten Freitag zu mir kommen, und mit mir zu Mittag essen. Der Grund meines Wunsches wird euch alsdann schon offenbar werden." — Diese fanden an der Sache keine besondere Schwierigkeit, und als sie nach Ravenna kamen, unterließen sie nicht, diejenigen Gäste einzuladen, welche Nastagio gebeten hatte, und, obwohl sich die spröde Schöne etwas schwierig zeigte, so ließ sie sich doch am Ende überreden, mitzukommen.

Nastagio ließ jetzt ein glänzendes Gastmahl bereiten, und die Tafel in dem Tannenwalde an demselben Platze decken, wo er die Qualen des andern spröden Mädchens mit angesehen hatte. Als nun die Damen und Herren an der Tafel Platz genommen hatten, brachte er seine Geliebte an eine solche Stelle, daß ihr Gesicht gerade nach der Gegend hingewandt war, wo das Trauerspiel vor sich gehen sollte. Als man das letzte Gericht auftrug, erhob sich das Klaggeschrei der gejagten Jungfrau, über welches sich alle Anwesenden, Weiber sowohl als Männer, entsetzten. Da Niemand eine Ahnung darum hatte, was dasselbe bedeuten möchte, so fanden Alle auf, worauf sie alsobald die verfolgte Schöne und den Jäger erblickten, welche beide sich in wenigen Augenblicken in ihrer Mitte befanden. Als das letzte Gericht aufgetragen wurde, drang der ganzen Gesellschaft das Jammergeschrei des verfolg-

ten Mädchens zu Ohren. Alle drängten sich jetzt dem Jäger und den Hunden entgegen, und mehrere versuchten es, der geängsteten Jungfrau Beistand zu leisten. Doch der Ritter schreckte sie mit denselben Worten ab, die er zu Nastagio gesprochen hatte, so daß sie nicht blos zurückwichen, sondern auch vor Schrecken und Verwunderung staunten. Auf diese Weise wurden alle Damen, unter denen sich viele nahe Anverwandte befanden, dermaßen gerührt, als ob sie dieses Schauspiel hätten an sich selbst vernehmen lassen müssen. Nachdem nun die Scene zu Ende und die Dame mit dem Ritter verschwunden war, gab es verschiedene Gespräche unter denen, welche die Sache mit angesehen hatten. Doch Niemand war dadurch mehr erschreckt worden, als die grausame Geliebte des Nastagio. — Da sie Alles von Anfang bis zu Ende gesehen und gehört hatte, und sich bewußt war, daß die Sache Niemand näher anginge, als sie selbst, indem sie ihre bisherige Grausamkeit gegen Nastagio erweg, so meinte sie schon vor ihrem verschmähten Liebhaber auf der Flucht zu seyn, und die Hunde auf den Fersen zu haben, worüber sie in solche Angst gerieth, daß sie, um dem Unglück zuvorzukommen, die Zeit nicht erwarten konnte, die ihr an demselben Abend noch eine schickliche Gelegenheit bot, den Nastagio durch eine vertraute Zofe wissen zu lassen, daß sich ihr Haß in Liebe umgewandelt habe, und daß sie ihn bitten liebe, zu ihr zu kommen, indem sie bereit sey, allen seinen Wünschen freundlich zu begegnen.

Nastagio ließ ihr sagen, dieß werde ihm höchst angenehm seyn, und er hege keinen lebhaftern Wunsch, als daß es ihr gefallen möchte, ihm die Hand als ihrem Gemahl zu reichen. — Die Jungfrau, welche wußte, daß, außer ihr, kein Mädchen in ganz Ravenna nur einen Augenblick anstehen würde, den Nastagio zu heirathen,

ließ ihm antworten, sie sey es zufrieden. Jetzt machte sie selbst die Botschafterin, und erklärte dem Vater und der Mutter, daß sie sich mit Nastagio vermählen wolle. Den Eltern war dieser ihr Antrag äußerst willkommen, und am nächsten Sonntag ließ sich Nastagio mit ihr trauen, worauf das Paar lange Jahre in einer höchst glücklichen Ehe verlebte. Doch war dieß nicht die einzige gute Folge dieses Ereignisses, sondern alle schönen Damen in Ravenna wurden so furchtsam, daß sie sich von Stund an weit nachgiebiger gegen die Männer bezeigten, als sie dieses früher gethan hatten.

IX. Novelle.

Federigo, aus dem Geschlecht der Alberighi, liebt, und wird nicht wiedergeliebt. Er verschwendet aus Leidenschaft für seine Dame sein ganzes Vermögen an dieselbe, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein Falke. Diesen gibt er, bei einem unverhofften Besuch, weil er sonst nichts mehr besitzt, seiner Geliebten zu essen. Als sie dieses entdeckt, wird sie darüber so gerührt, daß sie ihre Gesinnung ändert, ihn heirathet, und zum Theilhaber an ihrem großen Vermögen macht.

Als Philomena schwieg, und die Königin sah, daß Niemand außer Dioneo mehr übrig war, [illegible] sie diesem, welcher [illegible] „Die Reihe ist jetzt an mir, schöne Damen, und ich werde euch deßhalb eine Geschichte vortragen, welche in manchen Stücken der vorigen ähnelt. Ihr werdet aus derselben nicht nur ersehen, wie viel eure

Liebenswürdigkeit über ein edles Herz vermag, sondern auch, wie ihr selbst mit kluger Billigkeit eure Gunst dem Würdigen, und nicht immer dem Glücklicheren schenken sollet. Denn das Glück vertheilt seine Gaben nicht immer nach Verdienst, sondern verschwendet sie oft nach Eigensinn und Laune.

Wisset demnach, daß Coppo di Borghese Domenichi, welcher in unserer Stadt lebte, und vielleicht noch lebt, ein sehr geehrter und angesehener Mann war, den man sowohl wegen seinen vortrefflichen Eigenschaften, als auch wegen seines hohen Standes hoch verehrte. In seinem höhern Alter pflegte sich dieser Herr gern mit seinen Nachbarn und Freunden über vergangene Zeiten zu unterhalten, aus denen er tausenderlei Geschichten erzählte, welche bei seiner Gabe des Vortrags, bei seiner Ordnung in demselben und seinem guten Gedächtniß großen Beifall fanden. Unter vielen andern unterhaltenden Histörchen pflegte er auch zu erzählen, daß in Florenz einst ein Jüngling, Namens Federigo lebte, welcher aus dem Geschlecht des Philippo Alberighi stammte, der als Ritter und Weltmann für die Blume aller jungen Edelleute in ganz Toscana galt. Derselbe verliebte sich, wie dieß bei jungen Rittersleuten oft vorkommt, in eine edle Dame, Namens Madonna Giovanna, welche damals für eine der schönsten Frauenzimmer in Florenz gehalten wurde. Um sich ihre Gegenliebe zu erwerben, pflegte er, sich bei Turnieren und Waffenspielen hervorzuthun, Feste anzustellen, und sein Vermögen ohne alles Maas und Ziel zu verschwenden. Weil sie aber eben so tugendhaft, als schön war, so kümmerte sie sich weder um seine Aufzüge, noch um ihn selbst. Da nun Federigo über alle seine Kräfte that, und doch nichts vor sich brachte, so war es nicht zu verwundern, daß sich endlich der

Mangel bei ihm einſtellte, ſo daß ihm am Ende nur noch ein kleines Landgütchen übrig blieb, von welchem er nothdürftig lebte, und außerdem ein vortreflicher Falke. Weil ſeine Leidenſchaft jedoch mehr zu-, als abnahm, und es ihm jetzt an den Mitteln gebrach, länger in der Stadt zu leben, ſo zog er auf dieſes kleine Landgut, unterhielt ſich dort mit Vogelſtellen, und ertrug ſeine Armuth, ohne Jemand etwas davon merken zu laſſen. Nachdem er nun ſchon auf das Aeußerſte herabgekommen war, geſchah es einſtmals, daß der Gemahl der Madonna Giovanna krank wurde, und als er ſeinen Tod herannahen ſah, ein Teſtament machte, durch welches er ſeinen ſchon herangewachſenen Sohn zum Univerſalerben ſeines großen Vermögens einſetzte. Weil er jedoch ſeine Gemahlin Giovanna ſehr lieb hatte, ſo ernannte er ſie, für den Fall, daß etwa ſein Sohn ohne geſetzliche Erben mit Tod abgehen ſollte, zur Erbin ſeines Vermögens, worauf er das Zeitliche ſegnete. Als nun Frau Giovanna Wittwe geworden war, bezog ſie mit ihrem Sohne im Sommer ein Landgut in der Nähe von dem Meierhofe Federigo's, Dadurch geſchah es, daß der junge Sohn mit Federigo ein vertrauliches Verhältniß anknüpfte, und oft mit auf die Jagd und Falkenbeize ging, und als er den Falken Federigo's oft hatte fliegen ſehen, ſo verliebte er ſich ſo ſehr in denſelben, daß er ſehnlichſt wünſchte, ihn zu beſitzen. Bald darauf wurde der Jüngling plötzlich krank, was die Mutter ſchwer betrübte, da er ihr einziges Kind war, weshalb ſie Tag und Nacht nicht von ſeiner Seite wich, und ihn beſtändig fragte, was er wünſchte, um es ihm ſogleich zu verſchaffen, wenn es zu haben war. — Nachdem der Jüngling ihre Anordnungen oft gehört hatte, ſprach er einſt zu ihr: „Liebe Mutter, ich glaube, wenn Ihr mir Federigo's Falken verſchaffen könnter, ſo würde

ich auf der Stelle gesund werden." Als die Dame dieß vernahm, wurde sie nachdenklich, und wußte nicht, wie sie dieß anfangen sollte. Es war ihr bekannt, daß Federigo sie lange Zeit geliebt hatte, ohne von ihr nur einen einzigen freundlichen Blick zu erlangen. Sie sprach daher zu ihm: „Wie kann ich zu Federigo gehen, oder zu ihm schicken, und ihn um diesen Falken bitten, der, so viel ich höre, der beste ist, der je in der Luft flog, und der überdieß noch seinen Herrn ernähren muß? Wie sollte ich doch so hartherzig seyn, und einem braven Manne, dem sonst nichts weiter übrig geblieben ist, auch noch seine letzte Freude rauben?" Kurz, sie wußte nicht, wie sie ihm die Sache eigentlich vortragen sollte, wiewohl sie nicht daran zweifelte, den Falken zu bekommen, wenn sie ihn darum bäte. Sie gab also den Gedanken auf, und sagte nichts zu der Bitte ihres Sohnes. Bald jedoch gewann die Liebe zu ihrem Kinde die Oberhand, und sie beschloß, ihm zu willfahren, es möchte kosten, was es wollte. Doch nahm sie sich vor, Niemand hinzuschicken, sondern selbst hinzugehen, und um den Falken zu werben. Sie hob demnach an: „Gib dich zufrieden, mein Sohn, und werde mir nur gesund! Ich verspreche dir, daß es morgen mein Erstes seyn soll, nach dem Falken zu gehen, und ihn dir zu schaffen." — Der Jüngling hatte darüber eine solche Freude, daß sich sein Befinden sogleich besserte. Am folgenden Tage ging die Mutter mit einer andern Dame nach Federigo's Hütte, und ließ sich bei ihm anmelden.

Weil es gerade nicht Jagdzeit war, so war er zu Hause geblieben, und befand sich im Garten, um die Arbeiter anzutreiben. Als er vernahm, daß Donna Giovanna angekommen wäre, um ihm einen Besuch abzustatten, so war er außerordentlich erfreut, und eilte sogleich, um sie zu empfangen. Sie trat ihm höchst freund-

lich entgegen, und sagte, indem sie ihn ehrerbietig grüßte: „Guten Morgen, Federigo! Deine Liebe zu mir hat dir schon oft geschadet; um dich nun einigermaßen dafür zu entschädigen, so habe ich mich mit dieser Freundin bei dir eingefunden, um mich bei dir einzuladen.“ — Worauf Federigo demüthig erwiederte: „Madonna, ich entsinne mich nicht, daß Ihr mir jemals ein Leid zugefügt hättet; im Gegentheil habe ich so viel Gutes durch Euch empfangen, daß ich es nur Euch verdanke, wenn jemals an mir selbst etwas Gutes gewesen ist. Deßhalb freut mich Euer Besuch mehr, als wenn ich jetzt in der Lage wäre, meinen ganzen vorigen Aufwand noch einmal zu machen, obgleich Ihr in der That heute bei einem sehr armen Wirth eingekehrt seyd.“ Mit diesen Worten führte er sie verschämt in sein Haus, von diesem in seinen Garten, und da er Niemand um sich hatte, der ihm Gesellschaft leisten konnte, so sagte er: „Madonna, ich habe Niemand weiter als diese Frau meines ehrlichen Gärtners, indeß ich Anstalt mache, den Tisch zu decken.“ — So groß auch seine Armuth war, so hatte er doch noch niemals die Noth ganz empfunden, in welche er sich durch die Verschwendung seiner Güter gestürzt hatte. Jedoch an diesem Morgen, wo er im ganzen Hause nichts vorfand, um seine Gebieterin anständig zu bewirthen, nachdem er ihretwegen eine Menge von Schmarotzern im Ueberfluß traktirt hatte, bemerkte er mit Schmerzen, daß es ihm fehle. Er suchte in dem ganzen Hause überall umher; aber er entdeckte weder Geld, noch Kleinodien, die er hätte verpfänden können, worüber er in den größten Unmuth gerieth. Die Frist war kurz; und weil er keinen Menschen, ja selbst nicht einmal seinen Gärtner um ein Huhn oder eine Taube ansprechen mochte, so fiel ihm zuletzt sein Falke in die Augen, der in seinem Zimmer auf der Stange saß. Weil er sich nun nicht

anders zu helfen wußte, und der Falke gerade ziemlich fet
war, so hielt er ihn für ein Gericht, das einer solche
Dame würdig wäre. Deßhalb drehte er ihm den Hal
um, und gebot seiner Magd, ihn gehörig zu rupfen, un
dann zu braten; und sobald der Tisch mit dem einzige
seinen Tischtuch, welches ihm noch übrig geblieben, gedeck
war, wandte er sich mit dem heitersten Gesicht von de
Welt nach dem Garten, und sagte seiner Dame, daß da
Mahl bereitet sey. Worauf sie sich in Federigo's Be
gleitung zur Tafel begab, mit welchem sie, ohne es z
zu wissen, gemeinschaftlich den Falken verzehrte. — Als si
sich nach der Mahlzeit noch ein wenig mit Federig
unterhalten hatte, glaubte sie, daß es jetzt der gelegen
Zeitpunkt sey, ihm ihr Anliegen vorzutragen. Sie rede
ihn also höchst freundlich an: „Federigo! wenn du dic
an deine vorigen Tage erinnerst, und dir auch mei
züchtiges Benehmen gegen dich in das Gedächtniß zurück
rufst, das du wahrscheinlich für Herzlosigkeit und Grau
samkeit gehalten hast, so glaube ich wohl, daß du dic
über den Grund meines heutigen Besuches verwundern
wirst. Wenn du aber Kinder hättest, oder je gehabt hätte
und die Li.be kenntest, welche man zu ihnen empfindet
so würdest du mich wohl jedenfalls gewissermaßen entschul
digen. Doch wenn auch dir die Kinder fehlen, so habe ic
doch einen Sohn, und kann dem allgemeinen Loos de
Mütter nicht entgehen. Dieß nöthigt mich wider meine
Willen, und wider alle Schicklichkeit, dich um einen Lie
besdienst zu bitten, den mir zu bezeigen dir freilich schwe
fallen wird, weil es sich um etwas handelt, das bei dei
ner Armuth und Langeweile noch dein einziger Zeitvertrei
ist — ich meine nämlich deinen Falken. Mein Sohn bezeig
ein solches Verlangen darnach, ihn zu besitzen, daß ic
fürchte, er wird an seiner gegenwärtigen Krankheit sterben

wenn er ihn nicht bekommt. Ich beschwöre dich also, nicht bei deiner Liebe zu mir, weil dir diese bisher noch nichts nützte, sondern bei deinem eignen Edelmuth, mit welchem du dich, mehr als ein Anderer, gegen Jedermann so zuvorkommend bezeigtest, mir dieses Geschenk nicht zu verweigern, weil du mit demselben meinem Kinde das Leben retten, und mich selbst dir auf ewig verpflichten kannst."—

Als Federigo die Bitte der Dame vernahm, und sah, daß es nicht möglich war, ihren Wunsch zu erfüllen, weil er ihr den Falken zu essen gegeben hatte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, ehe er sich fähig fühlte, ihr nur eine Sylbe zu erwiedern. Anfangs vermeinte sie er weinte nur um seinen Falken, und sie wollte schon ihre Bitte wieder zurücknehmen, als ihr Federigo mit folgender Antwort zuvorkam: „Madonna, seitdem es der Himmel wollte, daß ich Euch lieben mußte, vermeinte ich, daß mir das Schicksal manchen übeln Streich gespielt hätte, über den ich mich beklagen müßte; doch Alles kann gar nicht in Betracht kommen gegen die Tücke, welche es mir heute bewiesen hat. Ich kann mich gar nicht darüber zufrieden geben, wenn ich bedenke, daß Ihr, die Ihr mich in besseren Umständen nie Eures Besuches gewürdigt habt, heute unter mein armseliges Dach gekommen seyd, um eine Kleinigkeit von mir zu verlangen, und daß mir mein Unglück die Möglichkeit hat versiegen müssen, Euch diese zu gewähren. Denn wisset, wie ich hörte, daß ihr meine Einladung zum Mittagessen für heute angenommen hättet, und ich den Werth Eurer Gefälligkeit erwog, so meinte ich, so arm ich auch jetzt bin, Euch doch mit einer kostbarern Speise bewirthen zu müssen, als man gewöhnlich andern Leuten vorsetzt. Und da fiel mir denn mein Falke ein, um welchen Ihr mich jetzt bittet, als die würdigste Speise für Euch, und diesen habt Ihr jetzt verzehrt. Ich

glaubte ihn nicht besser verwenden zu können; aber da ich jetzt sehe, daß Ihr ihn gern lebendig gehabt hättet, so verursacht mir meine Unfähigkeit, Euch diesen Wunsch zu erfüllen, eine solche Qual, daß ich mich darüber nie mehr zufrieden geben werde". — Zum Zeugniß für seine Worte ließ er hierauf die Federn, den Schnabel und die Klauen des Vogels herbeibringen. Als sie dieß sah, machte sie ihm anfangs freundschaftliche Vorwürfe darüber, daß er um ein Frauenzimmer zu bewirthen, ein so edles Thier geschlachtet habe. Dabei konnte sie sich jedoch nicht enthalten, im Stillen seinen hohen Sinn zu bewundern, welchen die tiefste Armuth nicht aus ihm hatte vertilgen können. Da sie nun alle Hoffnung verloren sah, den Falken zu erhalten, und deßhalb anfing, an der Rettung ihres Sohnes zu verzweifeln, so dankte sie dem Federigo für seine Bewirthung, und kehrte traurig nach Hause zu ihrem Sohne zurück. Nach wenigen Tagen mußte dieser entweder aus Melancholie darüber, daß er den Falken nicht bekam, oder an den Folgen seiner Krankheit, seinen Geist aufgeben.

Nachdem ihn die Mutter eine Zeitlang betrauert hatte, trieben sie ihre Brüder, da sie noch jung und dazu auch reich war, oft an, sich wieder zu verheirathen. Sie widerstrebte zwar eine geraume Zeit; weil ihr aber die Brüder immer heftiger zusetzten, so gedachte sie jetzt an Federigo's Edelmuth und an seine letzte schöne Handlung, wie er, um sie bewirthen zu können, seinen Lieblingsfalken aufgeopfert hatte. Sie sprach daher zu ihren Brüdern: „Ich möchte zwar gern lieber unverheirathet bleiben, wenn ihr mir dieß gestatten wolltet. Da ihr mich jedoch so sehr drängt, so will ich euch nachgeben; aber das sage ich euch, ich nehme keinen Andern zum Gemahl, als den Federigo Alberighi." — Hierüber spotteten die Brüder, und sag-

ten: „Thörin! was ſprichſt du da? Was willſt du mit dieſem Menſchen, der auf der Welt nichts hat?“ — Worauf ſie entgegnete: „Liebe Brüder, es iſt mir wohl bekannt, daß er kein Vermögen beſitzt; doch ich will lieber den Mann ohne das Geld haben, als das Geld ohne den Mann.“ — Als die Brüder ihren feſten Entſchluß ſahen, und weil ſie den Federigo bei aller ſeiner Armuth als einen vortrefflichen Menſchen kannten, ſo gaben ſie ihm ihre Schweſter, ihrem Wunſche gemäß, zur Frau. Federigo wurde jetzt, nachdem er ein Weib mit ſo großen Gütern zur Gemahlin bekommen, ein beſſerer Haushalter, und verlebte mit ihr viele frohe und glückliche Tage.

X. Novelle.

Pietro di Vinciolo geht zu einem Abendeſſen. Seine Frau unterhält ſich unterdeſſen mit einem Jüngling. Pietro kommt nach Haus zurück, und entdeckt die Streiche ſeiner Ehehälfte. Weil er aber ſelbſt eben ſo gut ſeine ſchwachen Seiten hat, als wie ſie, ſo verträgt er ſich mit ihr in Güte.

Als die Erzählung der Königin zu Ende war, dankten Alle dem Himmel, daß er den edeln Federigo nach Verdienſt belohnt hatte. Dioneo, welcher nie auf einen Befehl wartete, hob darauf folgendermaßen an:

Ich weiß nicht recht, wie ich es nennen ſoll, ob ein Laſter, das ſich bei den Menſchen durch böſe Gewohnheit allmählig eingeſchlichen hat, oder eine Erbſünde, daß wir immer über ſchlechte Dinge mehr lachen, als über gute Werke, zumal wenn die Sache Andere, und nicht uns

selbst angeht. Weil nun mein Bemühen keinen andern Zweck hat, als den, euch die Zeit zu vertreiben und euch aufzuheitern, so will ich euch jetzt eine Geschichte erzählen, welche zwar eben nicht durchaus die ehrbarsten Sachen enthält, aber doch vielen Stoff zum Lachen bietet. Während ihr zuhört, bitte ich euch, es so zu machen, wie ihr zu thun pflegt, wenn ihr in einem Garten lustwandelt, wo ihr die Rosen brecht, und die Dornen am Strauche stehen laßt. So mögt ihr denn auch hier einen schändlichen Buben mit seinen Lastern zur Hölle schicken, und euch nur an den verliebten Streichen ergötzen, die ihm sein Weib zur Vergeltung spielte. Auch mögt ihr wohl da, wo ihr es für gut haltet, die traurigen Schicksale eures unglücklichen Nächsten bemitleiden.

Es lebte nämlich vor noch nicht langer Zeit in Perugia ein reicher Mann, mit Namen Pietro da Vinciolo. Derselbe nahm, wohl mehr in der Absicht, Andern ein Blendwerk vorzumachen, und die allgemeine Meinung, die man in Perugia von ihm hegte, zu widerlegen, als aus Neigung, eine Frau. Das Schicksal führte ihm ein Weib zu, welches ganz das Widerspiel von seinen bösen Begierden war. Dieselbe war nämlich ein derbes, rothhaariges Mädchen, welche oft an so heftigen Wallungen des Blutes litt, daß sie lieber zwei Männer, als Einen genommen hätte, indeß sie einen Mann an ihm erhielt, der sich um Alles Andere in der ganzen Welt mehr, als um eine Frau bekümmerte. Als sie dieß bald gewahrte, und sich selbst jung und frisch und gesund und munter fühlte, so zeigte sie anfangs Unmuth, und gerieth sogar mehrmahls in heftigen Streit mit ihrem Ehemann. Da sie jedoch sah, daß sich dieser nach solchen Auftritten mehr verschlimmerte, als verbesserte, so dachte sie bei sich selbst: „Der Schändliche verläßt mich, um sich auf andere Art zu vergnügen

Warum ſollte ich alſo nicht auf ähnliche Gedanken kommen? Ich habe mich mit ihm vermählt, und ihm eine groſse Mitgift zugebracht, weil ich vermeinte, einen Mann an ihm zu finden. Wenn ich nicht dieſer Meinung geweſen wäre, ſo würde ich einen Andern genommen haben. Er ſeinerſeits wuſste, daſs er ein Weib an mir bekommen würde, und wenn er an mir keine Luſt fand, ſo hätte er mich in Gottes Namen ſitzen laſſen können. Das iſt in der That unerträglich! Wenn ich es in der Welt nicht länger hätte aushalten wollen, ſo wäre ich in ein Kloſter gegangen; wenn ich aber, um die Welt zu genieſsen, ſo lange warten wollte, bis ich bei dieſem mein Glück und Vergnügen fände, ſo könnte ich graue Haare darüber bekommen, und es in meinem Alter zu ſpät bereuen, daſs ich meine Jugend ungenützt hätte vorbeigehen laſſen. Er ſelbſt bringt mich auf die Bahn, wo ich meinen Zeitvertreib ſuchen ſoll, und was ihn ſchändet, das iſt für mich ſchicklich." — Nachdem das Weibchen zu mehreren Malen über dieſen Punkt nachgedacht hatte, machte ſie, um in aller Stille zu ihrem Ziel zu gelangen, Bekanntſchaft mit einer alten Frau, die eine wahre heilige Vertiana zu ſeyn ſchien, welche die Schlangen aus der Hand füttert. Mit dem Roſenkranz in der Hand ſtellte ſie ſich zu allen Wallfahrten ein, ſprach von nichts weiter, als bloſs von dem Leben der Heiligen, oder von den Wunden des St. Franciscus, und wurde von allen Leuten ſelbſt für eine Heilige gehalten. Dieſer entdeckte ſie bei Gelegenheit ihr Anliegen.

„Beim Himmel, Töchterlein, verſetzte die Alte, du haſt Recht, und wenn du auch ſonſt keinen andern Grund hätteſt, ſo iſt es doch von dir und jedem andern Weibe ganz wohlgethan, daſs ihr auf eure Jugendzeit etwas haltet; denn von Allem, was Einen ſchmerzen kann, ſchmerzt

die verlorene Zeit am meiſten. Und wozu ins Henke
Namen taugen wir noch, wenn wir alt werden, a
die Kohlen am Heerde glühend zu erhalten? Davon ka
Niemand mehr ſagen, als ich! — Sieh, ich bin in d
Jahre gekommen, und wenn ich oft ſtill für mich alle
ſitze, ſo ärgere ich mich über mich ſelbſt, daß ich mei
ſchönſte Zeit ſo ungenützt habe verſtreichen laſſen! I
will zwar damit nicht ſagen, daß ich ſie ſo ganz verlore
hätte; denn du kannſt dir wohl denken, daß ich auch mi
unter zu allerlei Narrenspoſſen aufgelegt war; aber tro
dem habe ich doch vieles verſäumt, was ich eigentli
hätte thun ſollen, und wenn ich jetzt in meinem Alte
daran denke, ſo möchte ich mir manchmal vor Aerger mei
graues Haar ausraufen. Bei den Männern iſt es ein
ganz andere Sache. Dieſe können allerlei anfangen, un
überhaupt werden die meiſten auch ſchon vor den Jahre
alt. Wir Weiber aber ſind eigentlich zu weiter gar nicht
da, als Kinder zu gebären und aufzufüttern, und wegen
dieſes einzigen Punktes ſind wir auch ſo vielen Nachſtel
lungen unterworfen. Da wir nun einmal dazu geboren
ſind, wofür ich mehrere Gründe anführen könnte, ſo ſag
ich dir nochmals, vergilt deinem Manne Gleiches mi
Gleichem, auf daß im Alter deine Seele deinem Leibe kei
ne Vorwürfe zu machen habe! Was hat man denn eigent
lich auf dieſer Welt weiter, als das, was man genießt
Und die Weiber haben noch mehr Urſache, als die Männer
ihre Zeit zu benutzen. Denn du ſiehſt ja, wenn wir al
werden, ſo fragt weder unſer Mann, noch Jemand andere
nach uns, ſondern man ſchickt uns in die Küche, um uns
mit dem Kater zu unterhalten, und die Töpfe zu ſcheuern
oder man ſingt wohl gar unten auf der Straße:

„An der Jungfrau möcht ich mich erhohlen,
Die Alte ſoll der Teufel holen!“

Indeß, um dich nicht weiter aufzuhalten, liebes Töchterlein, so füge ich nur noch hinzu, daß du gewiß an mir die beste Wahl getroffen hast, um dir zu dienen. Denn mir ist keiner zu fein, daß ich mich nicht getraute, ihm einen guten Rath zu geben, und Keiner zu ungeschliffen, daß ich ihn nicht abhobeln, und zu meinem Zwecke führen sollte. Wenn du mir nur sagst, an wem du dein Wohlgefallen findest, so will ich schon Alles Uebrige zu Wege bringen. Doch Eins muß ich noch bemerken, mein Töchterlein; vergiß mich nicht, denn ich bin eine armselige Kreatur, die deiner gewiß bei allen Wallfahrten und Gebeten gedenken wird, auf daß unser Herrgott deinen abgeschiedenen Freunden Licht und Kerze bescheere."

Darauf schwieg die Alte. Die junge Frau wurde jetzt mit ihr einig, und schilderte ihr einen Jüngling, welchen sie oft in ihrer Gegend gesehen hatte, setzte ihr etwas Fleisch vor, und ließ sie darauf gehen. Etliche Tage darauf führte ihr die Alte den Jüngling heimlich zu, und von Zeit zu Zeit wieder Andere, und die junge Frau ließ, trotz der Furcht vor ihrem Mann, keine solche Gelegenheit ungenützt vorbeigehen.

Einstmals befand sich ihr Gemahl des Abends bei einem guten Freunde, Namens Ercolano. Sie trug daher der Alten auf, ihr einen der schönsten jungen Männer in ganz Perugia in das Haus zu bringen. Die Alte vollzog ihren Befehl ganz pünktlich. Doch gerade in dem Augenblicke, wo sich die Dame mit dem Jüngling zu Tische setzen wollte, klopfte, wider all' ihr Vermuthen, ihr Mann unten an der Thüre des Hauses. Sie war vor Schreck fast des Todes, und bemühte sich vor allen Dingen, den Liebhaber vor ihm zu verbergen. Da ihr nun aber im Augenblicke kein besserer Platz einfiel, so brachte sie ihn in eine Kammer neben ihrem Zimmer, deckte ihn dort

mit einem Korbe zu, warf einen Sack darüber her, und eilte dann nach der Thür, welche sie ihrem Mann öffnen ließ — „Nun bist du denn mit deinem Abendessen schon fertig?“ rief sie ihm zu. — „Ich habe keinen einzigen Bissen über die Lippen gebracht;“ versetzte Pietro. Sie erwiederte: „Aber aus welchem Grunde denn, lieber Mann?“ — Worauf Pietro antwortete: „Laß dir erzählen, liebe Frau, Ercolano, seine Gemahlin und ich hatten kaum am Tische Platz genommen, als wir plötzlich Jemand neben uns niesen hörten. Die ersten Male bemerkten wir es kaum; als aber der Niesende lauter und immer lauter zu niesen fortfuhr, und gar nicht aufhören wollte, zu niesen, so verwunderten wir uns am Ende darüber, worauf Ercolano, der schon ein wenig über seine Frau gemurrt hatte, daß sie uns so lange an der Thür hatte stehen lassen, auffuhr, und laut fragte: „Wer ist da? Wer niest hier so?“ Nach diesen Worten stand er auf, und wandte sich nach einer Treppe, die nicht weit entfernt war, unter der sich ein kleiner Verschlag befand, um Sachen aus der Hand zu legen. Da es ihm so geschienen hatte, als ob das Niesen von dorther gekommen wäre, so öffnete er den Verschlag; worauf ihm ein mächtiger Schwefelqualm entgegen dampfte. Ich muß dir jetzt bemerken, daß uns dieser Schwefeldampf schon vorher zugesetzt hatte. Als wir uns über denselben beschwerten, erwiederte die Frau, sie habe heute ihren Schleier geschwefelt, und die Schwefelpfanne unter die Treppe gesetzt, daher es noch ein wenig darnach röche. Als sich nun der Dampf etwas verzogen hatte, guckte Ercolano in den Verschlag hinein, und bemerkte daselbst denjenigen, welcher geniest hatte, und noch immer fortnieste, weil ihm der Schwefeldampf auf die Brust gefallen war, und ihm alles Niesens ungeachtet, schon dermaßen zusetzte, daß er einige Minuten später nicht

mehr würde haben nieſen, noch irgend etwas Anderes thun können. Als ihn Ercolano nun gewahrte, rief er: Nun ſehe ich, Weib, warum du uns ſo lange vor der Thüre haſt warten laſſen, ehe du aufmachteſt; aber ich will meines Lebens nie wieder froh werden, wenn ich dich dafür nicht bezahle!" Als die Frau dieß hörte, und ſah, daß ihr Vergehen an den Tag gekommen ſey, ſo lief ſie, ohne ein Wort zu ſagen, vom Tiſche hinweg, und ergriff die Flucht, und ich kann nicht ſagen, wohin ſie gekommen iſt. Ercolano rief dem Menſchen, der wiederholtemale geniesſt hatte, zu, er ſollte herauskommen; allein er mochte rufen, ſo viel er wollte, dieſer regte ſich nicht, weil er in eine tiefe Ohnmacht gefallen war. Dann lief er fort nach einem Meſſer, um ihm vollends den Reſt zu geben. Weil mir aber vor der Polizei bangte, ſo eilte ich herbei, und verhinderte es, daß er ihn umbrachte, oder ihm ein Leid zufügte. Indem ich nun den Menſchen vertheidigte, und Lärm machte, kamen auch die Nachbarsleute herbei. Dieſe nahmen den jungen Mann, welcher keinen Widerſtand leiſten konnte, feſt, und ſchleppten ihn mit ſich fort, ich weiß nicht wohin. Dadurch wurden wir bei dem Abendeſſen geſtört, und ich habe es daher nicht nur noch nicht zu mir genommen, ſondern auch noch nicht einmal einen Biſſen davon gekoſtet, wie ich dir ſchon vorher ſagte." — Die Dame merkte aus dieſer Erzählung, daß auch andere Frauenzimmer ſo klug waren, als wie ſie, wenn es auch nicht immer bei allen glücklich damit abliefe. Sie hätte daher zwar gern der Frau des Ercolano das Wort geredet; da ſie jedoch meinte, ſich von ihren eigenen Fehlern um deſto eher weiß zu brennen, wenn ſie auf fremde Vergehungen ſchimpfte, ſo rief ſie aus: „Das ſind mir ſchöne Geſchichten! Alſo das iſt das treue züchtige Eheweib, welches ich immer ſo heilig gehalten habe,

daß ich bei ihr hätte zur Beichte gehen mögen! Und was noch schlimmer ist, da sie bereits in einem gereiften Alter steht, so gibt es den Jüngern ein sehr böses Beispiel. Verwünscht sey die Stunde, in der sie geboren ward, und verflucht jeder Augenblick, den sie länger lebt, dieses ungetreue, gottvergessene Weib, die Schande und Schmach aller Frauen dieses Landes, die alle Ehrbarkeit, alle eheliche Treue, alle Rücksicht auf die Welt aus den Augen gesetzt, und sich nicht entblödet hat, einem so braven Mann und angesehenen Bürger zugleich mit sich selbst Schimpf zuzufügen! Gott soll mir keine Gnade erzeigen, wenn ein solches Weib Erbarmen verdient! Hätte ich ihr Urtheil zu sprechen, so würde ich sie sogleich lebendig auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen!" — In diesem Augenblicke gedachte sie ihres Freundes, den sie in der Nähe unter dem Hühnerkorbe verborgen hatte, und sie hielt es deßwegen für gut, ihrem Manne zuzureden, daß er doch zu Bett gehen möchte. — Pietro jedoch, der mehr Appetit, als Schlaf fühlte, fragte sie, ob sie nicht etwas zum Abendessen bei der Hand hätte. — „Abendessen?" wiederholte sie; „hat sich was mit dem Abendessen, wenn du nicht zu Hause bist! Meinst du denn, ich sey auch so Eine, wie das Weib des Ercolano? So geh doch nur heute lieber zu Bett, das wird das Beste seyn!"

Zufällig waren nun an demselben Abend mehrere Bauern von Pietro's Landgut aus der Stadt gekommen, die ihm Feldfrüchte gebracht, und ihre Esel, ohne ihnen zu trinken zu geben, in einen Stall gethan hatten, der an die Kammer dicht anstieß, wo sich der Jüngling befand. Da nun einer von diesen Eseln heftigen Durst empfand, so hatte er den Kopf aus dem Halfter gezogen, den Stall verlassen, und schnüffelte allenthalben nach Wasser herum, wobei er auch an den Hühnerkorb gelangte,

unter welchem der junge Mensch verborgen lag. Weil sich dieser auf allen Vieren niederducken mußte, so guckten seine Finger ein wenig unter dem Korbe hervor, und sein Schicksal fügte es, daß ihm der Esel darauf trat, so daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Als Pietro diesen Laut vernahm, der aus seinem Hause zu kommen schien, verließ er das Zimmer, und da das Jammergeschrei immer noch fortdauerte, weil der Esel immer noch auf seinen Fingern herumtrampelte, so rief er: „Wer ist da?“ ging nach dem Hühnerkorbe, hob ihn auf, fand darunter den jungen Menschen, der außer dem Schmerz, den ihm die Tritte des Esels verursachten, auch noch vor Furcht zitterte, daß ihm Pietro ein Leid anthun möchte. Als Pietro, der ihm schon längst nachgestrebt hatte, ihn gewahrte, fragte er ihn: „Wie kommst du hieher?“ Der Jüngling gab hierauf keine Antwort, sondern flehte ihn nur um Gotteswillen an, sich seiner zu erbarmen. „Steh nur auf,“ sagte Pietro, und sey ohne Furcht; aber gestehe mir jetzt offen, auf welche Art und zu welchem Zwecke du hieher gekommen bist!“

Der Jüngling beichtete ihm jetzt Alles, und Pietro war über diesen Fund eben so froh, als sich seine Frau darüber bekümmerte. Er führte den jungen Menschen an der Hand in das Zimmer, wo ihn seine Ehehälfte in der größten Angst erwartete. Jetzt nahm Pietro ihr gegenüber Platz, und hob an: „Du schimpftest ja so eben erst so heftig auf die Frau des Ercolano, und wolltest sie zum Scheiterhaufen verdammen, weil sie euch allen zur Schande gereiche; warum hast du denn das nicht von dir selbst gesagt? Oder wenn du dazu keine Lust hattest, wie konnte es dein Gewissen zulassen, dich so über sie auszusprechen, da du dir des gleichen Fehltritts bewußt wareſt? Gewiß verleitete dich dazu nichts Anderes, als der Hang,

der euch allen gemein ist, fremde Vergehungen zum Deckmantel eurer eigenen zu gebrauchen. O daß doch Feuer vom Himmel fiele, und euch sammt und sonders verzehrte, ihr Otterngezücht!" Als die Dame sah, daß die erste Hitze ihres Mannes in Scheltworten verraucht war, und zu erkennen glaubte, daß er sich darüber freute, einen so schönen jungen Mann bei ihr anzutreffen, bekam sie neuen Muth und sagte: „Ich kann mir wohl denken, daß du alle Blitze des Himmels auf uns herab wünschest, weil du deine Frau so lieb hast, wie der Hund den Stock; aber so wahr Gott im Himmel lebt, dein Wunsch soll nicht erfüllt werden! — Ich möchte jetzt vor allen Dingen erst einmal wissen, worüber du dich so sehr zu beklagen hast; denn es würde sehr unartig von dir seyn, wenn du mich mit der Frau des Ercolano über einen Kamm scheeren wolltest, welche eine alte Betschwester und Frömmlerin ist, und dennoch von ihrem Mann Alles hat, was sie nur wünschen kann, da er ihr in jedem Stücke so begegnet, wie es einer Frau gebührt! Aber mir armen Weibe wird es nicht so wohl; denn du versorgst mich zwar mit Kleidern und Schuhen, aber du weißt leider selbst am besten, wie erbärmlich es in andern Stücken aussieht, und wie wenig ich überhaupt meine Freude an dir haben kann! Bei Gott, es wäre mir lieber, wenn ich zerlumpt und baarfuß einhergehen müßte, und meinen Genuß an dir fände, als wenn ich von dir zu einer Staatsdame herausgeputzt werde, und mir so von dir begegnen lassen muß, wie du mich jetzt behandelst! Sieh, Pietro, ich muß dir's nur offen herausſagen, ich bin so gut ein Weib, als irgend Eine, und fühle die gleichen Regungen, wie andere Frauenzimmer, und wenn du nicht für die Befriedigung derselben sorgst, so sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt, mich weiter umzusehen, worüber du nicht schelten

solltest. Ich mache dir doch wenigstens nicht die Schande, daß ich mich mit Knaben, oder mit liederlichen Gesellen abgebe. Aber was soll ich zu deiner Knabenliebe sagen?" — Pietro sah wohl, daß jetzt seine Frau so leicht nicht schweigen würde, da ihr die Zunge einmal gelöst war. Weil er sich nun nicht viel aus ihr machte, so sprach er: „Gib dich nur zufrieden, Frau! Ich will dich schon beruhigen! Vor allen Dingen thue mir jetzt den Gefallen, und bringe mir etwas zu essen; denn ich vermuthe, dieser Jüngling hat eben so wenig, als ich, heute zu Nacht etwas genossen." — „Freilich nicht," erwiederte die Frau; denn gerade in dem Augenblicke, wo wir zu Tische gehen wollten, führte dich der Teufel her." — „Mach nur," sagte Pietro, daß ich jetzt etwas zu essen bekomme; ich will dann schon Alles so einrichten, daß du über mich keine Klage zu führen haben sollst!"

Wie Pietro nach dem Abendessen seine Einrichtung traf, das ist meinem Gedächtniß entfallen. Kurz und gut, meine schönen Damen, ich habe euch damit nur soviel sagen wollen, daß sich Jeder bestrebt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn ihm dieß nicht sogleich möglich ist, so spart er es bis zu einer schicklichen Gelegenheit auf; denn wie man in den Wald hineinruft, so schallt es wieder heraus.

Als Dioneo seine Erzählung beendet hatte, bei welcher die Damen mehr aus Züchtigkeit, als aus Mangel an Lust, sich des Lachens enthielten, erhob sich die Königin, und übergab die Regierung Elisen, welcher sie die Lorbeerkrone aufsetzte. Elise übernahm die ihr angetragene Ehrenstelle, und folgte dem Beispiel ihrer Vorgängerinnen. Nachdem sie die Anstalten für den nächsten Tag getroffen hatte, hob sie an: „Wir hörten schon mehr-

mals, wie Manche durch ein Bonmot, oder durch Geistesgegenwart überhaupt, Andere zum Schweigen brachten, oder sich selbst aus Verlegenheiten und Gefahren retteten. Weil dieser Stoff nicht nur Unterhaltung, sondern auch Belehrung bietet, so schlage ich vor, oder befehle vielmehr, morgen lauter Geschichten über das Thema zu erzählen: „Wie Dieser oder Jener sich durch ein Wort an seinem Platz aus der Schlinge gezogen, oder durch eine schnelle Antwort, oder durch Klugheit sich vor Elend, Fährlichkeit oder Schmach gesichert habe."

Alle waren sogleich damit einverstanden, und die Königin entließ, wie gewöhnlich, die Gesellschaft bis zum Abend. Das Zirpen der Cicade allein tönte noch durch die stille Nacht, als sie dieselbe wieder zusammenberufen und das Abendessen anrichten ließ. Nach dem Ende des Mahles belustigte man sich wieder mit Gesang und Tanz. Nachdem Emilie auf das Gebot der Königin einen Tanz aufgeführt hatte, erhielt Dioneo den Auftrag, ein Lied zu singen. Er begann auch augenblicklich:

„Frau Aldrude hüpft hoch empor;
Ich trag' ihr gute Botschaft vor."

Alle anwesenden Damen brachen in ein lautes Gelächter aus, und besonders die Königin, welche ihm aber gebot, aufzuhören, und ein anderes Lied vorzutragen. „Ach wenn ich doch nur ein Clavier zur Hand hätte," sagte Dioneo, „so wollte ich euch allerhand schöne Lieder vorspielen, und auch dazu lustig singen, als z. B.:

„Wie steht's, Jungfer Liese
Auf Eurer Wiese?

Oder:

„Unter'm Oelbaum da ist es so grün, grün, grün,
Dahin will ich mit meinem Schatze ziehn, ziehn, ja ziehn!

Oder wenn ihr das lieber wollt: „Wie wird auf dem Meer mir so übel und weh!“ Aber zu diesen Liedern würde ich durchaus ein Clavier brauchen, daher ihr denn nothwendig ein anderes wählen müßt. Wie wär's denn zum Beispiel mit dem:

„O laßt ihn nur kommen, nur kommen recht bald,
Wir woll'n ihn beschneiden, wir woll'n ihn beschneiden
Wie lustige Birken im grünlichen Wald!“

„Nein,“ sagte die Königin; „sing uns jetzt ein andekes Lied!“ „Nun gut,“ versetzte Dioneo, „so will ich euch denn einmal das Ding vorsingen, welches anfängt: Die Frau Simona zapft an dem Wein, und sie zapft und sie zapft, und es will doch niemals Oktober seyn!“

Die Königin konnte sich des Lachens nicht enthalten, sagte aber doch, sich fast zum Ernst zwingend, gebieterisch zu ihm: „Dioneo, nimm dich zusammen, und trage uns etwas Gutes vor! Du siehst ja, daß wir an Dingen solcher Art kein Gefallen finden!“

Nehmt's mir nur nicht übel, versetzte Dioneo, und sagt mir jetzt erst vor allen Dingen einmal, was euch am besten gefällt. Ich weiß noch hundert andere Lieder. Behagt euch vielleicht dieses: „Geb' ich dem Mäuschen Nichts für sein Schnäuzchen? Oder: „Mach langsam, liebes Männlein!“ Oder: „Ich schaff' mir einen Hahn für hundert Livres an?“

Die Königin wurde über Dioneo's Späße am Ende fast ungehalten, obgleich alle die Uebrigen herzlich lachen mußten. „So laß doch dein loses Geschwätz,“ sagte sie zu ihm, und singe uns ein anständiges Lied, oder wenn du das nicht thust, so sollst du meinen höchsten Zorn erfahren!“ Darauf gab Dioneo seine Späße auf, und begann:

„O Amor, deine Feuerstrahlen,
Die sich im Auge dieser Schönen malen,
Sie machen dir und ihr mich zum Vasallen.
Aus ihren holden Blicken sprüht der Funke,
Der mächtig an dem meinen sich entzündet,
Und mit allmächt'gem Zauber mich umwindet.
Wie groß die Macht sey, welche dir gegeben,
Das lehrte mich mein g'ühendes Bestreben,
Und wenn ich dieß erwegen,
Fühl' ich mich fortgezogen,
Als Sklav, zu ihr, und mich ihr hingegeben,
Ohn' die ich keinen Tag mehr möchte leben.

So werd' ich dein, o lieblicher Gebieter,
Und sink in aller Demuth vor dir nieder,
Um Beistand zu dir flehend.
Doch weiß ich nicht, ob, was ich glüh'nd erstrebe,
Auch wohl in ihrem eignen Busen lebe,
Und ob sie meine Liebe
Erfüllt mit gleichem Triebe,
Sie, die mich so beherrscht, daß keine Sonne,
Wär' ich von ihr getrennt, mir brächte Wonne.

Drum bitt' ich Herrscher Amor, sag' es ihr,
Und laß von deiner Flamme mir zu Lieb
Ein Fünkchen sie empfinden! Ha, von dir
Bedarfs ja wenig! Fertig ist der Trieb
Wenn du sie willst entzünden!
Sieh, wie ich mich verzehre,
Und ob ich gleich mich wehre,
Doch mehr und mehr in Gram dahin muß schwinden.

Erſiehſt du denn die rechte Zeit,
So hilf und komm, und ſey bereit,
Mir Armen kräftig beizuſtehen,
Daß Alles mag nach Wunſche gehen!"

Die Königin zollte dem Liede des Dioneo ihren vollſten Beifall, und ließ darauf noch etliche andere ſingen. Als nun die Nacht hereinbrach, und es kühl wurde, gebot ſie der ganzen Geſellſchaft, ſich nach Haus zu begeben, und bis zum nächſten Morgen nach Belieben auszuruhen.

Es ſchließt der fünfte Tag des Dekameron, und es beginnt der ſechste, an welchem unter Eliſens Regiment von Perſonen erzählt wird, welche ſich durch irgend einen glücklichen Einfall aus Verlegenheiten zogen, oder durch eine ſchnelle, kluge Antwort vor Schaden und Gefahr ſicherten.

Der Mond ſtand ganz blaß mitten am Himmel, und die Sonne hatte bereits mit ihren Strahlen den Erdkreis erhellt, als ſich die Königin erhob, und die Geſellſchaft wecken ließ. Darauf luſtwandelten ſie eine Zeitlang an dem ſchönen Brunnen, während die Fluren im Morgenthau prangten, unterhielten ſich von verſchiedenen Dingen, urtheilten über die Schönheit der bereits erzählten Geſchichten, und lachten, indem ſie ſich dieſelben ins Gedächtniß zurückriefen, über ſo manches Spaßhafte, was dabei vorgekommen war. Nachdem nun die Sonne höher geſtiegen war,

und die überhandnehmende Hitze sie drückte, kehrten sie in den Schatten zurück. Dort fanden sie die Tafeln schon gedeckt, und den Saal mit duftigen Blumen und Kräutern bestreut, und setzten sich, ehe die Hitze noch heftiger wurde, auf das Gebot der Königin, zu Tisch. Als sie nun unter größter Heiterkeit ihre Mahlzeit gehalten hatten, wurden erst einige anmuthige Lieder gesungen; darauf unterhielten sich ein Theil mit Schach- oder Brettspiel, und Andere auf andere Art. Dioneo sang mit Lauretta von Troilus und Cressida.

Als nun die Stunde der Versammlung gekommen war, und die Königin Alle hatte rufen lassen, nahmen sie sämmtlich in gewohnter Ordnung an der Quelle Platz. Doch gerade in dem Augenblicke, wo die Königin Befehl ertheilen wollte, die erste Novelle zu erzählen, geschah etwas, das bisher nicht vorgekommen war. Man hörte nämlich einen großen Lärm, den die Diener und Dienerinnen in der Küche machten. Man ließ deßwegen den Haushofmeister rufen, und fragte ihn, was es denn gäbe. Dieser sagte, Licisca und Tindaro machten diesen Lärm, er wüßte aber nicht, worüber sie sich eigentlich stritten, denn er sey im Augenblick erst dazugekommen, um die Ruhe herzustellen. Die Königin befahl daher, Licisca und Tindaro zu ihr zu rufen. Als die Beiden erschienen waren, fragte sie die Königin nach der Ursache ihres Zankes. Indem Tindaro im Begriffe stand, zu antworten, wandte sich Licisca, die zwar schon etwas bejahrt, aber dabei doch noch munter, hochmüthig und durch den Streit erhitzt war, und rief mit zornigem Gesicht: „Seht mir doch den Schlingel, der sich in meiner Gegenwart unterstieht, zuerst zu sprechen! Schweig still, und laß mich reden!“ Hierauf wandte sie sich zur Königin und sagte: „Hohe Frau, dieser Mensch will mir weiß machen,

wie Sicofante mit seiner Braut zu Bette gegangen wäre, so hätte er die Festung mit Sturm und Blutvergießen eingenommen, und ich behaupte, daß er ganz friedlich und ohne Mühe Besitz von ihr ergriffen hat. Der Mensch ist aber so viehdumm, daß er glaubt, die Mädchen seyen so einfältig, daß sie ihre Jugend unbenutzt vorbeigehen lassen, indem sie auf ihren Vater und auf ihre Brüder warten, die sechsmal unter siebenmal drei und vier Jahre über Gebühr mit ihrer Verheirathung zögern. Da würde es schön aussehen, wenn sie sich so lange gedulden müßten! Aber bei Gott! Ich weiß wohl, was ich sage, wenn ich schwöre! Ich kenne keine Frau in meiner Nachbarschaft, welche als Jungfrau zu ihrem Mann gekommen wäre, und selbst unter den verheiratheten Weibern weiß ich so manche, die ihren Mann hinters Licht führt, und dieser Einfaltspinsel will mich die Weiber kennen lehren, als ob ich von gestern wäre.

Ueber dieses Geschwätz der Licisca erhoben die anwesenden Frauenzimmer ein solches Gelächter, daß man ihnen alle Zähne im Munde hätte zählen können. Die Königin hatte ihr wohl bereits zehnmal Stillschweigen geboten, aber es half nichts. Sie hielt den Mund nicht eher, als bis sie Alles herausgeschwatzt hatte. Als sie nun endlich schwieg, konnte sich die Königin selbst nicht enthalten, laut aufzulachen. — „Dioneo, sagte sie, Niemand unter uns Allen kann diesen Streit besser aufs Reine bringen, als du, und darum magst du, wenn wir mit unseren Erzählungen fertig sind, über sie das Urtheil sprechen."

„Madonna," versetzte Dioneo, „das Urtheil ist schon gesprochen, und es braucht nichts weiter; denn ich meine, Licisca hat Recht, und Tindaro ist ein Einfaltspinsel."

Licisca triumphirte über dieses Urtheil, und sprach zu Tindaro: „Hab' ich dir's nicht gesagt? Geh nur deiner Wege, du bist noch nicht hinter den Ohren trocken, und willst klüger seyn, als ich? Aber, Gottlob, ich habe nicht umsonst in der Welt gelebt!"

Wenn ihr die Königin nicht mit zürnendem Blicke Stillschweigen geboten, und eine harte Strafe angedroht hätte, so würde sie den ganzen Abend über weiter nichts zu thun gehabt haben, als ihr Geschwätz anzuhören. — Nachdem sich die beiden Streitenden entfernt hatten, befahl die Königin der Philomena, weiter zu erzählen, welche folgendermaßen anhob:

I. Novelle.

Ein Ritter vermißt sich gegen seine Frau Oretta, daß er sie durch eine schöne Erzählung auf ein Pferd setzen wollte. Weil indeß seine Geschichte nicht zum Besten ausfällt, so bittet sie ihn darum, sie wieder absitzen zu lassen.

Meine jungen Damen, begann Philomena, wie bei heiterm Himmel die Sterne die Nacht verherrlichen, und wie an einem schönen Maimorgen die jungen Blumen die Wiesen und Fluren zieren, so sind Witzworte aus dem Munde gebildeter Leute der Schmuck und die Zierde einer guten Unterhaltung. Und weil man dabei vieles mit kurzen Worten sagen kann, so stehen sie den Damen noch besser an, als den Männern, da vieles Reden sich weniger für die Frauenzimmer schickt, als für die Männer. Ich weiß nicht, ob es Mangel an Witz oder an Erziehung

ist, oder ob der Himmel unser Zeitalter so wenig begünstigt, daß es in unsern Tagen so wenige Frauenzimmer gibt, die bei der rechten Gelegenheit einen gescheidten Einfall vorzubringen wüßten, oder ein geistreiches Wort, wenn es gesagt wird, nur wenigstens verstünden; und das macht uns in der That nicht viel Ehre. Da sich jedoch Pampinea über diesen Punkt schon weiter ausgesprochen hat, so will ich nichts mehr darüber sagen, sondern euch nur, zum Beweis, wie gut ein Wort zu seiner Zeit sey, eine Geschichte erzählen, wie einstmals ein Ritter durch eine Dame mit einem ähnlichen Scherz zum Schweigen gebracht wurde.

Ohne Zweifel haben Mehrere von euch in unserer Stadt eine gewisse adelige, gebildete und sehr beredsame Dame gekannt, oder wenigstens durch Hörensagen von ihr vernommen, deren Vorzüge nicht verdienen, verschwiegen zu werden. Ihr Name war Madonna Oretta, und ihr Mann hieß Geri Spina. Als dieselbe einstmals auf dem Lande lebte, wie wir dieß auch mitunter zu thun pflegen, und in einer Gesellschaft von mehreren Herren und Damen nach einem etwas entfernten Orte eine Fußwanderung gemacht hatte, war sie von dem weiten Wege ein wenig müde geworden, daher es einem von den Herren einfiel, zu ihr zu sagen: „Madonna Oretta, sofern es Euch beliebt, so will ich Euch mit einer äußerst interessanten Geschichte die Länge des Weges dermaßen verkürzen, daß es Euch so vorkommen soll, als ob Ihr zu Pferde säßet.“ — Die Dame erwiederte: „Ich bitte Euch, dieß zu thun; es wird mir sehr angenehm seyn.“

Der Ritter, der eben so gut mit der Zunge, als mit dem Schwerte umzugehen wußte, begann jetzt eine Geschichte, die zwar an und für sich gar nicht so übel war; weil er jedoch bald Ein Wort zehnmal nach einander

brauchte, bald dasjenige wiederholte, was er bereits gesagt hatte, bald sich in seiner Rede verbesserte, fortwährend die Namen der Personen verwechselte, und auf diese Art seine ganze Erzählung verdarb, und dabei auch gar kein Talent zeigte, die Personen den Handlungen, und den Handlungen seine Geberden anzupassen; so trat der Madonna Oretta dabei der Angstschweiß auf die Stirne, und es wurde ihr ganz übel. Als sie es am Ende nicht mehr aushalten konnte, und sich der Ritter in einem Labyrinth verirrt hatte, aus welchem er nicht mehr herauskommen konnte, so sagte sie zu ihm ganz artig: „Mein Herr, Euer Pferd trabt mir etwas zu hart; daher bitte ich Euch, laßt mich wieder absitzen!“ — Der Ritter, welcher glücklicherweise mehr gesunden Verstand, als Redekunst besaß, begriff diese Bemerkung, nahm sie als einen Scherz, hörte mit seiner schlecht vorgetragenen Erzählung auf, und begann, die Dame mit andern Gegenständen zu unterhalten, an welchen dieselbe ein größeres Wohlgefallen fand.

II. Novelle.

Der Bäcker Cisti macht den Herrn Geri Spina durch eine feine Rede auf ein unziemliches Verlangen aufmerksam.

Alle Damen und Herren zollten dem Scherz der Frau Oretta ihr Lob, worauf die Königin der Pampinea winkte, mit dem Erzählen fortzufahren, welche anhob: „Liebe Schwestern, ich weiß in der That nicht, ob die Schuld davon eigentlich an der Natur selbst liegt, daß oft in einem häßlichen Körper der höchste und edelste Geist wohnt, oder ob das Schicksal den Fehler begeht, daß es

manchen Menschen von den herrlichsten Talenten zu einem niedern Loos verdammt, wie wir dieß bei unserm Landsmann Cisti und noch bei vielen Anderen haben sehen können. Unsern Cisti bestimmte das Schicksal, trotz allen seinen hohen Geistesgaben, zu einem Bäcker. Und fürwahr, ich würde die Natur und das Schicksal zugleich verdammen, wenn ich nicht sähe, daß die Natur sehr verständig ist, und daß das Glück tausend Augen hat, obgleich sich Thoren dasselbe als blind vorstellen. Ich bin daher vielmehr der Meinung, daß sie beide aus weiser Absicht ihre kostbarsten Schätze, so wie wir Menschen es zu thun pflegen, an den Orten verbergen, wo man sie am wenigsten vermuthen sollte, um sie zu seiner Zeit wieder hervorzuziehen, weil sie in dem elendesten Winkel besser aufgehoben sind, als in dem prächtigsten Gemach. Ebenso verstecken die beiden Regierer der Welt häufig ihre theuersten Kleinode unter dem Schatten von Handwerken, die man gering achtet, damit sie in desto höherem Glanze erscheinen, wenn sie zu rechter Zeit an das Tageslicht kommen. Ich will euch jetzt davon ein Beispiel erzählen, welches der Bäcker Cisti gab, indem er dem Herrn Geri Spina, den Gemahl der Madonna Oretta, von welcher ihr so eben jetzt gehört habt, bei einer geringfügigen Gelegenheit die Augen öffnete.

Der Papst Bonifacius, bei welchem Herr Geri Spina in großer Gunst stand, hatte nämlich einstmals wegen eines dringenden Falles eine edle und vornehme Gesandtschaft nach Florenz abgeschickt, und die Gesandten waren in dem Hause des Herrn Geri abgestiegen, mit welchem sie über die Angelegenheiten des Papstes verhandelten. Zufällig ging dieser mit ihnen fast an jedem Morgen bei Santa Maria Ughi vorbei, wo der Meister Cisti seinen Bäckerladen hatte, und bei seinem Ge-

schäft selbst mit Hand anlegte. Obgleich ihm nun das Schicksal kein lebhaftes Geschäft beschеert hatte, so bewies es sich ihm doch bei demselben so günstig, daß er ein wohlhabender Mann geworden war, der ganz gemächlich leben konnte, wiewohl ihn dieß nicht abhielt, sein Metier fortzusetzen. Unter Anderem führte er den besten Wein, den man in Florenz und in der ganzen Umgegend der Stadt nur haben konnte. Als er bemerkte, daß Geri mit den päpstlichen Gesandten an jedem Morgen unter seinen Fenstern vorbeiging, so fiel es ihm ein, da es gerade in der heißen Jahreszeit war, daß es ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn würde, wenn er ihnen einmal einige Proben von seinen besten Weinen zu kosten gäbe. Da er jedoch glaubte, daß der Abstand zwischen dem Herrn Geri Spina und ihm zu groß wäre, so schien es ihm nicht passend, ihn auf direktem Wege einzuladen, und er suchte es aus diesem Grunde lieber so einzurichten, daß Herr Geri sich selbst bei ihm zu Gast bäte. Er pflegte sich deßwegen in einem weißen Wamms und einer frischgewaschenen Schürze, in welcher er mehr einem Müller, als einem Bäcker glich, an jedem Morgen, in der Zeit, wo Herr Geri mit den Gesandten vorbeiging, eine kleine Bolognesерflasche seines köstlichen Weins, eine saubere, wohlverzierte Kanne mit frischem Wasser und ein paar schön geschliffene, rein geschwenkte Gläser vor seine Thüre bringen zu lassen, und nachdem er sich etlichemal geräuspert hatte, seinen Trank mit so sichtlichem Wohlbehagen einzuschlürfen, daß es einen Todten hätte lüstern machen können. Als Herr Geri dieß zwei Tage hintereinander bemerkt hatte, fragte er am dritten Morgen: „Schmeckt's Euch, Cisti? Ist der Wein gut?" — Cisti stand sogleich auf, und erwiederte: „Gut ist er allerdings, aber wie gut, darüber würdet Ihr erst dann

urtheilen können, wenn Ihr ihn selbst gekostet hättet." Herr Geri, welchem entweder die Jahreszeit, oder die Ermüdung von dem Spaziergang, oder die Behaglichkeit, mit welcher er Cisti trinken gesehen, Durst erweckt hatte, sprach lächelnd zu den Gesandten: „Ich denke wohl, ihr Herren, wir könnten den Wein dieses braven Mannes einmal versuchen; vielleicht ist er so gut, daß es uns nicht gereut." Nach diesen Worten wandten sie sich zu Cisti. Dieser ließ sogleich eine schöne Bank vor die Hausthüre stellen, und bat die Herren, Platz zu nehmen. Darauf sagte er zu den Dienern, die herbeikamen, um die Gläser zu schwenken: „Laßt es nur, liebe Leute; ich will diese Herren selbst bedienen, denn ich verstehe mich eben so gut darauf, den Mundschenk, als den Bäcker zu machen, und für euch alle fällt hier kein Tröpfchen ab." — Er schwenkte hierauf vier schöne Gläser, ließ einen kleinen Krug von seinem guten weißen Wein kommen, und war fleißig bei der Hand, dem Herrn Geri und seinen Gästen einzuschenken. Diese erklärten den Wein für den besten, welcher ihnen seit langer Zeit vorgekommen wäre; und so lange die Gesandten verweilten, wiederholte Herr Geri mit ihnen fast alle Tage seinen Morgenbesuch bei Cisti.

Nachdem sie nun ihre Geschäfte beendigt hatten, und wieder abreisen wollten, gab ihnen Herr Geri einen glänzenden Abschiedsschmaus, zu welchem er nebst mehreren angesehenen Bürgern auch den Bäcker Cisti einladen ließ, der jedoch unter keinen Bedingungen kommen wollte. Herr Geri beauftragte demnach einen aus seiner Dienerschaft, zu ihm zu gehen, und eine Flasche Wein von ihm zu holen, um davon jedem der Gäste nach der ersten Speise ein halbes Spitzglas einzuschenken. — Der Diener, vielleicht verdrießlich darüber, daß er nie einen Tropfen von diesem Wein zu schmecken bekommen hatte, nahm die

größte Flasche mit, welche er nur finden konnte. Als Cisti diese sah, so sagte er: „Mein Sohn, Herr Geri schickte dich gewiß nicht an mich.“ — Der Diener versicherte ihm zu wiederholten Malen, daß ihn sein Herr wirklich zu ihm geschickt hätte; da er jedoch keine andere Antwort von ihm bekam, so kehrte er zurück, und hinterbrachte es seinem Herrn. — Herr Geri sagte: „Geh wieder hin, und melde ihm, daß ich dich allerdings zu ihm geschickt, und wenn er dich abermals so abfertigt, so frage ihn, an wen ich dich denn sonst sende?“

Der Diener kehrte also zurück, und sagte zu Cisti: „Mein Herr hat mich doch zu Euch geschickt.“ — „Du lügst,“ versetzte Cisti; „das hat er ganz gewiß nicht gethan!“ — „Nun, zu wem glaubt Ihr denn, daß er mich geschickt habe?“ fragte der Diener. — Cisti erwiederte: „An den Arno“ *).

Als der Diener dem Herrn Geri diese Antwort hinterbrachte, gingen ihm plötzlich die Augen auf, und er sagte zu dem Diener: „Laß doch einmal sehen, was für eine Flasche du genommen hast!“ — Als er diese sah, sprach er: „Cisti hat ganz Recht,“ tadelte den Diener, und ließ ihn eine andere kleinere Flasche nehmen. Als er mit dieser kam, sagte Cisti: „Jetzt sehe ich, daß dein Herr dich zu mir schickt.“ — Er ließ ihm sogleich die Flasche füllen, und übersandte Herrn Geri noch an demselben Tage ein ganzes Fäßchen von seinem guten Wein. Worauf er sich selbst zu ihm begab, und sagte: „Edler Herr, denkt nicht, daß mich etwa die große Flasche geschreckt hätte. Es kam mir nur an diesem Morgen so vor, als ob Ihr ganz vergessen hättet, was ich Euch dieser

*) Der Fluß, an welchem Florenz liegt.

Tage durch meine ganz kleinen Krüglein andeuten wollte, daß dieser Wein kein Getränk für Bediente sey. Dieß wollte ich Euch nur wieder in Erinnerung bringen. Da ich jedoch nicht länger Euer Kellermeister seyn mag, so habe ich ihn Euch jetzt ganz mitgebracht, und Ihr könnt nun nach Euerem Belieben damit haushalten."

Dem Herrn Geri war das Geschenk äußerst angenehm, für welches er dem Cisti verbindlichst dankte. Auch behandelte er ihn in der Folge stets mit der größten Achtung und Liebe.

III. Novelle.

Madonna Nona de Pulci bringt den Bischof von Florenz, welcher sich unbescheidene Scherze gegen sie erlaubt, durch eine treffende Antwort zum Schweigen.

Als Pampinea ihre Geschichte beendigt, und Jeder die Freigebigkeit und die Antwort des Cisti gelobt hatte, befahl die Königin der Lauretta, mit einer Erzählung fortzufahren. Diese gehorchte bereitwillig, und hob an:

„Meine schönen Damen, Pampinea zeigte uns schon früher, so wie Philomena heute, wie wenige unter uns sich auf witzige Einfälle verstehen, und wie sehr ein Bonmot aus dem Munde eines Frauenzimmers wirkt. Ich halte es deßhalb für überflüssig, noch mehr darüber hinzuzufügen, und will daher nur noch dieß in Bezug auf Scherze dieser Art bemerken, daß ihre Bisse sanft, wie die eines unschuldigen Lammes, und nicht so verwundend seyn müssen, wie der Zahn eines bissigen Hundes, weil

sonst der Scherz nicht mehr Scherz bleibt, sondern zur Beleidigung wird. Die Worte der Madonna Oretta und die Antwort des Bäckers Cisti suchen in dieser Hinsicht ihres Gleichen. Wahr ist es indessen, daß eine beißende Antwort auf einen beißenden Scherz nicht für eine Beleidigung gelten kann, sondern in dem Angriff ihre vollkommene Entschuldigung findet. Man achte demnach stets darauf, wie, wann, und mit wem man scherzt. Darauf nahm einstmals einer unserer Prälaten wenig Rücksicht, und ich will euch daher jetzt vortragen, wie ihm bei dieser Gelegenheit ein beißender Scherz mit einem noch beißenderen vergolten wurde.

In den Tagen, wo Herr Antonio d'Orso, ein würdiger und gelehrter Prälat, Bischof von Florenz war, traf in Florenz ein catalonischer Edelmann ein, Namens Don Diego de la Rata, welcher Marschall bei dem König Robert war. Als ein sehr schöner Mann war er dem weiblichen Geschlecht sehr angenehm, welches er leidenschaftlich liebte. Unter allen Damen in Florenz wandte sich seine Neigung besonders auf eine, die ausnehmend reizend, und eine leibliche Nichte des Bischofs war. Jedoch ihr Mann war, trotz seiner Geburt, ein schrecklicher Geizhals und ein so schlechter Mensch, daß er selbst mit dem Marschall einen Handel abschloß, ihm seine Frau gegen ihren Willen, für fünfhundert Goldgulden auf eine Nacht zu überlassen. Jedoch betrog ihn der Marschall, indem er fünfhundert Popolini, eine damals gangbare Silbermünze, welche an Größe und Gepräge den Goldgulden völlig glich, übergolden ließ, und sie ihm unterschob. Als die Sache ruchtbar wurde, hatte der Niederträchtige den Schaden und die Schande davon; der Bischof dagegen ließ sich als ein kluger Mann nicht merken, daß er etwas davon wüßte.

Da der Bischoff mittlerweile mit dem Marschall häufig zusammenkam, so fügte sichs auch einmal am Johannisfeste, daß sie auf der Rennbahn auf und ab ritten, und die ringsum versammelten Frauen betrachteten. Unter Anderen fiel dem Bischoff eine junge Dame ins Auge, welche uns erst vor Kurzem durch die Pest entrissen worden ist, eine Nichte des Herrn Alesso Rinucci, mit Namen Nonna Pulci, die ihr wohl Alle gekannt haben werdet, welche in ihren Blüthentagen ein schönes, munteres, redseliges Frauenzimmer, und damals so eben erst verheirathet war. Er machte den Marschall auf sie aufmerksam, und als sie ihr beide näher kamen, legte er seine Hand auf die Schulter des Marschalls, und sagte zu ihr: „Nonna, was hältst du von diesem? Meinst du wohl, daß er es mit dir aufnehmen könnte?“

Nonna fühlte sich durch diese Frage verletzt, welche, wie sie vermeinte, keinen andern Zweck haben könnte, als in den Augen der Zuschauer ihre Ehrbarkeit anzutasten. Sie dachte daher weniger daran, sich zu vertheidigen, als den Stich zurückzugeben, und versetzte schnell: „Wer weiß, ob er es mit mir aufnehmen könnte, denn ich wette nur um gute Münze.“

Als der Marschall und der Bischof diese Antwort hörten, fühlten sich beide getroffen, der Eine, weil er sich gegen die Enkelin des Bischofs ungeziemlich betragen und der Andere, wegen der Schande seiner Verwandten. Beide wagten es jetzt vor Schaam nicht, einander anzusehen, und ritten von dannen, ohne weiter mit einander zu sprechen. Insofern nun die junge Frau zuerst gekränkt worden war, ziemte es ihr auch, eine Stichelrede zurückzugeben.

IV. Novelle.

Chichibio, der Koch des Currado Gianfigliazzi verwandelt durch eine schnelle und treffende Antwort den Zorn seines Gebieters in Lachen, und entgeht dadurch der ihm bevorstehenden Strafe.

Lauretta schwieg; Nonna wurde von Allen gelobt, und Neiphile, welcher die Königin jetzt winkte, begann: So wahr es ist, liebe Schwestern, daß ein Talent zum Witz oft den glücklichsten Erfolg herbeiführt, so hilft doch auch mitunter der bloße Zufall in der Angst Manchem zu einer Antwort, auf die er bei ruhigem Gemüthszustande nimmermehr gekommen seyn würde. Davon will ich euch durch meine Erzählung ein Beispiel geben.

Curado Gianfigliazzi war, wie ihr wohl Alle gesehen oder gehört haben werdet, einer der gastfreisten und prachtliebendsten Edelleute dieser Stadt, welcher immer einen ritterlichen Aufwand machte, und sich lieber mit seinen Falken und Jagdhunden, als mit wichtigern Angelegenheiten, abgab. Einstmals hatte er nun mit seinem Falken in der Nähe von Peretola einen Kranich erlegt, welchen er, da er ihn jung und fett fand, seinem Koch, Namens Chichibio, einem Venetianer, übergab, mit der Weisung, ihn zu braten, und zum Abendessen auf das Beste herzurichten. Chichibio, der ein lustiger Schalk war, that sogleich den Kranich an das Feuer. Als nun derselbe schon fast gahr war, und einen starken Duft verbreitete, trat ein Mädchen, Namens Brunetta in die Küche, welche, als sie den Kranich roch und sah, den Chichibio bat, daß er ihr doch eine Keule von diesem Braten geben möchte. Chichibio antwortete ihr singend:

„Brunettchen, o mein süßes Leben,
Die Keule kann ich dir nicht geben!"

Brunettchen machte dazu ein finsteres Gesicht, und sagte: „Wenn du mir die Keule nicht augenblicklich gibst, so schwöre ich dir, daß ich in Zukunft nie wieder etwas mit dir zu schaffen haben mag!" Es folgte darauf ein kleiner Wortwechsel, nach welchem Chichibio, der mit dem Mädchen auf einem vertrauten Fuße stand, endlich erweicht wurde. Er löste also einen Schlegel ab, und gab ihn der geliebten Brunetta.

Nachdem darauf der Kranich dem Currado und seinen Gästen präsentirt wurde, verwunderte sich Currado darüber, daß derselbe nur Eine Keule hatte; weßhalb er den Koch vor sich kommen ließ, und ihn fragte, wo denn die andere hingekommen sey. Der Windbeutel von Venetianer antwortete: „Gnädiger Herr, die Kraniche haben nur Ein Bein!"

Erzürnt sagte Currado: Wie, zum Teufel, sie hätten nur Ein Bein? Ist denn dieß der erste Kranich, den ich sehe? — Chichibio antwortete keck: „Ihr könnt Euch darauf verlassen, edler Herr; ich will es Euch an lebendigen Kranichen zeigen." — Currado wollte sich in Gegenwart der Gäste jetzt nicht weiter mit ihm zanken, und versetzte: „Da du mir versprichst, das an lebendigen Kranichen zu zeigen, was ich bis jetzt weder gesehen noch gehört habe, so gehe jetzt nur, aber morgen mußt du mir dein Wort halten. Geschieht dieß nicht, so schwöre ich dir bei dem Leichnam Christi, dann werde ich dir eine Lektion geben, an die du all dein Lebtage gedenken sollst!"

Dabei blieb es diesen Abend. Als aber am andern Morgen Currado's Zorn aufs Neue erwachte, stand er voll Verdruß auf, ließ sich sogleich ein Pferd satteln, gebot dem Chichibio, gleichfalls einen Gaul zu besteigen,

und ritt mit ihm nach einem See, wo des Morgens immer viele Kraniche zu weilen pflegten. Unterwegs sagte er zu ihm: „Jetzt wollen wir nun doch einmal sehen, wer gestern gelogen hat, du, oder ich.“ Als Chichibio sah, daß sein Herr noch immer schlecht gelaunt war, und daß seine Lüge nothwendig an den Tag kommen müßte, wußte er nicht wo ein und wo aus vor Verlegenheit, und ritt angstvoll hinter seinem Herrn her. Er würde gar zu gern die Flucht ergriffen haben, wenn dieß möglich gewesen wäre. Da dieß aber nicht anging, so schaute er beständig umher, und befürchtete, einen Kranich auf zwei Füßen stehen zu sehen. Als sie jedoch bei dem See anlangten, gewahrte er zuerst ein Duzend Kraniche, welche sämmtlich auf Einem Beine standen, wie diese Thiere zu thun pflegen, wenn sie ausruhen. Augenblicklich machte er jetzt seinen Herrn auf dieselben aufmerksam. „Da seht jetzt selbst mit Euren eigenen Augen, gnädiger Herr,“ sagte er, „daß ich gestern die Wahrheit geredet, als ich Euch versicherte, daß die Kraniche nur Ein Bein hätten. Schaut nur einmal diese an, welche dort stehen!“ — Currado blickte auf, und versetzte: „Warte nur, ich will dir sogleich zeigen, daß sie zwei Beine haben.“ Er ritt jetzt ein wenig näher, und rief: „Halloh! Halloh!“ worauf die Kraniche sämmtlich das andere Bein niederließen, ein paar Schritte machten, und darauf davonflogen. — „Was meinst du nun, du Halunke?“ fragte Currado; „glaubst du jetzt, daß sie zwei Beine haben?“

Chichibio verlor alle Besinnung, und ohne daß er eigentlich selbst recht wußte, was er sagte, erwiederte er: „Ja, gnädiger Herr; aber am vorigen Abend habt Ihr nicht Halloh! gerufen, sonst hätte der gestrige Kranich gewiß auch sein zweites Bein gezeigt, so wie diese hier.“ — Currado fand diese Antwort so drollig, daß er trotz

allem Zorn plötzlich laut auflachen mußte. „Du hast Recht, Chichibio," sagte er; „ich hätte freilich Halloh! rufen sollen." Auf diese Weise entging Chichibio seiner Strafe, indem er durch eine spaßhafte Antwort den Zorn seines Herrn besänftigte.

V. Novelle.

Messer Forese da Rabatta und Meister Giotto, der Maler, kommen von Mucello, und ein Jeder von den Beiden spottet über das Aeußere des Anderen.

Als Neiphile schwieg, und die Damen über die Antwort des Chichibio ihr Wohlgefallen geäußert hatten, fuhr Pamphilo auf den Wink der Königin folgendermaßen fort:

„Meine Damen, so wie das Schicksal zuweilen unter der Hülle des niedrigsten Gewerbes die herrlichsten Talente verbirgt, wie uns Neiphile zeigte, so ist es nicht selten der Fall, daß die Natur dem widerwärtigsten Aeußern den feinsten Verstand zur Wohnung anweist. Das zeigt sich deutlich an zweien unserer Landsleute, von denen ich jetzt eine kurze Geschichte erzählen will. Der Eine, Messer Forese da Rabatta geheißen, war sehr klein von Natur, ausgewachsen, und hatte ein so plattes, breites Gesicht, daß er sich selbst unter den Baronei's noch durch seine Häßlichkeit ausgezeichnet haben würde. Doch war er zugleich in der Rechtswissenschaft so erfahren, daß er von allen Advokaten das „Repertorium der Jurisprudenz" genannt wurde. Der Andere hieß Giotto, und

besaß das vortreffliche Talent, Alles, was die Mutter Natur in dem Wechsel der Jahreszeiten hervorruft, mit dem Pinsel, der Reißfeder und dem Grabstichel so vollkommen nachzubilden, daß seine Zeichnungen nicht bloß als Nachahmungen der Natur, sondern vielmehr als die Natur selbst erschienen, und daß manche Leute irregeführt wurden, und vermeinten, das Bild für die Sache selbst zu halten. Da er nun auf diese Art der Kunst jene Glorie wiedergab, welche ihr mehrere Jahrhunderte durch die Schuld derjenigen entzogen worden war, die sich mehr bemühten, den Augen der Laien Blendwerke vorzumachen, als den Kenner zu befriedigen, so war er es um so mehr werth, der Stolz der florentinischen Kunst genannt zu werden, je bescheidener er, der Lehrer und das Vorbild aller gleichzeitigen Maler, den Namen eines Meisters von sich ablehnte, nach welchem doch so Mancher, der nicht würdig war, ihm die Schuhriemen aufzulösen, begierig haschte, und ihn sich anmaßte. Trotz seinem großen Talent aber war er jedoch von Person nicht ansehnlicher und schöner, als Herr Forese.

Beide hatten ihre Landhäuser in Mucello. Einstmals war Messer Forese in jenen Sommertagen, wo die Gerichte böse Ferien haben, ausgegangen, um sein Gütchen zu besehen, und ritt auf einem schlechten Karrengaul. Als er nach Florenz zurückkehrte, traf er mit Giotto zusammen, welcher ebenfalls einen Ausflug nach seinem kleinen Landsitz gemacht hatte. Er war weder besser gekleidet, noch besser beritten, als sein Gutsnachbar, und beide ritten, als bejahrte Leute, Schritt vor Schritt neben einander. Da geschah es denn, wie es im Sommer häufig der Fall ist, daß sie von einem plötzlichen Regenwetter überrascht wurden, daher sie sich so schnell als möglich in das Haus eines Landmanns flüchteten, welchen sie beide

kannten. Da es jedoch den Anschein hatte, als ob der Regen gar nicht nachlassen würde, und sie beide gern noch bei Tage in Florenz eintreffen wollten, so borgten sie von dem Landmann zwei alte grobe Mäntel und zwei alte abgeschabte Mützen, weil keine besseren da waren, und machten sich so auf die Reise. Nachdem sie nun eine Strecke Weges zurückgelegt, und nicht nur bis aufs Hemde durchnäßt, sondern auch von ihren Gäulen über und über mit Koth besprützt worden waren, wodurch ihr Aeußeres eben nicht verschönert wurde, hellte sich endlich der Himmel ein wenig auf, und sie begannen nach langem Stillschweigen wieder mit einander zu sprechen. Während nun Herr Forese ritt, und seinem Begleiter zuhörte, der ein sehr redseliger Mann war, fing er an, ihn von oben bis unten zu mustern, und da er ihm gar so klein und häßlich vorkam, so konnte er sich des Lachens nicht enthalten, worauf er, ohne an seine eigne Mißgestalt zu denken, zu ihm sagte: „Giotto, wenn uns jetzt Jemand begegnete, der dich noch niemals gesehen hätte, woran meinst du wohl, daß er den großen Maler erkennen würde, der du bist?“ Gnädiger Herr, versetzte Giotto, ich denke, er würde es sogleich errathen, so bald er bei Eurem Anblicke glauben würde, daß Ihr das A B C versteht.“ — Da Herr Forese dieß hörte, sah er sein Unrecht ein, und fand sich mit der gleichen Münze bezahlt, welche er selbst ausgegeben hatte.

VI. Novelle.

Michele Scalza beweist etlichen jungen Leuten, daß die Baronei die größten Edelleute in der ganzen Welt sind, und gewinnt dadurch ein Abendessen.

Die Damen lachten noch über die schnelle Antwort des Giotto, als die Königin Fiametten winkte, weiter zu erzählen, welche darauf begann: „Liebe Schwestern, Pamphilo gedachte der Baronei, die ihr vielleicht nicht so gut kennt, als ihr meint. Dabei fiel mir eine Geschichte ein, die den alten Adel ihres Geschlechts beweist, und welche ich euch jetzt vortragen will, weil sie sich für unser heutiges Thema eignet.

Es lebte nämlich vor noch nicht langer Zeit in unserer Stadt ein junger Mann, Namens Michele Scalza, welcher einer der aufgewecktesten Bursche war, und der immer eine Menge von schnurrigen Anekdoten zu erzählen wußte, weßhalb sich die jungen Leute von Florenz stets sehr freuten, wenn er sich in ihren Gesellschaften einfand. Einstmals geschah es, daß er mit Einigen derselben in Mont' Ughi war, bei welcher Gelegenheit die Frage aufgeworfen wurde, welche wohl die altadeligste Familie in Florenz wäre? Einige entschieden sich für die Uberti, Andere für die Lamberti, die Einen für die, die Anderen für Andere. Scalza lachte sie alle aus, und sprach: „Ach geht mir doch! Ihr wißt nicht, was ihr sagt! Die älteste adelige Familie, nicht nur in Florenz, sondern überhaupt in der ganzen Welt, sind die Baronei; darüber sind alle Gelehrten einig, und Jeder stimmt ihnen bei, der sie so gut kennt, wie ich; und damit ihr mich

nicht misverstehe, so sage ich, ich meine eure Baronei, welche bei Santa Maria maggiore wohnen.

Als die jungen Leute, welche meinten, daß er einen ganz andern Namen vorbringen würde, diese seine Behauptung vernahmen, so lachten sie ihn damit aus, und erwiederten: „Entweder hast du uns zum Besten, oder vermeinst, daß wir die Baronei nicht eben so gut kennen, als wie du.“ — „Beim heiligen Evangelium,“ versetzte Scalza, „ich foppe euch nicht, sondern ich rede die Wahrheit, und wenn Jemand unter euch Lust hat, ein Nachtessen für fünf bis sechs Personen, welche der gewinnende Theil nach Belieben einladen kann, zu wetten, und noch mehr dazu, so stehe ich zum Beweis meines Ausspruchs zu Gebot, und lasse mir Jeden gefallen, den ihr in der Sache selbst zum Schiedsrichter wählen wollt.“ Jetzt trat Einer, Namens Neri Mannimi auf, und sagte: „Ich bin bereit, diese Wette zu gewinnen.“ Worauf sie einig wurden, daß ihr Wirth, Pietro di Fiorentino, dabei den Schiedsrichter machen sollte. Sie begaben sich jetzt Beide zu ihm, und die Andern leisteten ihnen Gesellschaft, um den Spaß mit anzusehen, wie Scalza verlöre, und ihn darnach recht zu foppen. Sie erzählten dem Pietro Alles, und dieser, der ein verständiger Jüngling war, hörte zuerst die Gründe des Neri, und wandte sich darauf an Scalza mit den Worten: „Wie kannst du denn deine Behauptung beweisen?“

Scalza versetzte: „Das will ich so deutlich thun, daß du mir nicht allein Recht geben sollst, sondern auch derjenige, der mit mir gewettet hat, soll zugeben, daß ich die Wahrheit rede. Ihr wißt wohl, je älter die Geschlechter sind, desto mehr gilt der Adel, und dieß haben auch vorhin meine Gegner selbst zugestanden. Da aber

nun die Baronei älter sind, als alle übrige Menschen, so sind sie folglich auch adeliger, und wenn ich euch ihr Alterthum beweise, so habe ich wohl ohne Zweifel meine Wette gewonnen. So wißt denn, daß Gott die Baronei erschuf, als er anfing, das Zeichnen zu lernen; die übrigen Menschen aber wurden von ihm geschaffen, als er schon zeichnen konnte. Davon könnt ihr euch leicht überzeugen, wenn ihr die Baronei mit den übrigen Menschen vergleicht. Denn bei Allen Andern werdet ihr im Durchschnitt regelmäßige Gesichter und Ebenmaß der Glieder antreffen; die Baronei dagegen haben entweder ein langes und mageres, oder ein übermäßig breites Gesicht; der Eine hat eine zu lange, der Andere eine zu kurze Nase; der Eine hat ein hervorragendes Kinn, und der Andere Kinnbacken wie ein Esel, ja es gibt sogar welche darunter, bei denen das eine Auge größer ist, als das andere, oder bei denen das eine hoch, und das andere niedrig steht. Kurz und gut, sie haben sammt und sonders lauter solche Gesichter, wie sie die Knaben zu kritzeln pflegen, wenn sie anfangen, das Zeichnen zu lernen. Woraus denn also deutlich hervorgeht, daß sie unser Herrgott machte, als er noch zeichnen lernte. Folglich sind sie älter als alle übrigen Menschen, und also auch adeliger.

Da Pietro, als Schiedsrichter, und Neri, welcher die Wette eingegangen war, und alle die Andern diese anmuthige Beweisführung des Scalza gehört hatten, brachen sie sämmtlich in ein lautes Gelächter aus, und behaupteten, Scalza habe die Wette gewonnen, und die Baronei seyen nicht nur die ältesten Edelleute in Florenz, sondern überhaupt in der ganzen Welt. Daher hatte Pamphilo nicht Unrecht, daß er, als er die Häßlichkeit des Herrn Forese schildern wollte, sagte, er sey so häßlich gewesen, als ein Baronei.

VII. Novelle.

Madonna Philippa, welche von ihrem Mann in den Armen ihres Liebhabers überraſcht wird, muß ſich vor Gericht ſtellen. Sie hilft ſich durch eine kecke und gewandte Antwort, und bewirkt dadurch zugleich die Milderung eines harten Geſetzes.

Als Fiamettens Erzählung zu Ende war, lachten Alle über die originelle Beweisführung des Scalza, durch welche er die Baronei zum älteſten adeligen Geſchlecht gemacht hatte. Hierauf winkte die Königin dem Philoſtrato, mit dem Erzählen fortzufahren, welcher folgendermaßen anhob:

„Verehrteſte Damen, es iſt eine herrliche Sache um die Gabe des Witzes und der Beredſamkeit; aber ich lege erſt dann den höchſten Werth auf ſie, wenn man ſie im Nothfall geſchickt anzuwenden verſteht. Dieſe Kunſt ſtand der Dame zu Gebote, von der ich euch jetzt erzählen will, und zwar in ſo hohem Grade, daß ſie nicht nur ihren Zuhörern damit Freude und Vergnügen machte, ſondern ſich auch dadurch einſtmals von einem ſchmachvollen Tode befreite, wie ihr ſogleich hören werdet."

Nämlich in dem Lande Prato hatte man vor Zeiten ein Geſetz, welches eben ſo ſtreng, als ungerecht war. Durch daſſelbe wurde jedes Frauenzimmer, welches ſich aus natürlicher Schwachheit einen Fehltritt zu Schulden kommen ließ, eben ſo gut zu dem Feuertode verdammt, als Eine, die ſich aus Gewinnſucht einem jeden Manne für Geld überließ. Während dieſes Geſetz noch in voller Kraft war, begab es ſich einſtmals, daß eine ſchöne, adelige und ſehr verliebte Dame, Namens Madonna

Filippa, von ihrem Manne Rinaldo Pugliesi in den Armen des Lazarino Guazzaglio, eines schönen und edeln Jünglings in ihrer Nachbarschaft, welchen sie zärtlich liebte, überrascht ward. Als Rinaldo dieses sah, gerieth er so außer sich vor Zorn, daß er sich kaum zurückhalten konnte, beide auf der Stelle zu ermorden; und er würde auch gar keinen Anstand genommen haben, dieß zu thun, wenn er nicht für sein eigenes Leben besorgt gewesen wäre. Indeß, ob er gleich seine erste Wuth verbiß, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, auf das Landesgesetz Verzicht zu leisten, welches seiner Frau den Tod bestimmte, den er ihr selbst zu geben nicht wagte. Da er nun Beweis genug gegen sie in Händen hatte, so klagte er sie am nächsten Morgen vor Gericht an, und ließ sie vorfordern. Die Dame, welche einen sehr hohen Sinn hatte, wie er gewöhnlich Frauenzimmern von leidenschaftlichem Temperament eigen ist, ließ sich durch alle ihre Verwandten nicht abhalten, vor Gericht zu erscheinen, und lieber mit dem offenen Bekenntniß ihrer Schuld in den Tod zu gehen, als sich durch feigherzige Flucht einer entehrenden Verbannung auszusetzen, und dadurch ihrem Liebhaber Schande zu machen. Als sie nun in Begleitung vieler Herren und Frauen, die ihr sämmtlich den Rath gaben, zu läugnen, vor dem Richter erschien, fragte sie ganz unbefangen und mit festem Tone, was man von ihr wünsche.

Der Richter wurde bei ihrem Anblick von ihrer seltenen Schönheit, von ihrem edeln Anstand und von der Festigkeit, die sie in ihrer Anrede zeigte, gerührt, fühlte eine große Theilnahme für sie, und hegte den lebhaftesten Wunsch, daß sie nicht etwas bekennen möchte, was ihn zwänge, sie zum Tode zu verurtheilen. Da er sie jedoch seiner Pflicht gemäß verhören mußte, so sprach er zu ihr:

„Madonna, Ihr seht hier Euren Gemahl, welcher sich darüber beschwert, daß er Euch mit einem andern Manne angetroffen habe, weßhalb er von mir verlangt, daß ich Euch dem Gesetz gemäß zum Tode verdammen soll. Doch kann ich dieß nur erst dann thun, wenn Ihr Euch selbst dieses Fehlers schuldig erkennt. Bedenkt demnach wohl, was Ihr antwortet, und sagt mir, ob das wahr sey, dessen Euch Euer Mann beschuldigt.“ Ohne die geringste Verlegenheit zu verrathen, erwiederte die Dame mit heiterer Miene: „Es ist wahr, daß Rinaldo mein Gatte ist, und daß er mich gestern Abend in den Armen des Lazarino angetroffen hat, welchen ich von ganzer Seele liebe, weßwegen ich auch nicht läugnen werde, daß ich mit ihm mehrmals zärtliche Stunden verlebt habe. Indessen werdet ihr wohl wissen, daß kein Gesetz einseitig ist, sondern mit Beistimmung und nach Beschluß aller deren abgefaßt werden soll, welche demselben nachher Folge zu leisten haben. Diese Maßregel ist aber bei diesem Gesetz nicht beobachtet worden, das bloß uns armen Frauenzimmern zur Last fällt, die man gar nicht um unsere Stimmen fragte, als es gegeben wurde. Dieses Gesetz ist demnach ein höchst unbilliges Gesetz. Wenn Ihr es jedoch zum Schaden meines Leibes und Eurer Seele an mir in Kraft treten lassen wollt, so muß ich der Kraft weichen. Indeß, ehe Ihr mich verurtheilt, ersuche ich Euch, mir die kleine Gefälligkeit zu bezeigen, daß Ihr meinen Mann fragt, ob ich ihm jemals eine abschlägige Antwort gegeben, oder ob ich ihm nicht jederzeit auf den ersten Wink zu Gebot gestanden habe?“

Rinaldo wartete nicht, bis ihn der Richter fragte, sondern gab seiner Gattin freiwillig das Zeugniß, daß er sie zu jeder Stunde willig und bereit gefunden hätte. — Hierauf fuhr die Dame fort: „Wohlan, Herr Richter,

da also mein Mann stets von mir erhielt, was er verlangte, und was ihm Vergnügen machte, was sollte ich mit dem thun, was mir übrig blieb? Sollte ich es den Hunden vorwerfen? Oder war es nicht klüger von mir, es einem edlen Mann, der mich mehr liebt, als sich selbst, zu weihen, als es ungenützt verderben zu lassen?" — Es hatten sich zu dem Verhör einer so vornehmen Dame fast alle Einwohner von Prato eingefunden, und als dieselben diese lustige Frage hörten, riefen sie einstimmig: „Ja, die Dame hat Recht, und spricht die Wahrheit." Und ehe sie fortgingen, milderten sie noch auf den Vorschlag des Richters das Gesetz, und bestimmten, daß es in Zukunft nur gegen solche Weiber in Kraft treten sollte, die um Geld ihren Männern untreu würden. Rinaldo, über sein unüberlegtes Verfahren beschämt, entfernte sich jetzt, und die Dame, die gleichsam aus der Asche wieder auferstand, ging frei und heitern Sinnes nach Hause.

VIII. Novelle.

Fresco gibt seiner Nichte den Rath, in keinen Spiegel zu schauen, wenn ihr unangenehme Physiognomien, wie sie sagte, so sehr zuwider wären.

Die Erzählung Philostrato's versetzte anfangs seine schönen Zuhörerinnen in einige Verlegenheit, und färbte ihre Wangen mit einer keuschen Schaamröthe. Als sie jedoch allgemach die sittsam niedergeschlagenen Augen erhoben, und einander anblickten, konnten sich alle des Lachens kaum enthalten, und hörten mit sichtlichem Wohl-

gefallen bis zu Ende zu, worauf die Königin Emilien gebot, weiter zu erzählen. Diese hob, als ob sie aus einem Traume erwachte, folgendermaßen an:

„Liebe Schwestern, meine Gedanken schweiften so eben in weiten Fernen umher, so daß ich, um nur einigermaßen dem Befehl der Königin Genüge zu leisten, für dießmal eine weit kürzere Geschichte erzählen muß, als ich euch vorgetragen haben würde, wenn meine Aufmerksamkeit mehr bei der Sache geblieben wäre. Nehmt also vorlieb, wenn ich euch bloß erzähle, wie einstmals ein Oheim seine thörichte Nichte mit einem gutgemeinten Scherz gern bekehrt haben würde, wenn sie klug genug gewesen wäre, denselben zu verstehen.

Nämlich ein Mann, Namens Fresco da Galatico, hatte eine Nichte, welche man scherzweise Cesca nannte. Sie war zwar allerdings ein höchst anmuthiges Mädchen, aber doch keineswegs so engelgleich, wie man sonst zuweilen Jungfrauen antrifft; allein sie hegte eine so große Einbildung von ihren Reizen und Vollkommenheiten, daß sie sich über alle Männer und Frauen aufzuhalten pflegte, ohne an sich selbst zu denken, was um so mehr auffiel, da sie sich so widerwärtig betrug, daß ihr kein Mensch etwas zu Dank machen konnte, und da sie zugleich die Nase höher trug, als eine französische Prinzessin. Wenn sie bisweilen einen Ausgang machte, dann fand sie Alles so ekelhaft, daß sie nichts that, als die Nase rümpfen, als ob sie Alles rings umher anstänke. Doch wir wollen bei allen ihren Untugenden nicht länger verweilen; genug, sie kam einstmals zu ihrem Oheim nach Hause, setzte sich mit geziertem Wesen neben ihm nieder, und blies sich auf wie ein Truthahn. Fresco fragte sie: „Wie kommt es denn, Cesca, daß du heute, wo es doch Festtag ist, so früh zurückkehrst?“ — Worauf sie ganz affektirt antwortete:

„Ich bin freilich sehr bald wiedergekommen; aber ich hätte mir freilich nicht träumen lassen, daß die Männer und Frauen in dieser Stadt so ekelhaft und widerwärtig wären, wie ich sie heute gefunden habe. Man sieht keinen Menschen auf der Straße, den man nicht wie die Pest fliehen möchte; und ich muß bekennen, es mag wohl so leicht kein Frauenzimmer in der ganzen Welt geben, welchem unangenehme Physiognomien widerwärtiger wären, als mir. Um mich vor ihrem Anblick zu sichern, bin ich so zeitig zurückgekehrt."

Fresco, welchem das unartige Betragen seiner Nichte sehr mißfiel, versetzte: „Mädchen, wenn dir die unangenehmen Gesichter so sehr zuwider sind, so rathe ich dir, von nun an nie mehr in einen Spiegel zu sehen."

Sie aber, deren Kopf so leer war, wie ein ausgeblasenes Ei, und die sich doch dabei so weise dünkte, wie Salomo, verstand soviel von des Oheims Meinung, wie irgend ein Gänschen in der Welt, und sagte nur, sie wolle in den Spiegel sehen, so gut wie jede Andere. Sie verharrte demnach bei ihrer Dummheit, und ist noch bis auf den heutigen Tag dabei geblieben.

IX. Novelle.

Guido Cavalcanti züchtigt mehrere florentinische Edelleute, welche ihn überfallen, mit einem feinen Spott.

Als die Königin merkte, daß Emilie mit ihrer Novelle zu Ende war, und daß außer demjenigen, welcher das Vorrecht hatte, zuletzt zu reden, Niemand mehr übrig war, sagte sie: „Liebe Schwestern, wiewohl ihr mir mit meh-

reren Geschichten zuvorgekommen seyd, die ich selbst im Sinne hatte, so weiß ich doch noch eine, welche mit einem so sinnreichen Scherze schließt, daß sie vielleicht die vorigen in diesem Punkte übertreffen möchte. Es wird euch nämlich nicht unbekannt seyn, daß in unserer Stadt in früherer Zeit viele löbliche Gebräuche herrschten, welche jetzt abgekommen sind, weil bei uns der Geiz mit der Wohlhabenheit zugleich zugenommen, und sie alle verdrängt hat. Unter Anderm pflegten sich in Florenz die Edelleute aus der Nachbarschaft an verschiedenen Orten der Stadt in geschlossenen Gesellschaften zusammenzufinden, zu welchen man wohlweislich nur denen Zutritt gestattete, welchen der dabei erforderliche Aufwand nicht schwer fiel, weil ein Jeder an dem Tage, wo ihn die Reihe traf, die ganze Gesellschaft bewirthen mußte. Zu gleicher Zeit pflegte man auch die fremden Cavaliere, welche sich in Florenz einfanden, und die angesehensten Bürger der Stadt mit einzuladen. Auch kleideten sie sich, wenigstens einmal im Jahre, ganz gleich, und ritten an den hohen Festen in Geschwadern durch die Stadt, worauf sie nach Siegesnachrichten oder andern frohen Ereignissen auch mitunter Turniere und Waffenspiele hielten.

An der Spitze einer von diesen Gesellschaften stand Messer Betto Brunelleschi, welcher sich seit langer Zeit bemüht hatte, einen gewissen Guido Cavalvanti für dieselbe zu gewinnen, und zwar nicht ohne guten Grund. Denn dieser Guido war nicht nur einer der besten Logiker und Naturhistoriker von der Welt, um welche beiden Eigenschaften sich die Gesellschaft freilich wenig kümmerte, sondern auch der angenehmste, aufgeweckteste und unterhaltendste Gesellschafter, und dabei außerordentlich gewandt in Allem, was sich für einen Edelmann geziemt. Außerdem besaß er einen großen Reichthum, vermöge dessen er

einen Jeden, welchem er eine Ehre bezeigen wollte, seinem Range gemäß bewirthen konnte. Indeß war es dem Messer Betto bisher noch nie gelungen, ihn anwerben zu können, und er und seine Freunde meinten, daß der Grund davon darin läge, daß Guido zu sehr in Grübeleien versunken sey, welche ihn von der menschlichen Gesellschaft abzögen. Weil er nun der epicuräischen Philosophie etwas zugethan war, so hatte ihn der gemeine Mann im Verdacht, daß er nichts Anderes im Sinne trage, als die Existenz Gottes zu läugnen.

Eines Tages war Guido von dem Garten San Michele ausgegangen, und wandelte längs der Rennbahn der Admirari nach San Giovanni, welchen Spaziergang er gewöhnlich zu machen pflegte. So eben befand er sich zwischen den Porphyrsäulen und den mächtigen marmornen Särgen, welche jetzt zu Santa Reparta stehen, und die sich in jener Zeit nebst mehreren andern bei San Giovanni befanden, und zwischen dem Thor von San Giovanni, welches verschlossen war. Messer Betto kam mit seiner Begleitung von dem Markte von Santa Reparata, und da sie hier den Guido bei den Gräbern gewahrten, so fiel es ihm ein, ihm ein wenig mitzuspielen. Ihrem Plan gemäß gaben sie jetzt also ihren Pferden die Sporen, und sprengten zum Spaß mit einem verstellten Angriff so lebhaft auf ihn los, daß sie ihn umzingelten, ehe er es gewahrte. — „Guido," riefen sie ihm zu, du machst Umstände, dich unserem Verein beizugesellen, aber ich sage, was meinst du denn eigentlich dann ausgerichtet zu haben, wenn du zu beweisen glaubst, daß es keinen Gott gibt?" — Als sich Guido von ihnen eingeschlossen sah, sprach er: „Meine Herren, in eurem eigenen Hause könnt ihr mir sagen, was Ihr wollt." Dabei legte er seine rechte Hand auf einen von

den großen Marmorsärgen, und weil er sehr behend war, so schwang er sich hinüber nach der andern Seite, entschlüpfte ihnen, und machte sich aus dem Staube.

Verwundert sahen sich die Herren einander an, und sagten, er sey nicht recht gescheidt, und seine Antwort sey ein Unsinn; denn sie hätten ja an diesem Orte nicht mehr Antheil, als ein jeder andere ihrer Mitbürger, und weder mehr, noch weniger, als Guido selbst. — Messer Betto antwortete darauf: „Ihr selbst vielmehr seyd nicht recht gescheidt, insofern ihr nicht begreift, daß Guido mit diesen Worten auf eine feine Art seinen Spott mit uns getrieben hat. Wißt ihr denn nicht, daß diese Marmorsärge Wohnungen der Todten sind? Hier liegen und wohnen die Todten. Wenn er nun diese für unsere Wohnung ausgibt, so reibt er uns damit unter die Nase, daß wir, und Alle, die von den Wissenschaften nichts verstehen, mit ihm und anderen gelehrten Leuten verglichen, nur seelenlose Wesen und nicht besser als Leichname sind, und daß wir uns hier so gut als wie zu Hause befinden."

Als jetzt Alle begriffen, was Guido hatte sagen wollen, schämten sie sich. Daher sie ihn in Zukunft nie wieder neckten, und den Herrn Betto stets als einen klugen und verständigen Ritter in Ehren hielten.

X. Novelle.

Der Bruder Cipolla verspricht einigen Bauern, ihnen eine Feder von dem Engel Gabriel zu zeigen, findet aber anstatt derselben nur Kohlen in seiner Kiste, und macht nunmehr den Leuten weiß, daß dieses dieselben Kohlen wären, auf denen der heilige Lorenzo gebraten worden sey.

Als Jeder aus der ganzen Gesellschaft seine Erzählung vorgetragen hatte, und Dioneo die Reihe an sich kommen sah, begann er, ohne lange auf einen förmlichen Befehl zu warten, nachdem er den Zuhörern, die sich noch über den feinen Spott des Guido belustigten, Stillschweigen auferlegt hatte, folgendermaßen:

„Schöne Damen, obwohl man mir in Betreff meines Stoffes völlige Freiheit gelassen, so will ich mich doch heute nicht von dem Gegenstande entfernen, welchen ihr bereits so anmuthig abgehandelt habt; sondern ich werde euren Fußstapfen folgen, und euch jetzt erzählen, wie sich einstmals ein Bettelmönch mit List aus einer Verlegenheit herauswickelte, als ihm ein paar muthwillige Vögel eine Beschämung zugedacht hatten. Sollte ich aber, um diese Geschichte ausführlich zu erzählen, ein wenig weitläuftig werden müssen, so laßt euch das nicht verdrießen, und bedenkt dabei, daß ja die Sonne noch mitten am Himmel steht.

Certaldo ist, wie ihr vielleicht schon gehört habt, ein Schloß in dem Thale Elsa in unserem Lande, welches trotz seiner Kleinheit doch einst von sehr angesehenen und reichen Leuten bewohnt wurde. Weil nun daselbst gut leben war, so pflegte sich ein gewisser Bettelmönch jedes Jahr einmal dort einzufinden, und unter den einfältigen Leuten, die ihm Almosen für sein Kloster gaben, seine Ernte zu halten. Dieser hieß Bruder Cipolla (Zwiebel) und da dieser Landstrich die berühmtesten Zwiebeln hervorbringt, so wurde er dort schon wegen seines Namens, und ebenso wegen seines Geruchs der Heiligkeit gern gesehen. Bruder Cipolla war klein von Person, hatte rothe Haare und ein fröhliches Angesicht; dabei war er der aufgeweckteste Gesellschafter von der Welt, und ob er gleich keine Wissenschaft gründlich verstand, so besaß er doch ein so gutes Mundwerk, daß ihn Leute, die ihn

zum erstenmal sahen, für einen leibhaftigen Cicero oder Quintilian halten mußten, wobei er noch außerdem fast überall in der ganzen Umgegend als Freund, Gevatter oder Rathgeber willkommen war.

Einstmals kam er seiner Gewohnheit gemäß im Monat August dahin an einem Sonntagsmorgen, als sich alle frommen Männer und Weiber aus der Umgegend in der Stiftskirche zur Messe eingefunden hatten. Als es ihm die rechte Zeit zu seyn schien, trat er vor diesen auf, und sprach: „Ihr Männer und Weiber, ihr kennt euern alten Brauch, daß ihr den Armen des heiligen Anton jedes Jahr von eurem Korn und Getreide, der Eine viel, der Andere wenig, nach eurem Vermögen und eurer Frömmigkeit, etwas spendet, wofür der heilige Anton eure Heerde beschirmt. Außerdem pflegt ihr die kleine Schuld zu berichtigen, die ihr des Jahres einmal zu zahlen habt; und um dieß Alles von euch in Empfang zu nehmen, hat mich mein Vorgesetzter, der Herr Abt, hieher geschickt. Demnach werdet ihr unter Gottes Segen diesen Nachmittag, sobald ich das Glöckchen läuten lasse, hier auf dem Kirchhof erscheinen, wo ich euch nach dem alten Herkommen eine Predigt halten, und euch das heilige Kreuz zu küssen geben werde; und weil ich weiß, wie sehr ihr dem heiligen Antonius ergeben seyd, so will ich euch aus besonderer Gnade eine sehr schöne Reliquie zeigen, welche ich selbst aus dem gelobten Lande mit über's Meer herübergebracht habe; es ist dieß nämlich eine von den Federn des Engels Gabriel, welche er in der Kammer der Jungfrau Maria zurückließ, als er ihr die Geburt des Heilands verkündigte.

Nachdem der Bruder Cipolla also geredet hatte, begab er sich wieder an sein Meßgeschäft. Es befanden sich aber unter denen, welche ihm angehört hatten, zwei

lose Vögel, Namens Giovanni del Bragoniera und Biagio Piccini. Diese lachten ein Weilchen mit einander über seine Reliquie, und obwohl sie seine guten Freunde und Kameraden waren, so nahmen sie sich doch vor, ihm mit seiner Feder einen Possen zu spielen. Da sie erfahren hatten, daß Bruder Cipolla bei einem seiner Freunde zu Mittag auf dem Schlosse blieb, so gingen sie, sobald sie ihn bei Tische wußten, fort, und wandten sich nach dem Gasthofe, wo er abgestiegen war, mit der Abrede, daß Biagio den Diener des Cipolla in ein längeres Gespräch verwickeln sollte, während Giovanni die Effekten des Mönchs durchsuchte, und ihm die Feder wegstehle, um zu sehen, wie er sich nach dem Verlust derselben vor dem Volke anstellen, und auf welche Art er sich aus seiner Verlegenheit herauswinden würde. — Doch hatte Bruder Cipolla einen Diener, welchen Einige Guccio Thrantonne, Andere Guccio Saumagen zu nennen pflegten. Dieser war ein ärgerer Schelm als Cacus und Bruder Cipolla pflegte oft gegen seine Freunde scherzweise von ihm zu sagen: „Mein Knecht hat neun Untugenden an sich, von denen jede für sich allein hinreichen würde, einen Salomo, Aristoteles oder Seneca um alle ihre Weltweisheit und Frömmigkeit zu bringen. Nun denkt einmal, was das für ein Bursch seyn muß, dem weder Verstand, noch Tugend, noch Frömmigkeit inwohnt, und der doch neun vortreffliche Eigenschaften hat! Wenn man ihn dann fragte, welches die neun Tugenden wären, so hatte er folgende Antwort in Reimen fertig:

„Schmutzig ist er und gefräßig,
Dumm, vergeßlich und nachlässig,
Liederlich, gemein und faul,
Und ein rechtes Lästermaul."

Er hat auch außerdem noch mehrere Fehler an sich, von denen man nicht gern spricht, aber, was das Lächerlichste ist, an jedem Ort, wo er nur hinkommt, empfindet er ein Gelüst, zu heirathen, und ein Haus zu miethen, und ob er gleich einen langen, schwarzen und schmierigen Bart hat, so hält er sich doch für so schön, daß er glaubt, alle Frauenzimmer, die ihn sehen, müßten sich in ihn verlieben und ihm nachlaufen, und doch würde er, wenn man ihn nur gehen ließe, sich selbst die Schuhe nach ihnen ablaufen. Indeß kann ich nicht leugnen, daß er mir trefflich zu Statten kommt; denn so oft ich Jemand unter vier Augen zu sprechen wünsche, so will er immer seine Nase dazwischen haben, und wenn ich um eine Antwort verlegen bin, so ist er gleich da mit seinem „Ja" oder „Nein", je nachdem er glaubt, daß entweder dieses oder jenes die gescheidteste Antwort seyn möchte." — Diesen hatte nun Bruder Cipolla in dem Gasthofe zurückgelassen, mit dem Auftrag, wohl Acht zu geben, daß Niemand seine Sachen anrühre, und besonders sein Felleisen, in welchem heilige Gegenstände verborgen wären. Guccio Saumagen behagte es aber besser in der Küche, als dem Zeisig im Busch, besonders wenn er ein tüchtiges Küchenmensch am Heerde witterte, und weil er so eben in dem Gasthof ein dickes, fettes Weibsbild entdeckt hatte, mit zwei Brüsten wie zwei Mistkörbe und einem Gesicht, das einem der Baronei anzugehören schien, und welches noch obendrein voll Schweiß, Schmutz und Küchengeruch war; so ließ er das Zimmer des Bruder Cipolla offen, und alle seine Sachen ohne Hüther. Und ob es gleich im Erntemonat war, so setzte er sich doch am Feuer nieder, und begann mit der Magd, welche Nuta hieß, ein Gespräch anzuknüpfen. Er sagte ihr, daß er ein Edelmann sey, der jeden Tag Prokurator werden könnte; daß

er die Goldstücke wie Bröcklein eines Ameisenhaufens liegen hätte, außer dem, was er noch bei andern Leuten außen stehen habe, welches noch mehr betrage; er vergaß seine Mütze, welche so schmierig war, daß man Thran daraus hätte sieden können, sein Wamms, welches überall zerlumpt und zerrissen, und am Halse und unter den Achseln durchgeschwitzt, durchsudelt, und voll Flecken von so verschiedenen Farben war, wie die bunteſten tatariſchen oder indianiſchen Zeuge, und seine zerrissenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe, und machte sich so wichtig, als ob er Kaiſer von Monomotapa gewesen wäre; versprach ihr, sie neu zu kleiden und zu schmücken, und sie aus ihrem niedern Zuſtande in Glanz und Herrlichkeit zu verſetzen, dabei auch, in Ermanglung eines großen Vermögens, ihr zur Anwartſchaft auf ein beſſeres Glück zu verhelfen, und noch mehr dergleichen Dinge, die er ihr zwar unter den größten Liebkoſungen und Schmeicheleien vorſagte, die aber doch alle trotz dem in den Wind geredet waren, wie denn gemeiniglich alle seine Anſchläge zu Waſſer wurden.

Die beiden jungen Spaßvögel fanden also den Guccio bei seiner Nuta in voller Beſchäftigung, und das war ihnen in so fern ganz recht, weil sie nun ihr Spiel schon halb gewonnen hatten. Sie gingen also ungehindert in Bruder Cipolla's Zimmer, welches offen ſtand. Das Erſte, wornach sie ſuchten, war das Felleiſen, in welchem ſich die Feder befand. Als sie daſſelbe öffneten, fanden sie darin ein kleines Käſtchen, das in ein ſeidenes Tuch eingewickelt war. Darin entdeckten sie eine Schwanzfeder von einem Papagei, worauf sie nicht zweifelten, daß dieſes dieſelbe seyn möchte, welche er den Bewohnern von Certaldo zu zeigen verſprochen hatte. Damals hielt dieß leicht, weil die Merkwürdigkeiten Aegyptens kaum

über Toscana hinaus gekommen waren, welche sich später zum Verderben Italiens über das ganze Land verbreiteten; und wenn man sie auch hier und da kannte, so hatte man doch in jener Gegend, wo noch die crasseste Ignoranz herrschte, noch nie einen Papagei gesehen, ja nicht einmal davon reden hören. Die jungen Leute freuten sich, daß sie die Feder glücklich gefunden hatten, nahmen sie mit sich fort, und um das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen an, die in einem Winkel des Zimmers lagen, und gingen lustig und ganz unbemerkt mit der Feder davon, voll schadenfroher Erwartung, zu sehen, wie sich der Bruder Cipolla dabei benehmen würde, wenn er die Kohlen an der Stelle der Feder fände. Die einfältigen Männer und Weiber indeß, welche in der Kirche gehört hatten, daß sie eine Feder des Erzengels Gabriel zu sehen bekommen sollten, begaben sich nach der Messe in ihre Häuser; ein Nachbar sagte es dem anderen, und ein jedes Weib ihrer Freundin und Gevatterin, und nachdem Jedes gegessen hatte, liefen so viele Männer und Weiber auf dem Schlosse zusammen, daß dort kaum noch ein Platz zu finden war, um die Feder des Erzengels Gabriel zu schauen. Als nun der Bruder Cipolla eine gute Mahlzeit und darauf seine gewohnte Mittagsruhe gehalten hatte, erhob er sich; und da er vernahm, daß sich eine große Menschenmenge vom Lande eingefunden habe, um die Feder zu sehen, so ließ er dem Guccio sagen, er solle mit dem Heiligenglöckchen hinauf nach dem Schlosse kommen, und ihm sein Felleisen mitbringen. Mit Mühe riß sich dieser von der Küche und von Nuta los, und ging mit den verlangten Sachen hinauf. Keuchend langte er an, weil ihm der Bauch vom Wassertrinken angeschwollen war, und Bruder Cipolla schickte ihn augenblicklich nach der Kirchenthüre, wo er das Volk zusammen-

läutete. Als sich nun die ganze Gemeine eingefunden hatte, begann Bruder Cipolla, der es sich nicht träumen ließ, daß Jemand seine Effekten angerührt haben könnte, seine Predigt, sagte Alles, was sich zu seinem Zwecke eignete, und als er nun im Begriffe stand, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, las er erst vorher mit feierlichem Tone die allgemeine Beichte, ließ zwei große Wachskerzen anzünden, nahm seine Kapuze ab, breitete das seidene Tuch aus einander, und zog das Kästchen hervor Dann sprach er einige Worte zum Lobe und Preise des Engels, worauf er das Kästchen öffnete, welches er zu seinem nicht geringen Erstaunen voll Kohlen fand. Auf Guccio warf er keinen Verdacht, weil er ihn für zu dumm hielt, ihm einen solchen Streich gespielt zu haben, ja er war nicht einmal ungehalten über ihn, daß er nicht besser auf seine Sachen Acht gegeben; sondern er fluchte im Stillen nur auf sich selbst, daß er sie ihm in Verwahrung gegeben, da er doch wußte, wie nachlässig, ungehorsam, faul und dumm er in allen Stücken war. Ohne jedoch die Farbe zu wechseln, hob er beide Hände zum Himmel empor, und sagte, so daß es Alle hören konnten „O Herr, deine Allmacht sey gepriesen!“ Darauf schloß er das Kästchen wieder zu, wandte sich zu dem Volke, und redete es also an: „Liebe Männer und Frauen, wisset, daß mich einst in meinen jungen Jahren ein Superior nach dem Lande schickte, wo die Sonne aufgeht, welcher mir den Auftrag gab, die Bullen des Porcellanus aufzusuchen, welche, obgleich das Siegel darunter nichts kostet dem Käufer mehr kosten, als sie ihm nützen. Ich begab mich deßhalb auf den Weg, ging bei meiner Abreise von Weinstadt durch das Griechenviertel, ritt von da aus durch das Königreich Garbo und durch Valdaka, und gelangte nach Paria, von wo aus ich nicht ziemlich ver-

durstet in dem Sardellenlande ankam. Doch wozu soll ich euch von allen den Ländern erzählen, welche ich auf meiner Reise zu passiren hatte? Ich gelangte, nachdem ich die St. Georgsstraße im Rücken hatte, nach Truffia und Buffia, welche beide sehr bevölkert sind, und von da in das Lügenland, wo ich Viele von unserem Orden antraf, die sich Alle aus Liebe Gottes hier vor jedem Ungemach zu sichern suchten, und wenig um die Leiden Anderer bekümmerten, wofern sie nicht ihren Vortheil dabei sahen, und mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Von dort kam ich in das Land Abruzzo, in welchem die Männer und Weiber in Holzschuhen umherlaufen, und die Schweine mit ihren eigenen Eingeweiden mästen; und weiterhin fand ich Leute, die das Brod auf Stöcken, und den Wein in Säcken tragen. Von da kam ich nach den Bachusbergen, deren Ströme sämmtlich aufwärts fließen. Genug, ich reiste so weit in diese Länder hinein, daß ich bis nach Pastinazien in Indien gelangte, wo ich (ich schwöre es bei dem Rocke, den ich trage!) die zweifüßigen Geschöpfe in der Luft herumfliegen sah, was wohl kein Mensch glauben wird, der es nicht selbst geschaut hat. Aber hierüber wird mich Maso del Saggio nicht Lügen strafen, welcher dort ein großer Handelsherr war; er knackte die Nüsse, und verkaufte die Schalen. Da ich jedoch nicht finden konnte, was ich suchte, weil von dort der Weg zu Wasser weiter geht, so kehrte ich um, und wandte mich nach dem gelobten Lande, wo man das altbackene Brod für Geld verkauft, und das frische verschenkt. Daselbst traf ich den ehrwürdigen Pater Ne mihi maledicas, den ehrwürdigsten Patriarchen von Jerusalem. Dieser hegte so große Achtung für das Kleid des heiligen Baron Antonius, welches ich niemals ablege, daß er mir alle seine heiligen Reliquien zeigte,

deren er eine solche Menge besitzt, daß ich euch eine meilenlange Beschreibung davon machen könnte. Ich will euch jedoch diese Freude nicht ganz entziehen, und euch einige davon schildern. Zuerst zeigte er mir einen Finger des heiligen Geistes, ganz frisch und unversehrt; ferner den Haarbüschel des Seraphs, der mit dem heiligen Franciscus gesprochen hat; den Nagel eines Cherubs, eine von den Rippen des Verbum carofactum; die Kleider des heiligen katholischen Glaubens; einige Strahlen des Sternes, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschlein von dem Schweiße, welchen der heilige Michael im Kampfe mit dem Teufel vergoß, und eine Kinnlade vom Tode des heiligen Lazarus. Weil ich ihm großmüthig eine Abschrift von etlichen Seiten des Montemorello in gewöhnlicher Sprache und ein paar Kapitel des Capreзio mittheilte, denen er schon lange nachgetrachtet hatte, so schenkte er mir dagegen wieder einige von seinen Reliquien, nämlich einen Zahn vom heiligen Kreuz; ein Fläschchen voll Schall von der Betglocke im Tempel Salomonis; die Feder des Engels Gabriel, von welcher ich euch schon erzählt habe; einen Pantoffel des heiligen Gerhard von Villa magna, welchen ich erst vor Kurzem dem Gerardo Bonfi in Florenz überlassen habe, der ihn mit großer Andacht aufbewahrt, und endlich die Kohlen, auf denen der heilige Lorenz gebraten worden ist. Alle diese Dinge habe ich mitgenommen, und sorgfältig aufgehoben; doch gestattete mir mein Prior nicht eher, sie sehen zu lassen, als bis er sich von ihrer Aechtheit überzeugt hatte. Seitdem aber mehrere Wunder damit verrichtet worden sind, und ihn ein Brief des Patriarchen völlig überführt hat, habe ich von ihm die Erlaubniß erhalten, sie zu zeigen; und da ich es nicht wage, sie fremden Händen anzuvertrauen, so

führe ich sie immer bei mir. Damit mir aber die Feder des Engels Gabriel nicht Schaden leidet, so habe ich sie in einem Kästchen, und die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten worden, in einem andern, welches jenem so gleich aussieht, daß ich sie selbst oft beide miteinander verwechsle; und das ist mir jetzt wieder begegnet; ich dachte nämlich das Kästchen mit der Feder bei mir zu führen, und finde jetzt, daß es das andere mit den Kohlen ist. Indeß ich halte dieß für keinen zufälligen Irrthum, sondern bin des festen Glaubens, daß dieß durch die Fügung des Himmels geschehen ist, die mir dieses Kästchen in die Hände gegeben hat; denn es fällt mir so eben ein, daß übermorgen das Fest des heiligen Lorenz gefeiert wird. Gott hat demnach gewollt, daß ich euch die Kohlen, auf denen der heilige Lorenz gebraten wurde, zeigen, und eure Herzen dadurch zur Andacht entflammen sollte, die ihr ihm schuldig seyd, und darum habe ich nicht die Feder, sondern die gebenedeieten Kohlen mitnehmen müssen, welche durch den Todesschweiß seines heiligen Leibes ausgelöscht worden sind. Also ziehet demnach meine geliebten Kinder, eure Mützen ab, und tretet andachtsvoll näher herzu, um sie zu betrachten; wisset auch, daß diejenigen, denen ich mit diesen Kohlen ein Kreuz anzeichnen werde, im ganzen Jahre kein Feuer berühren wird, ohne daß sie es fühlen."

Nachdem er diese Worte geredet, ließ er den Lobgesang des heiligen Lorenz anstimmen, öffnete das Kästchen, und zeigte die Kohlen, welche das dumme Volk erst eine Zeitlang mit andächtigem Staunen betrachtete, worauf sich Alle um die Wette zu dem Bruder Cipolla hindrängten, um ihn reicher als jemals zu beschenken, und sich mit den heiligen Kohlen kreuzweise bezeichnen zu lassen. Bruder Cipolla war gern bei der Hand, malte ihnen

auf ihre reinlichen Kleider und Wämser, und den Frauen-
zimmern auf ihre weißen Schleier so große Kreuze, als
nur darauf Platz hatten, und versicherte sie, daß sich der
Abgang von den Kohlen jedesmal wieder ersetze, wie er
schon oft bemerkt habe.

Nachdem er nun solchergestalt nicht ohne großen Vor-
theil für seine Börse alle anwesenden Certaldenser be-
kreuzt hatte, so beschämte er durch seine Geistesgegenwar
diejenigen, welche ihm durch die Wegnahme seiner Fede
einen Possen hatten spielen wollen. Die losen Vögel
wohnten seiner Predigt bei, und als sie sahen, wie er
sich aus dem Stegreif herauszuwinden wußte, und wie
weit er dabei ausholte, erhoben ein solches Gelächter, daß
ihnen die Kinnbacken weh thaten. Als sich nun das Volk
verlaufen hatte, gingen sie zu ihm, erzählten ihm mit der
lustigsten Humor von der Welt, daß sie ihm einen Schel-
bernack hatten anthun wollen, und gaben ihm seine Fede
zurück. Diese wurde im folgenden Jahre für seine Börse
ebenso ersprießlich, als es dießmal die Kohlen gewesen
waren."

Diese Novelle hatte die ganze Gesellschaft in die größte
Heiterkeit versetzt; man lachte herzlich über den Bruder
Cipolla, und besonders über seine Pilgerreisen und die
Reliquien, die er gesehen und mitgebracht hatte.

Als nun die Königin merkte, daß die Erzählung, und
mit derselben auch ihr Regiment zu Ende war, so erhob
sie sich, nahm die Krone von ihrem Haupte, setzte sie mit
anmuthigem Lächeln dem Dioneo auf, und sagte: „Es
ist Zeit, Dioneo, daß du auch einmal empfindest, welch
Last es ist, die Herrschaft über Weiber zu führen. Sey
jetzt unser König, und regiere so, daß wir dich am Ende
deiner Herrschaft loben können!" — Dioneo nahm die
Krone, und antwortete ihr lächelnd: „Ihr habt wohl sch

manchmal Schachkönige gesehen, welche mehr, als ich, zu bedeuten hatten. Und wahrhaftig, wenn ihr mir so gehorchen werdet, wie man einem wirklichen Könige gehorchen soll, so will ich euch alle ein Spiel lehren, ohne welches kein Festtag vollkommen fröhlich zu Ende geht. Doch lassen wir das jetzt; ich werde mein Regiment so gut führen, als ichs verstehe".

Er ertheilte hierauf dem Schaffner nach gewohntem Brauch Befehl zu Anordnung des Nöthigen, und sagte dann: „Meine lieben Damen: Wir haben uns schon so viel über die Künste und Erfindungen der Menschen, so wie auch über allerlei andere Dinge unterhalten, daß ich lange über ein Thema hätte nachdenken müssen, wenn mir nicht Licisca vor Kurzem etwas unter den Fuß gegeben hätte, was wir morgen abhandeln wollen. Ihr hörtet wohl, daß sie sagte, sie habe keine einzige Bekannte, welche als Jungfrau ins Hochzeitbett gestiegen sey, und es sey ihr auch bekannt, wie manchen Streich die Weiber auch nach der Verheirathung ihren Männern noch spielten. Was das Erstere anlangt, so ist das eine bloße Schäkerei, mit der man es nicht so genau nimmt; das Andere jedoch dürfte uns, wie ich denke, viele komische Ausbeute geben; und so will ich denn, daß wir uns morgen, nach Licisca's Veranlassung, erzählen, was für Streiche von Weibern ihren Männern (diese mögen sie nun erfahren haben oder nicht) gespielt wurden; entweder um ihrer Liebschaften willen, oder um Schaden und Schande abzuwenden.

Von dergleichen Dingen zu erzählen, wollte einigen von den Damen nicht recht passend scheinen, weßhalb sie ihn baten, doch eine andere Aufgabe zu stellen. Der König antwortete aber darauf: „Meine Damen, ich weiß so gut, als ihr, was ich euch auferlegt habe, und lasse mich durch eure Einwendungen nicht abbringen; denn ich glaube,

wir leben jetzt in Zeiten, wo Männer und Frauenzim
sprechen können, was sie wollen, wenn sie sich nur
then, unrecht zu handeln. Wißt ihr denn nicht, daß
ter und Priester jetzt Nachsicht haben, wenn nur J
darauf denkt, sein Leben zu fristen? Wenn ihr nun
jetzt etwas freier redet, aber nicht, um unziemliche D
zu begehen, sondern nur um euch und Andere durch
spräch zu erheitern, so wird euch gewiß Niemand des
gen einen Vorwurf machen. Ueberdieß waltete in eu
Zirkel von dem ersten Tage an bis zum heutigen die stre
Zucht und Sitte, und trotz so Manchem, was vielle
hin und wieder zu viel gesagt wurde, hat sich doch in
rem Betragen nicht der geringste Flecken gezeigt, und
wird auch in Zukunft verhüthen, daß sich einer zu
Wer kennt nicht eure Tugend, die sich schwerlich d
solche lustige Mährlein, ja wohl selbst nicht durch
Schrecken des Todes würde erschüttern lassen? Um
die Wahrheit zu sagen, so könnte gerade Mancher, w
er bemerkte, daß ihr von solchen Dingen zu sprechen
miedet, den Schluß daraus ziehen, daß ihr in die
Punkte selbst kein gutes Gewissen hättet, und ihn deßwe
nicht gern berührtet. Ueberdieß würdet ihr mir eine sch
Ehre anthun, wenn ihr, nachdem ihr allen Vorigen
horcht und mich zu eurem König gemacht habt, nicht
dem sprechen wolltet, was ich euch auferlegt habe. S
daher solche Bedenklichkeiten, die sich besser für schle
Seelen, als für euch schicken, bei Seite, und laßt es
alle in harmloser Fröhlichkeit angelegen seyn, etwas r
Interessantes vorzutragen." Als die Damen dieß hört
gaben sie dem Willen des Königs nach, welcher dar
Jedem Urlaub ertheilte, sich bis zum Abendessen nach e
nem Belieben die Zeit zu vertreiben. Da die Unterhalt
dieses Tags nicht lange gedauert hatte, so stand die So

noch sehr hoch. Dioneo setzte sich jetzt mit den beiden andern Herren zum Würfelspiele. Elise aber winkte ihren Freundinnen, und sagte zu ihnen: „Seit wir hier verweilen, hatte ich es schon mehrmals im Sinne, euch nach einer nicht weit von hier entfernten Stelle zu führen, an welche vermuthlich noch keine von euch gekommen ist, die man das Frauenthal zu nennen pflegt; es fehlte mir bisher nur an Zeit. Da es jetzt noch nicht spät ist, so wollen wir, wenn es euch beliebt, doch das Plätzchen einmal besuchen; es wird euch gewiß nicht gereuen. — Die Damen erwiederten, daß sie bereit wären, und ohne die Herren etwas merken zu lassen, riefen sie einem von ihren Kammermädchen, mit welcher sie den Weg antraten. Nachdem sie eine kleine Meile gewandert waren, erreichten sie das Frauenthal. Der Eingang in dasselbe schlängelte sich auf der einen Seite durch eine enge Schlucht, welche ein klarer Bach durchrieselte. Das Thal bot einen entzückenden Anblick dar, und athmete in der heißen Jahreszeit eine belebende Frische. Dem Anschein nach war es zwar ein bloßes Werk der Natur; doch bildete es (wie mir nachher eine von den Damen sagte) ein so vollkommenes Rund, als ob es mit dem Zirkel abgemessen wäre. Es hatte nicht viel mehr als eine halbe Meile im Umkreise. Umher erhoben sich sechs kleine Berge, und auf dem Gipfel eines jeden stand ein schöner Palast, in der Gestalt eines Ritterschlosses. Der Abhang dieser Berge ging, nach Art der römischen Theater, stufenweise von oben bis in das Thal hinunter, und bildete allmählig immer engere Kreise. Die der Mittagssonne zugewandte Seite der Terrassen war überall mit Weinstöcken, Oelbäumen, Mandeln, Kirschen, Feigen und andern Obstbäumen bepflanzt, und keine Spanne Land unangebaut gelassen. Die andere, dem nördlichen Wagen entgegenliegende, Seite prangte mit Ei-

chen, Buchen und andern herrlich gewachsenen und frisch grünenden Waldbäumen. In dem Thale selbst, zu welchem kein anderer Eingang führte, als derjenige, durch welchen die Damen gekommen waren, standen überall Fichten, Tannen, Cypressen und Lorbeeren in so reizender Gruppirung und schöner Ordnung, als ob die Bäume nach der Anweisung des besten Landschaftmalers gepflanzt worden wären, und so nahe bei einander, daß sie selbst am heißen Mittag nur wenige oder gar keine Sonnenstrahlen auf den Boden fallen ließen, welcher mit zartem Moose bedeckt, und mit purpurfarbigen und andern Blumen geschmückt war. Was noch zu Verschönerung des herrlichen Anblicks beitrug, war ein Staubbach, der zwischen zweien von den Bergen über Felsstücke herabstürzte, und durch das Rauschen seines Falles das Ohr ergötzte. Von Ferne erschien er wie ein flüssiges Silber, das aus einem engen Behältniß in perlenden Tropfen hervorsprützte. An dem Fuße des Hügels sammelte sich das Wasser in einem schönem Kanal, in welchem es mit lebhafter Strömung bis mitten in das Thal fortwallte, wo es einen kleinen See bildete, der an seinen tiefsten Stellen nicht weiter, als bis an die Brust eines Mannes reichte. Der Boden desselben hatte den feinsten Kies, und das Wasser war so hell und klar, daß man die Kiesel auf dem Grunde hätte zählen können, und daß das Auge mit Vergnügen auf der Menge der darin herumschwimmenden Fische weilte. Der See war durch nichts eingeschlossen, als durch das natürliche Ufer, welches um so frischer grünte, je reichlicher es die wohlthätigen Wellen tränkten. Das überflüssige Wasser wurde von einem andern Kanal aufgenommen, und verlor sich außerhalb des Thals in der Niederung.

Nachdem die jungen Mädchen Alles in Augenschein genommen, und sich an dem anmuthigen Aufenthalt ergötzt

hatten, verlockte sie die heiße Sonnengluth, das einladende Gewässer, und die Einsamkeit des Orts, wo sie keinen Lauscher befürchteten, in dem See zu baden. Sie schickten daher ihre Dienerin an den Eingang des Thals, und geboten ihr, ihnen von dort aus ein Zeichen zu geben, falls sie etwa Jemanden kommen sähe. Hierauf entkleideten sie sich alle sieben, und tauchten hinab in die kühlende Welle, welche ihre zarten Glieder so wenig verbarg, als durchsichtiger Krystall eine blühende Rose. Obgleich die Mädchen gar lustig in dem Wasser herumplätscherten, so wurde es doch dadurch nicht getrübt, so daß sie bald hier, bald dort den Fischen, die sich nicht vor ihren Augen zu verbergen wußten, nachstellten, deren sie auch wirklich einige erhaschten. Nachdem sie sich eine Weile auf diese Art vergnügt hatten, stiegen sie wieder heraus, und kleideten sich an. Als sie sich in Lobeserhebungen des Orts erschöpft hatten, und es ihnen zum Aufbruch Zeit schien, wandelten sie langsam nach Hause, und konnten auch unterwegs noch nicht aufhören, von den vielfachen Schönheiten des anmuthigen Thales zu sprechen. Da sie bei guter Zeit wieder in dem Palast eintrafen, so fanden sie die jungen Männer noch bei dem Spiele, wobei sie dieselben verlassen hatten.

„Aber dießmal," sagte Pampinea mit einem triumphirenden Lachen, haben wir euch doch angeführt." „Ei das wäre doch!" erwiederte Dioneo; beginnt ihr etwa gar schon mit Handlungen, ehe ihr euch mit Worten habt vernehmen lassen?" „Ja wohl, mein allergnädigster Herr," versetzte Pampinea, und erzählte ihm jetzt ausführlich, woher sie kämen, wie der Ort beschaffen, wie weit er entfernt wäre, und was sie dort angefangen hätten. Als der König von den Schönheiten des Ortes hörte, so fühlte er ein Verlangen, ihn zu besuchen. Er ließ daher sogleich

das Abendessen einrichten, und nachdem dieses in der heitersten Laune eingenommen worden war, brachen die drei jungen Männer mit ihren Dienern nach dem Thale auf, welches noch keiner von ihnen gesehen hatte. Bei der Betrachtung desselben erklärten sie es einstimmig für eine der schönsten Anlagen in der Welt. Darauf badeten sie, und kehrten erst ziemlich spät nach Hause zurück, wo sie die Damen nach einem von Fiametta gesungenen Liede tanzend antrafen. Sie nahmen an der Belustigung Theil, und ergossen sich nachher dermaßen in Lobpreisungen des schönen Frauenthals, daß der König den Seneschall kommen ließ, und ihm den Auftrag gab, am nächsten Tage die Mittagstafel dort anzurichten, und auch einige Ruhebetten dorthin zu besorgen, falls etwa jemand Neigung empfände, eine Siesta zu halten, oder ein wenig auszuruhen. Dann ließ er Lichter, Wein und etwas zum Nachtisch kommen, und nachdem man dieß genossen, munterte er die Gesellschaft von Neuem zum Tanze auf. Dem Pamphilo gebot er, den Reihen anzuführen, worauf sich der König zu Elisen wandte, und mit freundlichem Lächeln zu ihr sagte: „holde Jungfrau, du hast mich heute mit der Krone beehrt; deßhalb will ich dir für diesen Abend die Ehre des Vorgesangs übertragen. Gib uns also ein Lied, welches dir beliebt.“ Elise bezeigte mit Lächeln ihre Bereitwilligkeit, und begann mit sanftem Tone folgenden Gesang:

„Entrinn' ich, Amor, dießmal deiner Kralle,
So glaub' nur, daß du nimmer
Mich künftig wieder lockst in deine Falle.

Jung ward ich einst mit dir in Krieg gezogen,
Weil ich bei dir von süßem Frieden träumte,

Wo ich, vom Schein der Sicherheit betrogen,
In guter Ruhe dir das Schlachtfeld räumte.
Allein du hinterlistiger Tyrann
Fielst unverhofft mich an,
Und trafst mich mit dem Pfeil von deinem Bogen.

Du bandest grausam mich mit schweren Ketten,
Hast mich, die Weinende, dem übergeben,
Vor dem ich dann mich nicht mehr konnte retten,
Und der zu meinem Unglück trat ins Leben.
Ach, kaum ist seine Herrschaft zu ertragen,
Ihn rühren keine Klagen
Noch all mein Seufzen und mein inn'res Beben.

Mein Flehn verweht der Wind, mit Ihm im Bunde,
Er hört es nicht, und will nur mein Verderben,
Drum mehrt sich meine Qual von Stund zu Stunde,
Das Leben haß' ich, und kann doch nicht sterben.
Laß, Amor, meinen Schmerz dich doch erbarmen,
Und gib ihn mir, der Armen,
Gib ihn mit gleichen Fesseln mir gebunden!

Willst du dieß nicht, so trenne unsre Pfade,
Und laß die freie Bahn für Jedes offen!
Ich bitte dich, o Herr, um diese Gnade;
Wenn du sie mir erzeigst, so darf ich hoffen,
Daß meine Reize wieder frisch erblühen,
Und, wenn die Qual der Schmerzen überwunden,
Mir Lilien und Rosen neu gesunden".

Als Elise ihr Lied mit einem rührenden Seufzer beschlossen hatte, verwunderten sich Alle über diese Worte, deren Sinn man nicht recht zu deuten wußte. Der König aber, der in bester Laune war, ließ den Tindaro rufen,

und gebot ihm, seine Sackpfeife zur Hand zu nehmen, unter deren muntern Klängen er noch mehrere Tänze aufführen ließ. Als nun bereits der größte Theil der Nacht vorüber war, ertheilte er Allen die Erlaubniß, sich zur Ruhe zu begeben.

Es schließt der sechste Tag des Decameron, und beginnt der siebente, an welchem unter Dioneo's Regiment allerlei listige Streiche erzählt werden, welche Weiber ihren Ehemännern spielten, entweder wegen einer Liebschaft, oder um Schaden und Schande von sich abzuwenden.

Alle Sterne waren bereits am Himmel erloschen, außer dem einzigen Lucifer, der noch das falbe Morgenroth durchblinkte, als der Schaffner aufstand, und sich mit einem großen Gepäck nach dem Frauenthale begab, um dort Alles nach dem Gebot seines Herrn anzuordnen. Bald nach ihm erhob sich auch der König, den das Geräusch der Lastträger und Saumthiere aufgeweckt hatte, und ließ die jungen Damen und Männer gleichfalls wecken. Kaum waren die Strahlen der Sonne völlig hervorgebrochen, als Alle die Wanderung antraten. Noch nie war ihnen der Gesang der Nachtigallen und anderer Vögel so lieblich vorgekommen, als an diesem schönen Morgen. Von ihren Liedern begleitet gingen sie nach dem Frauenthale, wo ihnen noch größere Schaaren dieser kleinen Sänger entgegenjubelten, als ob sie über ihre Ankunft eine Freude

ätten. Als sie das Thal rings durchwandelten, und seine Reize von Neuem betrachteten, schien es ihnen noch weit anmuthiger, als gestern, da die Morgenstunde noch mehr mit dem Charakter desselben harmonirte. Nachdem sie sich mit Wein und Confekt beim Frühstück erquickt hatten, begannen sie, mit den Vögeln wetteifernd, gleichfalls heitere Lieder. Ein liebliches Echo wiederholte unten im Thale ihre Gesänge, und die Vögel, in den Wettstreit eingehend, fügten neue süße Lieder hinzu. Als es Mittag war, wurde die Tafel, wie es der König geboten hatte, unter den schattigen Bäumen am Ufer des anmuthigen Sees gedeckt. Während sie bei Tische saßen, sahen sie das muntere Gewimmel der Fische in demselben umherspielen, welches nicht nur ein ergötzlicher Anblick war, sondern auch zu mancherlei Gesprächen Anlaß gab. Als sie abgespeist hatten, und die Tafeln auf die Seite geräumt worden waren, stimmten sie noch heiterer auf's Neue fröhliche Lieder an, worauf Musik und Tanz den Schluß machte. Wer jetzt Neigung fühlte, Siesta zu halten, begab sich nach einem der Ruhebetten, welche der einsichtsvolle Schaffner an mehreren Orten aufstellen, mit schönen Vorhängen umgeben, und mit prachtvollen Teppichen hatte bedecken lassen. Wer dagegen keine Lust hatte, auszuruhen, der konnte sich nach seinem Belieben auf eine andere Weise die Zeit verkürzen.

Als endlich die Stunde kam, wo sich Alle erhoben, und zum Erzählen versammelt hatten, ersah der König den Platz dazu am Ufer des Sees, nicht weit von dem Ort, wo man gespeist hatte, ließ Teppiche über den Rasen breiten, und befahl, nachdem man sich niedergesetzt hatte, Emilien, mit dem Erzählen den Anfang zu machen. Diese hob mit schalkhaftem Lächeln folgendermaßen an:

I. Novelle.

Gianni Lotteringhi hört in der Nacht an seine Thüre klopfen, und weckt seine Frau. Diese macht ihm weiß, daß es ein Gespenst sey, und ihr Mann geht mit ihr, um es zu beschwören, worauf das Klopfen aufhört.

Ihr hättet mir einen großen Gefallen gethan, Herr König, wenn es Euch beliebt hätte, eine andere, als mich, über das treffliche, von Euch gegebene Thema, zuerst reden zu lassen. Da es Euch indeß also gefallen, daß ich den Anfang machen, und den Andern als ermunterndes Vorbild voranleuchten soll, so will ich mich gern Euerm Willen fügen. Ich werde mich demnach bestreben, liebe Schwestern, euch Etwas vorzutragen, was euch vielleicht in Zukunft einmal zu Statten kommen kann. Denn wenn ihr euch alle in gleichem Grade fürchtet, wie ich, besonders vor Gespenstern, (von welchen ich zwar nicht weiß, was sie sind, und auch noch Keine getroffen habe, die es wüßte) so wird euch meine Geschichte ein probates Sprüchlein lehren, mit welchem ihr sie in die Flucht schlagen könnt, falls sie euch heimsuchen sollten.

Es wohnte nämlich zu Florenz in der Straße San Pancrazio ein Wollenweber, Namens Gianni Lotteringhi, der mehr Glück in seinem Geschäft, als Verstand in andern Dingen hatte. Diesen wählte man, weil er eine gute ehrliche Haut war, bald zum Vorsänger im Chor zu Santa Maria Novella, bald zum Schulvorsteher, und zu ähnlichen kleinen Aemtern. Denn als ein wohlhabender Mann beschenkte er die Mönche oft mit Strümpfen, Kutten und Kappen, wogegen sie ihm wieder

den Gesang des heiligen Alesso, das Klaglied des heiligen Bernardo, den Lobgesang der Donna Mathilda und allerlei dergleichen Sächelchen verehrten, auf die er einen hohen Werth legte, und sie zum Heil seiner Seele sorgfältigst aufbewahrte.

Dieser hatte nun eine Frau, Namens Tessa, die Tochter des Manuccio dalla Cuculia, ein hübsches und äußerst kluges Weibchen, welche mit einem schönen und kräftigen Jüngling, Namens Federigo di Neri Pergolotti eine Liebschaft anspann, und da sie die Einfalt ihres Mannes kannte, es so einzurichten wußte, daß Federigo sie einst durch die Veranstaltung ihrer Dienerin in einem schönen Landhause besuchen konnte, welches ihr Mann in Camerata hatte, wo sie den Sommer über zu wohnen pflegte, indeß sich Gianni bisweilen Abends dort einfand, und des Morgens wieder zu seinem Geschäft, oder zu den Chorsängern zurückkehrte. Federigo'n war dieser Vorschlag äußerst willkommen, weßhalb er sich an dem bestimmten Tage Abends nach dem Landhause begab. Da Gianni heute nicht erwartet wurde, so konnte er ungestört mit der jungen Frau zu Abend essen, und dann die Nacht über bei ihr bleiben. Sie lehrte ihn wenigstens ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes, und weil weder das Weibchen, noch Federigo Lust hatten, nach diesem ersten Male ihren Umgang abzubrechen, so trafen sie die Abrede, um der Dienerin die häufigen Wege zu ersparen, daß Federigo jedesmal, wenn er von seinem etwas höher gelegenen Gute herunterkäme, auf einen Pfahl in ihrem Weingarten achten sollte, auf welchem ein Eselskopf stecke. Wenn dieser mit der Nase nach Florenz gerichtet wäre, so sollte er Abends kommen, und falls er die Thüre geschlossen fände, dreimal leise anklopfen; wäre die Nase

dagegen Fiesole zugekehrt, so sollte er ausbleiben, und es als ein Zeichen betrachten, daß man den Gianni erwarte.

Auf diese Art trafen sie denn vielmals heiter zusammen. Jedoch eines Tages, wo Federigo mit Frau Tessa speisen sollte, begab sich's, daß Gianni, der heute nicht erwartet wurde, unvermuthet am späten Abend noch eintraf, was seiner Frau sehr ungelegen war. Beide verzehrten nur einige Schnittchen gesalzenes Fleisch; der Magd aber gebot sie, die zwei Kapaunen nebst einer ziemlichen Quantität von frischen Eiern und einer Flasche delikatem Wein heimlich in den Garten zu schaffen, welcher dicht vor ihrem Hause an die Straße stieß, und dieß Alles unter eine große Fichte zu legen, welche in der Mitte eines großen Rasenplatzes stand, wo sie gewöhnlich mit Federigo die Abendmahlzeit einnahm. In ihrem Verdruß aber vergaß sie, der Magd den Auftrag zu geben, daß sie warten sollte, bis Federigo einträfe, um ihm zu sagen, daß sich Gianni eingefunden habe, und daß er diese Sachen nur mit sich nehmen sollte.

Als sie nun mit Gianni zu Bett gegangen war, und sich die Magd gleichfalls niedergelegt hatte, traf bald darauf Federigo ein, und klopfte einmal leise an die Thüre, welche so nahe bei der Kammer war, daß Gianni es sogleich hörte, und ebenso seine Frau, die sich aber, damit ihr Mann nichts argwöhnen möchte, stellte, als ob sie schliefe. Nicht lange darauf klopfte Federigo zum zweiten Male. Darüber verwundert, rüttelte Gianni seine Frau, und fragte sie: „hörtest du nicht so eben etwas, Tessa? Mir war es, als ob Jemand an unsere Thüre klopfte."

Die Frau, welche es weit besser, als er, gehört hatte, that, als ob sie eben aufwachte, und fragte: „Was hast

du denn?" — „Ich sage," versetzte Gianni, „daß es mich däucht, als ob an unsere Thüre geklopft würde." — „O Himmel, geklopft? rief sie. „Weißt du auch, was das zu bedeuten hat, Gianni? Das ist nichts Anderes, als das Gespenst, vor dem ich seit einigen Nächten die größte Furcht empfunden, die ich je auszustehen hatte, so daß ich mich in meine Decke hüllte, und nicht eher wagte, darunter hervorzugucken, als bis es heller lichter Tag war." — „Ei geh mir doch, Frau," versetzte Gianni, „und sey ohne Furcht, wenn es nichts Anderes ist; denn ich habe unlängst das Te lucis, die Intemerata und so viele andere treffliche Sprüchlein hergebetet, und das Bett von einem Ende zum andern mit so vielen Kreuzen bezeichnet, daß uns das Gespenst mit aller seiner Macht nicht schaden kann." — Die Frau fand es indessen für nöthig, ihren Liebhaber davon zu unterrichten, daß ihr Mann zu Hause wäre, damit er keinen übeln Verdacht auf sie werfen, und das Verhältniß aufgeben möchte. Sie sagte daher zu ihrem Mann: „Es ist zwar recht schön, daß du deine Sprüchlein betest; doch ich für meinen Theil werde mich nicht eher zufrieden geben, und ruhig schlafen, bis wir das Gespenst beschworen haben, was wir ja leicht thun können, da du doch einmal hier bist." — „Aber auf welche Art sollen wir es denn beschwören?" fragte Gianni. — „Ich weiß es recht wohl zu beschwören;" versetzte Frau Tessa. „Als ich jüngst des Ablasses wegen nach Fiesole ging, hat mich eine Einsiedlerin, eine äußerst heilige Frau, da sie mich so in der Angst sah, ein treffliches Sprüchlein gelehrt, das ihr, wie sie mich versicherte, oft gute Dienste geleistet habe, als sie noch keine Einsiedlerin gewesen sey. Doch der Himmel weiß es, mir fehlte es an Muth, mich allein dem Gespenst zu nähern. Jetzt aber, da du bei mir bist, wollen wir hingehen, und

die Beschwörungsformel anwenden. — Gianni willigte ein, und so begaben sich denn Beide so leise als möglich nach der Hausthüre, während Federigo außerhalb derselben noch harrte, und sich schon mit eifersüchtigen Gedanken herumschlug. Als sie an die Thüre kamen, sprach Tessa laut zu ihrem Manne: „Sobald ich es dir sage, so vergiß nicht, daß du ausspeien mußt.“ — „Schon gut;“ versetzte Gianni. Darauf begann Tessa ihre Beschwörung, und sprach die Worte:

„Gespenst, das du oft nächtlich hier
Gelärmt schon hast an meiner Thür;
Mit steifem Horne stehst du dort;
Mit steifem Horne pack dich fort!
Im Garten unter der großen Fichte
Steht für dich ein geschmort Gerichte,
Nebst hundert Fürzen meiner Henne;
Packe dich damit fort und renne!
Führe die Flasche dem Munde zu,
Und laß Gianni und mich in Ruh!“

Nachdem sie dieß gesprochen hatte, sagte sie zu ihrem Manne: „spei aus!“ und Gianni spie aus. — Federigo, der draußen stand, und dieß hörte, war jetzt von der Eifersucht kurirt, und hätte trotz seinem Aerger vor Lachen bersten mögen; und als Frau Tessa sagte: „spei aus!“ setzte er leise hinzu: „die Zähne!“ — Nachdem nun Frau Tessa auf diese Weise das Gespenst dreimal beschworen hatte, begab sie sich wieder mit ihrem Mann zu Bett. Federigo, der mit ihr zu speisen gedacht, und noch nichts genossen hatte, faßte recht wohl den Sinn ihrer Rede, und wandte sich jetzt in den Garten. Dort fand er unter dem großen Fichtenbaum die beiden Kapaune, die Eier und den Wein, was er mit nach Hause nahm, wo er sich Alles trefflich schmecken ließ. Bei seinen späte-

ren Zusammenkünften hatten sie Beide noch oft über diese Beschwörungskomödie ihren Spaß.

Einige behaupten, daß Frau Tessa wirklich an diesem Tage den Eselskopf mit der Nase nach Fiesole gerichtet habe; aber ein vorbeigehender Arbeiter habe mit seinem Stocke daran geschlagen, daß er um und um gewirbelt, und mit der Nase nach Florenz gekehrt, stehen geblieben sey. Dieser Casus habe den Federigo verlockt, sich einzufinden, daher man auch behauptet, daß Tessa bei ihrer Beschwörung gesagt habe:

„Geh, Gespenst, nur wieder fort,
Geh mit Gott an deinen Ort!
Ich rührte den Eselskopf nicht an;
Verflucht der Schlingel, der's gethan!
Ich bin mit meinem Mann allhier;
Drum, Popanz, weiche weit von mir!"

worauf sich Federigo ohne ein Abendessen und Nachtlager wieder entfernt habe.

Aber eine meiner Nachbarinnen, eine alte ehrbare Frau, hat mich versichert, daß beide Geschichten wahr wären, und sie habe dieselben schon als ein kleines Mädchen gehört; aber die letztere sey nicht dem Gianni Lotteringhi begegnet, sondern einem gewissen Gianni di Nello, der ein eben so großer Einfaltspinsel gewesen sey, als jener. Es steht euch also frei, liebe Schwestern, diejenige von den zwei Beschwörungsformeln zu wählen, welche euch am besten gefällt. Sie leisten beide in ähnlichen Fällen vortreffliche Dienste. Darum merkt sie euch, denn sie können euch vielleicht einmal von Nutzen seyn.

II. Novelle.

Petronella versteckt bei der Rückkehr ihres Mannes ihren Liebhaber in ein Faß. Da der Mann sagt, daß er das Faß verkauft habe, erwiedert sie, sie habe es um einen noch höhern Preis an Einen verkauft, der sich eben darin befinde, um zu sehen, ob es auch wasserdicht sey. Worauf der Liebhaber herauskommt, dem Manne gebietet, ihm das Faß abzuliefern, und es mit nach Hause nimmt.

Unter vielem Lachen wurde Emiliens Geschichte angehört, und besonders belustigend fand man die Beschwörungsscene. Als dieselbe zu Ende war, befahl der König dem Philostrato, weiter fortzufahren.

Dieser begann: „Theuerste Mädchen, es werden euch von den Männern so viele Schelmenstreiche gespielt, daß ihr in dem Fall, wenn ein Weib einmal ihren Mann hinters Licht führt, nicht nur mit vollem Rechte darüber lachen dürft, daß sich so etwas ereignet hat, und daß ihr es erfahrt; sondern es steht euch auch billig zu, es überall wieder zu erzählen, um die Männer merken zu lassen, daß ihnen die Weiber an Klugheit nicht nachstehen. Dieß würde auf jeden Fall von den besten Folgen sein; denn wenn der eine Theil weiß, daß ihm der andere die Wage hält, so wird er sich nicht so leicht erdreisten, ihm eine Nase drehen zu wollen. Wer wird es daher bezweifeln, daß die Männer, wenn sie hören, was wir heute über dieses Thema vorbringen, sich nicht in Acht nehmen sollten, euch zu betrügen, da sie erkennen werden, daß ihr ihnen gleichfalls, wenn ihr wollt, üble Streiche spielen könnt? Ich gedenke euch nämlich zu erzählen, wie ein

junges Weibchen, welches zwar nur niedrigen Standes war, augenblicklich eine List ersann, mit welcher sie ihren Mann übertölpelte, und sich aus der Schlinge zog.

Es ist noch nicht lange her, daß in Neapel ein armer Handwerksmann ein hübsches Mädchen von lebhaftem Temperament geheirathet hatte; er nährte sich von seinem Handwerk, als Maurer, und sie suchte mit Spinnen etwas zu verdienen, wobei sie aber kaum ihr Leben hinausschlagen konnten. Einstmals stach die Petronella einem sehr leichtfertigen Jüngling ins Auge, und er fand an ihr ein solches Wohlgefallen, daß er sich in sie verliebte, worauf er sich lange um ihre Gegenliebe bemühte, bis es ihm endlich gelang, ein Verständniß mit ihr anzuknüpfen. Weil nun der Mann an jedem Morgen seiner Arbeit nachgehen mußte, so trafen sie die Abrede, daß der Liebhaber in der Nähe aufpassen sollte, wenn der Mann fortginge, um sich dann ins Haus zu stehlen, und weil das Gäßchen Avorio, wo sie wohnte, nicht lebhaft war, so gelang es ihnen, auf diese Weise oft zusammenzukommen.

Einstmals fügte es aber der Zufall doch an einem Morgen, wo der gute Maurer ausgegangen, und der Jüngling, welcher Giannello Strignario hieß, sich bei dem Weibchen eingefunden hatte, daß der Mann, der gewöhnlich erst Abends wiederkam, sehr bald zurückkehrte. Weil er die Thüre verschlossen fand, so klopfte er an. „Dem Himmel sey Dank," sprach er zu sich selbst, „der mir ein so tugendsames junges Weib gegeben hat! Seht doch, wie sie den Augenblick, wenn ich kaum den Rücken wende, die Thüre verschließt, um allen überlästigen Besuch von sich fern zu halten!"

Petronella, die ihren Mann am Klopfen erkannte, rief aus: „O Giannello, ich bin des Todes! Da führt das Unglück meinen Mann her, der sonst nie um diese

Zeit zurückzukommen pflegt! Ich kann nicht begreifen, was das heißen soll! Wenn er dich nur nicht gar hat in das Haus gehen sehen! Doch sei dem, wie ihm wolle, ich bitte dich, krieche hier in dieses Faß; ich will gehen, und die Thüre öffnen, und sehen, warum er schon wieder kommt."

Giannello kroch eiligst in das Faß; Petronella machte ihrem Manne auf, und sagte mit übler Laune zu ihm: „Nun, was soll denn das bedeuten, daß du heute schon so früh wiederkommst? Es sieht mir beinahe so aus, als ob du keine Lust hättest zu arbeiten, weil du dein Handwerkszeug wieder mitbringst! Wenn du es so treiben willst, wovon sollen wir dann leben? Woher sollen wir Brod nehmen? Glaubst du, daß ich mir von dir die paar Kleider, die ich auf dem Leibe trage, verpfänden lassen werde? Da sitz' ich nun Tag und Nacht, und spinne mir die Haut von den Fingern, um nur das Lampenöhl zu verdienen! Mann! Mann! es ist keine Frau in der Nachbarschaft, die sich nicht darüber verwundert, und mir es verdenkt, daß ich mich so anstrenge, und hier kommst du mir nun wieder, und legst die Hände in den Schoos, da du arbeiten solltest?" — Nach dieser Anrede brach sie in heiße Thränen aus, seufzte und rief: „Ach, ich arme, geschlagene Kreatur! Ich bin doch recht zum Elend geboren, und zur unglücklichen Stunde in dieses Haus gekommen, da ich doch den saubersten jungen Mann hätte haben können, und ihn nur deßhalb nicht genommen habe, um diesen hier zu heirathen, der es nicht einzusehen weiß, was er für ein Weib an mir bekommen hat! Andere Weiber erlustiren sich mit ihren Liebhabern, und es gibt keine Einzige, die nicht ein paar, oder mehrere auf der Seite hätte, und machen ihren Männern dann weiß, daß es um Mitternacht heller Tag ist. Aber ich

armes Weib habe auf Gottes Welt nichts als Elend und Verdruß, weil ich zu gut bin, und an so etwas nicht denke. Ich sehe aber eigentlich nicht ein, warum ich mir nicht auch eben so gut wie andere Weiber ein paar Liebhaber anschaffe. Merke dir's nur Mann, wenn ich ins Wasser gehen wollte, so würde sich bald Jemand finden, der mich führte; denn es gibt feine junge Leute genug, denen ich gefalle, und die mir Geld, Staat und Schmuck und Alles, was ich sonst wünsche, anbieten ließen; aber immer konnte ich's nicht über's Herz bringen, weil ich, Gott sey Dank, gute Grundsätze habe; und nun kommst du mir nach Hause, anstatt bei deiner Arbeit zu bleiben!"

„Ei liebe Frau," versetzte der Mann, „mache dir doch um des Himmels willen darüber nicht so viele Sorge! Es ist wahr, ich bin allerdings ausgegangen, um zu arbeiten; aber ich sehe, du hast eben so wenig, als ich daran gedacht, daß heute Sankt Gallens Tag ist, und weil man an diesem nicht arbeitet, deßwegen siehst du mich um diese Stunde wieder kommen. Uebrigens bin ich darauf bedacht gewesen, daß wir auf einen ganzen Monat hinaus, und noch länger, zu leben haben; denn ich habe mit diesem Manne hier einen Handel über das leere Faß abgeschlossen, das uns schon seit langer Zeit im Wege stand; er will fünf Gulden dafür zahlen."

„Das ist mir sehr ärgerlich;" versetzte Petronella. Du bist ein Mann, und kommst überall herum, und sonach solltest du von allen Dingen Kunde haben, und doch schlägst du ein Faß um lumpige fünf Gulden los, das ich, als ein Weib, die nicht aus dem Hause kommt, für sieben Gulden an einen Mann verkauft habe, welcher in dem Augenblicke, wo du zurückkamst, hineingekrochen ist, um zu untersuchen, ob es auch wasserdicht sey."

Der Mann freute sich sehr, dieß zu hören. „Lieber

Freund," sagte er zu demjenigen, der mit ihm gekommen war, „es thut mir sehr leid, daß ich euch abweisen muß; aber Ihr werdet es mir nicht übel nehmen, denn Ihr hört ja selbst, meine Frau hat das Faß schon für sieben Gulden verkauft, für welches Ihr mir nur fünf geben wolltet." — Der gute Mensch versetzte: „Ich habe nichts dawider," und ging fort. — „Komm jetzt, sagte Petronella zu ihrem Manne, weil du noch da bist, und bringe den Handel selbst mit ihm in's Reine!" — Giannello, welcher inzwischen athemlos gelauscht hatte, ob etwas zu befürchten, oder zu beachten wäre, sprang bei Petronellens Worten geschwind aus dem Fasse, und indem er that, als ob er nichts davon wüßte, daß der Mann zurückgekehrt wäre, sagte er: „Wo seyd Ihr, gute Frau?" Worauf der Mann versetzte: „Ich bin hier. Was wünscht Ihr?" — „Wer seyd denn Ihr?" fragte Giannello. „Ich habe von der Frau dieses Faß erhandelt, und wollte die Sache mit ihr in Richtigkeit bringen." — „Das könnt Ihr getrost mit mir abmachen," versetzte der Maurer, „denn ich bin ihr Mann." — „Das Faß scheint mir dicht genug," sagte Giannello; allein es hat sich viel Weinstein darin angelegt, den man nicht herunterbringt, man mag mit den Nägeln kratzen, wie man will, und ehe es rein ist, kann ich es nicht brauchen." — „Deßhalb soll unser Handel nicht rückgängig werden," sagte Petronella; mein Mann soll das Faß schon reinigen." — „Ja wohl;" versetzte der ehrliche Maurer, legte sein Handwerkszeug bei Seite, zog sein Wamms aus, ließ Licht bringen, nahm seine Deichsel, kroch in das Faß und fing an, es abzukratzen. Petronella lehnte sich dabei mit dem halben Leibe oben über das Faß, um ihrem Manne zu leuchten, streckte den andern Arm bis über die Schultern hinein, und machte ihn bald hier und bald dort auf

eine Stelle aufmerksam, die er noch reinigen müßte. Giannello, dessen heißes Verlangen an diesem Morgen noch nicht genug gekühlt worden war, benutzte diese günstige Situation, und hielt das Weibchen bei dem Leuchten fest, damit sie nicht fallen möchte, wobei er die muthigen Rosse nachahmte, wenn sie in den parthischen Gefilden den Stachel der Liebe fühlen. Nachdem das Faß rein war, erhob sich Petronella wieder, und ihr Mann stieg heraus.

„Jetzt nehmt einmal das Licht," sagte Petronella zu Giannello, „und seht in das Faß hinein, ob Ihr nun damit zufrieden seyd." — Giannello erwiederte, so sey es ihm ganz recht; worauf er die sieben Gulden zahlte, und das Faß nach seinem Hause schaffen ließ.

III. Novelle.

Bruder Rinaldo vergnügt sich mit seiner Gevatterin; ihr Mann ertappt ihn in ihrer Kammer; sie machen ihm aber weis, daß er dem Kinde die Würmer vertreibe.

So dunkel sich auch Philostrato über die parthischen Rosse ausgedrückt hatte, so hatten die schlauen Mädchen dennoch begriffen, wo er damit hinaus wollte, wobei sie sich jedoch stellten, als ob sie über etwas Anderes lachten. Als der König sah, daß die Geschichte zu Ende war, befahl er Elisen, weiter zu erzählen. Diese gehorchte dem Gebot, und begann: „Holde Mädchen, Emiliens Geisterbeschwörung hat mir eine ähnliche Geschichte ins Gedächtniß zurückgerufen, welche ich euch, wenn sie

auch nicht so vorzüglich ist, wie jene, doch erzählen muß, weil mir eben keine andere, unserm Thema entsprechende, einfällt.

Wisset demnach, daß in Siena einmal ein hübscher junger Mann, aus einem angesehenen Geschlechte lebte, welcher Rinaldo hieß. Dieser verliebte sich in eine schöne junge Frau, welche seine Nachbarin und die Gattin eines reichen Mannes war. Er schmeichelte sich mit der sichern Hoffnung, bei ihr an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, sobald er es nur dahin bringen könnte, sie einmal allein zu sprechen. Da sich aber keine Gelegenheit dazu finden wollte, und die Dame gerade guter Hoffnung war, so kam er auf den Gedanken, ihr Gevatter zu werden. Er bemühte sich daher um die Bekanntschaft ihres Mannes, trug sich diesem auf die harmloseste Weise zum Gevatter an, und wurde angenommen. Da ihm nun seine Gevatterschaft den unverdächtigsten Vorwand darbot, Frau Agnesen öfters zu besuchen, so wagte er es, ihr das mit Worten auszusprechen, was ihr seine Blicke längst angedeutet hatten. Indeß, wiewohl die Dame dieß nicht ungern zu hören schien, so hatte es doch keinen weiteren Erfolg. Einige Zeit darauf ging Rinaldo, ich kann nicht sagen, aus welchem Grunde, in ein Kloster, und, wie er sich auch dort befand, er blieb in demselben. Allein, ob er gleich nach seiner Aufnahme in den geistlichen Orden die Neigung zu seiner Gevatterin und andere weltliche Dinge eine Zeitlang vergaß, so verfiel er doch wieder, ohne sein Kleid abzulegen, bald wieder auf dieselben. Er fand ein Vergnügen daran, sich hübsch und sauber zu kleiden, artige Manieren zu zeigen, Canzonen, Sonette und Romanzen zu dichten, zu singen, und sich mit allerlei solchen Dingen die Zeit zu verkürzen. Doch warum erwähne ich das an unserm Rinaldo als etwas Auffallendes?

Wo sind die Mönche, die nicht deßgleichen thun? Sind sie nicht wahre Schandflecke unserer verwahrlosten Zeiten? Sie schämen sich nicht, mit feisten Schmeerbäuchen und rothen Nasen zu erscheinen, in Kleidern von Sammt und Seide zu stolzieren und in aller Ueppigkeit zu leben, und gehen nicht wie Tauben, sondern wie Kampfhähne mit erhobenem Kamme, sich brüstend, einher. Nicht genug, daß sie ihre Zellen voll von Gläsern mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit Morsellen, von Fläschchen mit Likören und wohlriechenden Oelen, von Fäßchen mit Malvasier und andern ausgesuchten Weinsorten haben, so daß sie nicht wie Mönchszellen, sondern wie Apotheken und Spezereiläden aussehen; sondern sie entblöden sich auch nicht, die Welt wissen zu lassen, daß sie Gicht und Podagra haben, und glauben, daß es den Leuten unbekannt sey, daß häufiges Fasten, geringe Kost und Nüchternheit die Körper schlank und hager machen, oder, wenn sie ja dabei krank werden, daß sie wenigstens nicht das Podagra davon bekommen, gegen welches die Aerzte den Patienten strenge Diät und Enthaltsamkeit in allen Dingen verordnen, was eigentlich zu der Lebensweise eines guten Klosterbruders gehört. Sie sind der Meinung, man wisse nicht, daß außer der dürftigen Nahrung die langen Nachtwachen, Gebete und Bußübungen die Wangen bleich und den Körper dürr machen, und daß weder St. Franz, noch St. Dominik sich drei bis vier Kutten von dem feinsten, in der Wolle gefärbten Tuch und von andern ausgesuchten Zeugen machen ließen, sondern die grobe Wolle in ihrer natürlichen Farbe trugen, um sich vor der Kälte zu schützen, nicht aber, um damit Staat zu machen. Gott wird darein sehen, und der frommen Seelen gedenken, welche sie ernähren müssen.

Als nun in Rinaldo die vorigen Lieblingsneigungen

wieder erwachten, so fing er an, seine Gevatterin sehr oft zu besuchen, und weil er unter der Kutte viel mehr Unternehmungsgeist bekommen hatte, so begann er, ihr seine Wünsche jetzt weit lebhafter auszusprechen. Die gute Frau, die ihn so feurig, und jetzt vielleicht auch hübscher fand, nahm endlich, als er einmal recht heftig in sie drang, ihre Zuflucht zu den Worten, deren sich solche zu bedienen pflegen, die im Stillen nicht abgeneigt sind, der ihnen ans Herz gelegten Bitte nachzugeben. „Wie, Bruder Rinaldo?" sagte sie; „thun denn die Mönche auch solche Dinge?" — „Madonna," erwiederte Rinaldo, „wenn ich die Kutte ausgezogen habe, dann sollt Ihr mich gewiß nicht mehr für einen Mönch ansehen, sondern für einen so guten Mann, wie einen andern." Die Dame lächelte ein wenig, und sagte: „Aber mein Gott, ich bin ja Eure Gevatterin! Wie sollte das geschehen? Ich habe oft gehört, daß das die größte Sünde wäre. Sonst würde ich gern nach Eurem Willen thun." — Rinaldo versetzte: „Ihr seyd nicht klug, wenn Ihr es deßhalb unterlaßt. Ich will nicht sagen, daß es keine Sünde wäre, aber in der Beichte wird noch für größere Sünden Absolution ertheilt. Doch sagt mir, wer ist näher mit Eurem Kinde verwandt, ich, der ich es aus der Taufe gehoben habe, oder Euer Mann, der es gezeugt hat?" — Sie antwortete: „Nun, doch wohl ohne Zweifel mein Mann." — „Allerdings;" versetzte Rinaldo. „Und schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?" — „Ja wohl;" sagte Frau Agnese. „Also," erwiederte Rinaldo, wenn es Euerm Mann erlaubt ist, bei Euch zu schlafen, der weit näher mit Eurem Kinde verwandt ist, als ich, warum sollte es denn mir verwehrt seyn?" —

Die Frau, die nichts von der Logik wußte, und der es wenig Ueberredung brauchte, glaubte entweder

wirklich, daß der Bruder die Wahrheit rede, oder stellte sich, als ob sie es glaubte, und sagte: „Ach, wer kann Euch auf Eure gelehrten Reden antworten! Kurz und gut, es wurde, trotz der Gevatterschaft, eine Verwandtschaft anderer Art zwischen ihnen gestiftet, und es blieb nicht bei dem Anfang, sondern sie fanden unter dem Deckmantel der Gevatterschaft, welcher den Verdacht abhielt, desto bessere Gelegenheit, diese Verwandtschaft öfters zu erneuern.

Einstmals fügte es indessen der Zufall, daß Rinaldo mit noch einem andern Klosterbruder bei Frau Agnesen einsprach, und außer einem Dienstmädchen von sehr gefälligem Aeußern Niemand bei ihr traf. Er schickte demnach seinen Begleiter mit dem Mädchen hinauf auf den Taubenschlag, um dort ihre Paternoster zu hören, indeß er selbst mit der Frau, die ihren kleinen Knaben an der Hand führte, nach der Kammer ging, welche er verschloß, und sich dann auf einem Ruhebett höchst angenehm mit ihr unterhielt. Während sie gerade in der besten Laune waren, kam der Gevatter nach Hause, gelangte unbemerkt bis an die Kammerthüre, pochte an, und rief seine Frau. — Als ihn Frau Agnese hörte, sprach sie: „Ich bin des Todes! Es ist mein Mann! Nun wird er wohl dahinter kommen, was es mit unsern Vertraulichkeiten für eine Bewandtniß hat!“ — Bruder Rinaldo hatte Scapulier und Kutte abgelegt, und war im bloßen Wams. „Ach, gewiß!“ seufzte er. Wenn ich nur gleich angekleidet wäre, so ließe sich noch eher eine Ausflucht machen. Aber wenn Ihr die Thüre öffnet, und ihn hereinlaßt, und er mich in diesem Zustande antrifft, so wird keine Entschuldigung etwas helfen.“ — Indeß hatte Frau Agnese plötzlich einen Einfall. „Kleidet Euch nur an, sagte sie, und wenn Ihr damit zu Stande seyd, so nehmt Euern kleinen Pathen auf den Arm. Gebt aber wohl Acht, was ich zu meinem

Manne sagen werde, damit Euer Wort zu meinem stim
Laßt mich nur machen!" — Der gute Mann hatte kaum
gehört zu klopfen, so rief seine Frau: „Ich komme sch
Sie schloß jetzt auf, ging ihm ganz unbefangen und h
entgegen, und sprach zu ihm: „Heute, lieber Mann,
einmal Bruder Rinaldo recht zur guten Stunde wie
von Gott gesendeter Schutzengel gekommen, sonst
gewiß unser Kind gestorben." — Als der gute Tropf
Worte hörte, bekam er einen großen Schreck, und fra
was denn dem Knaben widerfahren wäre. — „Ach, li
Mann," versetzte sie, er wurde vorhin von einer so h
gen Ohnmacht angewandelt, daß ich ihn schon für
hielt, und mir nicht zu rathen und zu helfen wußte.
kam zum größten Glück Bruder Rinaldo, unser Geva
und nahm ihn auf den Arm. „Frau Gevatterin, sagte
das Kind hat Würmer, und wenn ihm diese an's
kommen, so kann es leicht sein Tod seyn. Aber beru
Euch nur; ich will sie sogleich beschwören, daß sie
sterben sollen, und bevor ich Euch verlasse, soll Euer
wieder so wohlauf seyn, als es jemals gewesen ist."
hätten gewünscht, daß du da gewesen wärest, um ei
Gebete dabei zu sprechen. Weil du aber nicht zu H
warest, und die Magd dich nicht finden konnte, so ha
die Gebete durch einen seiner Collegen ganz oben im H
verrichten lassen. Er begab sich unterdessen mit mi
diese Kammer, weil bei der Beschwörung Niemand a
der Mutter des Kindes zugegen seyn durfte, und um
bei nicht gestört zu werden, verschlossen wir die Th
Er hält das Kind noch im Arme, und wartet wahrsch
lich, bis sein College die Gebete beendigt hat, womit
Alles vorbei ist; denn das Kind ist bereits wieder bei
ligem Bewußtseyn." — Der arme Tropf, der ihr vo
Glauben schenkte, war so zärtlich um das Kind beso

daß er an keine Täuschung von Seiten seiner Frau dachte, sondern tief aufseufzend sagte: „Laß mich doch das Kind sehen!“ — „Das geht nicht an,“ versetzte die Frau; „du mußt noch warten; ich will erst sehen, ob du kommen darfst, und dich dann rufen.“ — Bruder Rinaldo, der alle diese Worte gehört, sich unterdessen angekleidet, und das Kind auf den Arm genommen hatte, rief jetzt: „Frau Gevatterin, ist das nicht die Stimme Eures Gemahls?“ — „Ja, Euer Ehrwürden,“ erwiderte der ehrliche Pinsel. — „Kommt nur herein, Herr Gevatter,“ sagte Rinaldo. Darauf ging der Mann hinein, welchem Rinaldo mit den Worten entgegentrat: „Empfangt hier Euer Söhnlein durch Gottes Gnade frisch und gesund, um welches wir vor einer Stunde so in Angst schwebten, daß wir befürchteten, Ihr würdet es heute Abend nicht lebendig wiedersehen. Opfert deßwegen zum Preis des Höchsten dem heiligen Ambrosius ein Wachsbild des Kindes in Lebensgröße, da es Euch der Herr um seiner Verdienste willen wieder geschenkt hat.“ — Als der Knabe seinen Vater erblickte, lief er zu ihm hin, und schmeichelte ihm nach Art der Kinder. Der Vater hob ihn auf den Arm, und weinte vor Freuden, als ob er von den Todten auferstanden wäre. Er küßte das Kind, und dankte seinem Gevatter, der es wieder in das Leben zurückgerufen hätte.

Rinaldo's College, welcher unterdessen die hübsche Magd mehrmals das Paternoster hatte beten lassen, hatte ihr ein Beutelchen von weißem Zwirn, das Geschenk eines Nönnchens, zum Präsent gemacht, und war ihr Beichtvater geworden. Als er vernahm, daß der ehrliche Mann nach der Kammer seiner Frau gerufen wurde, schlich er sich leise an eine Stelle, wo er Alles sehen und hören konnte, was geschah. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Alles wohl stand, kam er herbei, und sagte: „Bruder

Rinaldo, ich habe die vier Paternoster gesprochen, wie Ihr mir gebotet." — „Ich lobe deinen Athem," versetzte Rinaldo; „du hast deine Sache gut gemacht. — Was mich anlangt, ich hatte nur erst zwei gesprochen, als der Gevatter kam; doch unser Herrgott hat zu unsern beiderseitigen Bemühungen seinen Segen gegeben, und das Kind wieder gesund gemacht."

Der gute Ehemann ließ jetzt Confekt und gute Weine bringen, und regalirte damit den Gevatter und seinen Collegen, was sie sich Beide vortrefflich schmecken ließen. Darauf begleitete er sie bis an die Hausthür, und empfahl sie Gott. Auch bestellte er ungesäumt das Wachsbild, um es vor dem Bilde des heiligen Ambrosius (aber nicht dessen von Mailand) aufstellen zu lassen.

IV. Novelle.

Tofano schließt seine Frau Abends aus dem Hause. Da alle ihre Bitten, sie hereinzulassen, nichts helfen, so stellt sie sich, als ob sie sich in einen Brunnen stürzen wollte, und wirft einen großen Stein hinunter. Tofano läuft darauf aus dem Hause. Mittlerweile schlüpft sie hinein, verschließt ihm die Thüre, und schilt ihn vor allen Nachbarn aus.

Als Elisens Geschichte zu Ende war, winkte der König unverzüglich Lauretten, fortzufahren, welche sogleich anhob:

„O Liebe, wie groß und manchfaltig ist deine Macht! Wie schnell sind deine Rathschlüsse, und wie reich ist deine Erfindungsgabe! Welcher Philosoph, welcher Künstler

konnte oder könnte wohl jemals so viele Vorsicht und Klugheit, so vielen Scharfsinn und so viele Kunst lehren, als du in Augenblicken diejenigen lehrst, die deiner Fahne folgen? Gewiß, jede Wissenschaft ist langsam und unbeholfen im Vergleich mit der deinigen, wie uns die bereits aufgestellten Beispiele schon sattsam dargethan haben. Ich will jetzt eins hinzufügen, welches ein einfaches Weibchen gab, und zwar ein solches, wie es ihr nur Amor selbst eingeben konnte.

Es lebte nämlich einstmals in Arezzo ein reicher Mann. Dieser erhielt ein allerliebstes Weibchen zur Frau, Namens Ghita, auf welches er sehr bald, ohne sich eigentlich eines Grundes bewußt zu seyn, äußerst eifersüchtig ward. Als die Frau dieß bemerkte, fühlte sie sich sehr gekränkt, und nahm mehrmals Veranlassung, ihn über die Ursache seiner Eifersucht zur Rede zu stellen. Weil er aber lauter ausweichende und nichtssagende Antworten gab, so kam sie endlich auf den Gedanken, ihn an dem Uebel fast sterben zu lassen, vor welchem er ohne Grund Furcht hatte. Da sie nun bemerkte, daß ein Jüngling, wie es ihr schien, von sehr artigen Sitten, sie ins Auge gefaßt hatte, so spann sie vorsichtig eine geheime Bekanntschaft mit ihm an; und nachdem sie Beide mit einander so weit gekommen waren, daß nichts weiter übrig war, als von den Worten zu der That zu schreiten, so dachte das Weibchen auf Mittel und Wege, auch dieß ins Werk zu stellen. Unter andern Untugenden ihres Mannes hatte sie auch bereits seine Neigung zum Trunke bemerkt, welche sie sich jetzt nicht nur gefallen ließ, sondern ihm auch dabei noch Vorschub leistete. Genug, sie wußte ihn so zu behandeln, daß sie ihn, so oft sie wollte, dahin bringen konnte, sich ganz von Verstand zu saufen. Wenn er dann im größten Rausche war, brachte sie ihn in sein Bett, und vergnügte

sich mit ihrem Liebhaber, was sie dann ganz unbesorgt thun konnte. Sie rechnete endlich dermaßen auf seine Trunkenheit, daß sie nicht nur ihren Liebhaber zu sich ins Haus bestellte, sondern auch in das seinige ging, das nicht weit entfernt war, und dort manchmal halbe Nächte hindurch verweilte.

Indem nun das verliebte Weibchen diese Methode befolgte, fiel es dem betrogenen Ehemann einstmals plötzlich auf, daß seine Frau nie mittrank, wenn sie ihm das Glas so oft füllte, und er fing an die Wahrheit zu argwöhnen, daß sie ihn nämlich nur deßhalb so zum Trinken anspornte, um, während er seinen Rausch ausschliefe, thun zu können, was sie Lust hätte. Um der Sache auf den Grund zu kommen, stellte er sich eines Abends, ob er gleich den ganzen Tag über nichts getrunken hatte, in Worten und Geberden, als ob er total betrunken wäre. Die Frau, die dieses auch glaubte, und der Meinung war, daß er nicht mehr brauche, um fest zu schlafen, brachte ihn schnell zu Bett. Nachdem sie dieß gethan, ging sie, ihrer Gewohnheit nach, in das Haus ihres Liebhabers, und blieb dort bis nach Mitternacht. Als Tofano seine Frau nicht mehr hörte, stand er auf, ging nach der Hausthür, und riegelte sie von innen zu; darauf legte er sich ins Fenster, um zu warten, bis sie wieder zurückäme, um ihr zu zeigen, daß er hinter ihre Schliche gekommen wäre. Als sie nun zurückkehrte, und die Hausthür verschlossen fand, ward sie über die Maßen bekümmert, und versuchte, ob sie die Thüre nicht mit Gewalt öffnen könnte. Tofano ließ sie ein Weilchen sich abarbeiten; endlich aber rief er ihr zu: „Frau, du bemühst dich vergebens, sintemal du hier nicht wieder hereinkommst! Geh nur wieder dahin, wo du bis diese Stunde gewesen bist, und glaube mir, daß ich dich nicht wieder in das Haus lasse, bis ich dir

in Gegenwart deiner Verwandten und Nachbarn wegen deiner Streiche verdientermaßen den Text geleſen habe." — Das Weibchen fing an, um Gotteswillen zu bitten, daß er ihr doch aufmachen möchte, indem ſie nicht daher käme, von wo er glaubte, ſondern nur mit einer Nachbarin geplaudert habe, weil die Nächte ſo lang wären, und weil ſie weder ſo früh ſchlafen, noch auch allein aufbleiben könne. Doch richtete ſie mit allen ihren Bitten nichts aus, weil es ſich der dumme Mann nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, daß alle Leute in Arezzo ſeine Schande erfahren ſollten, von welcher keine Seele eine Ahnung hatte. Als die Frau ſah, daß ihr Bitten nichts half, nahm ſie ihre Zuflucht zum Drohen, und ſagte: „Wenn du mir nicht aufmachſt, ſo will ich dich zum unglücklichſten Mann auf Gottes Erdboden machen." — „Und was kannſt du mir denn anthun?" fragte Tofano. — Die Frau, welche die Liebe erfinderiſch gemacht hatte, erwiederte: „Ehe ich mir die Beſchimpfung gefallen laſſe, die du mir unſchuldigerweiſe anthun willſt, ſtürze ich mich lieber in dieſen Brunnen; und wenn man mich todt darin findet, ſo wird Niemand anders glauben, als daß du mich im Zuſtande der Trunkenheit hineingeworfen haſt; und du wirſt entweder fliehen, und als ein Verbannter all dein Beſitzthum verlieren müſſen, oder man wird dir den Kopf vor die Füße legen, als einem Mörder, der du in der That auch biſt." — Als ſich Tofano durch dieſe Worte nicht in ſeinem verkehrten Beſchluß erſchüttern ließ, ſagte die Frau: „Sieh, ich kann dein Hohnnecken nicht länger ertragen! Gott möge dir verzeihen! Da liegt meine Spindel; die kannſt du aufbewahren."

Da die Nacht ſo dunkel war, daß Einer den Andern auf der Straße nicht ſehen konnte, ſo eilte ſie nach dem Brunnen, hob einen großen Stein auf, der neben dem

Brunnen lag, rief: „Gott verzeihe mir!“ und ließ den Stein in den Brunnen fallen, der mit einem großen Geräusch hinunter ins Wasser plumpte. Als Tofano dieses hörte, glaubte er fest, daß sie sich hinabgestürzt habe. Deßwegen nahm er eiligst den Eimer mit dem Seil, und rannte aus dem Hause hinaus, an den Brunnen, um ihr zu helfen. Die Frau jedoch, die sich mittlerweile neben der Hausthür versteckt hatte, schlüpfte in dem Augenblicke, wo sie ihn nach dem Brunnen laufen sah, in das Haus hinein, riegelte die Thüre zu, ging an's Fenster, und rief: „Gieß Wasser zu, wenn Andere noch trinken, und nicht nach Mitternacht!“

Als Tofano ihre Worte hörte, sah er, daß sie ihn zum Besten gehabt hatte. Er kehrte daher nach der Hausthüre zurück, und als er sie verriegelt fand, gebot er seiner Frau, ihm zu öffnen. Sie aber sprach jetzt nicht mehr so leise, als sie vorher gethan hatte, sondern erhob ihre Stimme, und rief ihm zu: „Beim Kreuze Christi, du liederlicher Saufbruder, du sollst mir diese Nacht nicht ins Haus kommen! Es ist mit dir nicht mehr auszuhalten, und alle Leute sollen wissen, wer du bist, und um welche Stunde der Nacht du nach Hause kommst!“ Tofano, voll Gift und Galle, gab ihr alle ihre Schimpfworte mit Zinsen wieder, so daß alle Nachbarn und Nachbarinnen den Spektakel hörten, aufstanden, an die Fenster eilten, und fragten, was es gäbe. Die Frau antwortete mit Thränen: „Seht mir den gottsvergessenen Menschen, der mir immer entweder Abends besoffen nach Hause kommt, oder in den Kneipen seinen Rausch ausschläft, und dann erst in tiefer Nacht heimkehrt! Ich habe es lange geduldig mit angesehen, und ihm ins Gewissen gesprochen; aber meine Worte waren alle in den Wind geredet, und weil ich es am Ende nicht mehr ertragen konnte, so habe

ich ihm einmal zur Schande die Thüre vor der Nase zugeriegelt, um zu sehen, ob ihn dieses nicht bessern wird."

Tofano von seiner Seite erzählte thörichter Weise Alles so, wie es sich wirklich zugetragen hatte, und drohte seiner Frau aus Leibeskräften. Diese aber hob gegen die Nachbarn wieder an: „Da seht ihr, was es für ein Mensch ist! Was würdet ihr aber wohl dazu sagen, wenn ich mich auf der Straße befände, so wie er, und er sich in dem Hause befände, so wie ich? Bei Gott, ich zweifle nicht daran, daß ihr denken würdet, er spräche die Wahrheit. Da könnt ihr erkennen, wie es um seinen Verstand aussieht. Er sagt, daß ich das gethan habe, wovon ich glaube, daß er es selbst gethan hat. Er gedachte mich zu erschrecken, indem er, ich weiß nicht was, in den Brunnen warf. Aber wollte doch der Himmel, daß er sich selbst hinabgestürzt, und sich den Wein gehörig gewässert hätte, den er zu viel gesoffen hat!"

Alle Nachbarn und Nachbarinnen fingen jetzt an, auf Tofano zu schimpfen, daß er so schlecht von seiner Frau spräche. Bald ging die Sache von einem Nachbar zum andern, und kam auch ihren Eltern zu Ohren. Diese eilten herbei, und wie sie den Vorfall von den Nachbarn bestätigen hörten, packten sie den Tofano und prügelten ihn tüchtig durch. Darauf begaben sie sich in das Haus, nahmen die Effekten der Frau weg, und führten diese mit sich fort, indem sie dem Tofano noch obendrein Rache zuschworen.

Als sich Tofano übel zugerichtet sah, und fand, daß er dieß Alles seiner Eifersucht zu danken hatte, zumal da er sein Weibchen zärtlich liebte, so war er froh, es durch die Vermittlung etlicher Freunde so weit zu bringen, daß er seine Frau wieder zurückerhielt. Er versprach ihr, für die Zukunft der Eifersucht ganz abzuschwören, und ihr

in ihren Handlungen freie Bahn zu laſſen; doch bat er ſie dabei, ſo vorſichtig zu Werke zu gehen, daß er nichts davon bemerkte. Genug, es ging ihm, wie dem eigenſinnigen Bauer, der:

„Nicht Frieden hielt, bis man ihn ſchlug,
Und nach den Prügeln ſich vertrug.“

Deßhalb lebe die Liebe, und es ſterbe der Krieg mit ſeinem ganzen Gefolge!

V. Novelle.

Ein Eiferſüchtiger hört, als Geiſtlicher verkleidet, die Beichte ſeiner Frau, in welcher ſie ihm geſteht, daß ſie einen Prieſter liebe, der ſie jede Nacht beſuche. Indem darauf der Eiferſüchtige deßwegen vor ſeiner Thüre Schildwacht ſteht, läßt ſie ihren Liebhaber vom Dach herein zu ſich kommen, und vergnügt ſich mit ihm.

Als Lauretta geſchloſſen hatte, waren alle der Meinung, daß Ghita recht gehandelt habe, ihren ſchlimmen Mann auf dieſe Art zu züchtigen. Jetzt wandte ſich der König, um keine Zeit zu verlieren, an Fiametten, und winkte ihr mit einem freundlichen Blick, weiter zu erzählen, worauf dieſelbe folgendermaßen anhob:

„Edle Damen, die vorhergehende Novelle gibt mir Veranlaſſung, gleichfalls von einem Eiferſüchtigen zu ſprechen; denn ich halte dafür, daß ihnen ganz nach Gebühr geſchieht, wenn ſie von ihren Weibern hinters Licht geführt werden, und dieß um ſo mehr, wenn ſie ſich ohne Grund mit eiferſüchtigen Gedanken herumſchlagen. Ich glaube

auch, das ihnen die Gesetzgeber, wenn diese Alles reiflich bedacht hätten, keine ärgere Strafe hätte diktiren müssen, als sie demjenigen auflegen, der bei seiner Selbsthülfe Jemanden verwundet; denn die Eifersüchtigen trachten den jungen Weibern wirklich nach dem Leben, und thun alles Mögliche, um sie unter die Erde zu bringen. Da diese ohnehin die ganze Woche eingeschlossen sitzen, und für die Familie und den Hausstand zu sorgen haben, so dürfen sie wohl an Sonn- und Feiertagen gerechten Anspruch auf ein wenig Erholung, Zeitvertreib und Zerstreuung machen; was sich weder der Bauer auf dem Dorfe, noch der Handwerksmann in der Stadt, noch der Sachwalter versagen. Ruhte doch Gott selbst am siebenten Tage von seiner Arbeit aus! Genug, sowohl göttliche, als menschliche Gesetze haben es verordnet, daß zu Verehrung des Höchsten und zu Nutz und Fromm eines jeden Menschen zwischen den Tagen der Arbeit und der Ruhe ein Unterschied stattfinden soll. Das will jedoch den Eifersüchtigen nicht einleuchten; sondern an den Tagen, wo Alles froh und heiter ist, sperren sie ihre Weiber noch strenger ein, und machen sie dadurch noch verdrießlicher. Wie viel Herzleid sie dadurch den armen Wesen bereiten, das ist nur denen bekannt, welche diese Erfahrung selbst gemacht haben. Daher bin ich der Meinung, daß Alles, was eine Frau einem eifersüchtigen Manne zum Tort thut, nicht tadels-, sondern vielmehr lobenswerth ist.

Es lebte in Arimino einmal ein Kaufmann, der Geld und Gut die Hülle und Fülle, und dabei eine außerordentlich schöne Frau hatte. Auf diese wurde er bald äußerst eifersüchtig, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil er sie sehr liebte, und sie für sehr reizend hielt, und weil er sah, daß sie Alles aufbot, um ihm zu gefallen. Deßhalb bildete er sich ein, daß sie jeder Andere

in gleichem Grade lieben, und eben so reizend finden müsse, als er, und sie ihrerseits lege es gleichfalls darauf an, Andern eben so zu gefallen, als ihm; ein Schluß, den nur ein Querkopf und ein Mensch von wenig Bildung machen konnte. So von seiner Eifersucht bethört, achtete er auf alle ihre Schritte und Tritte, und hielt sie so streng, wie manche zum Tode verurtheilte Verbrecher von ihren Kerkermeistern nicht gehalten werden. Nicht genug, daß er ihr verbot, zu einer Hochzeit, Festlichkeit, oder auch nur in die Kirche zu gehen; sie durfte sich sogar nicht einmal weder am Fenster, noch an der Thüre zeigen, um auf die Straße hinaus zu sehen. Demnach verlebten sie höchst freudenlose Tage, was ihr das Herz um so schwerer machte, da sie sich bewußt war, ein solches Schicksal nicht zu verdienen. Da sie nun ohne Schuld von ihrem Manne so hart behandelt wurde, so faßte sie endlich den Entschluß, zu ihrer eignen Genugthuung wo möglich etwas zu thun, womit sie wenigstens eine solche Strafe verdiente. Weil sie jedoch nicht einmal an das Fenster durfte, um von dort aus irgend einem Vorbeigehenden einen Wink zu geben, so dachte sie darauf, einem schönen Jüngling, der in dem Hause dicht neben ihr wohnte, vielleicht durch eine Spalte in der Mauer, ihre Liebe anzutragen, ein Rendezvous mit ihm zu verabreden, und sich in seiner Gesellschaft ihr trauriges Leben zu erheitern, bis der Eifersuchtsteufel aus ihrem Manne ausgefahren wäre. Indem sie nun mehrmals in der Abwesenheit ihres Mannes, bald hier, bald dort, die Mauer untersuchte, entdeckte sie endlich an einer verborgenen Stelle einen kleinen Riß in der Mauer, durch welchen sie zwar nichts deutlich erkennen, aber doch so viel bemerken konnte, daß drüben im Nachbarhause an derselben Stelle eine Kammer war. Sie hatte jetzt keinen lebhaftern Wunsch, als daß dieß die

Kammer des Philippo, ihres jungen Nachbars, seyn möchte, und trug einer Magd, welche ihren Zustand bemitleidete, auf, sich darnach zu erkundigen. Diese erfreute sie mit der Nachricht, daß es wirklich seine Schlafkammer sey, und daß er allein daselbst schliefe. Da sie das wußte, besuchte sie die Spalte, so oft sie nur konnte, und als sie bemerkte, daß der Jüngling drüben war, ließ sie kleine Steine, Strohhalme und andere Dinge in seine Kammer fallen, bis er endlich aufmerksam wurde, und sich näherte, um zu sehen, was es gäbe. Jetzt rief sie ihm leise, und er, der ihre Stimme kannte, antwortete ihr. Sie schüttete bald ihr ganzes Herz vor ihm aus, und der Jüngling war davon so freudig überrascht, daß er sich sogleich bemühte, die Spalte unbemerkt zu erweitern, um bequemer mit einander sprechen, und sich auch die Hände reichen zu können. Mehr konnten sie jedoch wegen der strengen Wachsamkeit des Eifersüchtigen nicht erreichen. Als sich das Weihnachtsfest näherte, sagte die Frau zu ihrem Manne, wenn er es ihr erlaubte, so möchte sie am ersten Feiertage zur Frühmette beichten und communiciren, wie es andere gute Christen thäten. Worauf der Eifersüchtige fragte: „Welche Sünden hast du denn begangen, daß du beichten willst?“ — „Wie?“ versetzte die Frau, „glaubst du denn, daß ich eine Heilige bin? Obgleich du mich so eingeschlossen hältst, so wisse, daß ich doch auch fehle und sündige, so gut wie jeder andere Mensch; aber dir kann ich diese Sünden nicht bekennen, denn du bist kein Priester.“

Der Eifersüchtige schöpfte aus diesen Worten Verdacht; er beschloß daher, auszuforschen, welche Sünden sie begangen hätte, und entwarf sich auch sogleich einen geeigneten Plan. Er gab ihr daher zur Antwort, daß er nichts dawider habe, doch machte er ihr zur Bedingung, daß sie in keine andere Kirche gehen sollte, als in ihre eigne Kapelle;

dorthin ſollte ſie ſich morgen früh begeben, doch entweder bei ihrem Kaplan beichten, oder bei demjenigen, welchen ihr dieſer anweiſen würde, und dann ſogleich wieder nach Hauſe zurückkehren. — Die Frau ahnte ſchon halb und halb, was er im Sinne hätte; ſie ließ ſich jedoch nichts davon merken, ſondern antwortete bloß, daß ſie ſo thun wolle. Als nun der Morgen des Chriſtfeſtes anbrach, ſtand ſie früh in der erſten Dämmerung auf, und ging in die Kirche, die ihr Mann ihr bezeichnet hatte. Der Eiferſüchtige machte ſich gleichfalls ganz früh auf, und war noch eher in der Kirche, als ſeine Frau dort anlangte. Den Prieſter hatte er auf ſeine Seite gebracht, und erhielt von ihm Alles, was er zu ſeiner Abſicht brauchte. Er hüllte ſich alſo ſchnell in einen Prieſterrock, ſetzte eine große Kapuze mit Backenklappen auf, zog dieſe tief ins Geſicht herein, und nahm Platz im Chor. Als die Frau in die Kirche kam, fragte ſie nach dem Kaplan. Dieſer erſchien, und als ſie ihm erklärte, daß ſie beichten wollte, ſagte er, daß er zwar ſelbſt keine Zeit habe, ſie anzuhören, aber er werde einen ſeiner Collegen beauftragen, ſeine Stelle zu vertreten. Und da ſchickte er ihr denn den Eiferſüchtigen, der zu einer böſen Stunde gekommen war. Dieſer näherte ſich mit feierlichem Schritt; allein, ob es gleich noch nicht völlig Tag war, und er die Kapuze ſo tief als möglich in die Augen gerückt hatte, ſo erkannte ihn doch ſeine Frau ſogleich auf den erſten Blick. „Nun, gelobt ſey Gott!“ dachte ſie bei ſich, mein Eiferſüchtiger hat ſich aus einem Kerkermeiſter in einen Prieſter verwandelt; aber laßt ihn nur machen; er ſoll von mir ſchon bekommen, was er ſucht.“ Sie ſtellte ſich demnach, als ob ſie ihn nicht erkennte, und ließ ſich vor ihm auf die Kniee nieder. Der Eiferſüchtige hatte ein paar Kieſelſteine in den Mund genommen, um vermittelſt derſelben ſeine Sprache zu ver-

ändern, und glaubte überhaupt, ſich ſo vermummt zu haben, daß ihn kein Menſch erkennen könnte. Nachdem ihm nun die Frau bei Beginn ihrer Beichte erſt geſagt hatte, daß ſie verheirathet ſey, bekannte ſie ihm, daß ſie in einen Prieſter verliebt wäre, der jede Nacht bei ihr ſchlafe. Als der Eiferſüchtige dieß hörte, war ihm, als ob ihm ein Meſſer durch den Leib ginge, und wenn er nicht begierig geweſen wäre, mehr zu erfahren, ſo hätte er die Beichte ſogleich abgebrochen, und wäre gegangen. So indeſſen hielt er Stand, und fragte die Frau: „Schläft denn nicht Euer Mann bei Euch?“ — „Ja wohl,“ verſetzte die Frau.— „Aber,“ fragte der Eiferſüchtige, „wie kann denn jener Prieſter bei Euch ſchlafen?“ — „Ehrwürdiger Herr,“ erwiederte die Frau, „ich weiß nicht durch welche Kunſt der Prieſter dieß bewerkſtelligt; aber es iſt keine Thüre im Hauſe ſo feſt verſchloſſen, daß ſie ſich nicht öffnete, ſobald er ſie berührt. Er hat mir auch geſagt, daß er, bevor er in meine Kammer kommt, jedesmal gewiſſe Worte ſpricht, welche meinen Mann augenblicklich einſchläfern; und ſobald er merkt, daß dieſer ſchläft, öffnet er die Thüre, kommt herein, und bleibt bei mir; und dabei iſt er ſeiner Sache ganz gewiß.“ — „Madonna,“ ſagte der Eiferſüchtige darauf: „daran handelt Ihr ſehr unrecht, und Ihr müßt das in Zukunft durchaus unterlaſſen.“ — „Ehrwürdiger Herr,“ verſetzte die Frau, „ich glaube, daß das über meine Kräfte geht, weil ich ihn gar zu ſehr liebe.“ — „Dann, Madonna,“ antwortete der Eiferſüchtige, „kann ich Euch keine Abſolution ertheilen.“ — „Das thut mir ſehr leid,“ erwiederte die Frau; „doch ich bin nicht gekommen, um Euch Lügen vorzumachen; wenn ich glaubte, daß ich es unterlaſſen könnte, ſo würde ich es Euch ſagen.“— „Da dauert Ihr mich in der That,“ ſagte der Eiferſüchtige, „weil ich ſehe, daß Ihr auf dieſe Art Eures Seelenheils

verlustig gehet. Doch werde ich Euch zu Liebe besondere Gebete in Eurem Namen zu Gott richten, und sehen, ob ich Euch vielleicht damit retten kann. Ich will deßhalb meinen Chorknaben bisweilen zu Euch schicken, und Ihr könnt ihm sagen, ob mein Gebet Euch geholfen habe, oder nicht. Wenn es heilsam ist, so will ich damit fortfahren."— „O nein, thut das nicht," sagte die Frau, „daß Ihr mir Jemand in das Haus schickt; denn wenn mein Mann das erführe, so würde er bei seiner grenzenlosen Eifersucht den Argwohn nicht aus dem Kopfe bringen, daß der Mensch aus andern, und zwar aus schlechten Absichten zu mir käme, und ich hätte dann das ganze Jahr hindurch bei ihm keine frohe Stunde." — „Madonna, laßt das meine Sorge seyn," versetzte der Eifersüchtige; „ich will es schon so einrichten, daß er Euch darüber nie ein unrechtes Wort sagen soll." — „Nun, wenn Ihr mir das versprecht," erwiederte die Frau, „so mag es geschehen." — Sie endigte hierauf ihre Beichte, erhielt die Absolution, stand auf, und ging in die Messe.

Der Eifersüchtige, der vor Wuth und Aerger keichte, legte hierauf seine Priesterkleider ab, und ging nach Hause, voll Verlangen, den Priester bei seiner Frau zu erwischen, und beiden die Hölle heiß zu machen, Als die Frau nun aus der Kirche zurückkehrte, las sie bald in den Mienen ihres Mannes, daß er sich einen schlechten Christtag bereitet hatte; dieser dagegen that sich den möglichsten Zwang an, sich nicht merken zu lassen, was er gethan hatte, und was er zu wissen vermeinte. Indem er bei sich beschlossen hatte, sich die nächste Nacht dicht vor der Hausthür auf die Straße zu stellen, und dort zu lauern, ob der Priester kommen würde, sagte er zu seiner Frau: „Ich werde heute Abend auswärts speisen; deßhalb verschließe alle Thüren wohl, und, wenn es Zeit ist, dann geh zu Bett."—

„Schon recht, lieber Mann," versetzte die Frau, und eilte, sobald es Zeit war, nach der Mauerpforte. Dort gab sie ihrem Philippo das gewöhnliche Zeichen, worauf sich dieser augenblicklich einstellte. Die Frau erzählte ihm, was sie diesen Morgen gethan, und was ihr der Mann nach dem Mittagessen gesagt hatte. „Ich weiß es ganz gewiß," sprach sie, daß er nicht aus dem Hause gehen, sondern sich vor die Thüre postiren, und dort Wache halten wird. Denke dir daher ein Mittel aus, wie du von dem Dach herein zu mir in das Haus gelangen kannst."— Der Jüngling, der sich über diese Mittheilung freute, sagte: „Madonna, laßt mich nur machen." —

Als es Nacht wurde, nahm der Eifersüchtige seinen Degen, und versteckte sich heimlich in einem Kämmerlein im Erdgeschosse, dicht neben der Hausthür. Jetzt ließ die Frau alle Thüren des Hauses schließen, vor allen Dingen aber die Treppenthüre, damit ihr Eifersüchtiger nicht zu ihr heraufkommen könnte. Zu rechter Zeit stieg darauf der junge Nachbar aus dem Dachfenster zu ihr hernieder, und beide verlebten miteinander eine höchst angenehme Nacht, bis der Morgen dämmerte, wo sich der Jüngling wieder in sein Haus zurückverfügte. Mittlerweile hatte der Eifersüchtige verdrüßlich, ohne Abendessen, und vor Frost klappernd, die ganze Nacht hindurch unter den Waffen, gewacht und Stand gehalten, um den Priester zu ertappen. Da sich nun der Tag näherte, legte er sich endlich in der kleinen Kammer nieder, und schlief dort bis zu der Stunde des Frühstücks. Als man die Hausthür geöffnet hatte, stand er auf, that so, als ob er anderswoher käme, begab sich auf sein Zimmer, und genoß dort ein Frühstück. Bald darauf beauftragte er einen Knaben, der sich für den Chorknaben des Priesters ausgeben mußte, bei welchem seine Frau gebeichtet habe, zu ihr zu gehen,

und sie zu fragen, ob der Bewußte wieder bei ihr gewesen wäre. Die Frau, welche den Abgesandten recht wohl kannte, antwortete, daß er in der verwichenen Nacht nicht gekommen sey, und wenn er noch öfter ausbleibe, so wäre es möglich (so leid ihr das auch thäte) daß sie ihn gar nicht vergäße.

So fuhr denn der Eifersüchtige noch mehrere Nächte fort, an der Thüre Schildwacht zu stehen, um den Priester zu ertappen, und die Frau ließ sichs unterdessen mit ihrem Liebhaber wohl seyn. Als es endlich der Eifersüchtige satt hatte, fragte er seine Frau mit zorniger Miene, was sie dem Priester an jenem Morgen in der Beichte gesagt hätte. Die Frau erwiederte, daß sie ihm dieß nicht entdecken wolle, weil dieß weder etwas Ehrbares, noch Geziemendes gewesen sey. — „Du schlechtes Weib, du!" versetzte der Eifersüchtige, „ich weiß dir zum Trotz, was du ihm gesagt hast, und jetzt verlange ich zu wissen, wer der Priester ist, in den du dich so vernarrt hast, und der alle Nächte bei dir schläft, oder ich werde dir den Hals umdrehen!" — Die Frau erwiederte, es sey nicht wahr, daß sie einen Priester liebe. — „Wie?" sprach der Mann; hast du dem Priester nicht so und so gesagt, als du ihm beichtetest?" — „Das konnte er dir nur immer wieder erzählen," versetzte die Frau, „und du könntest es auch selbst mitangehört haben. Allerdings habe ich so zu ihm gesprochen." — „Nun denn," versetzte der Mann, so sage mir, wer dieser Priester ist, und zwar den Augenblick!" — Hierauf gab ihm die Frau lachend zur Antwort: „Es macht mir in der That viel Spaß, daß sich ein gescheidter Mann von einem einfältigen Weibe bei der Nase führen läßt, wie ein Schaf zur Schlachtbank. Doch du bist freilich nicht recht gescheidt, und warst es auch nicht, von dem Tage an, wo du dem bösen Geist der Eifersucht Eingang in deine Brust verstat-

tetest, ohne zu wissen, warum; und je thörichter und dümmer du dich bewiesest, um so weniger darf ich mich meiner List rühmen. Glaubst du denn, Mann, daß ich mit den Augen des Kopfes so blind bin, als du mit den Augen des Geistes? Gewiß, das bin ich nicht! Denn ich sah und erkannte wohl, wer der Priester war, dem ich beichtete, und das warst du selbst! Aber ich nahm mir vor, dir das zu geben, was du suchtest; und das habe ich dir gegeben. Wenn du klug gewesen wärest, wie du es zu seyn dir einbildest, so hättest du nicht auf solche Art gesucht, die Geheimnisse deines guten Weibes auszukundschaften; auch hättest du wohl, ohne grundlosen Verdacht zu schöpfen, einsehen können, daß ich dir die reine Wahrheit bekannte, ohne jedoch das Geringste wider dich verbrochen zu haben. Ich sagte dir, daß ich einen Priester liebte; und hattest denn nicht du, den ich zu meinem eignen Leidwesen so sehr liebe, dich in einen Priester verwandelt? Ich sagte dir ferner, daß ihm keine Thüre meines Hauses den Weg verschließen könnte, wenn er bei mir seyn wollte. Und welche Thüre hat dich denn jemals zurückgehalten, wenn du zu mir wolltest? Ich sagte dir endlich, daß der Priester alle Nächte bei mir schlafe. Und welche Nacht hattest du nicht bei mir geschlafen? So oft du nachher deinen Knaben zu mir schicktest, so oft bist du freilich nicht bei mir gewesen, und eben so oft ertheilte ich dir die Antwort: „der Bewußte sey ausgeblieben.“ Welcher Thor, außer dir, der du dich von der Eifersucht bethören ließest, hätte dieß nicht eingesehen? Ueberdieß bist du zu Hause geblieben, und hast an der Thüre Schildwacht gestanden, und mir wolltest du weiß machen, daß du anderswo gegessen und geschlafen hättest. Bessere dich doch endlich einmal, werde wieder der Mann, der du im Anfang warest, und mache dich nicht lächerlich bei denen, die deine

Weise so gut kennen, wie ich sie kenne, und lege diese finstere Miene ab. Denn ich schwöre bei Gott, wenn ich dir Hörner aufsetzen wollte, und du für deine zwei Augen deren hundert hättest, so würde ich dieß doch zu bewerkstelligen wissen, ohne daß du etwas davon merken solltest."

Der Eifersüchtige, welcher so schlau hinter das Geheimniß seiner Frau gekommen zu seyn glaubte, sah nun, daß sie ihn am besten zum Besten gehabt habe. Ohne ihr jetzt ein Wort weiter zu erwiedern, hielt er sie von nun an für das klügste und keuscheste Weib, und verbannte seine Eifersucht gerade da, wo er sie nöthig gehabt hätte, nachdem er sich ihr da hingegeben hatte, wo sie ungegründet war. Das geschiedte Weib erhielt von der Zeit an freien Spielraum, sich ihrem Vergnügen zu überlassen, und sie hatte es nun nicht mehr nöthig, ihren Liebhaber über das Dach kommen zu lassen, wie die Katzen, sondern er konnte bequem zur Thüre hereinspazieren. Auch soll sie die Gelegenheit nicht immer ungenützt gelassen, aber sich dabei stets mit der größten Vorsicht und Klugheit benommen haben.

VI. Novelle.

Madonna Isabella wird, indem sie ihren Liebhaber Leonetto bei sich hat, von Herrn Lambertuccio überrascht. Bald darauf kommt auch ihr Mann nach Hause. Lambertuccio muß ihm mit gezücktem Dolche entgegenlaufen und davonreiten, und ihr Gemahl begleitet den Leonetto nach Hause.

Fiamettens Novelle hatte Allen außerordentlich gefallen, und Jedes war der Meinung, daß sich das Weib-

chen des Eifersüchtigen ganz vortrefflich benommen, und so gehandelt habe, wie es ihr thörichter Mann verdiente. Nach dem Ende der Geschichte gebot der König Pampineen, mit dem Erzählen fortzufahren, welche anhob:

Es gibt Viele, die sich einfach auszudrücken glauben, wenn sie sagen, daß die Liebe den Menschen den Verstand raube, und die Verliebten fast zu Narren mache. Dieß scheint mir eine verkehrte Meinung; das sieht man theils aus dem bereits Gesagten, theils gedenke ich es jetzt noch weiter zu beweisen.

In unserer Stadt, welche reich ist an allen guten Dingen, lebte einmal eine junge, gebildete und sehr schöne Dame, welche an einen edlen und wackern Cavalier verheirathet war. Wie man nun häufig findet, daß der Mensch nicht gern immer einerlei Speise essen mag, sondern es liebt, mitunter abzuwechseln, so wurde auch die Dame ihres Gemahls, der ihr ohnehin nur schmale Kost reichte, überdrüssig, und verliebte sich daher in einen Jüngling, Namens Leonetto, der zwar aus keinem hohen Geschlecht, aber sehr artig und gebildet war, und die Dame nicht weniger liebte. Da nun, wie Ihr wohl wißt, dasjenige, was beide Theile lebhaft wünschen, selten unerfüllt bleibt, so fügte es sich bald, daß sie zu dem Ziel ihrer Wünsche gelangten. Da geschah es denn, daß sich, weil sie außerordentlich reizend war, auch ein gewisser Cavalier, Messer Lambertuccio geheißen, heftig in sie verliebte; weil er ihr aber im höchsten Grade widerwärtig und unausstehlich war, so konnte sie es um Alles in der Welt nicht über sich bringen, ihm geneigt zu werden. Als er sie schon lange ohne Erfolg mit seiner Zudringlichkeit belästigt hatte, ließ er ihr endlich, als ein trotziger und mächtiger Mann, drohen, daß er sie beschimpfen werde, wofern sie sich nicht seinen Wünschen fügte.

Weil die Dame sein heftiges Gemüth kannte, so wurde sie dadurch eingeschüchtert, und ließ sich bewegen, seine Besuche anzunehmen.

Einstmals nun, als diese Dame, welche Madonna Isabella hieß, wie sie im Sommer pflegte, ihr Landgut bezogen hatte, fügte es sich, daß ihr Gemahl am frühen Morgen ausritt, um einige Tage an einem andern Orte zu verweilen. Sie schickte daher nach ihrem Leonetto, der sich auch alsobald voll Freude einstellte. Messer Lambertuccio, welcher vernommen hatte, daß ihr Gemahl einen Ausflug gemacht habe, bestieg indessen gleichfalls ein Pferd, ritt ganz allein nach ihrem Landhaus, und klopfte an das Thor. Das Kammermädchen eilte sogleich zu ihrer Frau, welche mit Leonetto in der Kammer war, rief ihr, und sagte: „Madonna, Messer Lambertuccio ist gekommen, und zwar ganz allein.“ — Als die Dame dieß hörte, so wurde sie darüber äußerst verdrüßlich; weil sie sich aber vor ihm fürchten mußte, so bat sie den Leonetto, sich so lange hinter den Bettvorhängen zu verbergen, bis sich Lambertuccio wieder entfernt haben würde. Leonetto, der ihn nicht weniger fürchtete, als die Dame, versteckte sich dort; worauf sie ihrem Kammermädchen auftrug, sie solle gehen, und Messer Lambertuccio das Thor öffnen. Dieser stieg also im Hofe ab, band seinen Gaul an einen Thorflügel, und ging hinauf. Die Dame erzwang ein freundliches Gesicht, empfing ihn oben an der Treppe so artig, als nur möglich, und fragte ihn, was ihm beliebe. Der Cavalier umarmte und küßte sie, und sagte: „Mein theuerstes Leben, ich erfuhr, daß Euer Gemahl nicht zu Hause wäre; deßhalb bin ich hieher geeilt, um ein wenig bei Euch zu verweilen.“ — Nach diesen Worten gingen sie mit einander in die Kammer, und verschlossen die Thüre von innen, worauf sich Messer

Lambertuccio mit der Dame eine angenehme Unterhaltung machte. Während derselben begab sich's jedoch, daß gegen alles Erwarten der Dame ihr Gemahl zurückkehrte. Als ihn das Kammermädchen in der Nähe des Landhauses gewahrte, lief sie sogleich nach der Kammer ihrer Frau, und sagte: „Madonna, der Herr kommt so eben zurück, und ich glaube, er ist bereits unten im Hofe."

Als die Dame dieß hörte, erschrack sie durch und durch, weil sie zwei Liebhaber im Hause hatte, und den Ritter nicht verbergen konnte, da sein Pferd unten im Hofe stand. Sie sprang indeß rasch auf, entwarf ihren Plan, und sagte zu Messer Lambertuccio: „Messer, wenn Ihr mir einen Liebesdienst erzeigen, und mich vom Tode erretten wollt, so thut, wie ich Euch sagen werde! Zieht Euern Dolch, nehmt eine wilde, verstörte Miene an, stürmt die Treppe hinunter, und sagt weiter nichts, als: „Beim allmächtigen Gott, ich werde ihn wohl anderswo zu finden wissen!" und wenn Euch mein Gemahl zurückhalten oder fragen will, so gebt keine Antwort, sondern schwingt Euch aufs Pferd, und jagt rasch von dannen." — Messer Lambertuccio zeigte sich bereit, zog seinen Dolch aus der Scheide, und da ihm die Liebesgluth das Blut ins Gesicht getrieben, und der Zorn über die Rückkehr des Ehemanns heftig erschüttert hatte, so erfüllte er die Absicht der Dame nach Wunsch. Ihr Gemahl war bereits abgestiegen, hatte sich über das Pferd im Hofe verwundert, und wollte so eben die Treppe hinaufgehen, als ihm Lambertuccio begegnete. Er erstaunte über seine Worte und Blicke, und fragte: „Was soll das bedeuten, Messer Lambertuccio?" — Doch Lambertuccio hatte schon den Fuß im Bügel, schwang sich auf sein Roß, und sagte weiter nichts, als: „Bei Gott, ich werde ihn wohl anderswo zu finden wissen!"

Als der Rittersmann hinaufkam, traf er seine Frau außer sich vor Schrecken oben an der Treppe. „Was soll das heißen," fragte er sie, „daß Lambertuccio wie ein Rasender so schrecklich droht?" — Die Dame antwortete ihm, indem sie sich bis nahe an die Kammerthüre zurückzog, so daß Leonetto sie hören konnte: „Messer, noch nie habe ich einen solchen Schreck gehabt, wie heute! Es flüchtete sich ein junger Mann herein, den ich nicht kenne, und welchen Lambertuccio mit gezücktem Dolche verfolgte. Zufällig fand der Erstere diese Kammer offen, und flehte mit bebender Stimme: „Madonna, um Gotteswillen, helft mir, damit ich nicht in Euern Armen sterbe! Ich erhob mich, und wollte ihn fragen, wer er wäre, und was er denn hätte; doch in demselben Augenblicke kam Lambertuccio, und schrie: „Wo bist du, Schurke?" Ich vertrat ihm den Weg nach der Kammer, und er zeigte doch noch so viel Rücksicht, als er sah, daß ich ihn nicht einlassen wollte, daß er sich nach einigem Wortwechsel wieder entfernte, wie Ihr gesehen habt." — Der Mann erwiederte darauf: „Du hast wohlgethan, liebe Frau; denn es wäre eine große Schande für uns gewesen, wenn Jemand bei uns ermordet worden wäre; und es war sehr unbescheiden von Lambertuccio, Jemandem nachzusetzen, der sich in unser Haus gerettet hatte." — Darauf fragte er, wo sich der Jüngling befände, worauf sie erwiederte: „Messer, ich weiß nicht, wohin sich dieser versteckt haben mag." — „Wo bist du?" rief der Ritter. „Komm jetzt nur getrost hervor!" — Leonetto, der Alles mitangehört hatte, trat jetzt, vor Angst noch zitternd und bebend, aus seinem Versteck hervor. Als ihn der Cavalier fragte, was er denn mit Messer Lambertuccio vorgehabt hätte, erwiederte er: „Messer, nichts in der Welt. Ich glaube daher, daß er entweder nicht recht

bei Verstande gewesen seyn, oder mich für einen Andern gehalten haben muß. Denn als er mich in der Nähe Eures Landhauses gewahrte, zog er sogleich seinen Dolch, und sagte: „Verräther, du bist des Todes!“ Ich fragte nicht lange nach dem Grunde seines Zorns, sondern sprang so schnell als möglich, hier herein, wo mir Gottes Gnade und diese edle Frau das Leben gerettet haben.“ — „Sey jetzt nur ohne Furcht,“ versetzte der Rittersmann, ich werde dich sicher und gesund nach deinem Hause bringen, und dann magst du selber sehen, wie du weiter mit ihm ins Reine kommst.“ —

Als sie zu Abend gespeist hatten, ließ er ihm ein Pferd vorführen, und begleitete ihn nach Florenz bis an sein Haus. Dort besuchte der Jüngling nach Anweisung der Dame noch denselben Abend den Lambertuccio, und besprach sich heimlich mit ihm, wobei sie Beide die Sache so abkarteten, daß, wie viel auch davon gesprochen wurde, doch der Cavalier nie etwas von dem Streiche erfuhr, den ihm seine Frau gespielt hatte.

VII. Novelle.

Lodovico entdeckt Frau Beatricen seine Liebe. Diese schickt ihren Mann Egano in ihrer Kleidung in den Garten, und vergnügt sich mit Lodovico, welcher sich dann aufmacht, und den Egano im Garten durchprügelt.

Die Geistesgegenwart Isabellens, von welcher Pampinea erzählt hatte, wurde von der ganzen Gesell-

schaft bewundert. Philomena, welcher der König gewinkt hatte, Pampineen zu folgen, sagte: „Liebe Schwestern, ich will euch sogleich ein Seitenstück dazu vortragen, das euch, wofern ich mich nicht täusche, nicht weniger interessiren wird.

Wisset demnach, daß in Paris einst ein florentinischer Edelmann lebte, der sich wegen seiner zerrütteten Vermögensumstände auf den Handel geworfen, damit sein Glück gemacht, und ein reicher Mann geworden war. Er hatte von seiner Frau nur einen einzigen Sohn, welcher Lodovico hieß; und weil er nun wünschte, daß dieser, dem Stande des Vaters gemäß, und nicht als Kaufmann, sollte erzogen werden, so brachte er ihn in keine Handlung, sondern ließ ihn mit andern jungen Edelknaben am Hofe des Königs von Frankreich Dienste nehmen, wo er eine vortreffliche Ausbildung genoß. Während er sich noch dort aufhielt, ereignete sichs, daß einige Edelleute, welche so eben vom heiligen Grabe zurückkehrten, in eine Gesellschaft von jungen Leuten kamen, unter denen sich auch Lodovico befand. Indem sie sich nun von den schönen Frauen Englands, Frankreichs und anderer Länder unterhielten, behauptete Einer von ihnen, daß auf dem ganzen weiten Erdenrund unter allen Frauen, die ihm jemals vorgekommen, keine schönere existire, als Madonna Beatrice, die Gemahlin des Egano Galuzzi in Bologna. Darin stimmten ihm auch alle seine Reisegefährten bei, die mit ihm in Bologna gewesen waren. Als Lodovico, der noch nie geliebt hatte, dieses hörte, entbrannte er von einem solchen Verlangen, sie zu sehen, daß er keinen andern Gedanken mehr fassen konnte, und sich entschloß, nach Bologna zu reisen, um ihre Bekanntschaft zu machen, und dort länger zu verweilen, wenn sie ihm gefiele. Gegen seinen Vater brauchte er dabei den

Vorwand, daß er eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe unternehmen wolle. Er erlangte die Erlaubniß dazu nicht ohne große Schwierigkeiten. Darauf ging er unter dem angenommenen Namen Anichino nach Bologna, wo ihm der Zufall so günstig war, daß er die Dame schon am folgenden Tage bei einer Festlichkeit zu sehen Gelegenheit fand. Ihre Erscheinung übertraf noch weit seine Erwartung, weßhalb er sich vornahm, so lange in Bologna zu bleiben, bis er ihre Liebe erlangt hätte. Indem er bei sich berathschlagte, welchen Weg er zur Erreichung seiner Absicht wohl einschlagen sollte, hielt er es nach mehrfachem Hin- und Herüberlegen für das Beste, bei ihrem Gemahl, welcher eine große Dienerschaft unterhielt, Dienste zu nehmen, weil er sich auf diese Art am leichtesten der Frau nähern konnte. Er verkaufte daher seine Pferde und sonstigen Effekten, brachte seine Leute anderwärts unter, und befahl ihnen, daß sie so thun sollten, als ob sie ihn gar nicht kennten. Darauf bezahlte er dem Wirth seine Rechnung, und äußerte gegen ihn, daß er Neigung fühle, bei einem guten Herrn, wenn er einen finden könnte, in Dienste zu treten. Der Wirth erwiederte: „In der That, du scheinst mir gerade der rechte Mann zu seyn, wie ihn ein gewisser Edelmann in der Stadt, Namens Egano, wohl brauchen könnte, welcher viele Diener hält, und solche gern hat, die sich so gut wie du betragen. Ich will doch einmal mit ihm über die Sache sprechen.“ Der Wirth hielt sein Wort, und brachte es auch sogleich nach der ersten Unterredung mit Egano dahin, daß dieser den Anichino in seine Dienste nahm, worüber der Letztere eine große Freude hatte. Als er nun seine Stelle bei Egano angetreten, und jetzt Gelegenheit genug hatte, seine Herrin zu sehen, so bemühte er sich, seinen Herrn so sorgfältig zu bedienen, daß er sich bald dermaßen bei ihm in Gunst

ſetzte, daß er nichts ohne ihn unternahm, und ihm alle ſeine Angelegenheiten anvertraute.

Einſtmals nun, als Egano auf die Reigerbeize gegangen war, und den Anichino zu Hauſe gelaſſen hatte, ſetzte ſich Beatrice, die zwar von ſeiner Neigung noch keine Ahnung hatte, aber an ſeinem Betragen viel Wohlgefallen fand, mit ihm zum Schachſpiel, und Anichino, um ihr Vergnügen zu machen, wußte dem Spiel eine ſolche Wendung zu geben, daß ſie ſiegte, worüber die Dame eine außerordentliche Freude hatte. Unter dem Spiele waren die Dienerinnen fortgegangen; als ſie ſich ganz allein befanden, ſtieß Anichino auf einmal einen tiefen Seufzer aus. „Nun, was haſt du denn, Anichino?“ fragte Beatrice traulich. „Schmerzt es dich denn etwa, daß ich dich beſiegt habe? — „O Madonna,“ antwortete Anichino, „eine weit wichtigere Urſache hat mir dieſen Seufzer ausgepreßt.“ — „So entdecke ſie mir,“ verſetzte Beatrice, wenn du mich lieb haſt!“ — Anichino ſeufzte noch tiefer auf, als er die Wort: „wenn du mich lieb haſt,“ von derjenigen hörte, die er über Alles liebte. Die Dame drang deßhalb von Neuem in ihn, ihr doch auszuſprechen, warum er ſo ſeufze. — „Madonna,“ erwiederte Anichino, „ich beſorge, Euren Zorn auf mich zu laden, wenn ich Euch den Grund davon ſagte, und ich muß befürchten, daß Ihr es einer andern Perſon wiederſagen würdet.“ — „Gewiß, ich werde darüber nicht böſe werden,“ verſetzte die Dame, „und du kannſt auch verſichert ſeyn, daß ich das, was du mir ſagſt, ohne deinen Willen nie einem Andern wieder ſagen werde.“ — „Nun, wenn Ihr mir das verſprecht, erwiederte Anichino, „ſo will ich es Euch entdecken; und die Thränen traten ihm faſt in die Augen, als er ihr jetzt erzählte, wer er wäre, was er von ihr gehört hätte, und wo und

wie er in sie verliebt geworden wäre, und daß er um ihretwillen Dienste bei ihrem Gemahl genommen habe. Zugleich bat er sie demüthigst, wenn es seyn könnte, Mitleid mit ihm zu haben, und seine so feurige, als geheime Liebe zu erhören, oder, wenn sie dieß nicht thun wollte, ihm wenigstens zu gestatten, sie ferner in seinem bisherigen Verhältniß zu verehren.

O du in deiner Art einzige sanfte Wärme des bolognesischen Blutes, wie hast du dich immer in solchen Fällen ausgezeichnet! Nie hattest du an den Thränen und Seufzern der Liebenden ein Wohlgefallen, nie warst du taub gegen zärtliche Bitten, sondern immer kamst du mit gütiger Herablassung dem liebenden Verlangen entgegen. Wüßte ich würdige Lobsprüche, um dich zu erheben, so sollte mein Mund nie von deinem Werthe schweigen!

Die Edeldame ließ während Anichino's Rede ihren Blick sanft auf ihm ruhen, und da sie seinen Worten völlig vertraute, so wirkte die Liebe durch seine Bitten so mächtig auf ihr Herz, daß auch sie sich erschüttert fühlte, und ihm unter mehrmaligem Seufzen antwortete: „Sey gutes Muths, mein lieber Anichino! Es haben mich zwar bisher weder Geschenke, noch Versprechungen, noch Bitten, noch Schmeicheleien von Rittern und Herren, oder von andern Personen, zur Liebe bewegen können, obwohl ich genug Versuchungen dieser Art ausgesetzt war; aber du hast mich während der kurzen Zeit, wo du geredet, mehr zu der Deinigen gemacht, als ich mir selbst angehöre. Ich achte dich meiner Liebe für vollkommen würdig, und deßhalb will ich dir sie schenken, und verspreche dir, dich derselben genießen zu lassen, ehe die künftige Nacht zu Ende geht. Komm um Mitternacht in meine Kammer; ich will die Thüre offen lassen; du weißt, auf welcher Seite des Bettes ich liege, dahin wende dich; und wenn

ich etwa schlafen sollte, so wecke mich nur mit einer leisen Berührung, und erwarte von mir den Lohn deiner langen Sehnsucht." — Ein zärtlicher Kuß besiegelte ihr Versprechen, und endigte die Unterredung. Darauf ging Anichino, um seine Geschäfte zu besorgen, und hoffte mit Schmerzen auf die kommende Nacht. Egano kam jetzt von der Reigerbeize zurück, und da er sich ermüdet fühlte, so ging er bald nach dem Essen zu Bett; seine Gemahlin folgte ihm, und ließ, wie sie versprochen hatte, die Kammerthüre offen. Um die festgesetzte Stunde stellte sich Anichino ein; leise trat er in die Kammer, näherte sich dem Bett, und legte seine Hand auf die Brust der Dame, die er noch wachend antraf. Diese faßte mit ihren beiden Händen die seinige, und hielt ihn fest. Darauf warf sie sich so lange im Bette umher, bis Egano davon erwachte. Als er sich ermuntert hatte, sagte sie zu ihm: „ich wollte gestern Abend nichts mehr mit dir sprechen, weil du mir müde schienst. Aber sage mir doch jetzt, Egano, welchen von allen deinen Dienern hältst du wohl für den treuesten, und für denjenigen, der dir am meisten ergeben ist?" — „Was soll denn diese Frage bedeuten?" sprach Egano. „Weißt du das nicht selbst?" Ich hatte noch nie, und habe auch außer ihm keinen so treuen Diener, auf welchen ich ein unbeschränkteres Vertrauen setzte, als den Anichino. — Aber noch einmal, was soll diese Frage?" Als Anichino hörte, daß Egano wachte, und daß von ihm gesprochen wurde, hatte er mehrmals die Hand zurückziehen wollen, um zu entfliehen, weil er befürchtete, von Seiten der Dame hintergangen worden zu seyn; doch sie hielt ihn so fest, daß es ihm unmöglich war, sich loszureißen. Sie gab Egano zur Antwort: „das will ich dir sagen. Ich vermeinte gleichfalls, daß dem so sey, wie du denkst, und daß er dir treuer wäre,

als irgend ein Anderer; aber er selbst hat mich enttäuscht. Denn als du heute auf die Jagd gegangen wareſt, blieb er zu Hauſe, und als es ihm die rechte Zeit ſchien, entblödete er ſich nicht, mir eine Liebeserklärung zu machen. Um mir die Mühe zu erſparen, dich davon' weitläuftig zu überführen, ſtellte ich mich, als ob ich in ſeine Abſicht einwilligte, und verſprach ihm, nach Mitternacht in den Garten zu kommen, und bei dem Fichtenbaume auf ihn zu warten. Du kannſt wohl glauben, daß ich nicht geſonnen bin, dorthin zu gehen; aber wenn du dich von der Treue deines Dieners überzeugen willſt, ſo kannſt du leicht die Probe machen. Du brauchſt nur einen von meinen Röcken anzuziehen, meinen Schleier über den Kopf zu werfen, und zu warten, ob er kommen wird; ich denke, er wird ſchwerlich ausbleiben." — Als Egano dieſes hörte, ſagte er: „Wahrhaftig, davon will ich mich überzeugen!" worauf er ſich vom Lager erhob, einen Unterrock von ſeiner Frau anzog, ſich in ihren Schleier hüllte, und hinunter in den Garten eilte, wo er unter dem Fichtenbaume dem Anichino auflauerte. Als die Frau merkte, daß er aus dem Hauſe war, ſtand ſie auf, und verriegelte die Thüre. Anichino, der in ſeinem ganzen Leben noch keine größere Angſt empfunden, der ſich nach allen Kräften angeſtrengt, mit Gewalt aus den Händen der Dame loszukommen, und hunderttauſendmal ſie und ſeine Liebe, ſich ſelbſt, und ſeine Leichtgläubigkeit verflucht hatte, war jetzt, als er nun ſah, wo die Sache hinauswollte, der glücklichſte Menſch von der Welt, und genoß in den Armen ſeiner Geliebten eine geraume Zeitlang der höchſten Wonne. Als endlich die Dame glaubte, daß es für Anichino Zeit wäre, zu gehen, befahl ſie ihm, ſich wieder anzukleiden, und ſagte zu ihm: „Jetzt, mein Theuerſter, nimm einen tüchtigen Knüttel zur Hand, und geh hinunter in den Garten; thue

so, als ob du mich mit deinem Liebesantrag nur hätte
in Versuchung führen wollen, und stelle dich, als ob d
meinen Mann für mich hieltest. Ueberhäufe ihn mi
Schmähungen, und präge sie ihm mit dem Knüttel ein
dieß wird uns zu nicht geringem Vortheil und Vergnü
gen gereichen."

Anichino stand auf, nahm einen Stock mit, un
begab sich in den Garten. Als er an den Fichtenbaum
gelangte, und Egano ihn bemerkte, ging ihm dieser ent
gegen, als ob er ihn mit größter Freude und Zärtlichkei
empfangen wollte.

„O du gewissenloses Weib!" schrie Anichino; „s
bist du denn wirklich gekommen, und hast geglaubt, da
es mir nur jemals im Traum einfallen könnte, an mei
nem Herrn einen so schändlichen Betrug zu begehen
Aber warte nur, du sollst mir tausendmal dein böse
Stündlein verfluchen, das dich hergeführt hat!" — Al
Egano dieß hörte, und den Stock sah, so ergriff er
ohne ein Wort zu sagen, die Flucht, und Anichino ver
folgte ihn, immer noch rufend: „Daß dich der Himme
strafe, du schlechtes Weib! Wahrhaftig, das werde ic
morgen deinem Gemahl erzählen!" — Egano, der etlich
tüchtige Hiebe bekommen hatte, lief so schnell als mög
lich, um nur die Kammer wieder zu erreichen, wo ih
seine Frau fragte, ob sich Anichino in dem Garten ein
gefunden hätte. „Ich wollte, daß er weggeblieben wäre!"
versetzte Egano. „Denn weil er mich für dich ansah
so hat er mir mit einem Knüttel den Rücken durchgebläut
und mich mit allen möglichen Schmähworten überhäuft
die man nur einem verworfenen Weibe anzuhören gebe
kann. Es war mir auch in der That höchst auffallend
daß er dir im Ernste einen mich so beschimpfenden Antra
sollte gemacht haben; aber deine heitere Laune hat ih

vermuthlich auf den Gedanken gebracht, dich auf die Probe zu stellen." — „Dem Himmel sey Dank," versetzte Beatrice, daß er mich nur mit Worten, und dich mit der That versucht hat! Wahrscheinlich wird er der Meinung seyn, daß ich die Worte mit mehr Geduld ertrage, als du die Werke. Aber da er dir wirklich so treu ist, so wollen wir ihn lieb haben, und in Ehren halten."

„Du hast Recht," erwiederte Egano, der aus der Sache den Schluß zog, daß er das bravste Weib und den treuesten Diener habe, deren sich nur ein Biedermann erfreuen könnte. Er selbst lachte nach der Zeit noch oftmals mit seiner Frau und mit Anichino über das Abenteuer, und die beiden Letzteren erlangten dadurch bessere Gelegenheit, als sich ihnen vielleicht sonst geboten haben würde, ihrem beiderseitigen Verlangen zu genügen, so lange als es dem Anichino gefiel, bei Egano in Bologna zu verweilen.

VIII. Novelle.

Arriguccio wird eifersüchtig auf seine Frau. Er bemerkt, daß sie sich des Nachts einen Bindfaden an die große Fußzehe knüpft, mit welchem ihr Liebhaber ihr seine Ankunft zu erkennen gibt. Während er diesem nachsetzt, legt seine Frau ihre Magd an ihre Stelle ins Bett, wo ihr Mann sie schlägt, und ihr das Haar abschneidet, worauf er die Brüder seiner Frau herbeikommen läßt. Als diese seine Reden erlogen finden, schelten sie ihn tüchtig aus.

Alle waren der Meinung, daß Beatrice mit ihrem Gemahl zu grausam umgegangen sey, und man konnte

sich kaum einen Begriff von der Angst machen, welche Anichino empfunden haben müsse, als ihn die Dame bei der Hand festhielt, und er hören mußte, wie sie ihrem Manne von seinem Liebesantrag erzählte.

Als Philomena schwieg, wandte sich der König zu Neiphilen, und sagte: „Jetzt fahre du mit dem Erzählen fort!" — Diese begann mit einem leichten Lächeln: „Reizende Schwestern, es wird mir schwerlich gelingen, euch mit einer so schönen Geschichte zu unterhalten, wie diejenigen, welche ihr bisher gehört habt; indeß denke ich mich doch mit Gottes Hülfe meiner Pflicht so leidlich zu entledigen.

Wisset also, daß einst in unserer Stadt ein reicher Kaufmann, Namens Arriguccio Berlinghieri, lebte, welcher sich thörichterweise, wie es noch heutiges Tages die Kaufleute bisweilen thun, durch eine Frau adeln lassen wollte, und deßwegen ein junges Edelfräulein, Namens Sismonda, heirathete, die ganz und gar nicht für ihn paßte. Da er nun, wie die Kaufleute pflegen, in Geschäften viel ausging, und wenig bei ihr war, so verliebte sich die Frau in einen Jüngling, welcher Ruberto hieß, und ihr schon lange den Hof gemacht hatte. Als sie nun mit ihm einig war, und vielleicht aus zu heftiger Liebe nicht vorsichtig genug zu Werke ging, geschah es, daß Arriguccio, mochte er nun etwas gehört haben, oder wie es sonst zuging, auf einmal zum eifersüchtigsten Menschen von der Welt wurde. Er ging fast gar nicht mehr aus dem Hause, und wandte seine einzige Sorgfalt nur darauf, seine Frau auf das Strengste zu bewachen; ja, er konnte nicht eher einschlafen, als bis er sie vorher hatte zu Bett gehen sehen. Das verursachte der Dame großes Herzeleid, weil sie dabei ihren Ruberto auf keine Weise sprechen konnte. Nachdem sie lange mit sich zu

Rathe gegangen war, auf welche Art sie wohl wieder mit ihm zusammenkommen könnte, warum er sie oft flehentlich bitten ließ, so verfiel sie endlich auf einen Gedanken. Da ihr Schlafzimmer an der Straße lag, und sie bemerkt hatte, daß ihr Mann zwar erst spät einzuschlafen pflegte, aber dann auch ganz fest schlief, so wollte sie ihren Ruberto um Mitternacht an die Hausthür bestellen, ihm selbst aufmachen, und sich, während ihr Mann im Schlafe läge, eine Zeitlang mit ihrem Liebhaber unterhalten. Und damit sie den Zeitpunkt seiner Ankunft jedesmal sogleich wüßte, ohne daß sonst Jemand etwas davon bemerkte, so kam sie auf den Einfall, einen Bindfaden mit dem einen Ende bis auf die Straße hinunter zu lassen, und das andere Ende längs dem Fußboden bis an ihr Bette zu leiten, und es unter der Decke an ihre große Zehe festzuknüpfen. Sie ließ also den Ruberto wissen, daß er nach seiner Ankunft nur an dem Bindfaden ziehen sollte; schliefe ihr Mann, so würde sie den Faden gehen lassen; wenn er aber wach wäre, so würde sie ihn fassen und daran ziehen, damit er nicht vergeblich warten möchte. Dem Ruberto gefiel dieser Einfall, und er machte den Weg öfters, wo er dann manchmal mit ihr zusammenseyn konnte, manchmal auch wieder fortgehen mußte. Endlich, nachdem sie sich dieses Kunstgriffs eine Zeitlang bedient hatten, geschah es einstmals in einer Nacht, daß die Frau schlief, und Arriguccio, der noch wachte, ein Bein ausstreckte, und auf den Bindfaden stieß. Er untersuchte diesen jetzt mit der Hand, und da er fand, daß er an die Fußzehe seiner Frau angebunden war, so dachte er bei sich selbst: „hier muß irgend ein Betrug obwalten", und indem er weiter nachsah, entdeckte er, daß der Bindfaden zum Fenster hinausging. Jetzt schnitt er rasch das Ende, welches nach dem Bette ging, ab, und befestigte es an seiner eignen

Fußzehe, um dahinter zu kommen, was das zu sagen hätte. Es dauerte nicht lange, so kam Ruberto, und zog, wie er pflegte, an dem Bindfaden. Arriguccio fühlte es, und weil er den Faden nicht recht fest gebunden hatte, und Ruberto ziemlich heftig zog, so ging diesem der Faden in die Hand, und er nahm das für ein Zeichen an, daß er warten sollte; und das that er auch. Jetzt erhob sich Arriguccio rasch, nahm seinen Degen zur Hand, und rannte nach der Hausthüre, um zu sehen, wer da wäre, um ihm übel mitzuspielen. Arriguccio war, obwohl Kaufmann, doch ein tapferer Degen, und besaß viel Körperkraft. Da er indeß die Hausthüre nicht so leise öffnete, wie es seine Frau zu thun pflegte, so schöpfte Ruberto sogleich Verdacht, und ergriff die Flucht, auf welcher ihn Arriguccio verfolgte. Nachdem Ruberto schon weit gelaufen war, und Arriguccio nicht abließ, ihm nachzusetzen, zog endlich Jener seinen Degen, und stellte sich zur Wehre, worauf sie beide handgemein wurden.

Die Frau war indessen, als Arriguccio die Kammerthüre geöffnet hatte, aufgewacht, und da sie den Bindfaden von ihrer Zehe abgeschnitten fand, sah sie sogleich daß ihr Betrug entdeckt wäre. Und als sie noch dazu bemerkte, daß Arriguccio dem Ruberto nachsetzte, stand sie schnell auf, rief ihre Magd, welche um die ganze Sache wußte, und beredete sie mit vielen Bitten, daß sie sich an ihrer Stelle in ihr Bett legte, sich nicht zu erkennen gäbe, und jede Strafe, die Arriguccio über sie verhängte, geduldig litte, wofür sie ihr eine so große Belohnung versprach, daß sie nicht Grund haben sollte, sich über sie zu beklagen. Darauf löschte sie das Licht aus, das in der Kammer brannte, ging hinaus, und versteckte sich in einem Winkel des Hauses, um abzuwarten, was geschehen würde.

Durch den Streit zwischen Arriguccio und Ruberto waren inzwischen die Nachbarn aufgeweckt worden, und fingen an, über den nächtlichen Lärm zu schimpfen. Arriguccio, welcher nicht gern erkannt seyn mochte, ließ daher seinen Gegner in Ruhe, ohne erfahren zu haben, wer der Jüngling wäre, und ging, bevor er ihn noch hatte verletzen können, voll Zorn und Verdruß wieder nach Hause. Als er in die Kammer trat, rief er voll Wuth: „Wo bist du, du gottvergessenes Weib? Du hast das Licht ausgelöscht, damit ich dich nicht finden soll; allein da irrst du dich!“ Darauf ging er an das Bett, wo er seine Frau zu treffen glaubte, und packte die Magd, die er mit Händen und Füßen dergestalt zurichtete, daß er ihr das Gesicht blutig, und den ganzen Leib voll Beulen schlug. Zuletzt schor er ihr auch noch die Haare vom Kopf, wobei er sie mit allen möglichen Schimpfnamen belegte, die man einem schlechten Weibe nur sagen kann. Die Magd jammerte laut auf, und hatte auch Ursache dazu; doch ob sie gleich mehrmals ausrief: „Wehe mir! Um Gotteswillen habt Erbarmen! Schonet mein!“ so war doch ihre Stimme so gebrochen, und Arriguccio so besinnungslos vor Wuth, daß er nicht unterscheiden konnte, ob es seine Frau oder eine Andere wäre. Als er sie nun nach Herzenslust durchgebläut und beschoren hatte, sagte er: „Ich will jetzt nicht weiter Hand an dich legen, du ehrvergessenes Weib, sondern zu deinen Brüdern gehen, und ihnen deine saubere Aufführung erzählen. Sie mögen dich dann mit sich nehmen, und gegen dich so verfahren, wie es ihre eigene Ehre erfordert. Dieses Haus sollst du nie wieder betreten!“

Nach diesen Worten ging er aus der Kammer, verschloß sie, und verließ das Haus. Als Frau Sismonda, welche Alles mitangehört hatte, merkte, daß ihr Mann

fortgegangen war, öffnete sie die Kammer, zündete das Licht wieder an, und fand ihre Magd ganz zerschlagen und heftig weinend. Sismonda redete ihr, so viel sie nur konnte, zu, und brachte sie nach ihrer Kammer, wo sie sie heimlich warten und pflegen ließ, und sie dann auf Arriguccio's Unkosten reich belohnte, so daß sie sich über die Maßen zufrieden zeigte. Sobald nun die Magd in ihrer Kammer untergebracht war, machte Sismonda das Bett in der ihrigen wieder auf, als ob in dieser Nacht noch Niemand darin gelegen hätte, zündete die Glaslampe auf dem Saale an, kleidete sich völlig so, als ob sie noch nicht ins Bett gekommen wäre, nahm ihr Nähzeug zur Hand, und setzte sich ruhig an ihre Arbeit, voll Erwartung, welchen Ausgang die Sache noch nehmen würde. Arriguccio war so schnell als möglich zu den Brüdern seiner Frau geeilt, und hatte so lange geklopft, bis man ihm öffnete. Als seine Schwäger, deren drei waren, seine Stimme hörten, standen sie auf, ließen Licht anzünden, gingen zu ihm, und fragten, was er um diese Stunde und so allein hier suche. Arriguccio erzählte ihnen von Anfang bis zu Ende, was vorgefallen war, und zur Bekräftigung seiner Reden gab er ihnen das Haar in die Hände, das er ihr, wie er sagte, abgeschnitten hatte. Zuletzt bat er sie, sie möchten mitkommen, ihre Schwester abholen, und mit ihr thun, was sie ihrer Ehre für angemessen hielten, weil er sie nicht länger im Hause behalten wolle.

Sismondens Brüder waren außer sich über das, was sie hören mußten, und weil sie es für Wahrheit hielten, so geriethen sie über ihre Schwester in den größten Zorn, ließen sogleich Fackeln anzünden, und begleiteten Arrizuccio nach seinem Hause, mit dem Entschluß, eine schwere Rache an ihrer Schwester auszuüben. Ihre

Mutter ließ sich nicht zurückhalten, mitzugehen; sie schwamm in Thränen, und bat bald den einen, bald den andern von ihren Söhnen, doch nicht sogleich Alles zu glauben, bis sie erst selbst mehr von der Sache gesehen und gehört hätten; denn der Fall sey möglich, daß Arriguccio vielleicht aus andern Gründen über seine Frau zornig geworden, und sie so gemißhandelt habe.

Da sie nun in Arriguccio's Hause anlangten, und die Treppe hinaufgingen, fragte Sismonda: „Wer kommt?" — „Du sollst es gleich sehen, wer es ist, du gewissenloses Weib!" sprach einer von den Brüdern. — „Mein Gott, was gibt es denn?" rief Sismonda, eilte ihren Brüdern entgegen, und sagte: „Meine Brüder, seyd mir bestens willkommen! Aber was führt euch denn in dieser nächtlichen Stunde alle drei zu mir?" — Die Brüder, welche sie am Nähtische trafen, da ihnen doch Arriguccio erzählt hatte, daß er sie am ganzen Körper braun und blau geschlagen, verwunderten sich, hielten ihren Zorn an sich, und fragten, wie es um dasjenige stände, worüber sich Arriguccio beklagte, wobei sie zugleich ernstliche Drohungen hinzufügten, wenn sie ihnen nicht Alles der Wahrheit gemäß bekennen würde. Die Frau erwiederte darauf: „Ich weiß gar nicht, was ich euch bekennen soll, oder aus welchem Grunde sich Arriguccio über mich beklagt haben könnte." — Arriguccio wurde bei ihrem Anblick fast irre an Verstand, da er doch ganz gewiß wußte, daß er ihr das Gesicht arg zerschlagen und zerkratzt und ihr schrecklich mitgespielt hatte; und jetzt sah er sie nun vor sich, als ob von alledem nichts geschehen wäre. Darauf sagten ihr die Brüder Alles, was sie von Arriguccio gehört hatten, von dem Bindfaden, von den Prügeln und was sonst vorgefallen seyn sollte.

„O Gott, Mann! was muß ich hören!" rief Frau

Sismonda aus. „Warum willst du mich zu deiner eigenen Schande zu einem Wegwurf von Weibe machen, da ich es doch nicht bin, und dich zu einem schändlichen Tyrannen, da du es doch gleichfalls nicht bist? Wenn bist du denn diese Nacht nur einen Schritt in das Haus, oder in meine Kammer gekommen? Oder wenn hast du mich geschlagen? Ich für meine Person kann mich nicht daran erinnern." „Wie?" sprach Arriguccio, „kannst du es leugnen, du schändliches Weib, daß wir uns Beide miteinander zu Bette begaben? Kehrte ich nicht wieder dorthin zurück, nachdem ich deinem Liebhaber nachgesetzt hatte? Und habe ich dich dann nicht tüchtig durchgebläut, und dir das Haar abgeschnitten?"

„In diesem Hause", versetzte Sismonda, „bist du diese Nacht ganz gewiß nicht zu Bette gegangen. Doch lassen wir das, weil ich es mit nichts Anderm, als mit meinen wahren Worten zu beweisen vermag. Kommen wir auf die andern Punkte! Du sagst, du habest mich geprügelt, und mir das Haar abgeschoren. Das ist verlogen. Laß Alle, die hier anwesend sind, mich betrachten, und sieh mich selbst an, ob ich ein Merkmal von Schlägen an meinem ganzen Leibe trage. Ich wollte es dir auch wahrhaftig nicht gerathen haben, mich auf solche Art anzutasten, denn dann würde ich dir die Augen auskratzen. Auch hast du mir, so viel ich bemerke, das Haar nicht abgeschnitten; doch vielleicht hast du es gethan, ohne daß ich es gewahrte. Wir wollen doch einmal sehen, ob ich ein verschnittenes Haar habe, oder nicht!" — Bei diesen Worten nahm sie ihren Schleier ab, und zeigte ihr Haar ohne eine Verstümmelung in seiner ganzen Fülle. Als dieß die Brüder und die Mutter sahen und hörten, sprachen sie zu Arriguccio: „Nun was sagst du dazu? Das reimt sich nicht mit dem, was du vorgibst, gethan zu haben,

und wir begreifen nicht, wie du im Uebrigen die Wahrheit deiner Erzählung beweisen willst."

Arriguccio wußte nicht, ob er träumte, oder wachte, und wollte weiter sprechen; aber als er sah, daß von dem, was er als Beweis anführen wollte, keine Spur vorhanden war, so getraute er sich nicht, nur noch ein Wort hervorzubringen. Jetzt wandte sich Sismonda gegen ihre Brüder und begann: „Ich sehe wohl, liebe Brüder, daß er mich hat zu etwas nöthigen wollen, was ich sehr ungern thue, nämlich, euch seinen schlechten Lebenswandel zu offenbaren; denn dazu sehe ich mich jetzt in der That gezwungen. Ich glaube allerdings, daß sich Alles das, wovon er euch erzählte, wirklich ereignet hat, und ihr sollt auch hören, wie. Dieser Ehrenmann, mit welchem ihr mich vermählt habt, nennt sich einen Kaufmann, und sollte sich als solcher das Zutrauen der Leute erwerben; er sollte nüchterner leben, als ein Eremit, und keuscher als eine Jungfrau. Doch es gibt so leicht keinen Abend, wo er sich nicht in den Weinhäusern betrinkt, und sich mit dieser oder jener lüderlichen Weibsperson abgibt, und ich muß unterdessen bis nach Mitternacht, oder gar bis an den hellen lichten Tag da sitzen, bis er endlich heimkommt, wovon ihr euch heute selbst überzeugt habt. Wahrscheinlich hat er sich wieder einmal, wie er tüchtig betrunken war, mit einer von seinen Buhldirnen zu Bette gelegt, hat den Bindfaden an ihrem Fuße entdeckt, und darauf alle die Heldenthaten ausgeführt, die er euch erzählt hat, ist darauf zurückgekehrt, hat sie tüchtig durchgeprügelt und ihr das Haar abgeschnitten, und weil er noch nicht wieder zur Besinnung gekommen war, so hat er geglaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, daß er das Alles mir angethan habe. Wenn ihr ihm recht ins Gesicht seht, so werdet ihr bemerken, daß er noch halb be-

trunken ist. Indeß mag er von mir immerhin gesprochen haben, was er will, so ist es nur seiner Trunkenheit zuzurechnen; und da ich es ihm verzeihe, so müßt ihr es ihm auch verzeihen."

Als die Mutter diese Worte hörte, erhob sie laut ihre Stimme, und fing an folgendermaßen loszuziehen: „Beim Kreuze Christi, mein Töchterchen, daraus wird nichts! Eher sollte man den widerwärtigen, undankbaren Hund todtschlagen, der nicht werth war, ein Weib, wie du, zu besitzen. Sollte man nicht denken, er hätte dich vom Miste aufgelesen? Da müßte doch der Donner dreinschlagen, wenn du dich so behandeln lassen solltest von einem elenden Krämer, der auf dem Eselsmist geboren, und hinter den Säuen erzogen worden ist! Die Kerle kommen vom Dorfe, in wollenen Wämsern, mit den Strümpfen auf den Hacken und mit der Feder im Hintern, und wenn sie ein paar Kreuzer zusammengeschabt haben, so setzen sie sich in den Kopf, sie müßten die Töchter angesehener Edelleute und braver Mütter zu Frauen bekommen; sie lassen sich Wappen malen, und denken dann wunder wer sie sind, und von wem sie abstammen! Es wäre mir lieb gewesen, wenn meine Söhne meinen Rath befolgt hätten, da sie dich in dem Hause der Grafen Guidi so gut placiren konnten; doch sie schleuderten dich lieber dieser Perle von einem Edelmanne an den Hals, welcher sich erfrecht, dich, das edelste und keuscheste Weib in ganz Florenz eine Hure zu schimpfen; als ob man das nicht besser wüßte! Aber bei Gott, wenn man mir Gehör gäbe, so sollte er dafür eine Tracht Prügel bekommen, daß ihm das Blut zu Maul und Nase herausspritzte! Ich habe es wohl gesagt, meine Söhne, daß es schlecht ausfallen würde. Jetzt seht ihr selbst, wie euer Schwager mit eurer Schwester umgeht. Wenn ich an eurer Stelle

wäre, und so ein Kaufmann wie ein Hund für einen Groschen wollte schwatzen, wie er geschwatzt, und thun, wie er gethan hat, so könnte ich mein Haupt nicht eher ruhig niederlegen, als bis ich ihm das Lebenslicht ausgeblasen hätte; und wenn ich, statt ein Weib, ein Mann wäre, so sollten mir das keine andern Hände thun, als meine eigenen. Der Fluch des Himmels auf den lüderlichen Trunkenbold, der keinen Funken Ehre im Leibe hat!"

Als die Schwäger dieß hörten, folgten sie dem Beispiel ihrer Mutter, und sagten dem Arriguccio die größten Schimpfworte, die man nur gegen den verworfensten Menschen ausstoßen kann. Darauf beschloffen sie ihre Rede mit den Worten: „Wir wollen dir dießmal als einem Betrunkenen verzeihen, aber wenn du dein Leben lieb hast, so sieh dich vor, daß solche Streiche nicht wieder vorkommen. Denn sobald uns wieder etwas Aehnliches von dir zu Ohren kommt, so werden wir dir das Alte mit dem Neuen zugleich bezahlen."

Darauf gingen sie fort, und Arriguccio stand ganz verblüfft da, und wußte selbst nicht, ob das, was er gethan hatte, wirklich geschehen wäre, oder ob er es nur geträumt hätte. Er sprach daher kein Wort weiter, und ließ seine Frau in Frieden. Und so war denn diese durch ihre Klugheit für dießmal nicht nur der drohenden Gefahr entgangen, sondern hatte sich auch den Weg gebahnt, in Zukunft ihrer Neigung zu folgen, ohne sich viel um ihren Mann zu kümmern.

IX. Novelle.

Lydia, die Gemahlin des Nicostratus liebt den Pyrrhus, welcher drei Beweise fordert, um sich davon zu überzeugen. Lydia gibt ihm diese nicht nur, sondern läßt sich auch in Gegenwart ihres Gemahls von ihm liebkosen, und macht diesen dann glauben, daß das nicht wahr sey, was er gesehen habe.

Die Novelle der Neiphile hatte dermaßen gefallen, daß die Mädchen nicht aufhören konnten, darüber zu lachen und davon zu sprechen, obschon ihnen der König mehrmals Stillschweigen geboten, und dem Pamphilo befohlen hatte, seine Geschichte zu erzählen. Als sie endlich schwiegen, begann Pamphilo: „Ich glaube nicht, verehrteste Damen, daß es irgend etwas gibt, es sey so schwierig und bedenklich, als es wolle, was der nicht zu unternehmen wagte, der glühend liebt. Obgleich dieß schon in vielen Novellen dargethan worden ist, so glaube ich es euch doch noch viel stärker durch eine Geschichte, die ich euch jetzt erzählen will, zu beweisen. Ihr werdet von einer Frau hören, welche das Glück weit mehr begünstigte, als kluge Vorsicht sie ihre Unternehmungen begleitete; daher ich auch Keiner rathen möchte, ihrem Beispiel zu folgen, weil das Glück in seinen Launen wechselt, und sich nicht alle Männer auf ähnliche Art bethören lassen.

In Argos, der ältesten Stadt Achaja's, welche mehr durch ihre früheren Könige, als durch ihre Größe berühmt geworden ist, lebte einst ein vornehmer Mann, Namens Nicostratus, welchem das Glück noch an der Schwelle des Alters ein junges Weibchen bescheerte, das

-ben so feurig, als schön war, und Lydia hieß. Da er ehr große Reichthümer besaß, so hielt er eine Menge Diener, Hunde und Falken; denn er war ein leidenschaftlicher Jagdfreund. Unter andern hatte er einen Diener, er eben so einnehmend, gesittet und schön von Person var, als gewandt in allen Dingen, die er unternahm, welchem er deßhalb seine besondere Gunst und sein Zurauen schenkte. In diesen verliebte sich Lydia so sehr, aß sich ihre Gedanken Tag und Nacht nur mit ihm beschäftigten. Pyrrhus jedoch, der ihre Liebe entweder virklich nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte, schien ich gar nicht darum zu bekümmern. Dieß kränkte sie, und ie beschloß daher, ihn darauf aufmerksam zu machen. Sie ief zu diesem Zweck eine von ihren Dienerinnen, Namens Lusca, zu sich, welcher sie vollkommen vertraute, und agte zu ihr: „Lusca, die Wohlthaten, welche du von nir empfangen hast, müssen mich deiner Treue und deines Gehorsams versichern; und deßhalb sieh dich vor, daß von em, was ich dir jetzt mittheilen will, Niemand jemals twas erfahre, außer derjenige, dem es zu sagen ich dir luftrag ertheilen werde. Wie du siehst, Lusca, so bin ch ein junges, frisches Weib, und habe Ueberfluß an Allem, vas sich eine Frau nur wünschen kann; und es fehlt mir n der Welt an nichts, als nur in einem einzigen Stücke: ämlich die Jahre meines Mannes passen nicht zu den neinigen. Ich sehe mich demnach wenig in Betreff dessen ufrieden gestellt, was den jungen Weibern am besten efällt, und da ich ebensowohl wie Andere ein Verlangen arnach fühle, und mich das Schicksal so schlecht begünstigte, aß es mich an einen alten Mann kettete, so habe ich chon längst bei mir beschlossen, nicht meine eigene Feindin u seyn, und mich meines Glücks und Vergnügens zu erfreuen. Um dieses ebenso vollkommen, als alles Uebrige

zu genießen, habe ich mir unsern Pyrrhus, als den Würdigsten vor allen Andern zu einem traulicheren Verhältnisse auserkoren. Mein Herz hängt so sehr an ihm, daß ich mich nicht wohl befinde, wenn ich ihn nicht sehe, oder mich in Gedanken mit ihm beschäftige, und wenn ich nicht bald mit ihm einig werde, so ist mir bange um mein Leben. Wenn dir dieses also lieb ist, so deute ihm meine Liebe auf irgend eine schickliche Weise an, und bitte ihn, daß er doch zu mir kommen möchte, wenn ich ihn durch dich würde rufen lassen."

Das Kammermädchen zeigte sich bereit, und benutzte die erste sich bietende Gelegenheit, den Pyrrhus auf die Seite zu ziehen, und sich des Auftrags ihrer Frau zu entledigen. Pyrrhus, der sich von so etwas nichts hatte träumen lassen, besorgte, daß ihn die Dame vielleicht nur in Versuchung führen wolle, und antwortete daher in barschem Tone: „Lusca, ich kann nicht glauben, daß diese Worte von meiner Herrin kommen, und deßhalb nimm dich in Acht mit dem, was du sprichst; denn wenn sie ja etwas der Art gesagt hätte, so kann ich mir doch nicht denken, daß es ihr damit Ernst um's Herz gewesen sey; und wenn es ihr Ernst damit gewesen wäre, so hält mich doch mein Herr mehr in Ehren, als ich es verdiene, und ich würde ihm um mein Leben so etwas nicht zu Leide thun. Hüthe dich also, mir wieder ähnliche Dinge vorzuschwatzen!" Lusca ließ sich durch seine rauhe Antwort nicht abschrecken. „Pyrrhus," erwiederte sie, ich werde sowohl von diesen Dingen, als von Allem, was mir meine Frau gebietet, mit dir sprechen, so oft sie es verlangt, es mag dir angenehm, oder unangenehm seyn; aber nimm mir's nicht übel, du bist ein dummer Tölpel."

Darauf verließ sie ihn etwas ärgerlich, und kehrte zu ihrer Frau zurück, die über seine Antwort fast sterben

wollte. Doch sprach sie nach einigen Tagen wieder zu ihrer Zofe: „Lusca, du weißt wohl, kein Baum fällt auf den ersten Schlag; deßhalb bin ich der Meinung, daß du nochmals zu dem Menschen gingest, der zu meinem Aerger anfängt, sich widerspenstig zu geberden, und ihm zu gelegener Zeit die ganze Gluth meiner Liebe offenbartest. Genug, bemühe dich nach allen Kräften, etwas auszurichten; denn wenn nichts daraus wird, so gräme ich mich zu Tode, und Pyrrhus wird am Ende doch nur denken, ich hätte ihn zum Besten gehabt, und wird mich hassen, die ich seine Liebe suche."

Die Zofe bat ihre Frau, das Beste zu hoffen, und suchte den Pyrrhus auf, den sie bei heiterer Laune antraf. „Pyrrhus," redete sie ihn an, „ich sagte dir vor einigen Tagen, daß unsere Herrin eine heftige Neigung zu dir gefaßt habe, und ich kann dir dieß von neuem bestätigen. Wenn du bei deinem Trotz gegen sie verharrst, so glaube sicher, daß sie nicht lange mehr leben wird. Ich bitte dich daher, laß dich doch erweichen, ihrem Verlangen zu entsprechen; denn wenn du auf deiner Verstocktheit bestehst, so werde ich dich, den ich immer für einen klugen Menschen angesehen habe, für einen Dummkopf halten. Mußt du es dir nicht zur Ehre schätzen, daß du von einer so schönen und vornehmen Dame geliebt wirst? Und überdieß, wie viel Dank bist du dem Glücke schuldig, daß es dir ein solches Kleinod darbietet, welches nicht nur deiner Jugend angemessen ist, sondern dir auch zur Zuflucht dient, um alle deine Bedürfnisse zu befriedigen? Welchen deines gleichen erwarten größere Annehmlichkeiten, als dich, wenn du klug bist? Welcher Andere wird an Waffen und Pferden, an Geld und an Kleidern so dastehen, wie du dastehst, wenn du ihr deine Liebe vergönnst? Öffne also dein Herz meinen Worten, gehe in dich, und bedenke,

daß uns das Glück nur einmal mit lächelnder Miene und mit geöffneten Armen entgegentritt. Wer es alsdann nicht zu empfangen versteht, und nachher darben und betteln muß, der hat sich nicht über Fortuna, sondern lediglich über sich selbst zu beklagen. Uebrigens mußt du das Band der Treue zwischen Herrn und Diener nicht für so heilig ansehen, als das zwischen Freunden und Verwandten; sondern es ist genug, wenn sich der Diener bemüht, ebenso ehrlich mit seinem Herrn umzugehen, als dieser mit ihm umgeht. Glaubst du denn, wenn du eine schöne Frau, oder eine hübsche Tochter hättest, welche dem Nicostratus gefiele, daß er so gewissenhaft gegen dich handeln würde, als du in Rücksicht auf seine Gemahlin gegen ihn handeln willst? Dann wärest du ein Thor. Sey versichert, wenn er mit Bitten und Schmeicheleien nichts ausrichtete, so würde er zu gewaltsamen Schritten seine Zuflucht nehmen, du möchtest dazu sagen, was du wolltest. Laß uns daher so gegen sie und die Ihrigen verfahren, wie sie mit uns umgehen, und mit Allem, was uns angehört. Benütze die Wohlthat des Glücks; weise es nicht von dir zurück, sondern eile ihm entgegen, und schließe es in die Arme, da es dich sucht! Denn gewiß, wenn du das nicht thust, so wirst du nicht nur den Tod deiner Herrin herbeiführen, sondern du wirst es oft bereuen, und dir selbst den Tod wünschen."

Pyrrhus, welcher bereits mehrmals über die erste Botschaft Lusca's nachgedacht hatte, war jetzt entschlossen, ganz anders zu antworten, und den Wünschen seiner Herrin nachzugeben, sobald er dessen gewiß seyn könnte, daß er nicht bloß auf die Probe gestellt werden sollte. „Lusca," erwiederte er ihr, ich sehe jetzt wohl, daß du die Wahrheit redest; allein von der andern Seite kenne ich auch die Klugheit und den scharfen Blick meines Herrn,

und da er mir alle seine Angelegenheiten anvertraut, so kann ich mich von dem Argwohn nicht losmachen, daß Lydia diese ganze Sache mit seinem Wissen und Willen angestiftet habe, um mich auf die Probe zu stellen. Wofern sie aber zu meiner Beruhigung drei Dinge erfüllen will, so werde ich ihr dann in allen Stücken auf der Stelle gehorchen. Diese drei Stücke, die ich von ihr verlange, sind folgende: „Erstlich muß sie dem besten Falken ihres Gemahls vor seinen Augen den Hals umdrehen, zweitens muß sie mir ein Büschel Haar aus dem Barte des Nicostratus, und drittens einen von den besten Zähnen aus seinem Munde schicken."

Diese Bedingungen schienen der Lusca sehr hart, und Lydia fand sie noch härter. Doch Amor, der ein guter Antreiber und als Rathgeber der größte Meister ist, bewog sie, an die Ausführung zu gehen. Sie ließ demnach dem Pyrrhus durch Lusca melden, daß Alles, was er zur Bedingung gemacht hätte, baldigst und vollkommen erfüllt werden sollte, und da er seinen Herrn für so klug halte, so verspreche sie ihm noch überdieß, daß er ihre erste Liebesbezeugung in seinem Beisein genießen, und daß Nicostratus dennoch dasjenige, was er mit eigenen Augen gesehen, nicht für wahr halten sollte. Pyrrhus war sehr begierig, wie die Dame ihre Aufgabe lösen würde. Etliche Tage darauf, wo Nicostratus, wie er dieß öfters zu thun pflegte, mehrern Edelleuten ein großes Gastmahl gab, trat Lydia, nachdem die Tafel schon aufgehoben war, in einem grünen Jagdkleide und reichem Schmuck aus ihrem Gemach in den Speisesaal, ging nach der Stange, auf welcher der Falke saß, den Nicostratus vor allen werth hielt, nahm ihn in Gegenwart des Pyrrhus und aller Andern herunter, als wollte sie ihn zur Jagd auf die Hand setzen, faßte ihn

bei den Fängen, schlug ihm den Kopf an die Mauer, und drehte ihm den Hals um.

„O Weib, was thust du?“ schrie Nicostratus laut auf. Sie gab ihm keine Antwort, sondern sagte, zu den Herren gewandt, welche bei ihm gespeist hatten: „Meine Herren, ich würde mir kein Bedenken machen, an einem König Rache zu nehmen, wenn er mich beleidigt hätte, um wie viel mehr an einem Falken? Ich muß euch nämlich sagen, daß mich dieser Falke schon längst um alle die Zeit gebracht hat, die ein Ehemann billig dem Vergnügen seiner Frau widmen sollte. Denn schon mit Tagesanbruch stand Nicostratus gewöhnlich auf, setzte sich auf sein Pferd, und durchstreifte mit diesem Falken auf der Hand die Fluren, um ihn stoßen zu sehen, indeß ich allein und verdrießlich im Bette zurückbleiben mußte. Deßhalb wollte ich das schon oftmals thun, was ich jetzt gethan habe; doch hielt ich es für gut, eine Gelegenheit abzuwarten, wo Leute zugegen wären, die in Ansehung meiner Klage für gerechte Richter gelten könnten, für welche ich euch halte.“

Die Edelleute, welche dieß hörten, und nicht anders glaubten, als daß ihre Zärtlichkeit für ihren Gemahl mit dem Klang ihrer Worte übereinstimmte, wendeten sich zu dem aufgebrachten Nicostratus, und sagten: „Eure Gemahlin hat ganz recht daran gethan, das ihr widerfahrene Unrecht an dem Falken mit dem Tode zu rächen.“ Als Lydia wieder in ihr Gemach zurückgekehrt war, scherzten die Gäste noch mit Nicostratus über allerlei ähnliche Dinge, und wußten seinen Aerger in Lachen umzuwandeln. Pyrrhus, der die Scene mitangesehen hatte, sagte bei sich selbst: „Die Dame hat meiner Liebe die glücklichsten Auspicien eröffnet; gebe der Himmel, daß sie so fortfährt!“

Etliche Tage darauf, nachdem Lydia den Falken getödtet hatte, entspann sich zwischen ihr und ihrem Gemahl, als sie beide allein im Zimmer waren, ein kleiner, verliebter Zwist, wobei er sie aus Neckerei ein wenig bei den Haaren zupfte, und ihr dadurch Gelegenheit gab, die zweite ihr von Pyrrhus gesetzte Aufgabe zu lösen. Sie packte nämlich ihren Gemahl zur Vergeltung beim Bart, und rupfte ihm einen kleinen Büschel Haare aus, und als Nicostratus darüber böse werden wollte, sagte sie lachend zu ihm: „Was machst du mir denn deßwegen ein finsteres Gesicht, daß ich dir die paar Haare aus dem Barte gerauft habe? Es hat dir gewiß nicht halb so weh gethan, als mir, wie du mir so eben das Haar zerzaustest.“ Während sie nun noch ein Weilchen miteinander kosten, ersah sie sich die Gelegenheit, den Büschel des Barthaares zu sich zu stecken, und schickte ihn noch denselben Tag ihrem Geliebten. Das dritte Stück machte ihr etwas mehr zu schaffen; aber bei ihrem Scharfsinn, den die Liebe noch erhöhte, fand sie doch endlich ein Mittel aus, auch dieß zu bewerkstelligen. Nicostratus hatte zwei Edelknaben, die ihm von ihren Eltern waren anvertraut worden, um sich in seinem Hause auszubilden, von denen er den Einen bei Tische als Vorleger, und den Andern als Mundschenken brauchte. Diese beiden beschied Lydia zu sich, und machte ihnen weiß, daß sie aus dem Munde röchen, sie sollten deßhalb, wenn sie ihren Herrn bei Tische bedienten, das Gesicht von ihm möglichst abwenden, und sonst Niemand etwas davon merken lassen. Die Jünglinge, welche dieß glaubten, befolgten die Anweisung der Dame. Nach etlichen Tagen fragte sie den Nicostratus, ob ihm nicht das Benehmen der jungen Leute auffalle, wenn sie ihm aufwarteten. „Allerdings,“ versetzte Nicostratus, und ich habe sie schon fragen

wollen, was es bedeuten soll." — „Thue das nicht," sagte Lydia, denn ich kann dir selbst darüber Aufschluß geben. Ich schwieg bisher darüber, um dich nicht zu verstimmen. Da ich aber jetzt sehe, daß es schon Andere bemerkt haben, so will ich nicht länger vor dir ein Geheimniß daraus machen. Der Grund davon ist nämlich kein anderer, als der höchst unangenehme Geruch aus deinem Munde, mit welchem du früher nicht behaftet warest. Da du viel mit angesehenen Leuten umgehst, so sollten wir darauf denken, diesem Uebelstande abzuhelfen." „Was könnte wohl die Ursache davon seyn?" sprach Nicostratus. „Sollte ich etwa einen faulen Zahn im Munde haben?" — „Das könnte wohl seyn," versetzte Lydia, führte ihn an ein Fenster, ließ ihn den Mund öffnen, und sagte, nachdem sie sich ein wenig darin umgesehen hatte: „O Nicostratus, wie hast du das doch so lange aushalten können? Da sehe ich einen Zahn, der nicht nur angegangen, sondern schon ganz hohl ist! Wenn du den noch länger im Munde behältst, so mußt du befürchten, daß er die andern ansteckt. Darum rathe ich dir, laß ihn herausnehmen, ehe das Uebel weiter um sich greift." — „Wenn du es für gut hältst," versetzte Nicostratus, so bin ich es zufrieden. So laß nur ohne Säumen einen Zahnarzt kommen."— „Gott behüthe," sagte sie, „daß man deßwegen gleich zum Zahnarzt schicken sollte! Mir scheint er so zu sitzen, daß ich ihn dir mit leichter Mühe selbst herausziehen kann. Die Zahnbrecher pflegen übrigens bei solchen Verrichtungen so grausam zu Werke zu gehen, daß ich es nicht über das Herz würde bringen können, dich unter den Händen eines solchen Schinders zu sehen. Deßhalb will ich es lieber selbst verrichten. Wenn ich sehe, daß es dir zu wehe thut, so will ich dich gleich loslassen, und das würde der Zahnarzt nicht thun." — Sie ließ jetzt die nöthigen

Instrumente kommen, schickte alle Andere, Lusca ausgenommen, aus dem Zimmer, und bat den Nicostratus, sich auf eine Ruhebank zu legen, wobei ihn Lusca festhalten mußte. Darauf setzte sie ihm den Pelikan an den besten seiner Zähne, brach diesen, seines lauten Schreiens ungeachtet, heraus, und versteckte ihn, indem sie ihm einen alten hohlen Zahn, den sie bei der Hand hatte, bei der Heftigkeit seines Schmerzes mit Gewandtheit für den ausgezogenen unterschob, und zu ihm sagte: „Da sieh nun, was für einen schlechten Zahn du so lange im Munde gehabt hast!“

Nicostratus glaubte ihr, und so heftigen Schmerz er auch empfunden hatte, so hielt er sich doch für kurirt, als der Zahn heraus war; er erhielt einige lindernde Mittel, und ging dann aus dem Zimmer. Darauf schickte die Dame den Zahn ihrem Geliebten, der jetzt nicht länger an der Aufrichtigkeit ihrer Liebe zweifelte, und sich bereit erklärte, alle ihre Wünsche zu erfüllen. Da jedoch Lydia beschlossen hatte, ihm noch größere Beweise von ihrer Kunst und Liebe zu geben, so wollte sie, ob sie gleich vor Sehnsucht brannte, in seine Arme zu sinken, auch noch ihr letztes freiwilliges Versprechen halten. Zu diesem Zwecke stellte sie sich, als ob sie krank wäre, und da sie Nicostratus, nur allein von Pyrrhus begleitet, eines Nachmittags besuchte, so bat sie Beide, sie zu ihrer Erholung doch ein wenig in den Garten zu führen. Nicostratus unterstützte sie demnach an der einen Seite, und Pyrrhus an der andern, und sie brachten sie in den Garten, wo sie sie unter einem schönen Birnbaume auf dem weichen Rasen niedersetzten. Nachdem sie ein Weilchen dort gesessen hatte, sagte Lydia zum Pyrrhus, den sie von ihrem Plan bereits in Kenntniß gesetzt hatte: „Pyrrhus, ich fühle so großen Appetit nach den Birnen

dieſes Baumes; ſteige doch einmal hinauf, und wirf einige herunter." — Pyrrhus kletterte ſogleich auf den Baum, und warf etliche Birnen herab. Plötzlich rief er aus: „Ei, Meſſer, was thut Ihr denn da? Und Ihr Madonna, wie könnt Ihr Euch zu ſo etwas in meiner Gegenwart verſtehen? Glaubt Ihr denn, daß ich blind bin? Ihr waret ja nur ſo eben noch krank; wie ſeyd Ihr denn ſo im Augenblick geneſen, daß Ihr ſolche Dinge treibt? Wenn Ihr einen Drang dazu fühltet, ſo habt Ihr ja ſchöne Schlafzimmer; warum geht Ihr denn nicht in eins von denſelben, wenn Ihr ſo etwas thun wollt? Das würde anſtändiger ſeyn, als es in meiner Gegenwart vorzunehmen?

„Was ſchwatzt Pyrrhus da?" ſagte Lydia zu ihrem Gemahl. „Iſt er denn verrückt geworden?" — „Nein, ich bin keineswegs verückt geworden," verſetzte Pyrrhus. „Aber Ihr müßt vermuthlich denken, daß ich blind geworden ſey." —

Nicoſtratus verwunderte ſich im höchſten Grade, und ſagte: „Pyrrhus, ich glaube, du träumſt." — „Nein, mein Herr, ich träume nicht," erwiederte Pyrrhus, und Ihr träumt eben ſo wenig, und wenn ſich dieſer Birnbaum ſo raſch bewegte, wie Ihr, ſo bliebe keine Birne daran." — „Was mag das wohl ſeyn?" ſagte Lydia. „Sollte er wirklich ſo etwas zu ſehen meinen, wie er ſagt? Wahrhaftig, wenn ich geſund wäre, ſo ſtieg ich gleich ſelbſt hinauf, um die wunderlichen Dinge zu ſchauen, die er von oben ſieht." — Pyrrhus fuhr oben auf dem Baume in gleicher Art zu reden fort, bis ihm endlich Nicoſtratus gebot, herunterzuſteigen, und ihn fragte, was er denn eigentlich geſehen habe. Pyrrhus erwiederte: „Ihr werdet mich wohl für einen Narren oder Träumer halten. Wenn Ihr mir erlaubt, es zu ſagen, ich ſah Euch mit Eurer Frau das Thier mit dem doppelten

Rücken spielen, und als ich von dem Baume herabstieg, erhobt Ihr Euch wieder, und setztet Euch an Euern Ort." — „Du bist ohne Zweifel nicht recht bei Sinnen," sagte Nicostratus. Wir sind hier ganz ruhig sitzen geblieben, seit du den Baum erstiegen hast." — „Was hilft alles Widerstreiten?" sprach Pyrrhus. Kurz und gut, ich weiß, was ich gesehen habe, und warum wollt Ihr es denn leugnen, da es auf Eurem eigenen Grund und Boden geschehen ist?" — Nicostratus's Erstaunen stieg immer höher, und endlich sagte er: „Nun, so will ich doch selbst einmal sehen, ob der Baum wirklich so bezaubert ist, daß man oben Wunderdinge sieht!"

Nach diesen Worten stieg er hinauf, und als er den Gipfel erklettert hatte, spielte Pyrrhus bei seiner Gemahlin wirklich die Rolle ihres Gemahls vor seinen Augen. Als Nicostratus dieß sah, schrie er: „Ha, du schlechtes Weib, was thust du da? Und was beginnst du Pyrrhus, du Schändlicher, dem ich immer am meisten vertraute?" Bei diesen Worten fing er an, wieder von dem Baume herunterzusteigen. Lydia und Pyrrhus antworteten: „Wir sitzen hier still," und während er herabstieg, verfügten sie sich wieder an den Platz, wo er sie verlassen hatte. Indeß, er hatte kaum den Fußboden wieder erreicht, als er anfing, mit den größten Schimpfworten gegen sie loszubrechen. Worauf Pyrrhus ganz ruhig erwiederte: „Nun glaube ich doch wirklich, Herr, daß Ihr vorhin Recht hattet, zu sagen, daß ich nicht recht gesehen hätte, als ich oben auf dem Baume war, denn ich überzeuge mich jetzt, daß es Euch eben so gegangen, wie mir. Daran könnt Ihr selbst nicht zweifeln, wenn Ihr erwägt, daß eine so keusche und kluge Frau wie Eure Gemahlin, wenn sie ja fähig wäre, Euch eine solche Beschimpfung zuzufügen, es doch wahrhaftig nicht vor Euern sichtlichen

Augen thun würde. Von mir will ich weiter nichts sagen, als daß ich mich eher von Pferden zerreißen lassen wollte, ehe ich mir nur einen solchen Gedanken erlaubte; und wie viel weniger würde ich mich in Eurer Anwesenheit auf der That betreten lassen! Daher muß wohl die optische Täuschung von diesem verzauberten Baume herrühren; denn ich hätte mirs von aller Welt nicht ausreden lassen, daß Ihr nicht hier vor meinen Augen Eure Gemahlin ehelich umarmt hättet, wenn Ihr nicht behauptetet, es sey Euch so vorgekommen, als ob ich dasselbe gethan hätte, da ich Euch doch versichern kann, daß ich nicht daran gedacht habe, und noch viel weniger fähig wäre, es zu thun."

Lydia, die zum Scheine sehr zornig that, sprang auf, und sagte: „Verflucht sey die Stunde, wo du mich für so schlecht halten konntest, daß ich hieher käme, so etwas vor deinen Augen zu verüben. Glaube mir sicher, wenn mir etwas der Art eingefallen wäre, so würde ich in meinen Zimmern den Ort und die Gelegenheit so zu finden wissen, daß du in deinem Leben nicht dahinter kommen solltest."

Nicostratus glaubte jetzt selbst, daß sich die Sache wohl so verhalten müßte, wie sie Beide sagten, und er hielt es für ganz unwahrscheinlich, daß sie in seinem Beiseyn einen solchen Akt verübt haben sollten. Er erlaubte sich daher keine weitern Scheltworte und Vorwürfe, sondern fing an, über das Wunderbare dieses Vorfalls zu sprechen, und über die unbegreifliche Täuschung derjenigen, welche den Birnbaum bestiegen. Lydia aber, die sich noch immer darüber sehr entrüstet stellte, daß Nicostratus nur mit einer Sylbe eine solche Meinung von ihr geäußert hätte, sagte: „Bei Gott, dieser Birnbaum soll nie wieder weder mir, noch einem andern braven Weibe an ihrer Ehre schaden! Ich werde dem vorzubeugen wissen.

Hole sogleich eine Art, Pyrrhus, und haue ihn um, um dich und mich an ihm zu rächen, obwohl Nicostratus selbst damit einen Schlag auf den Kopf verdiente, weil er sich ohne alle Ueberlegung die Augen des Verstandes so plötzlich verblenden ließ. Denn was ihm auch seine leiblichen Augen vorspiegeln mochten, so hätte er doch so etwas nie glauben und für Wahrheit ansehen sollen."

Pyrrhus holte jetzt schnell eine Art, und fällte den Baum. Als er am Boden lag, sagte Lydia zu Nicostratus: „Nun dieser Feind meiner Ehre hingestreckt ist, legt sich mein Zorn." Dabei warnte sie ihn aber, diejenige, die ihn mehr als sich selbst liebe, nie wieder mit etwas der Art in Verdacht zu haben. Und so ging denn der arme angeführte Ehemann mit ihr selbst und mit ihrem Liebhaber wieder in den Palast zurück, wo Pyrrhus und Lydia noch oft die Annehmlichkeiten ihres Liebesverhältnisses schmeckten. Möge der Himmel uns Allen ein ähnliches Glück bereiten!

X. Novelle.

Zwei Sienesen lieben eine Frau, welche die Gevatterin des Einen ist. Der Gevatter stirbt, und erscheint, seinem Versprechen gemäß, nach dem Tode seinem Freunde, welchem er erzählt, wie es in der andern Welt gehalten wird.

Jetzt hatte nur der König allein noch zu erzählen, welcher, nachdem die Mädchen den unschuldigen Birnbaum lange beklagt hatten, bei wieder eintretender Stille folgendermaßen anhob:

„Es liegt auf der Hand, daß jeder gerechte König die Gesetze, welche er gibt, zuerst beachten muß, und wenn er sich über dieselben hinaussetzte, so verdiente er eher wie ein Sklave gezüchtigt, als wie ein König geehrt zu werden. Und doch finde ich, der ich euer König bin, daß ich mich dieses Vorwurfs und des Verdammungsurtheils schuldig gemacht habe. Ich muß eingestehen, daß ich gestern den Gegenstand unserer heutigen Unterhaltung mit dem Vorsatze bestimmte, mich dießmal meines gewöhnlichen Vorrechts zu begeben, und so wie Jedes von euch über das aufgegebene Thema zu sprechen. Inzwischen ist nicht nur Alles bereits erschöpft worden, was ich vorzutragen gedachte, sondern wir hörten auch noch so viele andere und schönere Dinge, daß ich, so sehr ich auch mein Gedächtniß anstrenge, mich auf nichts besinne, was dem Gegenstande angemessen, und mit dem bereits Gesagten zu vergleichen wäre. Da ich demnach mein eigenes Gesetz übertreten muß, so bekenne ich mich straffällig, und unterwerfe mich willig jeder Buße, die man mir auferlegt; übrigens will ich mich meines gewöhnlichen Privilegiums bedienen. Elisens Novelle von dem Gevatter und der Gevatterin und die Einfalt der Sienesen ziehen mich so sehr an, liebe Mädchen, daß ich die Streiche, welche kluge Weiber ihren einfältigen Männern spielten, jetzt bei Seite lassen, und euch von den Sienesen ein Histörchen zum Besten geben will, das zwar so manche nicht recht glaubwürdige Dinge enthält, aber doch zum Theil lustig anzuhören seyn wird.

In Siena lebten nämlich einst zwei junge Leute aus der niedern Volksklasse, von denen der Eine Tinguccio Mini, und der Andere Meuccio di Tura hieß, welche beide in Porta Salaia wohnten, fast immer bei einander waren, und einander außerordentlich lieb zu ha-

den schienen. Indem diese, wie gute Christen zu thun pflegen, zusammen in die Kirchen und Predigten gingen, hatten sie oft von der Seligkeit und von der Verdammniß gehört, welche die Seelen der Verstorbenen, nach ihrem Verdienste, in der andern Welt erwarteten. Weil sie nun darüber gern eine nähere Auskunft gehabt hätten, diese aber nicht erlangen konnten, so machten sie mit einander aus, daß derjenige, welcher von ihnen beiden zuerst sterben würde, wenn es seyn könnte, zu dem, welcher am Leben geblieben, zurückkehren, und ihm die erwünschte Nachricht bringen sollte; und das versprachen sie sich gegenseitig mit einem Eidschwur.

Indem sie nun nach diesem Vertrage ihren freundschaftlichen Umgang in der bereits angedeuteten Weise fortsetzten, geschah es, daß Tinguccio von einem gewissen Ambrogio Anselmini, dessen Frau, Mama Mita genannt, einen Sohn geboren hatte, zu Gevatter gebeten wurde. Tinguccio, der mit seinem Busenfreunde öfters Besuche bei der Gevatterin machte, die ein sehr hübsches, lebhaftes Weibchen war, verliebte sich in sie, trotz der Gevatterschaft; und Meuccio, der nicht nur selbst Wohlgefallen an ihr fand, sondern auf welchen die Lobeserhebungen seines Kameraden Eindruck machten, ward gleichfalls in sie verliebt. Beide hüteten sich, Einer dem Andern etwas von seiner Neigung merken zu lassen, aber Jeder aus einem andern Grunde. Tinguccio nahm sich nämlich in Acht, mit seinem Freunde davon zu sprechen, weil er darin zu fehlen glaubte, daß er seine Gevatterin liebte, und er würde sich geschämt haben, wenn irgend Jemand etwas davon erfahren hätte. Meuccio hatte zwar keine solchen Rücksichten zu nehmen; weil er aber bemerkt hatte, daß sie seinem Freunde gefiel, so dachte er: „Wenn ich mich ihm offenbare, so wird er eifersüchtig auf

mich werden; und da er als ihr Gevatter vertrauter mit ihr sprechen kann, so wird er mich ihr verhaßt zu machen suchen, und dann möchte ich wohl schwerlich zu meinem Ziel gelangen."

Von den Beiden hatte indessen Tinguccio die beste Gelegenheit, dem Weibchen sein zärtliches Verlangen zu eröffnen, und er wußte es auch durch Worte und Handlungen dahin zu bringen, daß sie sich seinen Wünschen willfährig zeigte. Als Meuccio dieß gewahrte, so war es ihm zwar sehr ärgerlich; indeß, weil er hoffte, auch noch einmal sein Ziel zu erreichen, so that er, als ob er nichts merkte, um dem Tinguccio weder Grund noch Anlaß zu geben, ihm bei seinem Bestreben ein Hinderniß in den Weg zu legen. Während nun die beiden Kameraden, der Eine glücklicher, als der Andere, liebten, fand Tinguccio, der im Besitze seiner Gevatterin war, den Boden so sanft und locker, daß er nicht aufhören konnte, zu graben und zu arbeiten, bis ihn in Folge der Anstrengung eine Krankheit überfiel, die in einigen Tagen so heftig wurde, daß er sie nicht überstand, und den Geist aufgab.

Nach drei Tagen (eher hatte es vermuthlich nicht seyn können), kam er, zufolge seinem gegebenen Versprechen, in der Nacht in die Kammer des Meuccio, und rief ihn bei Namen, als er schon fest eingeschlafen war. Meuccio erwachte, und fragte: „Wer bist du?" — „Ich bin Tinguccio," antwortete die Erscheinung, „und ich komme, um dir, meinem Versprechen gemäß, Nachrichten aus der andern Welt zu bringen." — Meuccio erschrack erst ein wenig, als er ihn vor sich stehen sah; doch bald faßte er sich wieder, und sagte: „Sey mir herzlich willkommen, liebes Brüderchen!" worauf er ihn fragte, ob er etwa verloren sey. — Tinguccio versetzte: „Verloren sind nur

solche Dinge, die sich nicht wieder finden. Wie sollte ich denn, da ich hier bin, verloren seyn?" — „Du mißverstehst mich," erwiederte Meuccio; „ich meine, du befindest dich doch nicht etwa unter den verdammten Seelen in dem höllischen Feuer?" — „Das gerade nicht," sagte Tinguccio; aber ich muß dennoch wegen meiner Sünden harte Strafen und viele Angst erleiden."

Meuccio befragte ihn hierauf näher, auf welche Weise jedes Vergehen bestraft würde, und Tinguccio gab ihm darüber genaue Auskunft. Dann fragte Meuccio weiter, ob er ihm vielleicht in dieser Welt noch einen Dienst erzeigen könnte. Tinguccio antwortete darauf: „Allerdings; er möchte nämlich für ihn Messen lesen und Gebete sprechen lassen, und Almosen geben, weil ihm alle diese Dinge viel helfen würden. Meuccio sagte ihm, daß er das von Herzen gern thun wolle. Als nun Tinguccio Abschied nahm, und ihn verlassen wollte, gedachte Meuccio der Gevatterin; er erhob den Kopf ein wenig, und sagte: „Es ist gut, Tinguccio, daß mir so eben noch die Gevatterin einfällt, mit welcher du vertrauten Umgang pflogst, als du noch lebtest. Sage mir doch, welche Strafe hast du denn dafür zu erleiden?

„O mein lieber Bruder," versetzte Tinguccio, als ich dort anlangte, traf ich Einen, der das ganze Register meiner Sünden auswendig zu wissen schien, welcher mir befahl, an einen Ort zu gehen, wo ich unter der größten Qual meine Sünden bejammerte, und wo ich noch viele Gesellschafter fand, die mit mir zu der gleichen Strafe verdammt waren. Als ich nun mitten unter ihnen stand, und alles dessen gedachte, was ich mit meiner Gevatterin gethan hatte, und dafür noch weit größere Strafen erwartete, befiel mich, obwohl ich mich in einem mächtig flammenden Feuer befand, ein großes Zittern. Da dieß

Einer bemerkte, welcher mir zur Seite stand, fragte er mich: „Was hast du denn mehr, als die Andern, die sich hier befinden, daß du so zitterst, indem du im Feuer stehst?“ — „Ach, lieber Freund,“ antwortete ich ihm, „ich bin in großer Furcht vor dem Gerichte, das ich wegen eines schweren begangenen Vergehens erwarte.“ — Er fragte mich, was denn das für ein Vergehen wäre, und ich erwiederte darauf: „Mein Vergehen ist dieses, daß ich mit meiner Gevatterin unerlaubten Umgang gepflogen habe, und des Guten darin so viel that, daß es mich das Leben gekostet hat.“ — „Ach, dummer Teufel,“ sagte er, mich auslachend, „hier fragt man nach keiner Gevatterin.“ — Da ich das hörte, fiel mir ein Stein vom Herzen.“ —

Als Tinguccio so gesprochen hatte, begann der Tag zu dämmern, und er sagte nur noch: „Meuccio, gehab dich wohl! Ich darf nicht länger bei dir weilen!“ nach welchen Worten er verschwand.

Nachdem Meuccio gehört hatte, daß man dort nicht nach Gevatterschaften frage, lachte er über seine Einfalt, über welcher er schon so manche schöne Gelegenheit versäumt hatte, und wurde in diesem Punkte von Stund an klüger.

Wäre dem Bruder Rinaldo diese Geschichte bekannt gewesen, so hätte er eine Menge Syllogismen nicht nöthig gehabt, um seine Gevatterin für seine Wünsche zu gewinnen.

Beim Untergang der Sonne hatte sich bereits der kühlende Zephyr erhoben, als der König seine Novelle schloß. Da nun für heute nach ihm Niemand weiter zu erzählen hatte, so stand er auf, nahm die Krone vom

Haupte, und sprach zu Lauretten, indem er sie ihr aufsetzte: „Ich kröne dich mit dem Zweige, von dem du den Namen hast, als Königin unserer Gesellschaft. Trage als unsere Herrin für Alles Sorge, was du zum Nutzen und zur Erheiterung Aller für zweckmäßig erachtest.“ Hierauf setzte er sich wieder.

Lauretta, die nun Königin geworden war, ließ sogleich den Seneschall rufen, welchem sie gebot, die Tafel in dem schönen Thale, etwas früher, als gewöhnlich, zu bereiten, damit man bei guter Zeit nach dem Palaste zurückkehren könnte, und sie ertheilte ihm zugleich die Befehle, was er weiter im Laufe ihrer Regierung besorgen sollte. Darauf wendete sie sich an die Gesellschaft und sprach: „Dioneo machte es uns zur Aufgabe, von den Streichen zu erzählen, welche Weiber ihren Männern spielten, und wenn ich rachelustig wäre, so könnte ich verordnen, daß man morgen davon sprechen sollte, wie die Männer oft ihre Weiber hinters Licht führen. Doch wir wollen das lassen, und das nächstemal von den lustigen Streichen handeln, die entweder Männern von Weibern, oder Weibern von Männern, oder sonst dem Einen von dem Andern gespielt wurden. Ich bin der Meinung, daß dieses Thema eben so viel komische Ausbeute geben wird, wie das heutige.“

Nach diesen Worten erhob sie sich, und beurlaubte die Gesellschaft bis zum Abendessen. Die jungen Mädchen und Männer standen jetzt ebenfalls auf, und zerstreuten sich; einige wateten baarfuß durch die klaren Gewässer, andere lustwandelten unter den schönen schlanken Bäumen auf dem weichen Rasen. Dioneo und Fiametta sangen eine Zeitlang von Archyta und Palämon, und so brachten sie mit mancherlei verschiedenen Belustigungen die Zeit bis zur Stunde des Nachtessens auf die angenehmste Weise hin. Als diese erschien, wurden längs des kleinen Sees die

Tafeln gedeckt, und unter dem Gesang von tausend Vögeln und erfrischt von den kühlen Lüftchen, welche von den nahen Hügeln her wehten, hielten sie heiter und ungestört ihr Mahl. Nach beendigter Tafel durchkreuzten sie das liebliche Thal noch ein wenig, und kehrten dann langsam in der letzten Abenddämmerung nach ihrem gewöhnlichen Aufenthalte zurück. Unterwegs verkürzten sie sich die Zeit mit heitern Scherzen und mit Gesprächen über tausenderlei Gegenstände und über die erzählten Novellen, und trafen, als die Nacht eben anbrach, in dem schönen Palaste ein. Dort erquickten sie sich nach ihrer Ermüdung mit delikaten Weinen und Confitüren, und versammelten sich zum Tanz und Gesang neben dem schönen Springbrunnen, wo bald Tindaro mit der Sackpfeife, bald eine andere Melodie ihre Tänze begleitete. Zum Schluß befahl die Königin Philomenen, ein Lied vorzutragen, worauf sie folgendermaßen anhob:

„Wie traurig ist mein Leben!
Wenn werden mir die Freuden wiederkehren,
Die ich seit unsrer Trennung muß entbehren?

Ich weiß es nicht; doch glühend ist mein Streben,
Das ich im Busen trage,
Nach jener Lust der hingeschwund'nen Tage.
O théures Herz, du meine einz'ge Wonne,
Du meines Daseyns Sonne,
Verkünd' es mir! Denn einen Andern fragen —
Ich darf's und will's nicht wagen;
Drum, o Geliebter, laß mich Frohes hoffen,
Und zeige mir den Liebeshimmel offen!

Mit Worten kann ich nicht die Wonne schildern,
Die einst ich so empfunden,
Daß jetzt ich Tag und Nacht nicht kann gesunden.

Gehör, Gefühl, Geſicht und alle Sinne
Entflammten meine Minne,
Zu jenen Liebesgluthen allen,
Die mir das Herz durchwallen;
Nur du allein kannſt dieſes Feuer kühlen,
Und friſche Kraft mich wieder laſſen fühlen.

O ſage mir, wenn wird es wohl geſchehen,
Daß ich dich wiederfinde,
Und dir die Augen küſſend dich umwinde?
O laß es mich, du Heißgeliebter, wiſſen,
Ob du noch lange mir entriſſen!
Zeig' mir der Hoffnung und des Troſtes Sterne!
Kurz ſey die Friſt der Ferne,
Und lang die Zeit, wo wir uns wiederſehen;
Dann will ich gern von Amors Pfeil getroffen ſtehen.

Gelingt mir's, dich noch einmal zu empfangen,
Dann will ich's klug beginnen,
Daß du mir nimmer wieder ſollſt entrinnen.
Dann will ich dich mit feſten Armen faſſen,
Und nimmer von dir laſſen,
Vom ſüßen Labekelche deiner Lippen
Der Wonne Thau zu nippen. —
Komm bald, daß feurig dich mein Arm umranke!
Zum Luſtgeſang reizt mich ſchon der Gedanke."

Aus dieſem Geſange muthmaßte die ganze Geſellſchaft, daß Philomenen ein neues, holdes Liebesband umſchlungen halte, und weil es ihren letzten Worten nach ſo ſchien, als ob ſie von der Liebe ſchon mehr, als den bloßen Anblick genoſſen hätte, ſo hielt man ſie für glücklich, und mochte ſie auch wohl ein wenig beneiden. Nach dem Ende des Liedes erinnerte ſich die Königin daran, daß

am nächſten Tage Freitag wäre. Sie ſprach daher den Wunſch aus, daß es an den beiden folgenden Tagen ebenſo, wie unter Reiphilens Regiment gehalten werden möchte. Allen gefiel der Vorſchlag der Königin, welche jetzt, nachdem ſchon ein großer Theil der Nacht vorüber war, die Geſellſchaft beurlaubte, worauf ſich Alle zur Ruhe begaben.

Bibliothek

des

Frohsinns.

Neue Folge.

Ite Section.

Boccaccio's Dekameron.

In 8 Lieferungen.

Drittes Bändchen.

Ex Biblioth. Universitatis Frider. Guil. Berolin.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Das

Decameron

von

Boccaccio.

Neu übersetzt

von

Ernst Ortlepp.

Königl. Bibliothek
Universitäts-
Friedr. Guil.
Berolin.

Dritter Theil.

Stuttgart.
Franz Heinrich Köhler.
1842.

Es schließt der siebente Tag des Dekameron, und es beginnt der achte, an welchem unter dem Regiment der Lauretta von den Streichen erzählt wird, welche täglich entweder den Weibern von Männern, und den Männern von Weibern, oder dem einen Mann von dem andern gespielt werden.

Schon rötheten am Sonntag früh die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gipfel der Berge; die Schatten entwichen, und die Gegenstände traten klar hervor, als die Königin mit ihrer Gesellschaft erwachte. Zuerst lustwandelte man ein wenig in der erfrischenden Morgenkühlung, dann besuchte man um die Mitte der dritten Stunde ein nahes Kirchlein, worauf man sich nach Hause zum fröhlichen Mahle begab, welches sich, wie gewöhnlich, mit Gesang und Tanz endigte. Nachdem die Sonne bereits die Mittagslinie überschritten hatte, wandte man sich auf den Befehl der Königin nach dem schönen Springbrunnen. Als man sich dort zum Erzählen gelagert hatte, begann Neiphile auf den Wink der Königin folgendermaßen:

I. Novelle.

Gulfardo borgt von Gasparuolo Geld, und wird mit seiner Frau darüber einig, daß er um diese Summe bei ihr schlafen dürfe. Darauf sagt er in ihrer Gegenwart zu Gasparuolo, daß er ihr das Geld gegeben habe, was sie nicht leugnen kann.

Da es dem Himmel gefällt, daß ich heute mit meiner Erzählung den Anfang machen soll, so bin ich es auch zufrieden; und weil, meine liebenswürdigen Damen, schon so viel von den Streichen, welche Frauen ihren Männern spielten, erzählt worden ist, so will ich euch jetzt auch einen zum Besten geben, den ein Mann einer Frau spielte. Dabei habe ich aber keinesweges die Absicht, den Mann zu tadeln, oder zu behaupten, daß der Frau zu viel geschehen wäre; sondern ich will im Gegentheil den Mann loben und die Frau tadeln und zeigen, daß auch die Männer diejenigen, die ihnen zu sehr vertrauen, eben so gut anzuführen wissen, als sie selbst von denen angeführt werden, denen sie blindlings vertrauen. Man sollte daher eigentlich das, was ich vortragen will, nicht sowohl einen Possenstreich, sondern vielmehr eine wohlverdiente Wiedervergeltung nennen. Denn da es die Pflicht der Frauen ist, über ihre Keuschheit wie über ihr Leben zu wachen, und sich durch keine Versuchung der Welt verführen zu lassen; so behaupte ich, (wenn sich dieß auch bei der Schwachheit unserer Natur nicht streng durchführen läßt) daß jedes Weib den

Scheiterhaufen verdient, die sich durch Geld zu solchen Dingen verleiten läßt, welche nur die Allgewalt der Liebe in den Augen eines nicht gar zu strengen Richters verzeihlich machen kann; wie uns vor einigen Tagen Philostrato an dem Beispiele der Madonna Filippa in Prato zeigte.

Es lebte also einmal in Mailand ein deutscher Soldat, welcher Gulfardo hieß, ein tapferer und wohlgebildeter Mann und treu im Dienste seiner Herren, was bei den Deutschen nicht immer der Fall zu sein pflegt. Weil er ein pünktlicher Bezahler war, so fehlte es nie an Kaufleuten, die ihm, wenn er Geld brauchte, gern gegen billige Zinsen aushalfen. Dieser verliebte sich nun während seines Aufenthalts in Mailand in eine sehr schöne Dame, welche Donna Ambrogia hieß, und die Gattin eines reichen Kaufmanns, Namens Gasparuolo Cagastraccio, eines Bekannten und guten Freundes von ihm, war. Er wußte seine Leidenschaft so gut zu verbergen, daß weder ihr Gatte, noch sonst jemand etwas davon ahnte. Eines Tages nun bat er sie, ihn mit ihrer Gegenliebe zu beglücken, indem er seinerseits bereit sei, Alles zu thun, was sie von ihm verlangen würde. Nach vielem Hin- und Herreden ließ sie sich endlich dazu bereit finden, unter der zweifachen Bedingung, daß Gulfardo erstlich sich gegen keine Seele je eine Sylbe davon verlauten ließe, und daß er ihr zweitens Zweihundert Goldgulden geben sollte. Als einem reichen Manne sei ihm ja dieß eine Kleinigkeit. Wenn er ihr dieses Opfer bringe, so wolle sie gern seinen Wünschen entgegenkommen. Als Gulfardo hieraus ihre Habsucht erkannte, mußte er sie verachten, und demnach beschloß er, ihr einen Possen zu spielen Er

ließ ihr also melden, daß er erbötig sei, ihr sowohl diesen, als alle sonstige in seinen Kräften stehende Dienste zu erzeigen, und er ersuchte sie nur, ihm sagen zu lassen, wenn er erscheinen und ihr das Geld überreichen dürfte. Zugleich machte er sich anheischig, Niemand etwas von der Sache zu sagen, außer einem einzigen Kameraden, vor dem er kein Geheimniß habe, und der auf allen seinen Wegen sein treuer Begleiter wäre. Als die edle Dame, oder vielmehr das schlechte Weib, dieß hörte, so hatte sie nichts einzuwenden, und meldete ihm, daß ihr Gemahl in etlichen Tagen eine Geschäftsreise nach Genua machen müsse, und alsdann wolle sie ihm Nachricht geben, und ihn zu sich bescheiden.

Mittlerweile ging Gulfardo zu Gasparuolo, und sagte zu ihm: „Ich stehe im Begriff, ein Geschäft abzuschließen, zu dem ich zweihundert Goldgulden nöthig habe; ich bitte dich, mir dieses Geld gegen die gewöhnlichen Zinsen, die ich dir sonst gezahlt habe, vorzustrecken.“

„Mit Vergnügen,“ versetzte Gasparuolo, und händigte ihm sogleich die gewünschte Summe ein.

Nach einigen Tagen verreiste Gasparuolo nach Genua. Jetzt schickte seine Frau in Folge der getroffenen Uebereinkunft zu Gulfardo, und ließ ihm sagen, daß er kommen und die zweihundert Goldgulden mitbringen möchte. Gulfardo nahm seinen Kameraden mit sich, und verfügte sich nach ihrer Wohnung. Das Erste, was er that, war, daß er ihr in Gegenwart seines Begleiters die zweihundert Gulden einhändigte, und zu ihr sagte: „Madonna, empfangt hier dieses Geld, und übergebt es Euerm Manne, sobald er wiederkehrt.“

Die Frau nahm es an und dachte sich nichts Unrechtes bei Gulfardo's Worten, sondern glaubte viel-

mehr, er nehme dieß zum Vorwand, damit sein Begleiter nicht merken möchte, daß er ihr das Geld als den Preis ihrer Gunstbezeugungen gebe. Sie sagte daher: „Es soll geschehen; ich will nur zuvor einmal nachsehen, wie viel es ist.“ Darauf schüttete sie das Geld aus, und zählte es. Als sie die Summe richtig fand, verschloß sie dieselbe fröhlich in ihrem Kasten, und kehrte dann zu Gulfardo zurück, den sie in ihre Kammer führte, und nicht bloß diese, sondern viele andere Nächte, bis ihr Gemahl von Genua zurückkehrte, mit sich selbst zufrieden stellte. Als Gasparuolo endlich von Genua heimkehrte, verfügte sich Gulfardo, der die Zeit erlauert hatte, wo jener bei seiner Frau war, zu ihm, und sagte zu ihm in ihrer Gegenwart: „Gasparuolo, ich konnte die zweihundert Goldgulden, die ich neulich von dir entlehnte, nicht brauchen, weil aus meinem Handel nichts geworden ist; ich habe sie daher sogleich deiner Frau zurückgebracht; streiche deswegen diesen Posten in deinem Buche aus!“

Gasparuolo fragte seine Frau, ob sie das Geld empfangen hätte. Da der Zeuge dabei stand, so konnte sie dieß nicht leugnen, sondern versetzte: „Allerdings habe ich es erhalten, und nur gerade noch nicht daran gedacht, es dir zu sagen.“

„Ich bin zufrieden,“ sprach Gasparuolo; „geh mit Gott; ich werde deine Schuld cassiren.“ Darauf entfernte sich Gulfardo; die betrogene Frau aber mußte ihrem Gemahl ihren Sündenlohn herausgeben, nachdem ihr schlauer Liebhaber, ohne daß es ihm etwas kostete, die Gunstbezeugungen seiner habsüchtigen Schönen genossen hatte.

II. Novelle.

Der Pfarrer von Varlungo schläft bei Frau Beleore, und läßt ihr seinen Mantel zum Pfande. Dann borgt er einen Mörser von ihr, und als er ihn wiederschickt, läßt er den Mantel als Unterpfand für den Mörser zurückfordern, den sie mit einer spitzigen Rede zurückgibt.

Sowohl die Herren als die Damen billigten einmüthig den Streich, welchen Gulfardo der geldsüchtigen Mailänderin gespielt hatte; darauf winkte die Königin lächelnd dem Pamphilo, fortzufahren, welcher also anhob:

„Schöne Damen, ich will euch eine Geschichte von denen erzählen, die uns fortwährend verletzen, ohne daß wir uns wieder an ihnen reiben können, ich meine nehmlich die Pfaffen, welche gleichsam gegen alle unsere Weiber den Kreuzzug predigen, und glauben, nicht weniger Indulgenz und Sündenvergebung zu verdienen, wenn sie sich eine davon unterwerfen können, als wenn sie den Sultan von Aegypten gefangen nach Avignon lieferten. Die armen Weltkinder können ihnen nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, wenn sie sich auch an den Müttern, Schwestern, Freundinnen und Töchtern derselben mit nicht geringerem Eifer rächen, als jene ihre Weiber verfolgen. Deshalb will ich euch ein ländliches Liebesabenteuer mittheilen, das zwar nicht lang ist, aber spaßhaft genug endigt. Ihr könnt daraus die Lehre ziehen, daß man den Pfaffen nicht immer Alles aufs Wort glauben darf.

Ihr werdet vielleicht alle von einem rüstigen, im Dienste der Weiber wohlversuchten Pfarrer zu Varlungo, einem nicht weit von hier entfernten Dorfe, gehört haben, der, obgleich er nicht recht lesen konnte, doch an jedem Sonntag seine Gemeinde unter dem Ulmbaume mit salbungsvollen Worten zu erbauen wußte, und wenn die Männer in Geschäften abwesend waren, so verstand kein Pfaff, weder vor, noch nach ihm, ihre Weiber besser zu versuchen, ihnen Naschwerk, Weihwasser, bisweilen auch Endchen geweihter Kerzen zu bringen, und ihnen dabei seinen Segen zu ertheilen. Unter den Bäuerinnen in seinem Orte, welche ihm von Anfang her sehr behagt hatten, gefiel ihm nun vor allen eine, Namens Belcolore, die Frau eines Landmanns, der sich Ventivegno del Mazzo nennen ließ, und die in der That auch ein anmuthiges, frisches, bräunliches und kernfestes Bauerweibchen, und mehr geschickt war, auf der Mühle zu mahlen, als irgend eine andere. Außerdem war sie auch diejenige, welche die Cymbel am meisterhaftesten schlug, am besten zu singen verstand: „Das Wasser läuft durchs Zwiebelfeld," und, mit einem hübschen Tuche in der Hand, den Reigen am geschicktesten anzuführen wußte. Darum verliebte sich denn unser Herr Pfarrer dermaßen in sie, daß er fast den Verstand verlor, und sich den ganzen Tag umhertrieb, um sie zu sehen. Und wenn er sie Sonntags Morgens in der Kirche erblickte, so sang er sein Kyrie und Sanktus mit solcher Emphase, daß man einen jauchzenden Esel zu hören glaubte, während er, wenn er sie nicht bemerkte, leicht genug darüber hinging. Bei alledem wußte er es jedoch so einzurichten, daß weder Ventivegno, noch sonst jemand im Dorfe, etwas davon gewahrte. Um sich

bei Beleolore desto mehr einzuschmeicheln, beschenkte er sie von Zeit zu Zeit, und schickte ihr bald ein Bündel von dem besten Knoblauch, den er mit eignen Händen in seinem Garten gepflanzt hatte, bald ein Körbchen voll Bohnen, bald eine Schnur Zwiebeln, oder Challotten; und wenn er seine Zeit ersah, so beäugelte er sie, und schwänzelte um sie herum, wie ein verliebter Pudel. Allein sie that immer, als ob sie es gar nicht bemerkte, daher er lange Zeit bei ihr nicht zum Ziele kommen konnte. Einstmals traf es nun, als er gerade um die Mittagszeit draußen umherschlenderte, daß er dem Bentivegno del Mazzo begegnete, der einen beladenen Esel vor sich her trieb. Er redete ihn an, und fragte ihn, wohin er wollte. Bentivegno antwortete: „Meiner Treu, Herr, daß ichs Euch nur sage, ich habe da etwas in der Stadt zu thun, und ich bringe diese Sachen dem Herrn Bonacori da Ginestreto, daß er mir hilft, weil mich der Herr Defizialrichter durch seinen Proklater parentorisch hat recitiren lassen."

Der Pfarrer, dem das lieb war, versetzte: „Du thust Recht, mein Sohn; Gott segne dein Vorhaben! Kehre bald heim, und wenn dir von ungefähr Bambuccio oder Naldino begegnen sollten, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir doch bald die Riemen zu meinen Dreschflegeln schicken möchten."

„Es soll nicht fehlen," sagte Bentivegno, und setzte seinen Weg nach Florenz fort. Jetzt glaubte der Pfarrer, sei es die rechte Zeit, zu seiner Beleolore zu gehen, und sein Glück bei ihr zu versuchen. Er eilte daher sogleich zu ihr.

„Gott zum Gruß!" rief er; „ist Niemand zu Hause?" — Beleolore, welche auf den Boden gegangen war,

hörte ihn, und rief herunter: „Wer da? — Ach, seid Ihr's, Herr Pfarrer? Wie kommt's, daß Ihr in der Mittagshitze so umherlauft?“ — „So wahr ich lebe,“ versetzte der Priester, ich kam bloß, um ein Weilchen bei dir zu bleiben, weil ich so eben deinen Mann auf dem Wege nach der Stadt begegnete.“ —

Beleolore kam herunter, setzte sich auf die Erde, und fing an, den Kohlsamen zu lesen, den ihr Mann kurz vorher gedroschen hatte.

„Sage einmal, Beleolore,“ begann der Pfarrer, „willst du mich denn immer auf diese Art vor Liebe verschmachten lassen?“

„Was thu' ich Euch denn?“ sagte Beleolore und lachte. „Du thust mir gar nichts,“ erwiederte der Pfarrer; aber du lässest mich auch nicht thun, was ich dir gern thun möchte, und was der Himmel geboten hat.“

„O gebt mir doch!“ versetzte sie. „Thun denn die geistlichen Herren so etwas auch?“

„Warum nicht eben so gut, wie andere Menschen, und wohl noch besser?“ sagte der Pfarrer. „Denn wir mahlen nur selten und mit gesammeltem Wasser. Davon sollst du dich überzeugen, wenn du ruhig bist, und mich machen lässest.“

„Was ist von Euch Gutes zu erwarten?“ versetzte Beleolore. „Seid ihr nicht alle so schäbig wie der Teufel?“

„Das ich nicht wüßte;“ sprach der Pater. „Fordere nur! Willst du ein Paar neue Schuhe? Oder ein schönes Stirnband? Oder ein schönes Stück feine Wolle? Oder was sonst?“

„Das wäre mir auch was Rechtes!“ sagte Beleolore. „Das habe ich Alles selbst. Aber wenn Ihr mich

so gern habt, wie Ihr sagt, so erweiset mir einen Dienst, und dann will ich Euch Alles zu Gefallen thun."

„Sag mir nur, was du verlangst, und ich will es gern thun," sprach der Pfarrer.

„Nun," versetzte Belcolore, „ich muß nächsten Sonnabend nach Florenz, um Wolle abzugeben, die ich gesponnen habe, und um mein Spinnrad ausbessern zu lassen. Wenn Ihr mir fünf Lire borgt, die Ihr gewiß bei Euch habt, so würde ich vom Pfandverleiher meinen dunkelblauen Rock wieder einlösen, und meinen Festtagsgürtel, den ich zum Brautschatz mitgebracht habe; denn Ihr seht, ich kann fürwahr nicht mehr in die Kirche gehen, oder mich irgend wo anders zeigen; dann will ich auch immer gern bereit sein, Eure Wünsche zu erfüllen."

„So wahr Gott lebt," erwiederte der Pfarrer, „ich habe im Augenblick nicht so viel bei mir; aber verlaß dich darauf, ehe der Sonnabend kommt, will ich dir das Geld mit Freuden verschaffen."

„Ja," sagte Belcolore, „mit dem Versprechen seid ihr alle gleich bei der Hand, aber wenn's ans Halten kommt, da sieht es windig aus. Wollt Ihrs mit mir etwa ebenso machen wie mit der Biliuzza, die mit einer langen Nase abziehen mußte? Das soll Euch bei meiner Treue nicht gelingen, denn sie ist dadurch in aller Leute Mäuler gekommen. Wenn Ihr das Geld nicht bei Euch habt, so geht, und holt es!"

„Ach," sprach der Pfarrer, „ich bitte dich, schicke mich doch jetzt nicht wieder den weiten Weg nach Hause! Denn du siehst, das Glück will mir gerade so wohl, daß eben jetzt Niemand bei dir ist, und wenn ich fortginge, und später wieder käme, so könnte vielleicht Jemand da

sein, der uns im Wege wäre, und wer weiß, ob so bald eine eben so günstige Gelegenheit wie diese wiederkehrt."

„Meinetwegen!" sagte sie; „wollt Ihr gehen, so geht; wo nicht, so bleibts beim Alten."

Als der Pfarrer sah, daß er bei ihr nicht zum Ziele gelangen würde, ohne sie sicher zu stellen, so gern er es auch vermieden hätte, so sprach er: „Nun sieh, da du mir nicht glaubst, daß ich dir das Geld bringen werde, so will ich dir diesen meinen violetten Mantel zum Pfande lassen."

„Den Mantel da?" sagte Beleolore, die Nase in die Höhe werfend. „Was mag denn der wohl werth sein?"

„Was er werth ist?" rief der Pfarrer. „Du mußt wissen, daß er zweidräthig, oder dreidräthig ist, ja Manche halten ihn sogar für vierdräthig, und es ist noch nicht vierzehn Tage her, daß er mich bei dem Trödler Lotto gute sieben Lire kostete, und ich habe ihn noch um fünf Soldi zu wohlfeil gekauft, wie mich Buglietto versichert, der sich, wie du weißt, auf diese dunklen Tuchstoffe wohl versteht."

„Ei, das wäre!" rief Beleolore aus. „Das hätte ich doch wahrhaftig nimmermehr gedacht! — Aber gebt ihn nur erst her!"

Der Pfarrer, bei dem der Bogen aufs Höchste gespannt war, zog den Mantel aus, und übergab ihn ihr. Sie verwahrte ihn und sagte: „Herr, wir wollen da unten in die Hütte gehen, denn dort kommt Niemand hin." Dort unterhielten sie sich mit einander eine gute Weile. Darauf ging der Pfarrer ohne Mantel in bloßer Simarre nach Hause, als wenn er von einer Hochzeit käme. Als er nun anfing nachzurechnen, daß, so viele

Endchen Lichter er auch das ganze Jahr hindurch geopfert erhielte, diese doch nicht die Hälfte von fünf Liren werth wären, so reute es ihn, daß er seinen Mantel zurückgelassen hatte, und er sann über die Mittel nach, sich wieder in seinen Besitz zu setzen, was ihm denn auch vermöge seiner Schlauheit vortrefflich glückte.

Am nächsten Tage nehmlich, wo ein Fest war, schickte er einen Knaben aus der Nachbarschaft zu Frau Beleoloren, und ließ sie bitten, daß sie doch so gut sein möchte, ihm einen steinernen Mörser zu leihen, weil morgen Binguccio del Poggio und Ruto Buglieti bei ihm zu Mittag speisen würden, und er ihnen gern eine gute Sauce vorsetzen möchte. Beleolore schickte ihm den Mörser. Als nun der Mittag kam, und der Pfarrer wußte, daß Bentivegno mit seiner Frau zu Tische saß, rief er seinen Chorknaben, und sagte zu ihm: „Trage einmal diesen Mörser da zu Frau Beleoloren zurück, und sage ihr: „Der Herr läßt euch danken und bittet, ihm den Mantel wieder zu schicken, welchen er dem Knaben zum Zeichen an euch mitgegeben hat.“ — Der Chorknabe ging mit dem Mörser nach dem Hause der Beleolore, und fand sie mit Bentivegna bei Tische. Er stellte den Mörser hin, und sagte, was ihm der Pfarrer aufgetragen hatte. Als Beleolore hörte, daß er den Mantel verlangte, wollte sie antworten; allein Bentivegno sprach mit zornigem Gesicht: „Was? Nimmst du von dem geistlichen Herrn ein Pfand? Wahrhaftig, ich hätte Lust, dir dafür eine recht tüchtige Maulschelle zu versetzen. Geh den Augenblick, und gib es ihm wieder, und nimm dich in Acht, daß du ihm nie etwas abschlägst, was er von uns braucht, und wenn's auch unser Esel selbst wäre.“

Beleolore ſtand brummend auf, zog den Mantel aus dem Schrank hervor, und gab ihn dem Chorknaben, indem ſie ſagte: „Sagt eurem Herrn von meinetwegen, die Beleolore gelobe zu Gott, daß er nie wieder ſeine Sauce in ihrem Mörſer anrühren ſollte, weil er dießmal ſo unartig damit umgegangen wäre.“ — Darauf ging der Knabe mit dem Mantel fort, und richtete den Auftrag aus. Der Pfarrer lachte nur dazu, und ſagte: „Wenn du ſie wieder triffſt, ſo ſage ihr: wenn ſie mir ihren Mörſer nicht mehr borgen will, ſo leihe ich ihr auch meinen Stößel nicht mehr; ſo bleiben wir einander nichts ſchuldig.“

Bentivegno glaubte, daß ihm die Frau dieß aus dem Grunde habe ſagen laſſen, weil er ſie geſcholten hatte, und kümmerte ſich nicht weiter darum. Aber Beleolore blieb mit dem Pfarrer geſpannt bis zur Weinleſe. Als ihr jedoch der Pfarrer gedroht hatte, daß er ſie dem großen Lucifer in den Rachen ſchicken wollte, ſo ſöhnte ſie ſich aus übergroßer Furcht zwiſchen dem Moſt und den warmen Kaſtanien wieder mit ihm aus, und ſie trieben nachher noch oft mit einander ihr luſtiges Spiel. Statt der fünf Lire aber ließ der Pfarrer ihre Cymbel zurecht machen und ein Glöcklein daran hängen, und ſie war damit zufrieden.

III. Novelle.

Calandrino, Bruno und Buffalmacco suchen in dem Thale Mugnone nach Heliotropen. Calandrino glaubte sie gefunden zu haben, und kehrt mit Steinen beladen nach Hause zurück. Seine Frau schilt ihn aus; er wird darüber zornig, und schlägt sie. Darauf erzählt er seinen Kameraden, was sie besser wissen, als er.

Als Pamphilo's Geschichte, über welche die Mädchen so sehr lachen mußten, daß sie gar nicht aufhören konnten, zu Ende war, winkte die Königin Elisen, fortzufahren. Noch immer lachend begann diese:

„Ich weiß nicht, meine anmuthigen Damen, ob es mir gelingen wird, euch mit einer kleinen Erzählung, die eben so wahr, als lustig ist, auch so viel lachen zu machen, als es Pamphilo mit der seinigen gethan hat; allein ich will mein Bestes thun.

In unserer Stadt, wo es nie an Originalen mangelte, lebte vor nicht langer Zeit ein Maler, Namens Calandrino, ein bornirter Mensch mit wunderlichen Gewohnheiten, der die meisten müssigen Stunden bei zwei andern Malern, Namens Bruno und Buffalmacco zubrachte, welche ein paar lose Vögel, und dabei kluge und geschickte Leute waren. Diese gingen deswegen mit Calandrino um, weil ihnen seine Einfalt und seine sonderbaren Grillen oft großen Spaß machten. Zu gleicher Zeit lebte in Florenz ein junger Mann, der in Allem, was er unternahm, gewandt, unterhaltend, listig und einnehmend war, Namens Maso del

Saggio, welcher von der Einfalt des Calandrino hörte, und sich vornahm, sich einen Spaß mit ihm zu machen, indem er ihm entweder einen Streich spielen, oder etwas recht Abgeschmacktes weiß machen wollte. Eines Tages traf er ihr nun zufällig in der Johanniskirche, wo er die Gemälde und das Schnitzwerk des Tabernakels, welches sich in dieser Kirche über dem Altar erhebt, betrachtete, und er glaubte hier eine gute Gelegenheit zu finden, seinen Plan auszuführen. Er gab daher einem seiner Gefährten einen Wink von seiner Absicht, stellte sich mit demselben in die Nähe der Stelle, wo Calandrino allein saß, und begann von der Wunderkraft verschiedener Steine so ausführlich zu sprechen, als ob er der größte und gelehrteste Steinkenner wäre.

Calandrino spitzte bei diesem Gespräch die Ohren, stand bald nachher auf, und da er fand, daß sie keine Heimlichkeiten verhandelten, so trat er zu ihnen heran. Maso, der dieß gerade gewünscht hatte, fuhr in seinen Reden fort, bis ihn Calandrino fragte, wo denn diese wunderkräftigen Steine anzutreffen wären. Maso erwiederte: „Die Mehrzahl derselben finden sich in Bepliнzone, einer Stadt der Basken, in einer Provinz, die Bengodi heißt, wo man die Weinreben mit Bratwürsten anbindet. Dort gibts auch Gänse, die goldene Eier legen, und einen großen Berg von Parmesankäse, auf dem die Menschen stehen, und nichts Anderes machen als Maccaroni und Eierklöße, die sie in Kapaunenbrühe kochen, und dann herunterkollern, und wer die meisten auffängt, der bekommt das Meiste. Nicht weit davon fließt auch ein Bach vom besten Vernaccia-Wein, den man jemals getrunken hat, der mit keinem Tropfen Wasser vermischt ist.“

„Ach, das muß ja ein ganz herrliches Land sein!“ rief Calandrino aus. Aber sage mir doch, was fängt man denn mit allen den Kapaunen an, die man kocht?“

„Diese essen die Basken alle auf,“ versetzte Maso.

„Bist du jemals dort gewesen?“ fragte Calandrino.

„Ei, das wollte ich meinen,“ sagte Maso, und zwar nicht bloß Einmal, sondern viele Tausendmal.“

„Nun,“ fragte Calandrino, „und wie viele Miglien ist es denn bis dahin?“

„Akkurat so viel, als her;“ versetzte Maso.“

„Nun, so muß es ja wohl weiter sein, als die Abruzzen,“ meinte Calandrino.

„Ja wohl,“ sagte Maso, „gar eine hübsche Strecke.“

Weil Maso dies Alles mit der ernsthaftesten Miene sagte, so glaubte ihn der einfältige Calandrino jedes Wort, als wenn es die ausgemachteste Wahrheit wäre. „Das ist mir doch etwas zu weit,“ sagte er; „aber wenn es näher wäre, so möchte ich wohl einmal mit dir hinreisen, um zu sehen, wie die Maccaroniklöße herunterpurzeln, und mir eine Schüssel davon zu sammeln. Aber sage mir doch, findet man denn in dieser Gegend hier keinen von allen diesen Wundersteinen?“

„Allerdings,“ erwiederte Maso, „gibt es auch hier zweierlei Arten derselben von gar großer Güte. Die einen sind die Mühlsteine von Settignano und Montisci, mit denen man in den Mühlen das Mehl macht, woher auch das Sprichwort rührt:

„Gott läßt das liebe Korn gedeihn,
Montisci's Steine mahlen's klein.“

Aber von diesen Mühlsteinen ist eine so große Menge vorhanden, daß man sie bei uns nicht sehr achtet,

ungefähr wie dort die Smaragden, wovon es dort so große Berge giebt, wie der Monte Morello, die um Mitternacht glänzen wie Karfunkel. Wer aber die Mühlsteine schleifen und in Ringe fassen ließe, ehe sie gebohrt werden, und sie dem Sultan brächte, der könnte dafür verlangen, was er wollte. Die andere Art nennen wir Steinkundigen den Heliotrop, und der hat eine merkwürdige Kraft; denn wer ihn bei sich trägt, wird, so lange er ihn bei sich hat, von keinem Menschen da gesehen, wo er nicht ist."

„Nun," sprach Calandrino, das „sind gar gewaltige Zauberkräfte. Wo ist denn dieser Wunderstein zu finden?"

„Er wird in Mugnone gefunden," sagte Maso. „Und von welcher Größe ist dieser Stein," fragte Calandrino, „und was hat er für eine Farbe?"

„Er findet sich von verschiedener Größe," versetzte Maso. „Es gibt deren größere und kleinere; aber bei allen spielt die Farbe ins Schwärzliche."

Calandrino prägte sich dies Alles ein, schützte dann Geschäfte vor, und schied von Maso, in der Absicht, nach diesem Stein zu suchen; jedoch beschloß er, dieß nicht ohne Vorwissen seiner Freunde Bruno und Buffalmacco zu thun, welche er besonders liebte. Er suchte sie deshalb auf, um sich ohne Zögern mit ihnen auf den Weg zu machen, und den Stein zu suchen, ehe ihm etwa Andere zuvorkämen. Den ganzen Vormittag brachte er damit zu, ihnen nachzujagen. Endlich, als schon die neunte Morgenstunde vorüber war, erinnerte er sich um die Mittagszeit, daß jene im Kloster der Frauen von Faenza arbeiteten, und so heiß es auch war, so ließ er doch alle seine andern Geschäfte liegen,

eilte fast in vollem Laufe zu ihnen, rief sie herbei, und sprach zu ihnen:

„Freunde, wenn ihr mich hören wollt, so können wir die reichsten Leute in Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Manne erfahren, daß sich in Mugnone ein Stein findet, welcher den, der ihn trägt, unsichtbar macht. Ich dächte daher, wir machten uns, ehe uns Jemand zuvorkommt auf, um ihn zu suchen. Finden werden wir ihn gewiß, denn ich weiß wie er aussieht, und wenn wir ihn gefunden haben, was haben wir denn weiter zu thun, als ihn in die Tasche zu stecken, und an die Tische der Wechsler zu gehen, die, wie ihr wißt, immer mit Groschen und Guldenstücken beladen sind, und uns so viel davon zu nehmen, als wir nur wollen? Niemand sieht uns dabei, und auf diese Manier können wir bald reich werden, ohne daß wir mehr nöthig haben, den ganzen Tag die Wände zu beschmieren, wie die Schnecken."

Bruno und Buffalmacco mußten heimlich über sein Geschwätz lachen. Sie sahen Einer den Andern an, stellten sich aber im höchsten Grade erstaunt, und lobten den Einfall Calandrino's. Buffalmacco fragte ihn, wie der Stein hieße.

Calandrino, dessen Gedächtniß nicht besser war, als sein Verstand, hatte den Namen bereits vergessen, daher er versetzte; „Ach, was brauchen wir den Namen des Steins, da wir ja wissen, wozu er zu brauchen ist? Ich dächte, es wäre das Beste, wenn wir uns sogleich aufmachten, um ihn zu suchen."

„Nun, so sage uns denn wenigstens, wie er aussieht," sprach Bruno.

Calandrino erwiederte: „Es gibt deren von allen Gestalten, aber alle sind fast schwarz: darum bin ich der Meinung, daß wir alle schwärzlichen Steine sammeln, bis wir auf den rechten treffen. Kommt und laßt uns weiter keine Zeit verlieren!“

„Halt einmal,“ sagte Bruno, wandte sich dann an Buffalmacco, und meinte: „Mich dünkt, Calandrino hat Recht; allein es scheint mir jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, denn die Sonne steht hoch und scheint gerade senkrecht in den Mugnone hinein und hat alle Steine ausgetrocknet, so daß jetzt einige weiß aussehen müssen, welche in der Frühe schwarz sind, ehe die Sonne darauf scheint. Außerdem ist heute Werkeltag, und es sind viele Menschen in der Schlucht, wenn die uns sehen, so könnten sie leicht errathen, was wir vorhätten, und vielleicht auf den Gedanken kommen, dasselbe zu thun, und wenn der Stein in ihre Hände fiele, so brächten wir uns selbst um unsern Vortheil. Ich meine viemehr, das wäre, wenn ihr nichts dagegen habt, eine Arbeit für die frühesten Morgenstunden, wo man Schwarz von Weiß besser unterscheiden kann, und für einen Feiertag, wo uns Niemand bemerkt.“

Buffalmacco lobte Bruno's Vorschlag, Calandrino stimmte bei, und sie kamen dahin überein, daß sie alle drei am nächsten Sonntag ausgehen wollten, um den Stein zu suchen; vor allen Dingen aber beschwor sie Calandrino, keiner Seele ein Wort davon zu sagen, weil es ihm als ein Geheimniß anvertraut worden wäre. Als sie nun darüber im Reinen waren, erzählte er ihnen auch noch, was er von dem Lande Bengodi gehört hatte, und bekräftigte es mit einem Eidschwur, daß es alles lauter Wahrheit wäre.

Als Calandrino fort war, verabredeten die beiden Andern unter sich, wie sie ihre Rolle bei der Sache spielen wollten. Calandrino erwartete mittlerweile mit Schmerzen den Sonntagsmorgen. Als dieser erschien, stand er mit dem frühesten Tage auf, holte seine Cameraden ab, ging mit ihnen zum Sankt Gallen Thore hinaus, und nach dem Mugnone hinunter, wo sie auf und ab wandelten, und nach dem Steine suchten. Calandrino, als der Ungeduldigste, ging voraus, sprang bald hierher, bald dorthin, wo er nur einen schwärzlichen Stein erblickte, warf sich aufraffend über ihn her, und steckte ihn in die Tasche. Seine Cameraden folgten ihm, und hoben auch von Zeit zu Zeit ein Steinchen auf. Calandrino war noch nicht weit gekommen, als er schon alle Taschen und den Busen voll Steine hatte; er schürzte daher seine ziemlich langen Rockschöße mit seinem Gürtel auf, und als auch diese angefüllt waren, machte er seinen Mantel zum Sack, und füllte ihn mit Steinen.

Als nun Buffalmacco und Bruno fanden, daß er seine volle Ladung hatte, und daß es bald Essenszeit war, sagte Bruno verabredetermaßen zu Buffalmacco: „Aber wo ist denn Calandrino?“

Buffalmacco sah ihn gar wohl dicht neben sich stehen, drehte sich aber um, indem er bald da, bald dorthin sah, und antwortete: „Ich weiß es nicht, allein er stand ja noch vor einem Augenblick hier neben uns.“

„Ich wollte wetten,“ versetzte Bruno, „daß er schon zu Hause bei dem Essen ist, und läßt uns hier wie die Narren in Mugnone herumlaufen, um schwarze Steine zu sammeln.“

„Das hat er recht gemacht,“ sagte Buffalmacco, daß er uns so angeführt, und uns hier verlassen hat, weil wir so dumm waren, ihm zu glauben. Wer anders, als wir, wäre wohl so einfältig gewesen, sich weiß machen zu lassen, daß in Mugnone ein so kostbarer Wunderstein zu finden wäre?“

Als Calandrino ihre Reden hörte, war er bei sich überzeugt, daß ihm der rechte Stein in die Hände gefallen wäre, und durch seine Wirkung verursachte, daß ihn die beiden Andern nicht sehen könnten, ob er gleich dicht vor ihnen stände. Ganz außer sich vor Freude über sein Glück, beschloß er nach Hause zu gehen, ohne ein Wort zu sagen. Er kehrte daher um, und entfernte sich. Buffalmacco, der ihn fortgehen sah, sagte zu Bruno: „Was sollen wir nun weiter thun? Warum gehen wir nicht auch heim?“

„Laß uns gehen,“ antwortete Bruno; „aber ich schwöre bei Gott, daß mir Calandrino keinen solchen Streich wieder spielen soll; und hätte ich ihn jetzt so nahe, wie ich ihn diesen ganzen Morgen gehabt habe, so wollte ich ihm mit diesem Kiesel Eins versetzen, daß er wohl einen ganzen Monat lang an diesen Spaß denken sollte.“

Bei diesen Worten zog er einen Stein aus der Tasche, und warf dem Calandrino den Stein auf die Hacke. Calandrino zog vor Schmerz das Bein in die Höhe, und fing an zu prusten, schwieg aber still, und ging weiter. Indeß nahm auch Buffalmacco einen von den aufgelesenen Steinen in die Hand, und sprach zu Bruno: „Sieh einmal diesen schönen Kiesel da! Ich wollte, daß ihn Calandrino in den Rippen hätte,“ und paff! ließ er ihn dem Calandrino wirklich in die Rippen fliegen.

So fuhren sie fort, ihn bald unter diesen, bald unter jenen Spitzreden den ganzen Weg bis an das Thor zu steinigen. Hier warfen sie die Steine, die sie gesammelt hatten, auf die Erde, und sprachen dann einige Augenblicke mit den Zollwächtern, welche, von ihnen vorher unterrichtet, so thaten, als ob sie Calandrino nicht sähen, und ihn unter vielem Gelächter vorübergehen ließen. Calandrino hielt sich nicht auf, bis er nach seinem Hause kam, welches nicht weit davon neben der Mühle lag. Das Glück begünstigte den Spaß so sehr, daß, während Calandrino über den Fluß und dann durch die Stadt schritt, Niemand ihn anredete, wiewohl ihm in der That auch nur wenige Leute begegneten, da fast Alles bei Tische war. Zufällig stand seine Frau, Monna Tessa, ein schönes und braves Weib, oben an der Treppe, und fing, da sie über sein langes Außenbleiben ein wenig verdrießlich geworden war, sobald sie ihn kommen sah, an, ihn mit den Worten auszuschelten: „Nun, mein Schatz, führt dich endlich der Himmel einmal nach Hause? Alle Welt hat schon gegessen, und du kommst erst jetzt zu Tische?“

Als Calandrino dieß hörte, und bemerkte, daß er gesehen wurde, rief er voll Zorn und Verdruß: „Du Wetterweib, mußt du gerade hier sein! Du hast mich ruinirt! Aber bei Gott, du sollst es entgelten!“ Darauf ging er in ein Zimmer, schüttelte die Menge Steine, welche er mit sich geschleppt hatte, dort aus, stürzte dann wüthend auf die Frau los, packte sie bei den Haaren, warf sie zu Boden, und gab ihr, so lange er Hände und Füße rühren konnte, so viele Püffe und Stöße, daß kein Haar auf ihrem Kopfe und kein Knöchlein an ihrem Leibe war, das er nicht durchgebläut hatte,

obwohl sie ihn mit gefalteten Händen um Erbarmen anflehte.

Nachdem Buffalmacco und Bruno sich mit den Thorwächtern lustig gemacht hatten, folgten sie langsamen Schrittes dem Calandrino von ferne nach, und hörten, als sie an seine Schwelle kamen, die heftige Schlägerei, in der er mit seiner Frau begriffen war. Sie stellten sich, als ob sie erst ankämen, und riefen ihm zu. Calandrino trat schwitzend vor Zorn und Erhitzung an das Fenster, und bat sie, zu ihm herauf zu kommen. Sie stellten sich etwas überrascht, gingen hinauf, und fanden das Zimmer voller Steine und in einem Winkel desselben die Frau mit zerzaustem Haar, zerrissen, und im ganzen Gesicht zerschlagen, heftig weinend, und in einer andern Ecke saß Calandrino ohne Rock und Wams, und keichte vor Erschöpfung. Nachdem sie darüber ihre Betrachtungen angestellt hatten, sagten sie: „Was hat das zu bedeuten, Calandrino? Willst du hier mauern, daß so viele Steine umherliegen? Und was fehlt denn der Monna Tessal Sie sieht ja aus, als wenn du sie geschlagen hättest. Was sind das für Geschichten?“

Calandrino war so abgemattet von der Last der Steine, von der Wuth, mit der er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Schmerz über das Glück, das ihm jetzt verloren schien, daß er kaum Athem genug sammeln konnte, um eine Antwort hervorzubringen, daher Buffalmacco von neuem begann: „Calandrino, wenn dich etwas Anderes geärgert hat, so hättest du uns deswegen nicht für Narren haben sollen, wie du gethan hast; denn nachdem du uns mit hinausgeschleppt, um mit dir nach dem Wunderstein zu suchen, hast du uns

ohne ein „Adieu“ oder „Hol euch der Teufel!“ wie zwei Maulaffen in Mugnone stehen lassen und bist uns durchgegangen. Wir müssen dir das sehr übel nehmen; aber es ist wahrhaftig das Letztemal, daß du uns einen solchen Possen spielst!“

Bei diesen Worten that sich Calandrino Gewalt an, und erwiederte: „Cameraden, seid mir nicht so böse; die Sache verhält sich anders, als ihr meint. Ich Unglückseliger hatte den gesuchten Stein wirklich gefunden. Hört nur zu, ob ich die Wahrheit rede! Als ihr einander zuerst nach mir fragtet, war ich kaum zehn Schritte weit von euch entfernt, und weil ich sah, daß ihr fort ginget, und mich nicht sehen konntet, so ging ich vor euch her, und blieb immer in einer kleinen Entfernung voraus.“ Und nun fing er an, ihnen von Anfang bis zu Ende zu erzählen, was sie gesagt und gethan hätten, zeigte ihnen seinen Rücken und seine Zersen, wie sie ihn mit Steinwürfen zugerichtet, und fuhr dann fort: „Ich sage euch, ich kam mit allen den Steinen, die ihr hier seht, beladen zum Thore herein, und kein Mensch sagte mir ein Wort, während ihr doch wißt, was diese Zolleinnehmer für aufdringliche Leute sind, die immer Alles durchschnüffeln wollen. Ueberdieß sind mir auf dem Wege mehrere von meinen Bekannten und Gevattersleuten begegnet, die jedesmal mit mir scherzten und mich zum Trinken einluden, und keiner davon hat mir ein Wort, oder auch nur ein halbes gesagt, denn natürlich sahen sie mich nicht. Endlich komme ich denn hier im Hause an; da tritt mir diese Hexe entgegen, und sieht mich; denn es ist euch wohl bekannt, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft benehmen. Und so bin ich denn, der ich mich den glücklichsten Menschen von Florenz nennen

konnte, durch sie zu dem Unglücklichsten geworden, und dafür habe ich sie nun so lange geprügelt, als ich meine Fäuste rühren konnte. Noch weiß ich nicht, was mich abhält, ihr die Adern aufzuschneiden. Verflucht sei die Stunde, wo ich sie zuerst sah, und wo sie mir in das Haus kam!"

Bei diesen Worten befiel ihn der Zorn von neuem dermaßen, daß er aufstehen wollte, um sie abermals zu schlagen. Buffalmacco und Bruno thaten, als ob sie sich über Alles, was sie hörten, höchlichst verwunderten, und bestätigten von Zeit Calandrino's Reden, obgleich sie bisweilen vor Lachen bersten wollten. Als sie ihn aber wüthend aufspringen sahen, um seine Frau von neuem zu prügeln, traten sie dazwischen, hielten ihn zurück, und sagten ihm, daran habe die Frau keine Schuld, sondern nur er selbst allein, da er ja wüßte, daß die Weiber allen Dingen ihre Kraft raubten, und doch seine Frau nicht gewarnt hätte, daß sie sich hüthen möge, an diesem Tage vor ihm zu erscheinen. Diese Vorsicht aber habe ihm der Himmel verwehrt, entweder weil ihm dieses Glück nicht beschieden gewesen sei, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Cameraden zu hintergehen, welchen er seinen Fund, nachdem er ihn gethan, billig hätte mittheilen sollen.

Nach vielem Hin- und Herreden gelang es ihnen am Ende mit großer Mühe, die weinende Frau wieder mit ihm auszusöhnen, worauf sie ihn ganz melancholisch in seinem mit Steinen angefüllten Hause zurückließen.

IV. Novelle.

Der Propst von Fiesole verliebt sich in eine Wittwe, die ihn nicht wieder liebt. In der Meinung, bei ihr zu schlafen, liegt er bei ihrer Magd, bei welcher ihn auf Veranstaltung der Brüder der Dame sein Bischof ertappt.

Als Elise mit ihrer Erzählung, welche die Gesellschaft sehr gut unterhalten hatte, zu Ende war, wandte sich die Königin zu Emilien, und gebot ihr, fortzufahren. Sie gehorchte sogleich, und hob an: „Edle Damen, wie sehr die Pfaffen und Mönche streben, unsere Gemüther zu versuchen, das wurde euch, so viel ich mich erinnere, schon durch mehr als Eine Geschichte gezeigt. Aber weil sich davon nie so viel erzählen läßt, daß nichts mehr darüber zu sagen wäre, so will ich euch noch ein Geschichtchen von meinem Propst zum Besten geben, welcher der ganzen Welt zum Trotz verlangte, daß ihn eine edle Frau lieben sollte, sie möchte nun wollen, oder nicht. Diese aber behandelte ihn als eine gescheidte Dame, wie er es verdiente.

Wie jede von euch weiß, war Fiesole, dessen Berge wir von hier aus recht gut sehen können, eine alte und berühmte Stadt, und wenn sie auch jetzt heruntergekommen ist, so hat sie doch nie aufgehört, der Sitz eines Bischofs zu seyn, und ist dieß noch heutiges Tages. Nahe bei der Stiftskirche daselbst wohnte einst eine adelige Wittwe, Namens Monna Piccarda, auf ihrem Gute und in einem nicht allzugroßen Hause, und weil sie nicht reich war, so brachte sie den größten Theil

des Jahres dort zu, wo sie ihre zwei Brüder, ein paar artige und wackere junge Leute bei sich hatte. Nun aber geschah es, da sie die Stiftskirche oft besuchte, da sie noch jung, schön und anmuthig war, daß sich der Propst an dieser Kirche so heftig in sie verliebte, daß er fast nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand. Nach einiger Zeit faßte er Muth, ihr seine Wünsche auszusprechen, und sie zu bitten, seine Liebe anzunehmen, und ihn wieder zu lieben, wie er sie liebe. Der Propst war bereits in die Jahre, aber an Verstand noch sehr jugendlich, dabei sehr stolz und vermessen, und hegte von seinem angenehmen Benehmen und Sitten keine geringe Meinung, ob er gleich der abgeschmackteste Mensch von der Welt und so langweilig und widerwärtig war, daß ihn Niemand leiden konnte. Am allerwenigsten aber gefiel er dieser Dame, die ihm nicht allein nicht wohlwollte, sondern ihn ärger haßte, als das Kopfweh. Daher gab sie ihm als eine verständige Frau die Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich kann es mir schon gefallen lassen, daß Ihr mich liebt, und es ist meine Pflicht, Euch wieder zu lieben, und ich will Euch auch gerne lieben; aber bei unserer gegenseitigen Liebe darf nie etwas Unanständiges vorfallen. Ihr seid mein geistlicher Vater, seid Priester und geht dem Alter mit ziemlich raschem Schritte entgegen; deshalb müßt Ihr einen keuschen und ehrbaren Lebenswandel führen. Ich meinerseits bin selbst kein Kind mehr, daß dergleichen Liebeleien für mich paßten; dazu bin ich noch eine Wittwe, und Ihr wißt, welche Ehrbarkeit man von der Wittwe verlangt. Darum entschuldigt mich, wenn ich Euch auf die Art, wie Ihr von mir begehrt, nie lieben werde, noch so von Euch geliebt sein will."

Wiewohl der Propst für dießmal nichts weiter von ihr erlangen konnte, so ließ er sich doch durch die erste abschlägige Antwort nicht irre machen, sondern fuhr eifrig fort, sie mit Briefen und Botschaften zu bestürmen, und sogar in eigner Person anzureden, wenn sie in die Kirche kam. Da nun der Dame dieses ewige Quälen widerwärtig war, so sann sie darauf, sich ihn auf eine solche Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen, weil sie es auf keine andere Weise vermochte. Doch wollte sie nichts unternehmen, was sie nicht vorher mit ihren Brüdern besprochen hätte. Sie theilte daher diesen mit, wie sich der Propst gegen sie benehme, und sagte ihnen zugleich, was sie zu thun entschlossen sei. Als sie sich damit völlig einverstanden zeigten, ging sie ihrer Gewohnheit gemäß einige Tage darauf wieder in die Kirche. Sobald der Propst sie gewahrte, näherte er sich ihr, und fing an, wie er pflegte, ein vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Die Dame machte ihm ein freundliches Gesicht, als sie ihn kommen sah, ging mit ihm auf die Seite, und nachdem der Propst ihr in seiner gewohnten Art Vieles vorgeschwatzt hatte, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Ehrwürdiger Herr, ich habe schon oft gehört, keine Veste sei so stark, daß sie sich nicht nach einer anhaltenden Belagerung endlich ergeben müßte; und die Wahrheit dieses Satzes finde ich jetzt an mir selbst bestätigt. Ihr habt mir bald mit süßen Worten, bald mit Gefälligkeiten aller Art so lange zugesetzt, daß ich mich bewogen fühle, meinen Vorsatz aufzugeben, und da ich Euch doch einmal so sehr gefalle, so bin ich bereit, mich Euch zu ergeben."

Außer sich vor Freuden erwiederte der Propst: „Madonna, ich danke Euch von Herzen. Um Euch die

Wahrheit zu sagen, so habe ich mich nicht wenig gewundert, daß ihr so lange standhaft geblieben seid, weil mir das noch bei keiner andern vorgekommen ist. Vielmehr habe ich schon oft gesagt, daß die Weiber, wenn sie von Silber wären, zum Gelde nicht taugen würden, weil sie den Hammer nicht vertragen können. Doch lassen wir das jetzt bei Seite, und sagt mir: wenn können wir uns näher sprechen?"

„Liebster Herr," antwortete sie, „das „Wenn" würde sich wohl finden, so bald es uns gefällt, da ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben müßte; allein das „Wo" weiß ich nicht auszumitteln."

„Warum denn nicht?" sagte der Propst, „Ich dächte in Euerm Hause."

„Herr," entgegnete die Frau, „Ihr wißt, daß ich zwei junge Brüder habe, welche bei Tag und Nacht mit ihrer Gesellschaft in das Haus kommen, und mein Haus ist gar nicht groß. Darum würde man darin nicht sicher seyn, wenn Ihr nicht etwa die Rolle eines Stummen spielen und ohne ein Wort zu sprechen oder einen Laut von Euch zu geben, in der Dunkelheit wie ein Blinder tappen wolltet. Wenn Euch das recht wäre, so könnte es geschehen, denn in meine Kammer kommen sie niemals; allein die ihrige ist so nah, daß man das leiseste Wörtchen, was gesprochen wird, hören kann."

„Nun, Madonna," versetzte der Propst, „auf eine Nacht oder zwei kann man sich das schon gefallen lassen, bis ich Anstalt treffen kann, daß wir uns an einem andern Orte mit mehr Bequemlichkeit sprechen können."

„Sehr wohl, ehrwürdiger Herr," antwortete die Dame; „aber um das Eine bitte ich Euch; daß Alles

geheim bleibt, und keine Seele ein Wort davon erfährt."

„O seid deßwegen ganz außer Sorgen," versetzte der Propst, „und wenn es sein kann, so machet, daß wir noch heute Abend zusammentreffen."

„Es ist mir recht," sagte die Frau, und setzte mit ihm fest, wie und wann er kommen sollte, worauf sie nach Hause zurückkehrte.

Nun hatte die Dame eine Magd, die nicht mehr jung, und von Gesicht und Gestalt so widerwärtig war, als man sich nur denken kann. Denn ihre Nase war breit gedrückt, der Mund stand schief, die Lippen waren aufgeworfen, die Zähne groß und schlecht zusammengestellt; dazu war sie triefäugig und so kupferroth, als wenn sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern in Sinigaglia zugebracht hätte. Außerdem war sie noch lendenlahm und hinkte auf dem rechten Fuß. Sie hieß eigentlich Ciuta; weil sie aber so häßlich war, so wurde sie allgemein die Ciutazza genannt. Bei aller ihrer Häßlichkeit war sie aber doch etwas verliebter Natur. Diese Magd nun rief die Dame zu sich, und sprach zu ihr: „Ciutazza, wenn du mir diese Nacht einen Gefallen thun willst, so will ich dir morgen ein schönes neues Hemd schenken."

„Ein neues Hemd, Madonna?" rief Ciutazza mit Freuden. „Dafür will ich für Euch durchs Feuer gehen."

„Nun gut," sprach die Dame, „ich wünsche bloß, daß du diese Nacht mit einem Mann in meinem Bette schlafen, und es mit ihm gut meinen sollst; aber hüthe dich, einen Laut von dir zu geben, damit dich meine Brüder nicht hören, die, wie du weißt, nebenbei schlafen.

Wenn du das thuſt, ſo ſollſt du morgen von mir das neue Hemd bekommen.“

Hierauf ſagte Ciutazza: „Mit ſechſen, wenn's darauf ankommt, lieber als mit Einem!“

Als nun der Abend herankam, ſo erſchien auch der Herr Propſt der Verabredung gemäß, und die beiden Jünglinge waren auf Anſtiften der Dame auf ihrem Zimmer, und ließen ihre Stimme hören. Der Propſt ſchlich daher im Finſtern in aller Stille nach der Kammer der Dame und in ihr Bett; und Ciutazza, die ſie von Allem unterrichtet hatte, legte ſich neben ihn. Der Propſt, welcher ſich an der Seite ſeines Schatzes glaubte, nahm die Ciutazza in den Arm, und ergriff Beſitz von allen den Herrlichkeiten, nach welchen er ſich ſo lange geſehnt hatte. Als dieß geſchehen war, bat ſie ihre Brüder, das Uebrige von dem zu thun, was man verabredet hatte. Dieſe verließen daher leiſe ihr Zimmer und wandten ſich nach dem Markte. Das Glück begünſtigte ihr Vorhaben über Erwarten. Denn weil die Hitze groß war, ſo hatte der Biſchof, den ſie zu ſich bitten wollten, ſchon nach den beiden jungen Leuten gefragt, um ſich bei ihnen auf einen kühlen Trank zu Gaſte zu bitten. Als er ſie kommen ſah, theilte er ihnen ſeine Abſicht mit, folgte ihnen in ihr Haus und ſetzte ſich mit ihnen in dem kühlen Hofe nieder, wo er bei Fackelſchein ſich ihren guten Wein wohlſchmecken ließ.

Nach dem Trinken ſagten die Jünglinge zu ihm: „Meſſer, da Ihr uns gewürdigt habt, uns hier in unſerm geringen Hauſe zu beſuchen, als wir Euch eben einladen wollten, ſo laßt es Euch auch gefallen, noch ein kleines Schauſpiel mit anzuſehen, das wir Euch zeigen wollen.“

„Recht gern," sagte der Bischof. Einer der jungen Männer nahm hierauf eine brennende Fackel in die Hand, und ging voraus nach der Kammer, wo der Propst bei der Ciutazza lag, und der Bischof und alle Andern folgten ihm nach.

Der Propst, der sich beeilt, und in kurzer Zeit mehr denn Eine Station zurückgelegt hatte, war darüber so müde geworden, daß er trotz der großen Schwüle in den Armen der Ciutazza eingeschlafen war. In dieser Situation zeigte ihn der Jüngling dem Bischof und der ganzen Gesellschaft, als sie in die Kammer traten. Unterdeß erwachte der Propst, und als er sich bei der Fackellichte von so vielen Menschen umgeben sah, verbarg er verschämt und furchtsam den Kopf tief unter die Decke. Der Bischof aber hielt ihm eine große Strafpredigt, gebot ihm, den Kopf hervorzuziehen, und sah nach, mit wem er im Bette läge. Als der Propst den Betrug bemerkte, den ihm die Dame gespielt hatte, wurde er sowohl hierüber, als auch wegen der Schande, die ihm über ihn erging, der allerbetrübteste Mensch von der Welt. Der Bischof gebot ihm, sich anzukleiden, und ließ ihn unter Bewachung nach Hause führen, um dort eine schwere Pönitenz für sein Verbrechen zu bestehen. Weil er gern wissen wollte, wie die Ciutazza zu dem Propst ins Bett gekommen wäre, so erzählten ihm die Jünglinge den ganzen Verlauf der Sache. Als der Bischof Alles vernommen hatte, lobte er die Dame und auch die beiden jungen Männer, die, ohne ihre Hände mit dem Blute eines Priesters zu beflecken, doch den Propst nach Gebühr gezüchtigt hatten. Diesem legte der Bischof eine vierzigtägige Buße auf; doch Zorn und Liebe machten, daß er seine Sünde länger, als sieben Wochen bewei

abgesehen davon, daß er sich längere Zeit nachher nicht auf der Straße blicken lassen konnte, ohne daß die Knaben mit Fingern auf ihn deuteten, und riefen: „Seht, da geht der, der bei der Ciutazza gelegen hat!“ Vor Aerger darüber hätte er rasend werden mögen.

Auf diese Manier hatte sich die kluge Dame diesen lästigen Propst mit seinen Liebesbewerbungen für immer vom Halse geschafft, und die Ciutazza gewann dabei ein neues Hemd und eine vergnügte Nacht.

V. Novelle.

Drei junge Männer ziehen einem Richter aus der Mark, während er in Florenz auf der Gerichtsbank sitzt und Recht spricht, die Hosen vom Leibe.

Als Emilie ihre Geschichte beendet hatte, wurde die schlaue Wittwe von Allen gelobt; darauf wandte sich die Königin an Philostrato, und sagte zu ihm: „An dir ist jetzt die Reihe zu erzählen:“ Dieser erwiederte, daß er bereit sei, und begann folgendermaßen:

„Liebenswürdige Damen, Elise gedachte vorhin eines gewissen Maso del Saggio, der mich veranlaßt, eine Geschichte, die ich im Sinne hatte, bei Seite zu setzen, um eine andere von ihm und einigen seiner Cameraden vorzutragen. Sollte auch dabei manch Wörtlein mit einfließen, das ihr nicht gern aussprecht, so ist sie doch nicht unanständig, und lustig genug, um euch damit zu unterhalten.

Wie ihr alle wissen werdet, so schickt man uns bisweilen Gerichtspfleger aus der Mark, welche gewöhnlich so niedrig denken und so filzig leben, daß ihre ganze Handlungsweise ein Inbegriff von lauter Knauserei ist. Aus diesem ihnen angeborenen Geiz führen sie denn auch meist Richter und Schreiber mit sich, die eher das Aussehen von Menschen haben, die man hinter dem Pfluge weggenommen, oder aus Schuhflickerbuden geholt hat, als von Leuten, die aus den Schulen der Rechtsgelehrsamkeit hervorgehen. Als nun einst ein Podesta dieser Art erschien, so brachte er auch unter den zahlreichen Gerichtsbeamten, die er mit sich führte, einen mit, der sich Messer Nicola da San Lepidio nennen ließ, der aber mehr einem Schlossergesellen glich, als einem Rechtsgelehrten, und dieser wurde nebst andern eingesetzt, um über Criminalfälle zu entscheiden.

Da nun unsere Mitbürger zuweilen auch ohne besondere Geschäfte auf das Rathhaus zu kommen pflegen, so traf es sich einst, daß Maso del Saggio dorthin ging, um einen seiner Freunde aufzusuchen. Als er nun zufällig den Messer Nicola dort sitzen sah, schien dieser ihm ein so wunderlicher Vogel, daß er nicht umhin konnte, ihn von Kopf zu Fuß zu betrachten. Außer der ganz durchräucherten Filzmütze auf seinem Haupte, dem Pennal am Gürtel, dem Rocke, welcher länger war, als der Mantel, und manchen andern Seltsamkeiten in seinem Aufzuge, stachen ihm vor Allem die Hosen des Richters in die Augen; denn weil ihm sein enger Rock vorn offen stand, so konnte man sehen, daß ihm der Hosensitz fast bis auf die Waden herabhing. Maso vergaß darüber seine anderen Geschäfte, und ohne sich lange bei der Figur des Richters aufzuhalten, dachte er auf etwas

Neues, und ſuchte ein Paar gute Freunde auf, die eben ſo loſe Vögel waren, wie er ſelbſt, von denen der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß. Zu dieſen ſagte er: „Wenn ihr mich lieb habt, ſo kommt mit mir; ich will euch den wunderlichſten Kauz zeigen, der euch je zu Geſicht gekommen iſt. Als er mit ihnen das Stadthaus erreicht hatte, zeigte er ihnen den Richter und ſeine Hoſen. Jene fingen ſchon von ferne an über dieſe Erſcheinung zu lachen, und als ſie nun näher zu der Bank kamen, worauf Meſſer Nicola ſaß, ſahen ſie, daß man ſehr leicht unter dieſe gelangen konnte, und erblickten überdieß auch das Brett, auf welches der Herr Richter ſeine Beine ſtützte, durchlöchert, ſo daß man ohne große Mühe die Hand und den Arm hindurchſtecken konnte.“

Nun ſprach Maſo zu ſeinen Freunden: „Wollen wir ihm nicht die Hoſen vom Leibe ziehen, da dieß ganz leicht angeht?“ Die beiden andern hatten ſchon geſehen, wie dieß möglich ſei; ſie verabredeten daher, wie ſie den Spaß ausführen, und ihre Rollen dabei ſpielen wollten, und kamen am nächſten Morgen wieder. Weil der Gerichtsſaal ganz voll Menſchen war, ſo kroch Matteuzzo in dem Gedränge unbemerkt unter die Bank bis an die Stelle, wo der Richter ſeine Füße hatte. Indeſſen nahte ſich ihm Maſo von der einen Seite, und zupfte den Herrn Richter am Rockzipfel; Ribi that daſſelbe von der andern Seite. Darauf hob Maſo an: „Ach liebſter Herr, ich bitte Euch um Gotteswillen, laßt den Schurken, der dort neben Euch ſteht, nicht fortgehen, ehe er mir meine Stiefel zurückgibt, die er mir geſtohlen hat; er leugnet es zwar, allein ich habe es geſehen; es iſt noch keinen Monat her, daß er ſie befohlen ließ.“

Ribi schrie von der andern Seite eben so laut: „Glaubt ihm nicht, Herr; er ist ein Schlemmer, und da er weiß, daß ich gekommen bin, um von ihm ein Felleisen zurückzufordern, das er mir gestohlen hat, so drängt er sich nun herbei, und erzählt Euch da von Stiefeln, die ich längst gehabt habe; und wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so kann es Euch meine Nachbarin Trecca bezeugen, und die Kaldaunenverkäuferin Grassa und der Straßenkehrer von Santa Maria, der ihn gesehen hat, als er vom Dorfe kam."

Maso von der andern Seite schrie so, daß Ribi kaum zum Worte kommen konnte, worauf Ribi noch ärger schrie. Während nun der Richter, um besser zu verstehen, was sie sagten, aufstand, nahm Matteuzzo den Augenblick wahr, langte durch das Loch in der Bank nach des Richters Hosensitz, und zog stark daran. Weil der Richter mager und ohne Hüften war, so fielen die Hosen gleich herunter. Als der Richter dieß fühlte, und nicht wußte, wie ihm geschah, wollte er seinen Mantel vorn zusammennehmen, und sich niedersetzen. Allein Maso und Ribi hielten ihn von beiden Seiten fest, und beide schrieen überlaut: „Herr Richter, Ihr thut Unrecht, daß ihr mich nicht hören, und mir Recht verschaffen wollt. Ueber eine so kleine Sache, als diese ist, reicht man ja in unserm Lande keine Klagschrift ein."

Mit diesen Reden hielten sie ihn so lange bei den Kleidern fest, bis ihn Alle, die im Gerichtssaal anwesend waren, ohne Hosen gesehen hatten. Nach einer kleinen Weile ließ endlich Matteuzzo die Hosen fahren, und schlich sich unbemerkt wieder fort. Als Ribi nun glaubte, daß es genug wäre, sprach er: „Ich schwöre

es Euch bei Gott, daß ich mich bei dem Obergericht deßhalb beschweren werde!"

Nun ließ auch Maso von der andern Seite den Rock los und rief: „Nein, ich werde so oft wiederkommen, bis ich Euch nicht so beschäftigt finde, als Ihr diesen Morgen zu sein scheint." Darauf machten sich beide, der Eine hierhin, der Andere dorthin, in größter Eile aus dem Staube.

Nachdem sich der Herr Richter vor allen Leuten die Hosen wieder hinaufgezogen hatte, als ob er eben aus dem Bette aufgestanden wäre, merkte er endlich den Schalksstreich, und fragte, wo die Beiden hingekommen wären, die über die Stiefel und das Felleisen mit einander gestritten hätten. Da sie aber nicht zu finden waren, so schwor er bei den Eingeweiden Christi, daß er erforschen wolle, ob es in Florenz der Brauch sei, den Richtern die Hosen vom Leibe zu ziehen, während sie auf der Bank säßen, um Recht zu sprechen.

Der Podesta von der andern Seite wollte, als er den Vorfall erfuhr, ein großes Aufhebens davon machen. Als ihm jedoch seine Freunde vorstellten, daß der Streich nur deßhalb ausgeführt worden wäre, um ihm zu zeigen, daß die Florentiner wohl merkten, daß er ihnen statt Richter Schafsköpfe mitgebracht hätte, weil er dabei einen bessern Schnitt mache, so hielt er es für das Rathsamste, zu schweigen, und die Sache nicht weiter zu verfolgen.

VI. Novelle.

Bruno und Buffalmacco stehlen dem Calandrino ein Schwein und machen ihm weiß, daß er mit geweihtem Ingwer und Vernacciawein den Thäter herausbringen könne. Indem sie ihm statt Ingwer Hundskoth in Aloë eingemacht eingeben, machen sie, daß er selbst als der Thäter erscheinen muß. Zuletzt lassen sie sich noch von ihm dafür bezahlen, wenn er nicht wolle, daß sie es seiner Frau wieder sagen sollen.

Kaum war Philostrato's Novelle, über welche viel gelacht wurde, zu Ende, als die Königin Philomenen gebot, weiter zu erzählen. Diese begann:

„Reizende Mädchen, so wie Philostrato durch den Namen des Maso an seine so eben vorgetragene Geschichte erinnert wurde, so fällt mir bei Gelegenheit des Calandrino eine andere von ihm und seinen Kameraden ein, die, wie ich hoffe, euern Beifall erhalten wird.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, das brauche ich euch nicht erst zu sagen, da sie gewiß noch bei euch in frischem Andenken seyn werden. Nur das Einzige will ich bemerken, daß Calandrino in der Nähe von Florenz ein kleines Gut besaß, das ihm seine Frau als Mitgift zugebracht hatte, und von welchem er unter andern Einkünften jährlich ein fettes Schwein bekam. Es war nun seine Gewohnheit, jedesmal im December mit seiner Frau hinauszugehen, um es daselbst zu schlachten und einzusalzen. Nun traf es

sich aber einmal, daß seine Frau nicht ganz wohl war, und daß er daher allein ging, um das Schwein zu schlachten. Als Bruno und Buffalmacco erfuhren, daß die Frau nicht mit dabei wäre, gingen sie zu dem Pfarrer, im Dorfe des Calandrino, der ihnen sehr befreundet und ein Nachbar des Calandrino war, um einige Tage bei ihm zu verweilen. An dem Morgen ihrer Ankunft hatte Calandrino gerade sein Schwein geschlachtet, und da er sie bei dem Pfarrer sah, so rief er ihnen zu: „Ihr seid willkommen, Freunde. Kommt doch zu mir, und seht, was ich für ein Landwirth bin!“ und damit führte er sie in sein Haus, und zeigte ihnen das Schwein. Sie fanden es vortrefflich, und da ihnen Calandrino sagte, daß er es einsalzen wolle, so sagte Bruno zu ihm:

„Du bist nicht recht gescheidt! Verkaufe es doch lieber, und laß uns das Geld verjubeln, und deiner Frau kannst du ja sagen, es sei dir gestohlen worden.“

„Nein,“ erwiederte Calandrino; „sie würde mir es nicht glauben und mich am Ende zum Hause hinaustagen. Gebt euch nur keine Mühe; daraus wird nichts!“

Sie boten zwar Alles auf, um ihn zu überreden, doch vergebens. Calandrino lud sie darauf zum Abendessen ein, jedoch so lau, daß sie keine Lust fühlten, zu bleiben. Als sie nun fortgingen, sagte Bruno zu Buffalmacco: „Wie wäre es, wenn wir ihm diese Nacht das Schwein wegkaperten?“

„Wie sollen wir das anfangen?“ fragte Buffalmacco.

„O das ließe sich schon machen,“ versetzte Bruno, wenn er es nur an derselben Stelle hängen ließe.“

„Nun, wenn das wäre," sagte Buffalmacco, „so sehe ich nicht, was uns davon abhalten sollte. Und nachher wollen wir es hier mit unserm Pfarrer zusammen verschmausen."

Der Pfarrer war die Sache gleichfalls zufrieden. „Wir müssen das Ding ein wenig fein anfangen," sagte Bruno. „Du weißt wohl, was Calandrino für ein Knauser ist, und wie gern er trinkt, wenn ein Anderer für ihn bezahlt. So laß uns ihn denn in die Schenke führen, und dort mag der Pfarrer so thun, als ob er uns bewirthen wollte, und ihn nichts bezahlen lassen. Da wird er gewiß über die Schnur hauen, und da er allein im Hause ist, so haben wir dann leichte Arbeit."

Sie thaten, wie Bruno sagte. Als Calandrino sah, daß der Priester Alles bezahlte, so trank er tüchtig darauf los, und weil er ohnehin nicht viel vertragen konnte, so hatte er bald seine volle Ladung. Da es nun schon ziemlich spät war, als sie das Wirthshaus verließen, so hatte er keine Lust mehr, zu Nacht zu essen, und ging nach Hause, wo er die Thüre offen ließ, in der Meinung, sie geschlossen zu haben, und legte sich schlafen. Buffalmacco und Bruno aber gingen mit dem Pfarrer, und nach dem Abendessen versahen sie sich mit gewissen Instrumenten, um an derjenigen Stelle, die sich Bruno gemerkt hatte, in Calandrino's Haus zu gelangen. Da sie aber die Thüre offen fanden, so gingen sie hinein, nahmen das Schwein herunter, trugen es nach der Pfarrwohnung, und legten sich, nachdem sie es sicher verwahrt hatten, zu Bett. Als Calandrino am nächsten Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand er auf, machte aber, da er herunter kam, große Augen, da er sein Schwein nicht fand, und da er die

Hausthüre offen stehen sah. Bestürzt fragte er die Nachbarn, ob sie nicht wüßten, wer ihm sein Schwein genommen hätte; weil ihm aber Niemand darüber Auskunft geben konnte, so erhob er einen gewaltigen Spektakel über das Unglück, daß er sein Schwein verloren hätte.

Jetzt standen auch Bruno und Buffalmacco auf, und gingen zu Calandrino, um zu hören, was er von seinem Schweine sagen würde. Als er sie gewahrte, rief er ihnen entgegen: „Weh mir, Kameraden, mein Schwein ist mir gestohlen worden!“

„Das ist doch ein Wunder,“ flüsterte ihm Bruno ins Ohr, „daß du endlich einmal einen gescheidten Einfall hast.“

„Ach, leider nein!“ rief Calandrino. „Ich rede die Wahrheit.“

„So machst du's ganz recht,“ sagte Bruno. Schreie nur recht laut und jammere dermaßen, daß man wirklich glaubt, es sei wahr!“

Nun schrie Calandrino noch lauter, und rief: „Beim Leichnam Christi, ich rede die Wahrheit, es ist mir wirklich gestohlen worden.“

„Bravo, bravo!“ sagte Bruno, „so ist es herrlich! Schrei, was du kannst, und laß dich hören, damit es dir ein rechter Ernst scheint!“

„Willst du mich denn rasend machen? sprach Calandrino. Es scheint, du glaubst mir nicht! Wahrlich, ich will mich bei der Gurgel aufknüpfen lassen, wenn es mir nicht gestohlen worden ist.“

„Wie kann das aber möglich sein?“ entgegnete jetzt Bruno. „Ich habe es ja gestern noch hier hängen

gesehn. Wie kannst du mir weiß machen, daß es gestohlen worden sei?"

„Es ist so, wie ich dir sage," versetzte Calandrino.

„Aber wie sollte das zugegangen sein?" fragte Bruno.

„Genug, es ist gewiß wahr," erwiederte Calandrino; „ich bin ein geschlagener Mann, und weiß nicht, wie ich nach Hause zurückkehren soll. Meine Frau wird es mir nicht glauben, und wenn sie es mir auch glaubt, so werde ich das ganze Jahr lang keine Ruhe vor ihr haben."

„Nun," sprach Bruno, „so Gott mir helfe, wenn es wahr ist, so ist es ein arger Streich; aber du weißt, Calandrino, ich gab es dir gestern unter den Fuß, so zu sprechen, und ich wollte nicht, daß du zugleich deine Frau und uns zum Besten hättest."

Calandrino fing von neuem an zu schreien: „Wollt ihr mich denn zur Verzweiflung bringen, und machen, daß ich Gott und seine Heiligen lästern soll, und Alles, was ihnen angehört? Ich wiederhole es noch einmal, mein Schwein ist mir in dieser Nacht gestohlen worden."

„Nun, wenn dem wirklich also ist," versetzte Buffalmacco, so müssen wir auf Mittel denken, der Sache auf die Spur zu kommen."

„Aber durch welche Mittel könnte das geschehen?" fragte Calandrino.

„Nun," erwiederte Buffalmacco, „aus Indien ist doch gewiß Niemand hergekommen, um dir dein Schwein zu stehlen. Es muß einer von deinen Nachbarn gewesen sein, und traun, wenn du sie alle zusammen-

bringen könntest, so wüßte ich wohl ein Mittel, den Dieb mit geweihtem Käse und Brod zu entdecken."

„Mit dem Käse und Brod," versetzte Bruno, „würdest du bei einigen Junkern hier nichts ausrichten; denn ich bin überzeugt, wer das Schwein hat, der wird den Braten riechen und wegbleiben."

„Wie ist es aber sonst anzufangen?" fragte Buffalmacco.

„Wir müssen sie lieber zu einem Trunk einladen," versetzte Bruno, „und ihnen eingemachten Ingwer und guten Vernacciawein vorsetzen. Dabei werden sie nichts Böses argwöhnen und sich einfinden, und den Ingwer kann man eben so gut weihen, wie das Brod und den Käse."

„In der That, du hast Recht," sagte Buffalmacco. Was meinst du dazu, Calandrino? Wollen wir das thun?"

„Um Gottes Willen, ja!" sprach Calandrino. „Wenn ich nur erst wüßte, wer es hat, so würde ich mich schon halb getröstet dünken."

„Nun gut," sagte Bruno; „ich will gern zu deinem Dienst nach Florenz gehen, wenn du mir das Geld dazu gibst."

Calandrino gab ihm ein Paar Gulden, die er in der Tasche hatte. Mit diesen ging Bruno zu einem Apotheker in Florenz, der sein Freund war, kaufte ein Paar Pfund überzuckerten Ingwer, und ließ ein Paar Klümpchen weißen Enzian in frische Aloe einmachen, und sie eben so wie den Ingwer mit Zucker überziehen, und bezeichnete sie, um sie nicht zu verwechseln. Dann kaufte er eine Flasche des besten Vernacciaweins, und kehrte nun zu Calandrino nach dem Dorfe zurück, zu dem

er ſagte! „Sieh nun zu, daß du morgen früh alle diejenigen zum Trinken bei dir einladeſt, auf welche du Verdacht haſt. Weil es Feſttag iſt, ſo wird jeder gern erſcheinen. Ich ſelbſt werde mit Buffalmacco heute Nacht den Ingwer weihen, und ihn dir morgen mitbringen, und aus Liebe zu dir will ich ihn dann ſelbſt austheilen, und Alles machen und ſagen, was dabei zu machen und zu ſagen iſt.“

Calandrino that, wie er ihm ſagte. Nachdem alſo am folgenden Morgen eine ziemliche Menge junger Leute aus Florenz und aus dem Dorfe ſich vor der Meſſe unter dem Ulmbaume verſammelt hatten, erſchienen Bruno und Buffalmacco mit einer Schachtel Ingwer und einer Flaſche Wein unter ihnen. Sie baten alle, einen Kreis zu ſchließen, worauf Bruno anhob:

„Meine Herrn, ich muß euch nun ſagen, warum ihr hergebeten ſeid, damit ihr euch nicht über mich beklagen könnt, wenn etwas vorfiele, was euch nicht angenehm wäre. Unſerm Calandrino hier iſt nehmlich geſtern ein ſchönes Schwein geſtohlen worden, und er weiß nicht ausfindig zu machen, wer es gethan hat. Weil nun Niemand anders, als einer von uns, der Dieb geweſen ſein kann, ſo will er, um den Thäter zu entdecken, jedem ein Stück von dieſem Ingwer und dann einen Schluck zu trinken geben. Ihr müßt nehmlich wiſſen, daß der, welcher das Schwein hat, den Ingwer nicht hinunterbringen kann, ſondern ihn ausſpucken muß, weil er ihm gallenbitter ſchmecken wird. Es wird daher das Beſte ſein, wenn derjenige, welcher das Schwein hat, es dem Pfarrer hier beichtet, damit er nicht vor einer ſo großen Geſellſchaft öffentlich beſchimpft wird, und dann will ich in dieſer Sache nicht weiter gehen.“

Alle Anwesenden erklärten sich bereit, davon zu essen, weßhalb sie denn Bruno in eine Reihe stellte, den Calandrino mitten unter sie schob, und nun bei dem einen Ende anfangend Jedem ein Stück von dem Ingwer reichte. Als er aber an Calandrino kam, gab er ihm ein Stück von dem Hundeconfekt in die Hand. Calandrino nahm es sogleich in den Mund, und fing an zu kauen; allein sobald er die Aloë schmeckte, spie er es wieder aus, weil er die Bitterkeit nicht vertragen konnte. Nun sah Einer den Andern an, und wartete, wer seinen Bissen ausspeien würde, und Bruno war noch nicht die Reihe durch, als er hinter sich rufen hörte: „Peda, Calandrino! Was hat das zu bedeuten?“ Jetzt wandte er sich schnell um, und als er sah, daß Calandrino sein Confekt ausgespieen hatte, sagte er: „Warte, du hast vielleicht aus einem andern Grunde ausspucken müssen. Da hast du noch eins!“ Damit steckte er ihm den andern Enzian in den Mund, worauf er fortfuhr, an die Uebrigen Ingwer auszutheilen. Hatte nun der erste Bissen dem Calandrino bitter geschienen, so kam ihm der zweite noch viel bitterer vor. Allein weil er sich schämte, ihn auszuspeien, so behielt er ihn eine Zeitlang kauend in dem Munde; dieß preßte ihm Thränen so groß wie Haselnüsse aus. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten, und er spuckte ihn aus wie den ersten. Als Buffalmacco, der den Wein herumreichte, so wie auch Bruno und alle Uebrigen dieß bemerkten, erklärten sie einstimmig, Calandrino müsse sich selbst bestohlen haben, worüber ihn Einige sehr tadelten. Nachdem sich nun die Andern alle entfernt hatten, und nur Bruno und Buffalmacco bei Calandrino zurückgeblieben waren, hob Buffalmacco an: „Ich war immer der

festen Meinung, daß du selbst das Schwein haben müßtest, und uns nur weiß machen wolltest, daß es dir gestohlen worden wäre, um uns von dem gelösten Gelde nichts zum Besten zu geben."

Calandrino, der den bittern Aloegeschmack immer noch im Munde hatte, betheuerte von neuem, daß er es nicht hätte.

„Jetzt einmal Scherz bei Seite, Bruder!" sagte Bruno, „gesteh nur, wie viel du bekommen hast. Ein halbes Dutzend; nicht wahr?"

Hierüber wollte Calandrino fast verzweifeln; aber Buffalmacco fuhr fort: „Ich muß dirs nur mittheilen, Calandrino, es war da einer unter der Gesellschaft, die mit uns aß und trank, der sagte mir, daß du dir hier im Dorfe ein Mädchen hältst, der du Alles gibst, was du nur auf die Seite bringen kannst, und er sei fest davon überzeugt, du habest ihr auch das Schwein geschickt. Ja, ja, du hast gewiß angefangen, dich auf Streiche zu legen. Schon einmal hast du uns nach dem Mugnone gelockt, um schwarze Steine zusammenzulesen, und hast uns damals mir nichts dir nichts im Dreck sitzen lassen, bist uns durchgegangen, und wolltest uns zu guter Letzt noch weiß machen, du hättest den rechten Stein gefunden. Jetzt meinst du nun wieder, uns mit deinen Betheurungen glauben zu machen, das Schwein, das du verschenkt, oder verkauft hast, sei dir gestohlen worden. Jetzt sind wir aber hinter deine Schliche gekommen, und du sollst uns künftig nicht mehr anführen. Und darum, um dir die Wahrheit zu sagen, haben wir es uns sauer werden lassen, dir die Kunst abzulernen; deßhalb gib uns sogleich zwei Paar Kapaunen heraus, sonst sagen wir der Frau Tessa Alles wieder!"

Als Calandrino sah, daß man ihm nicht glaubte, und daß er bereits Aerger und Schaden genug gehabt hatte, wollte er sich nicht auch noch von seiner Frau die Hölle heiß machen lassen, und gab daher einem Jeden von ihnen ein Paar Kapaunen. Jene aber salzten das Schwein ein, und schafften es nach Florenz, und Calandrino hatte den Schaden und den Spott dazu.

VII. Novelle.

Ein Student liebt eine Wittwe, die einen andern Liebhaber hat, und ihn im Winter eine ganze Nacht hindurch im Schnee stehen läßt. Dafür bringt er es durch List dahin, daß sie mitten im Juli ganz nackt einen Tag lang auf einem hohen Thurme stehen muß, wo sie den Wespen, Bremsen und der Sonne ausgesetzt ist.

Die Damen hatten viel über den armen Tropf Calandrino gelacht, und würden noch mehr gelacht haben, wenn es ihnen nicht leid um ihn gewesen wäre, daß ihm diejenigen, welche ihm das Schwein gestohlen hatten, auch noch die Kapaunen abnahmen. Als die Geschichte aus war, gebot die Königin der Pampinea, die ihrige zu erzählen, worauf diese folgendermaßen begann:

„Liebe Freundinnen, es geschieht wohl je zuweilen, daß ein Streich mit dem andern vergolten wird, und es

ist daher nicht rathsam, sich darauf einzulassen, Andere zum Besten zu haben. Wir hatten Gelegenheit, manche Neckerei zu belachen, von welcher man uns nicht gesagt hat, daß sie wieder vergolten worden wäre. Ich aber habe die Absicht, euer Mitleid für eine unserer Mitbürgerinnen zu wecken, welcher die gerechte Vergeltung einer Neckerei fast das Leben gekostet hätte; und dieß wird von Nutzen für euch sein, weil ihr euch hiernach, wofern ihr klug seid, hüthen werdet, Andere zu necken.

Vor noch nicht langen Jahren lebte in Florenz eine junge Frau, die sehr schön von Gestalt, stolz von Gemüth, von sehr vornehmer Abkunft und mit allen Glücksgütern reichlich ausgestattet war, Namens Helena. Diese war Wittwe geworden, und empfand keine Neigung, wieder zu heirathen, sondern unterhielt mit Hülfe einer vertrauten Dienerin ein Liebesverständniß mit einem schönen, jungen Mann, ganz nach ihrem Geschmack, mit dem sie sich, jeder andern Sorge ledig, gar oft eine frohe Stunde bereitete.

Zufälligerweise geschah es nun, daß ein junger Edelmann aus unserer Stadt, Namens Rinieri, welcher einige Jahre in Paris den Studien obgelegen hatte, von dort nach Florenz zurückkehrte, nicht etwa, um sein Wissen, wie jetzt Viele thun, stückweise fürs Brod zu verhandeln, sondern um die Beziehungen der Dinge zu einander und ihre Ursachen noch tiefer zu ergründen. Hier nun lebte er sowohl wegen seines Adels, als wegen seiner Kenntnisse unter seinen Mitbürgern in großen Ehren. Wie es aber oft geschieht, daß diejenigen, welche am tiefsten in die Wissenschaft eingeweiht sind, sich am leichtesten von der Liebe verblenden lassen, so erging es auch unserm Rinieri. Denn als er eines Tages

luſtwandelnd zu einem Feſte hinausgegangen war, fiel ihm Helena in ihren ſchwarzen Wittwenkleidern ſo reizend und liebenswürdig in die Augen, als er noch keine geſehen zu haben glaubte, und er meinte, der müßte ſelig ſein, dem es der Himmel beſcheerte, ſie unbekleidet umarmen zu dürfen. Nachdem er mehrmals ihre Reize gemuſtert hatte, beſchloß er, wohl wiſſend, daß ein ſo hohes und ſeltenes Kleinod nur mit großer Mühe gewonnen werden kann, kein Opfer und keine Anſtrengung zu ſcheuen, um ihr Wohlgefallen zu erwerben, und dadurch in ihren Beſitz zu gelangen. Die junge Wittwe, die keineswegs ihre Augen immer auf den Boden heftete, ſondern im ſtolzen Selbſtbewußtſein und indem ſie ſich noch mehr dünkte, als ſie war, dieſelben mit vieler Koketterie umherwandern ließ, gewahrte bald, mit welchem Wohlgefallen er ſie betrachtete. Indem ſie nun nach Rinieri hinblickte, ſagte ſie lächelnd zu ſich ſelbſt: „Heute bin ich gewiß nicht umſonſt erſchienen, und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo habe ich einem Zeiſig das Netz über den Kopf geworfen.“ Und nun begann ſie, ihn wiederholt verſtohlen anzublicken, um ihn glauben zu machen, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, indem ſie dachte, je mehr ſie ihn an ſich ziehe und ſeine ganze Liebe gewinne, um deſto mehr müſſe auch ihre Schönheit im Preiſe ſteigen, beſonders für denjenigen, dem ſie ihre Reize und ihr Herz geſchenkt hätte.

Der gelehrte Student aber vergaß alle philoſophiſche Gedanken und richtete alle ſeine Gedanken nur auf die Schöne; und ſobald er ihr Haus erfahren hatte, fing er an, unter allerlei Vorwänden beſtändig unter ihren Fenſtern vorbei zu gehen, in der Hoffnung, ſich ihr damit angenehm zu machen.

. Die Dame, deren Eitelkeit dieß schmeichelte, that, als ob sie es gern sähe; daher sich der Student mit ihrer Magd bekannt machte, und diese bat, ihm dazu behülflich zu sein, daß er die Gunst ihrer Gebieterin erlange. Die Dienerin versprach alles Mögliche, und hinterbrachte dann Alles ihrer Frau, welche ihn herzlich auslachte, und sagte: „Siehst du, wie jener Herr um die Weisheit kommt, die er von Paris mitgebracht hat? Nun schon gut, wir wollen ihm so aufspielen, wie er Lust hat zu tanzen. Sobald er dich wieder anredet, so sage ihm doch, daß ich ihn noch weit heftiger liebe, als er mich // daß ich aber über meine Ehrbarkeit wachen muß, um mich vor andern Frauen mit freier Stirne zeigen zu können, ein Umstand, der, wenn er so weise ist, als man sagt, meinen Werth in seinen Augen noch erhöhen muß.“ //

Armes, armes Weib! Sie wußte nicht, liebe Freundinnen, wie gefährlich es ist, mit einem Gelehrten anzubinden.

Als ihn die Magd wieder antraf, so richtete sie ihren Auftrag aus. Der Student hatte darüber eine große Freude, er ward von Stunde an dringender in seinen Bemerkungen, und fing an Briefe zu schreiben und Geschenke zu schicken, die gern angenommen wurden. Indeß erfolgte weiter nichts darauf, als lauter allgemeine Antworten. Auf diese Weise hielt ihn die Dame eine lange Zeit mit leeren Hoffnungen hin, und führte ihn an der Nase umher. Endlich, nachdem sie ihrem Liebhaber Alles entdeckt, und mehrmals mit ihm einen Streit darüber gehabt, auch wohl einige Spuren von Eifersucht bemerkt hatte, wollte sie diesem beweisen, daß er sie mit Unrecht im Verdacht hätte. Als demnach der

Student noch immer fortfuhr, sie zu beschwören, ließ sie ihm durch ihre Magd sagen, sie habe, seitdem sie seiner Liebe gewiß sei, noch immer keine Zeit finden können, seinen Wünschen entgegenzukommen; doch hoffe sie, während des herannahenden Weihnachtsfestes ihn bei sich sehen zu können. Er möchte deßhalb am Abend nach dem ersten Feiertage in ihren Hof kommen, wo sie, so bald sie nur könnte, zu ihm eilen wollte. Der Student pries sich als den Glücklichsten der Sterblichen, und verfügte sich zur anberaumten Stunde nach dem Hause seiner Geliebten. Nachdem er dort von der Magd in den Hof gelassen und darin eingeschlossen worden war, fing er an seine Dame zu erwarten. Die Schöne, welche an diesem Abend ihren Liebhaber zu sich eingeladen hatte, theilte diesem nach einem heitern Mahle mit, was sie in dieser Nacht vorhabe, und fügte hinzu: „Jetzt sollst du dich davon überzeugen, von welcher Art und Heftigkeit die Liebe ist, die ich für den fühle, auf den du thörigterweise eifersüchtig geworden bist.“ — Diese Worte vernahm der Geliebte mit Vergnügen, und war nun begierig, dieselben durch die That bestätigt zu sehen.

Es war ein kalter Winterabend, und es hatte zufällig den Tag vorher stark geschneit. Unser Schüler der Weisheit fing daher bald an, es kälter zu finden, als ihm lieb war; doch ertrug er den Frost geduldig, indem er sich mit der Hoffnung tröstete, sich bald wieder erwärmen zu können. Nach einer Weile sagte nun Helena zu ihrem Liebhaber: „Jetzt laß uns in die Kammer gehen; dort kannst du von dem Fenster aus sehen, was er treibt, und hören was er der Magd antwortet, die ich hingeschickt habe, um mit ihm zu sprechen.“

Sie führte ihn darauf an ein Kammerfenſter, von wo ſie herabſehen konnten, ohne geſehen zu werden, und hörten dort, daß die Magd von einem andern Fenſter zu ihm ſagte: „Rinieri, es thut meiner Frau außerordentlich leid, daß gerade heute Abend einer ihrer Brüder hat eintreffen müſſen, der ſich erſt lange mit ihr unterhielt, und dann noch bei ihr zum Eſſen blieb. Er iſt immer noch nicht fort; allein ich denke, er wird nun wohl bald gehen, und dann wird ſie dich gleich einlaſſen. Sie bittet dich daher, noch ein wenig zu warten."

Der Gelehrte, der dieß Alles glaubte, gab ihr zur Antwort: „Sage meiner Dame, ſie ſolle ſich um mich keine Sorge machen, bis ſie mich mit Bequemlichkeit einlaſſen kann; allein dieß möge ſie doch ja thun, ſobald ſie irgend kann."

Die Magd ſchlug hierauf das Fenſter zu, und ging zu Bette. Helena verfügte ſich gleichfalls mit ihrem Liebhaber in ihr Gemach, wo ſie bis Mitternacht in ſeinen Armen lag, während Rinieri im Schneegeſtöber vor Kälte im Hofe herumſprang, und nirgends einen Sitz oder ein Obdach fand Er verwünſchte den langweiligen Bruder, und meinte bei jedem Geräuſch, das ſich regte, man erſchiene um ihn einzulaſſen. Während Rinieri ſo im Hofe nach dem Takte ſeines eigenen Zähneklappens herumtanzte, war Helena nicht nur ſo boshaft, mit ihrem Liebhaber über ihn zu ſpotten, und dieſem zu zeigen, wie ſie die Leute ohne Geige und Sackpfeife zum Tanzen bringen könnte, ſondern ſie ging hinunter, und rief den Rinieri leiſe bei Namen. Rinieri dankte ſchon dem Himmel für ſeine endliche Erlöſung, und antwortete: „Hier bin ich, Madonna, laßt mich um Gotteswillen ein, ſonſt muß ich erfrieren!

„Ja wohl,“ verſetzte die Dame, „ich weiß wie froſtig du biſt! Die Kälte iſt wohl ſo groß, weil hier ein wenig Schnee gefallen iſt! Weiß ich etwa nicht, daß in Paris viel mehr fällt? Ich kann dir noch nicht öffnen, weil dieſer verwünſchte Bruder, der mir geſtern Abend in die Quere kam, immer noch nicht fort iſt; aber er wird nun bald aufbrechen, und dann will ich dich gleich einlaſſen. Nur mit großer Mühe habe ich mich auf einen Augenblick von ihm weggeſtohlen, um dir einigen Muth einzuſprechen, damit du dich das lange Warten nicht verdrießen läſſeſt.“

„Ach, Madonna,“ ſeufzte Rinieri, „ich beſchwöre Euch um Gotteswillen, macht mir auf, daß ich nur wenigſtens unter ein Obdach komme! Denn es hat jetzt wieder von neuem angefangen, heftig zu ſchneien, und es ſchneit noch immer fort. Ich will dann gern im Hauſe warten, ſo lange es Euch gefällt.“

„Ach, mein Liebſter,“ entgegnete ſie, ich kann nicht aufmachen, denn dieſe Thüre hier knarrt ſo laut, daß es mein Bruder hören würde, wenn ich ſie öffnen wollte; aber ich will jetzt zu ihm gehen, und ihn fortzubringen ſuchen, damit ich dich einlaſſen kann.“

„So geht denn,“ ſagte Rinieri, „und eilt! Und ich bitte, ſorgt für ein gutes Feuer, damit ich mich, wenn ich hineinkomme, wieder erwärmen kann; denn ich bin am ganzen Körper ſo erfroren, daß ich mich kaum noch ſelber fühle.“

„Das iſt aber doch nicht wohl möglich,“ verſetzte ſie, wenn das wahr iſt, was du mir ſo oft geſchrieben haſt, daß du vor Liebe zu mir ganz Feuer und Flamme biſt. Du treibſt wohl nur deinen Scherz mit mir. Doch

ich gehe jetzt. Habe nur noch etwas Geduld, und sei guten Muthes!"

Der Liebhaber, der dieß Alles zu seiner großen Belustigung mit angehört hatte, kehrte dann mit ihr in das Bett zurück, wo beide wenig schliefen, sondern den größten Theil der Nacht damit zubrachten, daß sie sich über den armen Studenten lustig machten.

Rinieri, der wie ein Storch mit den Zähnen klapperte, sah am Ende, daß man ihn zum Besten hatte. Mehrmals suchte er daher die Thür zu öffnen, oder irgend einen andern Ausgang zu gewinnen. Allein da dieß Alles vergebens war, so irrte er wie ein Löwe im Käfig im Hofe umher, fluchte über das schlechte Wetter, auf das boshafte Weib, auf die Länge der Nacht und auf seine eigene Thorheit. Jetzt verwandelte sich seine heiße vorherige Liebe in Wuth und Rachgier, und er sann nach den gewaltsamsten und verschiedenartigsten Mitteln umher, Vergeltung dafür zu üben, nach der ihn jetzt heftiger verlangte, als er vorher mit seiner Geliebten zusammen zu sein gewünscht hatte.

Endlich nach langem Warten wich die Nacht dem Tage, und der Morgen begann zu dämmern. Deßhalb ging die Magd auf Befehl ihrer Frau hinunter, öffnete dem armen Erfrorenen den Hof, und machte ihm im Namen ihrer Frau tausend Entschuldigungen über das verdrießliche Hinderniß der vergangenen Nacht, indem sie ihn zugleich auf eine bessere Gelegenheit vertröstete.

Rinieri hatte bei allem seinen Unwillen Fassung genug, um zu bedenken, daß man durch Drohungen dem Bedrohten nur Waffen leiht, und verschloß daher seinen Zorn in der Brust, so gern er auch laut geworden wäre. Mit anscheinender Gelassenheit sagte er:

„Ich habe allerdings eine sehr schlimme Nacht bestanden; doch bin ich überzeugt, daß deine Frau die Schuld davon nicht trägt; denn sie selbst hat sich gegen mich entschuldigt und mir aus Mitleid Muth eingesprochen, und wie du sagst, was diese Nacht nicht hat sein sollen, das kann ein andermal geschehen. Adieu, und grüße deine Frau!“

Nach diesen Worten eilte er, ganz zusammengezogen von Frost, nach Hause, und warf sich, zum Sterben müde, auf sein Lager nieder, um sich durch ein wenig Schlaf zu erholen. Allein als er erwachte, fühlte er sich an den Armen und Beinen fast ganz gelähmt. Er schickte daher nach Aerzten, denen er sagte, was er für Frost und Ungemach ausgestanden hatte, und es wurden die schleunigsten Vorkehrungen getroffen, um seinen Nerven wieder Spannkraft und Geschmeidigkeit zu verschaffen. Doch ging eine geraume Zeit damit hin, und wenn ihm nicht seine Jugend und die Wiederkehr der warmen Witterung zu Statten gekommen wären, so würde er nicht so leicht davon gekommen sein.

Als er wieder hergestellt war, verschloß er seinen Haß im Innern, und stellte sich verliebter als je in seine Wittwe. Nach Verlauf von einiger Zeit bot ihm der Zufall eine Gelegenheit dar, sich zu rächen. Der junge Mann nehmlich, den die Wittwe geliebt hatte, vergaß ihre große Anhänglichkeit, verliebte sich in eine Andere, vernachlässigte seine vorige Gebieterin gänzlich, und verursachte ihr dadurch den bittersten Kummer. Ihre Magd, welche das größte Mitleid mit ihr fühlte, und nicht wußte, wie sie ihre Gebieterin über den Verlust ihres Liebhabers beruhigen sollte, verfiel auf einen närrischen Gedanken. Sie glaubte nehmlich, daß man den

Liebhaber ihrer Dame durch irgend ein Zaubermittel zu der gewohnten Liebe müsse zurückrufen können, und daß in diesem Punkte der Student wahrscheinlich ein großer Meister sein müsse. Sie theilte diesen Einfall ihrer Frau mit, und Helena war so einfältig, ihren Vorschlag gut zu finden, ohne zu bedenken, daß, wenn Rinieri sich auf Zauberei verstände, er seine Kunst zu seinem eigenen Vortheil angewendet haben würde. Sie trug daher sogleich ihrer Magd auf, sich bei ihm zu erkundigen, ob er ihr helfen wolle, und ihm zu versprechen, daß sie als Lohn dafür auch seinem Verlangen entsprechen wolle. Die Magd richtete ihre Botschaft aufs Beste aus. Rinieri freute sich im Stillen über den Antrag, und dankte dem Schicksal, daß es ihm Gelegenheit gab, sich an dem schlechten Weibe für die Beleidigung zu rächen, mit welcher sie seine heiße Liebe vergolten hatte. Er sprach zu der Magd: „Sage deiner Frau, sie solle ganz ohne Sorge sein; denn wenn ihr Liebhaber auch in Indien wäre, so würde ich machen, daß er sogleich zurückkehrte und sie wegen alles dessen um Verzeihung bäte, was er ihr zu Leide gethan hätte. Doch das zu diesem Behuf anzuwendende Mittel gedenke ich ihr selbst mitzutheilen, wann und wo es ihr genehm ist. Sage ihr das zum Trost in meinem Namen."

Die Magd richtete diese Antwort aus, worauf ihn die Frau nach Santa Lucia del Prato beschieden ließ. Dort entdeckte sie ihm unter vier Augen, ohne daran zu denken, wie sie ihn fast dem Tode preisgegeben hatte, ihr ganzes Geheimniß, und beschwor ihn, für ihr Heil zu sorgen.

„Madonna," antwortete Rinieri, „allerdings habe ich mich unter andern Dingen in Paris auch auf die

ſchwarze Kunſt gelegt und weiß, was daran iſt. Weil ich ſie jedoch für eine Sünde halte, ſo hatte ich mir feſt vorgenommen, ſie nie, weder für mich ſelbſt, noch für jemand anders auszuüben. Allein meine Liebe zu Euch iſt ſo groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abſchlagen ſoll, und ſo bin ich denn bereit, zu thun, was Ihr verlangt, wenn ich auch deßwegen in die Hölle wandern müßte. Doch ſo viel muß ich Euch voraus bemerken, daß die Sache weit ſchwerer iſt, als Ihr vielleicht meint, und beſonders dann, wenn eine Frau ihren Liebhaber oder ein Mann ſeine Geliebte wiedergewinnen will; denn dieß kann nur durch die eigene Perſon deſſen geſchehen, um den ſich's handelt, und, um dieß zu vollbringen, muß der, der es unternimmt, unerſchrockenen Muthes ſein, weil es zur Nachtzeit und an einem abgelegenen Orte geſchehen muß; alles Dinge, von denen ich nicht weiß, ob Ihr die Courage habt, ſie zu unternehmen."

Hierauf erwiederte die Dame, die mehr verliebt, als weiſe war: „Die Liebe treibt mich ſo heftig, daß mir nichts in der Welt zu ſchwer fallen kann, wodurch ich hoffen darf, meinen Liebhaber wieder zu erlangen. Doch ſage mir auf jeden Fall, bei welcher Gelegenheit ich meinen Muth zeigen muß."

Der Gelehrte, der nicht vergeſſen hatte, wo und wie man ihm auf den Fuß getreten, ſprach hierauf: „Madonna, ich muß euch erſt im Namen desjenigen, den Ihr wieder zu erlangen wünſcht, ein Bild von Zinn gießen; mit dieſem müßt Ihr Euch beim abnehmenden Mond, und wenn dieſer ſehr klein iſt, des Nachts ſiebenmal nackt in fließendem Waſſer baden, und dann ſo nackt, wie Ihr ſeid, auf einen Baum, oder auf ein

hohes unbewohntes Gebäude steigen, und mit dem Bilde in der Hand, gegen Norden gewendet, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufschreiben will; wenn Ihr diese gesagt habt, werden zwei Jungfrauen von wunderbarer Schönheit erscheinen, die Euch freundlich grüßen und fragen werden, was Ihr verlangt. Diesen müßt Ihr Eure Wünsche deutlich und umständlich aussprechen, und Euch wohl hüten, daß Ihr nicht einen Namen statt des andern nennt. Wenn Ihr ihnen das Nöthige gesagt habt, so werden sie verschwinden, und Ihr könnt dann zu dem Ort hinabsteigen, wo Ihr Eure Kleider gelassen habt, und ruhig nach Hause zurückkehren. Ihr könnt sicher darauf rechnen, daß Euer Liebhaber, bevor es wieder Mitternacht wird, wiederkehren, Euch um Verzeihung bitten, und Euch nie wieder untreu werden wird."

Als die Dame dieß hörte, glaubte sie so fest daran, daß sie ihren Geliebten schon wieder in den Armen zu halten wähnte, und erwiederte mit Heiterkeit: „Sorgt nicht, daß ich das Alles genau vollbringen werde, denn ich habe dazu die beste Gelegenheit von der Welt. Ich besitze nehmlich ein Gut in der Gegend des Arnothales, welches dicht am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt Juli ist, so macht das Baden Vergnügen. Nicht weit von dem Flusse steht auch ein alter unbewohnter Thurm, dessen sich nur noch die Hirten bisweilen bedienen, und mit einer Leiter hinaufsteigen, um sich von oben nach ihrem verirrten Vieh umzusehen. Dieser Thurm liegt einsam genug, und ich will ihn besteigen, um dort deiner Vorschrift nachzukommen."

Rinieri, der dieses Gut der Dame und den kleinen Thurm sehr wohl kannte, gab ihr, als er merkte,

daß sie in seine Schlinge fiel, zur Antwort: „Madonna, weil ich noch nie in diese Gegend hin gekommen bin, so kenne ich weder Euer Gut, noch den Thurm; doch wenn Alles so gelegen ist, wie Ihr es schildert, so könnt Ihr in der That keinen bequemeren Ort wählen. Deshalb will ich Euch zu seiner Zeit das Bild und die Beschwörung zustellen; dabei verlasse ich mich aber auch fest darauf, daß Ihr Euch auch meiner erinnert, wenn Ihr Euren Wunsch erreicht und erkannt haben werdet, daß ich Euch gute Dienste geleistet habe. Die Dame versprach ihm, daß sie dieß unfehlbar thun wolle, worauf sie von ihm Abschied nahm und nach Hause zurückkehrte.

Rinieri, froh darüber, jetzt seinen Plan ins Werk setzen zu können, ließ nun das Bild mit seinen Zauberzeichen anfertigen, schrieb eine selbsterfonnene Formel als Beschwörung auf, und schickte Beides an die Dame, wobei er ihr zugleich melden ließ, daß sie ohne Aufschub am folgenden Abend Alles in Ausübung bringen möchte, was er angeordnet hätte. Darauf begab er sich heimlich mit einem Diener nach dem Hause eines Freundes, das nahe bei dem Thürme stand, um dort sein Vorhaben auszuführen.

Die Dame machte sich anderseits mit ihrer Dienerin gleichfalls auf den Weg, und wandte sich nach ihrem Gute. Als die Nacht anbrach, that sie so, als ob sie zu Bette ginge, und schickte die Magd zur Ruhe. Um die Zeit des ersten Schlafs schlich sie sich heimlich aus dem Hause und verfügte sich an das Ufer des Arno, nahe bei dem Thurme. Nachdem sie sich umgesehen hatte, und allein zu sein glaubte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider unter einem Strauche, und badete sich dann siebenmal

mit dem Bilde, worauf sie sich mit demselben nackt nach dem Thurme begab.

Rinieri hatte sich beim Einbruch der Nacht mit seinem Diener hinter dem Weidengebüsch und andern Bäumen in der Nähe des Thurmes versteckt, und von dort aus Alles mit angesehen. Als die schöne Frau nackt an ihm vorüberging, und er die Weiße ihres Körpers die Dunkelheit der Nacht besiegen sah, als er die reizenden Formen und das wundervolle Ebenmaaß ihrer Glieder betrachtete und bei sich bedachte, was binnen wenigen Stunden aus diesem Allen werden würde, fühlte er eine Anwandlung von Mitleid. Zu gleicher Zeit erwachte der Stachel des Fleisches aus dem Schlafe und lockte ihn, aus seinem Versteck hervorzubrechen und sich der schönen Beute zu bemächtigen, die ihm gewissermaßen in die Arme lief, und er war schon nahe daran, von dem Einen und dem Andern zugleich besiegt zu werden. Allein plötzlich besann er sich, wer er wäre, und welche Schmach er erduldet hätte; seine Rachsucht behielt die Oberhand über das Mitleid und über seine Begierden; er beharrte daher bei seinem Vorsatz und ließ sie vorübergehen.

Die Schöne stieg jetzt die Leiter hinan auf den Thurm, wendete sich oben gegen Norden, und begann nun, die Worte der Beschwörung herzumurmeln. Mittlerweile schlich Rinieri gleich nach ihr hinzu, nahm leise die Leiter weg, welche auf den Söller hinaufführte, wo sich die Dame befand, und wartete nun ab, was sie dazu sagen und wie sie sich anstellen würde. Nachdem sie ihre Beschwörungsformel siebenmal hergesagt hatte, fing sie an, die beiden Jungfrauen zu erwarten. Diese ließen sie aber so lange harren, bis sie anfing, es kühler

zu finden, als ihr behagte, und bis endlich die Morgenröthe erschien. Verdrüßlich darüber, daß das Versprechen Rinieri's nicht in Erfüllung ging, sprach sie zu sich selbst: „Fast fürchte ich, daß mir Rinieri eine eben so üble Nacht machen will, als ich ihm gemacht habe; indeß wenn dieß seine Absicht gewesen ist, so hat er es schlecht verstanden, sich zu rächen, denn er hat gewiß dreimal so lange zappeln und weit mehr frieren müssen, als ich."

Damit sie nun der helle Tag nicht an diesem Orte überraschen möchte, wollte sie wieder von dem Thurme herabsteigen. Doch wie groß war ihr Schreck, als sie die Leiter nicht mehr fand! Jetzt, als wäre die Welt plötzlich unter ihren Füßen verschwunden, sank ihr der Muth, und sie fiel ohnmächtig auf dem Estrich des Thurmes nieder. Als sie ihre Besinnung wieder erlangte, begann sie laut zu weinen und zu jammern, weil sie jetzt wohl merkte, daß Rinieri Alles mit Fleiß so angestiftet hätte. Jetzt that es ihr leid, ihn erst beleidigt und sich dann demjenigen anvertraut zu haben, den sie aus guten Gründen für ihren Feind halten mußte. Umsonst versuchte sie es, herunter zu gelangen. „O ich Unglückliche!" rief sie, „was werden meine Brüder und Verwandten, meine Nachbarn, was wird ganz Florenz von mir sagen, wenn man hört, daß ich hier nackend auf diesem Thurme gefunden worden bin? Meine Ehrbarkeit, die man für so bewährt gehalten hat, wird als eine Scheintugend erkannt werden, und wenn ich auch ein Mährchen zu ersinnen wüßte, um diesen Vorfall zu beschönigen, so wird der verwünschte Student meine Lüge entlarven! Wie unglücklich bin ich doch,

daß ich zu gleicher Zeit meinen unwürdigen Liebhaber und meine Ehre verloren habe!“

Hierauf befiel sie ein solcher Schmerz, daß sie in Versuchung gerieth, sich von dem Thurme herabzustürzen. Unterdessen hatte sich die Sonne bereits erhoben, und indem sich die Schöne ein wenig mehr der Mauer des Thurmes näherte, um zu spähen, ob nicht irgend ein Hirtenknabe mit seinem Vieh nahe wäre, den sie nach ihrer Magd schicken könnte, erwachte Rinieri, der unter dem Gebüsch geschlafen hatte, und sie gewahrten einander beide zu gleicher Zeit.

„Ei, guten Morgen, Madonna,“ rief der Gelehrte. „Sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?“

Als Helena ihn sah und hörte, fing sie heftig an zu weinen, und beschwor ihn, in den Thurm zu kommen, damit sie mit ihm sprechen könne. Rinieri war so gefällig, ihr darin zu willfahren. Die Schöne legte sich jetzt flach auf das Dach nieder, und sagte mit bittern Thränen: „Gewiß, Rinieri, wenn ich dir eine üble Nacht verursachte, so hast du dich jetzt schwer an mir gerächt; denn ob es gleich jetzt Juli ist, so glaubte ich doch in dieser Nacht so nackt, wie ich bin, erstarren zu müssen; überdieß aber habe ich auch den Fehler, den ich gegen dich beging, und die Thorheit, mit der ich dir vertraute, so bitter beweint, daß es ein Wunder ist, daß ich noch meine Augen behalten habe. Ich bitte dich, nicht um deiner Liebe willen, welche ich nicht verdiene, sondern aus Liebe zu dir selbst, der du ein Edelmann bist, laß dir an der Rache genügen, die du für die zugefügte Beleidigung an mir genommen hast, und schicke mir meine Kleider, damit ich wieder herabsteigen kann. Raube mir nicht dasjenige, was du mir nicht wieder-

geben kannſt, meine Ehre; denn wenn ich dich auch um eine Nacht gebracht habe, die ich dir zuſagte, ſo kann ich dir ja, ſobald es dir gefällt, dieß tauſendmal für einmal wiedergeben. Begnüge dich als ein Edelmann mit der Betrachtung, daß die Rache in deiner Macht ſtand, und daß du mich fühlbar davon überzeugt haſt, aber gebrauche nicht deine ganze Uebermacht gegen ein ſchwaches Weib. Es iſt kein Ruhm für den Adler, wenn er ſich an einer Taube rächt. Deßhalb, um Gottes und deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!«

Rinieri, der mit hartem Herzen die empfangene Beſchimpfung bei ſich erwog, und ſie nun ſo weinen und flehen ſah, fühlte zugleich Luſt und Leid in ſeiner Seele: Luſt über die Rache, die er jetzt mehr, als alles Andere begehrt hatte, und Leid, weil ihn ein Mitgefühl mit der Unglücklichen bewegte. Doch noch konnte die Menſchlichkeit die Rauheit ſeines Begehrens nicht beſiegen, und er antwortete: „Madonna Helena, wenn meine Bitten, die ich zwar nicht ſo, wie du, in Thränen zu baden, und mit Schmeicheleien zu verſüßen wußte, dich in jener Nacht, wo ich vor Froſt erſtarrte, hätten bewegen können, mir nur ein wenig Obdach zu gewähren, ſo könnte ich vielleicht jetzt deinen Wunſch erfüllen. Iſt dir jedoch jetzt noch eben ſo viel, oder noch mehr an deiner Ehre gelegen, wie damals, ſo wende dich mit deinen Bitten an den, in deſſen Armen du jene Nacht, deren du dich wohl ſehr gut erinnerſt, nackt zubrachteſt, während du mich in deinem Hofe mit klappernden Zähnen im Schnee umhertraben hörteſt; von ihm laß dir helfen, von ihm laß dir deine Kleider bringen, von ihm laß dir die Leiter anſetzen, und dich herunterholen. Warum rufſt du ihn nicht, daß er dir Beiſtand leiſte? Für wen ſchickt

ſich das beſſer, alſ für ihn? Denn du biſt ja die Seinige, und wen ſoll er hüten, wem helfen, wenn er dich nicht hütet, und dir nicht hilft? Ruf' ihn, Närrchen, und verſuch' es, ob ſeine Liebe und deine Klugheit dich aus den Händen des Einfältigen retten können, den du verſpotteſt, weil du doch damals, mit ihm ſcherzend, ihn fragteſt, ob ihm meine Thorheit, oder deine Liebe zu ihm größer erſchiene. Biete mir dasjenige nicht mehr als einen Preis an, was keinen Werth mehr für mich hat, und was du mir nicht verweigern könnteſt, wenn ich es forderte. Spare deine Nächte für deinen Liebhaber auf, wenn du lebendig von hinnen kommen ſollteſt. Widme ſie deinem und ſeinem Vergnügen. Ich habe an Einer ſchon zu viel gehabt, und mag mich nicht noch einmal zum Narren halten laſſen. Du denkſt wohl, indem du mich liſtigerweiſe lobſt und mich einen Edelmann und Bidermann nennſt, dich wieder bei mir einzuſchmeicheln, und ſuchſt mich dadurch nur zu bewegen, dich in meinem Edelmuth nicht zu beſtrafen. Aber deine Schmeicheleien ſollen mir jetzt den Verſtand nicht wieder umnebeln, wie einſt deine treuloſen Verſprechungen es thaten. Ich kenne mich ſelbſt, und ich habe während der ganzen Zeit, die ich in Paris verweilte, mich nicht ſo gut kennen gelernt, als dich in einer einzigen Nacht. Geſetzt auch, ich wäre ſo großmüthig, ſo gehörſt du nicht zu denen, bei den die Großmuth wohl angewendet wäre. Wilde Thiere, zu welchen du gehörſt, muß man quälen und ſeine Rache an ihnen ſättigen bis in den Tod, und nur bei Menſchen ſoll man ihr ſolche Schranken anweiſen, wie du ſagſt. Ich bin zwar kein Adler, aber ich habe auch erfahren, daß du keine Taube biſt, ſondern eine giftige Schlange, die ich, als ein erbitterter Feind,

mit jeglichem Haß und jeglicher Gewalt zu verfolgen gedenke, obschon Alles, was ich gegen dich unternommen, nicht sowohl Rache, sondern vielmehr gerechte Züchtigung zu nennen ist, indem die Rache die Beleidigung übersteigt, was hier nicht der Fall ist. Denn wenn ich mich an dir rächen wollte, nach Maaßgabe der Gefahr, in welche du mein Leben gebracht hast, so wäre mir der Raub deines Lebens selbst nicht genügend, noch die Ermordung von hundert andern dir gleichenden Creaturen; denn ich würde immer nur ein feiles, schlechtes und schuldiges Weib tödten. Und was zum Henker bist du denn, abgesehen von deinem bischen Gesicht, welches wenige Jahre mit Verderben und Runzeln erfüllen werden, mehr als jede klägliche Magd? Und doch lag es nicht an dir, daß du nicht einen Ehrenmann, wie du mich eben nanntest, zum Tode führtest, dessen Leben an einem einzigen Tage der Welt mehr nützen kann, als hunderttausende deines gleichen vermögen, so lange die Welt steht. Lerne demnach von mir mit deinem Schaden, was es heißt, Männer zu verspotten, die mehr Einsicht besitzen, und wenn du hier mit dem Leben davonkommst, so laß es dir zur Warnung dienen, nie wieder in gleiche Thorheit zu verfallen. Verlangt es dich aber so sehr darnach, herunter zu kommen, so stürze dich herab, und brich den Hals, so bist du auf einmal von aller Pein befreit, und mir wird es nicht leid sein. Mehr will ich dir jetzt nicht sagen: ich wußte es zu veranstalten, dich dort hinauf zu bringen; finde jetzt das Mittel, wieder herunter zu kommen, wie du es erfandest, mich zu verhöhnen."

Während Rinieri so sprach, weinte die arme Frau ohne Unterlaß. Darüber verging die Zeit, und die

Sonne stieg immer höher. Als er schwieg, antwortete sie schluchzend: „Grausamer Mann, wenn dir jene Unglücksnacht so sehr am Herzen liegt, und dir mein Vergehen so groß erscheint, daß dich weder meine Jugend und meine Schönheit, noch meine Bitten und Thränen erweichen können, so laß dich doch dieß Eine einigermaßen rühren und deinen strengen Zorn entwaffnen, daß ich dir von neuem vertraute, dir alle meine Geheimnisse entdeckte, und dir das Mittel in die Hand gab, mir meinen Fehler fühlbar zu machen. Denn, wenn ich nicht so große Zuversicht zu dir gehabt hätte, so hätte es nimmer in deiner Macht gestanden, die Rache, nach welcher dich so sehr verlangt zu haben scheint, an mir zu vollziehen. Darum laß ab von deinem Zorn, und verzeihe mir. Ich bin bereit, wenn du mir vergibst und mich von hier herunterläßest, mich von jenem ungetreuen Liebhaber ganz loszusagen, und dich allein als meinen Gebieter zu erkennen. Obgleich du meiner Schönheit spottest, und sie für wenig werth erklärst, so ist sie doch (ohne mich mit andern Frauen zu vergleichen) meines Erachtens nicht reizlos für einen jungen Mann, und du bist kein Greis. Ja, so hart du mich auch behandelst, so kann ich doch nicht glauben, daß du mir einen so schmachvollen Tod wünschest, als ich ihn fände, wenn ich mich aus Verzweiflung hier vor deinen Augen herabstürzte, denen ich, wenn du mir nicht geheuchelt hast, doch sonst so sehr gefiel. Um Gotteswillen, habe Erbarmen mit mir! Die Sonne fängt an, sehr heiß zu brennen, und wie mich die Kälte in der Nacht gedrückt hat, so beginnt die Hitze mich jetzt zu quälen."

Hierauf entgegnete Rinieri, der sein Vergnügen daran fand, sie mit Worten hinzuhalten: „Madonna,

du hast mir dein Zutrauen dießmal nicht aus Liebe geschenkt, sondern um den wieder zu gewinnen, den du verloren hast, und du verdienst dafür von mir nichts Anderes, als noch größere Züchtigung. Auch bist du sehr im Irrthum, wenn du wähnst, daß mir bloß dieser Weg der Rache zu Gebot gestanden habe. Ich hatte dich unter dem Deckmantel meiner Liebe mit tausend Netzen umstrickt, und wenn mir dieser Plan mißlungen wäre, so hättest du dich doch bald in einer andern Falle fangen müssen, und du hättest in keine gerathen können, welche dir nicht noch mehr Qual und Schmach gebracht hätte, die ich indessen wahrlich nicht wählte, um dich leichtern Kaufs davon kommen zu lassen, sondern bloß, um desto rascher zu meinem Endzweck zu gelangen. Und wenn auch alle meine Anschläge gescheitert wären, so blieb mir noch meine Feder übrig, mit welcher ich solche Dinge und in solchem Tone von dir hätte schreiben können, daß du, wenn du sie wieder erfahren hättest, tausendmal gewünscht haben würdest, nie geboren zu sein. Die Gewalt der Feder ist bei weitem größer, als die Leute vermeinen, die ihre Wirkung nicht durch Erfahrung erprobt haben. Ich schwöre dir, so wahr ich hoffe, meiner Rache an dir ganz froh zu werden, ich würde Dinge von dir geschrieben haben, daß du dich hättest nicht bloß vor andern Leuten, sondern auch vor dir selbst schämen, und dir die Augen auskratzen sollen, um dein eigenes Angesicht nicht mehr zu sehen. Darum mache dem kleinen Bach nicht den Vorwurf, daß er das Meer angeschwellt habe. Aus deiner Liebe und aus deinem Besitz mache ich mir, wie ich dir schon gesagt, gar nichts; halte dich, wenn du kannst, nur immerhin an den, dem du angehört hast. Einst war er mir verhaßt, doch jetzt bin ich

ihm gewogen, aus Rückſicht auf die Art, wie er gegen dich gehandelt hat. Ihr Weiber liebt die Jünglinge, und ſtrebt nach ihrer Neigung, weil ſie rothwangiger und flaumbärtiger ſind, ſtolz einherſchreiten, ſchön tanzen, oder ſchön fechten, alles Dinge, die ältere Leute auch verſtanden; und was dieſe bereits vergeſſen haben, das müſſen jene erſt noch lernen. Ihr haltet ſie für beſſere Reiter, und glaubt, daß ſie mehr Meilen in einem Tage zurücklegen können, als gereifte Männer. Ich gebe zu, daß ſie einen raſcheren Gang haben; aber die älteren und erfahrenern Leute kennen die Bahn und die Wege beſſer. Langſam und gut iſt auf die Dauer mehr werth, als ſchnell und unſtät; ein ſtarker Trab ermüdet Reiter und Pferd; wer aber ſacht angehen läßt, bringt euch friſch und munter, wenn auch ein wenig langſamer, zum Ziele. Ihr Thörinnen wißt nicht, wie viel Uebles ſich unter dieſer geringen, ſchönen Außenſeite verbirgt. Die jungen Leute haben nicht genug an Einer Liebſchaft, ſondern ſie begehren ſo viele, und glauben auf ſo viele Anſpruch machen zu können, daß die Beſtändigkeit unmöglich eine Begleiterin der Liebe ſein kann, und du ſelbſt kannſt jetzt zum ſicherſten Zeugniß dafür dienen. Dann meinen ſie auch, ihre Schönen müßten ihnen immer mit Achtung und Liebkoſungen zuvorkommen, und ſuchen eine Ehre darin, ſich ihrer Gunſtbezeugungen zu rühmen. Durch dieſe Untugend würdigen ſie ſich noch unter die Mönche herab, die wenigſtens reinen Mund halten. Du meinſt zwar, daß Niemand um deinen Liebeshandel gewußt habe, außer deiner Magd und mir, dem du Alles entdeckt haſt. Allein du biſt übel berichtet, und irrſt dich ſehr, wenn du dieſes glaubſt. Die ganze Gegend und deine Nachbar-

schaft spricht fast von nichts Anderm; aber oft ist der Letzte, dem solche Dinge zu Ohren kommen, gerade derjenige, um den sich's handelt. Ueberdieß berauben euch die jungen Leute, während euch die älteren beschenken. Du bist eine von denen, die eine schlechte Wahl trafen; halte dich jetzt an den, den du wähltest, und überlasse mich, den du verhöhntest, einer Andern. Auch ich habe eine Geliebte gefunden, die dich an Werth weit übertrifft, und die mich auch besser zu würdigen weiß, als du. Wenn die Sonne anfängt, dich zu stechen, so bitte ich dich, an den Frost zu denken, den du mich erdulden ließest. Die Erinnerung daran wird hinreichen, die Gluth der brennenden Sonnenstrahlen zu dämpfen."

Die arme geängstigte Helena sah nun wohl, daß alle Reden Rinieri's auf neue Grausamkeiten abzielten. Daher fing sie von neuem an zu weinen, und sagte: „Weil dich nichts zum Mitleiden mit mir bewegen kann, so laß dich wenigstens bei deiner Liebe zu derjenigen beschwören, die du vernünftiger, als mich, gefunden hast, und von der du geliebt zu werden versicherst. Um ihrer Liebe willen verzeihe mir, gib mir meine Kleider, um mich zu bedecken, und laß mich herunter!"

Rinieri lachte nur dazu, und weil der Tag schon heiß war, so sprach er: „Sieh, du hast mich bei einer solchen Dame beschworen, daß ich nicht Nein sagen kann. Sage mir nur, wo deine Kleider sind, so will ich darnach gehen, und dich herunter lassen."

Durch diese Worte fühlte sie sich etwas beruhigt; sie sagte ihm den Ort, wo sie ihre Kleider versteckt hatte, und Rinieri ging fort, indem er seinem Diener gebot, Niemand zu ihr zu lassen, bis er zurückkehren würde. Jetzt begab er sich nach dem Hause eines Freundes,

frühstückte dort, und ruhte aus. Die Schöne auf dem Thurme, durch die Hoffnung der nahen Erlösung einigermaßen aufgerichtet, setzte sich an einer Stelle nieder, wo sie durch die Mauer ein wenig Schatten fand. Bald saß sie tiefsinnig, bald weinte sie, bald hoffte sie, bald wollte sie an der Rückkehr Rinieri's verzweifeln; endlich sank sie, von Schmerz und Ermattung überwältigt, da sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, in Schlummer. Indeß stieg die Sonne bald so hoch, daß sie auch die Mauer nicht mehr vor ihren Strahlen schützte, die beinahe senkrecht auf ihr Haupt und auf ihren weichen, zarten Körper fielen, und sie zum Erwachen nöthigten. Da völlige Windstille herrschte, so gewährte ihr kein Lüftchen eine Kühlung. Dazu wurde sie von Mücken und Wespen geplagt, und noch außerdem von Hunger und von noch ärgerm Durste. Vergebens spähte ihr Blick bald an dieser, bald an jener Seite des Thurmes, ob sich nicht jemand zeigte, und sie war entschlossen, es möchte kosten, was es wollte, um Hülfe zu rufen. Doch wegen der unerträglichen Sonnengluth war kein Landmann auf dem Felde, und die meisten waren auch wohl schon auf ihren Tennen mit dem Dreschen beschäftigt. Sie vernahm nichts als das eintönige Zirpen der Cicaden, und sah nichts als den Arno, der, mit seinen Wassern ihr Verlangen erregend, ihren Durst nicht nur nicht stillte, sondern ihn nur noch vermehrte, so wie die Wälder, Büsche und Häuser, die sie um sich her erblickte, sie nur um so schmerzlicher empfinden ließen, daß sie vergebens nach dem kleinsten Schatten und Obdach vor dem stechenden Strahl der Sonne schmachten mußte. Was sollen wir noch mehr von der unglücklichen Schönen sagen? Die Sonne von oben, die Gluth des Estrich-

bodens von unten, die Stiche der Fliegen und Wespen, dies Alles hatte sie dermaßen zugerichtet, daß ihre zarte Haut, deren Weiße noch am Abend vorher die Finsterniß verjagte, jetzt vor Hitze wie Kupfer geröthet war.

Endlich in der neunten Tagesstunde kehrte Rinieri wieder, und schickte seinen Diener, der noch nüchtern war, nach Hause zum Essen. Als ihn Helena vernahm, sagte sie mit schwacher und gebrochener Stimme: „Rinieri, du hast eine furchtbare Rache an mir genommen. Wenn ich dich einst in meinem Hofe frieren ließ, so hast du mich hier auf diesem Thurme versengen, ja verbrennen lassen, und überdieß durch Hunger und Durst fast getödtet; ich beschwöre dich daher bei Gott, komm herauf, und gib mir den Tod, den ich nicht den Muth habe, mir selbst zu geben, und den ich jetzt sehnlichst wünsche, so groß ist meine Qual. Und willst mir diesen Dienst nicht erweisen, so laß mir wenigstens einen Trunk Wasser reichen, um mir die Lippen zu benetzen, weil meine Thränen dazu nicht ausreichen."

„Böse Frau!" erwiederte Rinieri, „von meinen Händen sollst du nicht sterben! Tödte dich selbst, wenn du das Leben überdrüssig bist! Wasser will ich dir eben so viel zur Linderung deiner Gluth reichen, als ich Feuer von dir bekam, um dem Frost zu widerstehen. Es thut mir nur leid, daß die Krankheit meines Frostes mit stinkendem Miste geheilt werden mußte, während die deiner Hitze mit duftendem Rosenwasser curirt werden wird, und daß ich Gefahr lief, wo nicht das Leben, doch den Gebrauch meiner Glieder einzubüßen, während du deine versengte Haut abschälen, und deine Schönheit erneuert sehen wirst, wie eine Schlange."

„O ich Unglückliche!“ rief Helena. „Eine auf diese Art erlangte Schönheit möge Gott meinen Feinden schenken! Aber sage mir, der du barbarischer, als ein wildes Thier mit mir verfährst, wie hast du es vermocht, mich auf diese Art zu martern? Wahrhaftig, ich wüßte nicht, wie man noch grausamer mit einem Verbrecher zu Werke gehen könnte, der eine ganze Stadt dem Verderben preisgegeben hätte; da du mich hast von der Sonne braten und von den Hornissen zerstechen lassen. Und mir nun auch noch einen Trunk Wasser zu versagen, während man den zum Tode verdammten Mördern auf ihrem letzten Gange Wein zu reichen pflegt, wenn sie ihn fordern! Doch weil ich sehe, daß du auf deiner Grausamkeit beharrst, und meine Leiden unfähig sind, dich im geringsten zu rühren, so will ich mich in Geduld anschicken, den Tod zu empfangen, damit Gott wenigstens mit meiner Seele Mitleid habe. Diesen will ich anrufen, mit gerechtem Auge deine Handlung zu betrachten.“

Nach diesen Worten zog sie sich mit Mühe gegen die Mitte des Estrichs zurück, und verzweifelte daran, mit dem Leben davon zu kommen. Indeß glaubte jetzt Rinieri endlich weit genug gegangen zu sein, und wollte seine Rache nicht aufs Aeußerste treiben. Er ließ daher von seinem Diener ihre Kleider nehmen, sie in einen Mantel wickeln, und begab sich nun zu dem Hause der Unglücklichen, wo er trostlos, traurig und rathlos ihre Magd vor der Thüre sitzen sah, die er also fragte: „Mädchen, wie geht es deiner Gebieterin?“

„Ach, mein Herr,“ erwiederte die Magd, „ich weiß es nicht! Ich glaubte sie diesen Morgen in ihrem Bett zu finden; allein ich entdecke sie weder dort, noch anderswo, noch auch weiß ich, wohin sie gerathen ist, und

ſchwebe deßhalb in der größten Sorge. Könnt Ihr mir vielleicht etwas davon ſagen?“

Hierauf entgegnete Rinieri: „Ich wünſchte nur, daß ich dich mit ihr zuſammen dort gehabt hätte, wo ſie bis jetzt geweſen iſt, daß ich auch dich für deine Schuld ſo hätte züchtigen können, wie ich ſie für die ihre gezüchtigt habe. Doch bei Gott, auch du ſollſt mir nicht entgehen, bis du dermaßen für deine Schelmſtücke gebüßt haſt, daß du nie wieder einen Mann betrügſt, ohne an mich zu denken! Da, nimm dieſe Kleider, geh damit hin, wenn du willſt, und hole deine Frau von jenem Thurme.“

Die arme Magd erſchrack über dieſe Worte, und meinte, daß er ihre Gebieterin ermordet hatte, und kaum enthielt ſie ſich laut zu ſchreien. Rinieri entfernte ſich, und ſie begab ſich mit verweinten Augen nach dem Thurme. Zufälligerweiſe hatte ein Arbeiter der Schönen an dieſem Tage zwei ſeiner Schweine verloren, die er nun überall ſuchte, und ſo bald nach Rinieri's Fortgehen nach dem kleinen Thurme gelangte. Als er dorthin kam, hörte er das Wehklagen der Unglücklichen, und frug herauf: „Wer jammert dort oben?“ Helena erkannte die Stimme ihres Arbeiters, rief ihn bei Namen, und ſprach: „Geh doch ſchnell zu meiner Magd, und ſage ihr, daß ſie zu mir kommen ſoll.“ Indem kam dieſe ſchon gegangen, und rief: „Ach, meine liebſte Frau, wo ſeid Ihr?“

„Ach, meine Tochter,“ erwiederte Helena, „ich bin hier oben. Weine nicht, ſondern bringe mir nur eiligſt meine Kleider.“

Als die Magd ſie ſprechen hörte, ſtieg ſie mit den Kleidern faſt ſchon halb getröſtet die Leiter empor, welche der Arbeiter angeſetzt hatte, und gelangte mit ſeiner

Hülfe auf den Söller. Sie konnte sich kaum enthalten, laut aufzujammern, als sie dort ihre Frau vor Hitze und Durst fast verschmachtet fand. Helena bat sie, zu schweigen, und sie ankleiden zu helfen. Als sie von ihr vernahm, daß Niemand wüßte, wo sie sich befände, außer Rinieri, die Magd und der Arbeiter, so tröstete sie sich einigermaßen, und beschwor sie nur, daß sie sich gegen Niemand etwas davon verlauten lassen möchte. Da sie sich zu schwach fühlte, die Leiter herabzusteigen, so lud sie der Arbeiter auf die Schultern, und trug sie herunter. Indem die Magd ihr folgen wollte, that sie einen Fehltritt, stürzte herab, und zerbrach sich eine Rippe, worüber sie vor Schmerz brüllte wie eine Löwin. Der Arbeiter legte die Dame auf einen Rasenfleck nieder, und sah nach, was die Magd betroffen hatte; und als er sie so beschädigt fand, setzte er sie neben ihrer Frau hin. Als diese zu allem ihren übrigen Mißgeschick noch diesen Unfall hinzukommen sah, weinte sie darüber so bitterlich, daß auch dem Arbeiter die Thränen in die Augen traten. Er eilte indessen, sie mit einem Trunk Wasser zu erquicken, und brachte sie nach ihrem Hause, wo seine Frau den Dienst ihrer Magd versah, und ihr so viel als möglich Linderung zu verschaffen suchte. Abends wurde Anstalt getroffen, sie und die Magd nach der Stadt zu bringen. Helena war klug genug, sich ein Mährchen auszusinnen, um ihren Verwandten und Freunden einen andern Unfall vorzuspiegeln, der sie und ihre Magd betroffen hätte. Beide wurden bald wieder hergestellt, und Rinieri war am Ende noch großmüthig genug, über den Hergang der Sache zu schweigen, zumal da er durch den Unfall der Magd auch an dieser genugsam gerächt zu sein glaubte.

Helena vergaß ihren Liebhaber, und hüthete sich künftig vor Liebeshändeln und ähnlichen Verhöhnungen, nachdem die eine so üble Folgen gehabt hatte.

Darum, liebe Freundinnen, nehmt euch in Acht, die Männer zum Besten zu haben, und besonders die Herren Gelehrten, die zum Theil dem Teufel selbst etwas zu rathen aufgeben können."

VIII. Novelle.

Spinellocci schläft bei der Frau seines Nachbars und Freundes Zeppa. Dieser kommt dahinter und veranstaltet mit seiner Frau, daß sein Freund in eine Kiste eingesperrt wird, auf welcher er mit dessen Frau sein Spiel treibt.

Die Damen hatten Helena's Unfälle mit dem schmerzlichsten Mitleiden vernommen, welches jedoch einigermaßen durch die Betrachtung vermindert wurde, daß sie die Behandlung des Rinieri zum Theil verdient hatte. Indeß fanden sie doch das Betragen des Gelehrten nicht nur hart und halsstarrig, sondern auch unbarmherzig. Als Pampinea die Erzählung geendigt hatte, gebot die Königin der Fiametta fortzufahren, welche, dem Wink gehorchend, folgendermaßen anhob:

„Liebe Freundinnen, weil es mir scheint, als ob die Strenge des beleidigten Rinieri euch etwas weichherzig gemacht hätte, so halte ich es für passend, euch durch

etwas Luſtiges wieder aufzuheitern, und darum denke ich euch einen kleinen Schwank von einem jungen Manne zu erzählen, der mit Gelaſſenheit eine Beleidigung hinnahm, und ſich mit einer gemäßigteren Buße rächte. Aus dieſer Geſchichte könnt ihr lernen, daß man ſich damit genügen laſſen ſoll, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ohne mit einer übermäßig geſteigerten Rache zu verletzen, wenn man es überhaupt unternimmt, eine Beleidigung zu rächen.

In Siena lebten einſt ein paar junge wohlbemittelte Leute, die Wandnachbarn waren, von denen der eine Spinelloccio Tanena, und der andere Zeppa di Mino hieß. Dieſe Beiden waren immer beiſammen und ſchienen einander faſt noch mehr, als Brüder, zu lieben. Jeder von ihnen hatte eine hübſche Frau. Da nun Spinelloccio täglich in Zeppa's Hauſe verkehrte, gleichviel, ob dieſer daheim war, oder nicht, ſo befreundete er ſich nach und nach ſo ſehr mit Zeppa's Frau, daß ſie ihm jede Gunſt gewährte. Dieſes Verſtändniß dauerte eine geraume Zeit, ehe Jemand etwas davon gewahrte. Endlich jedoch geſchah es einſtmals, daß Zeppa zu Hauſe war, als Spinelloccio erſchien, um ihn abzurufen. Seine Frau, die es nicht wußte, ſagte, er wäre ausgegangen, weßhalb Spinelloccio ſogleich zu ihr hinaufeilte, und da er ſie allein im Saale fand, ſie umarmte und küßte. Dieß ſah Zeppa; allein er ſagte kein Wort, ſondern hielt ſich verborgen, um zu ſehen, wie das Spiel enden würde. Und ſo ſah er denn, daß ſeine Frau und Spinelloccio umſchlungen in die Kammer gingen, und ſich dort einſchloſſen, was ihm den Kopf gewaltig warm machte. Allein da er einſah, daß er durch Lärmen und Poltern ſeine Beleidigung nicht

verringern, sondern seine Schmach nur vermehren würde, so sann er auf Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, ohne die Sache laut werden zu lassen. Nach einigem Nachsinnen glaubte er endlich den Weg dazu gefunden zu haben, und hielt sich nun so lange verborgen, als Spinelloccio bei seiner Frau verweilte. Als dieser fort war, trat er sogleich in die Kammer zu seiner Frau, die noch damit beschäftigt war, ihr Haar wieder in Ordnung zu bringen, welches Spinelloccio im Spiel hatte herabfallen machen, und sprach: „Frau was treibst du hier?“

„Siehst du es nicht?“ entgegnete die Frau. „Ja wohl,“ versetzte Zeppa, „und ich habe mehr gesehen, als mir lieb ist.“

Er drückte sich darauf noch deutlicher aus, und noch einigem Wortwechsel gestand sie ihm voll Angst und Furcht, was sie in Betreff ihres Verkehrs mit Spinelloccio nicht wohl leugnen konnte, worauf sie ihn unter Thränen um Verzeihung bat.

„Weib, du hast Unrecht gethan,“ sagte Zeppa, „und wenn ich dir Verzeihung angedeihen lassen soll, so mußt du vollständig ausführen, was ich dir gebieten werde. Dieß besteht in Folgendem: ich will, daß du dem Spinelloccio sagen lässest, er solle morgen Vormittags, wenn wir beisammen sind, irgend einen Vorwand finden, sich von mir los zu machen, und hieher zu dir zu kommen. Wenn er bei dir ist, werde ich plötzlich kommen, und dann mußt du ihn in diesen Kasten kriechen lassen, und ihn darin einschließen. Wenn du dieß gethan hast, so will ich dir dann schon sagen, wie du dich weiter zu verhalten hast. Dabei brauchst du keine Angst

zu haben, denn ich versichere dich, ich werde ihm nichts zu Leide thun."

Um ihn zufrieden zu stellen, versprach die Frau, ihm zu gehorchen, und hielt auch Wort. Als nun Spinelloccio und Zeppa am folgenden Tage beisammen waren, sagte der Erstere um die verabredete Stunde zu Zeppa: „ich soll heute bei einem Freunde zu Mittag essen, und mag ihn nicht auf mich warten lassen; und darum Gott befohlen."

„Es ist ja noch lange hin bis zur Mittagszeit," erwiederte Zeppa.

„Allerdings," versetzte Spinelloccio; „aber ich habe mit ihm noch dieß und jenes zu besprechen, und will daher etwas früher eintreffen."

Nachdem sich Spinelloccio auf diese Art von Zeppa losgemacht, schlug er einen Umweg ein, und ging dann zu seiner Frau, die ihn sogleich in die Kammer führte; doch waren sie noch nicht lange darin, als Zeppa sich hören ließ. Seine Frau stellte sich darüber ganz erschrocken, ließ den Spinelloccio in die Kiste kriechen, schloß ihn darin ein, und verließ dann die Kammer. Zeppa kam herauf und rief: „Frau, ist es schon Zeit zum Essen?"

„Ei ja wohl!" antwortete ihm diese.

„Spinelloccio ist heute zu einem Freunde zum Essen gegangen," sprach Zeppa, „und hat seine Frau allein gelassen; geh an's Fenster, und rufe sie, um mit uns zu essen."

Die Frau, welche noch immer in Angst schwebte, that, was er gebot, und Spinelloccio's Frau stellte sich ein, da sie hörte, daß ihr Mann nicht nach Hause kommen würde. Sobald sie kam, fing Zeppa an, ihr

zu liebkosen, nahm sie vertraulich bei der Hand, und befahl seiner Frau heimlich, sich in der Küche etwas zu thun zu machen. Mittlerweile führte er seine Nachbarin in die Kammer, wo er sich plötzlich umwendete, und die Thür verschloß.

„Weh mir," rief sie, „was soll dieß bedeuten? Habt Ihr mich darum kommen lassen? Ist das die Freundschaft, die Ihr dem Spinelloccio beweiset?"

Darauf erwiederte ihr Zeppa, indem er sich dem Kasten näherte, in welchem ihr Mann verborgen war, sie fest in seinen Armen haltend: „Liebe Frau, ehe du mir Vorwürfe machst, höre erst, was ich für mich zu sagen habe. Ich habe den Spinelloccio geliebt, und liebe ihn noch wie meinen Bruder; allein gestern habe ich, ohne daß er davon weiß, entdeckt, wie das Vertrauen welches ich in ihn setzte, dahin ausgegangen ist, daß er sich bei meiner Frau eben so viel herausnimmt, als ich bei dir. Nun aber, weil ich ihn lieb habe, so will ich meine Rache ganz nach dem Grade der Beleidigung ermäßigen. Er hat meine Frau gehabt, und ich will dich wieder haben. Wenn du damit nicht einverstanden bist, so muß ich ihn anders fassen, und da ich nicht gesonnen bin, die Sache ungeahndet dahingehen zu lassen, so werde ich ihm ein so böses Spiel machen, daß ihr Beide eures Lebens nicht mehr froh werden sollt."

Als das gute Weibchen dieß hörte, und es auf Zeppa's vielfachen Betheurungen endlich glaubte, sagte sie: „Lieber Zeppa, da nun deine Rache auf mich fallen soll, so muß ich mich darein ergeben, doch nur unter der Bedingung, daß du deine Frau überredest, mir deßwegen eben so wenig zu zürnen, als ich ihr dasjenige

übel nehmen will, was ſie an mir gethan hat, und daß wir, nach wie vor, gute Freundinnen bleiben."

„Das will ich ſchon machen," verſetzte Zeppa; überdieß aber ſchenke ich dir ein ſo koſtbares Kleinod, als du noch nie von Jemand erhalten haſt."

Nach dieſen Worten umarmte er ſie, und fing ſie an zu küſſen, worauf er die Kiſte, in welcher ihr Mann verſchloſſen war, zum Altar machte, auf welchem er ſeiner Rache ein angenehmes Opfer brachte.

Spinelloccio, der im Kaſten jedes Wort des Zeppa und die Antwort ſeiner Frau mit angehört hatte, und dann den Tanz, den man über ſeinem Haupte ausführte, mitfühlen mußte, wollte anfangs vor Gift berſten, und nur ſeine Furcht vor Zeppa hielt ihn ab, auf ſeine Frau aus dem Kaſten heraus loszuſchimpfen. Als er jedoch überlegte, daß er ſelbſt den erſten Anlaß zu dem Skandal gegeben hatte, und daß Zeppa Recht hatte, zu thun, was er that, ja, daß er menſchlich und brüderlich mit ihm verfuhr, ſo unterdrückte er ſeinen Groll, und wünſchte nichts mehr, als ferner in Freundſchaft mit ihm zu leben.

Nachdem Zeppa ſeine Rache befriedigt hatte, und die Frau ihn um das verſprochene Kleinod bat, öffnete er die Kammer, und ließ ſeine Frau kommen, die weiter nichts ſagte, als: „Nachbarin, ihr habt mir Gleiches mit Gleichem bezahlt."

„Nun," ſprach Zeppa zu ihr, „mach den Kaſten auf!" Sie that es, und Zeppa zeigte ſeiner Nachbarin ihren Mann, und ſagte: „Hier iſt das Kleinod, mit welchem ich dich beſchenke."

Es iſt ſchwer zu ſagen, wer von Beiden ſich mehr ſchämte, Spinelloccio, als er den Zeppa erblickte,

von dem er wuſte, daß ihm bekannt war, was er gethan, oder die Frau, als ſie ihren Mann ſah, und erkannte, daß er Alles gehört hatte, was vorgefallen war.

Spinelloccio ſprang indeß aus dem Kaſten und ſagte: „Zeppa, jetzt ſind wir quitt, und da wird es denn das Beſte ſein, wenn wir, wie du vorhin zu meiner Frau ſagteſt, in Zukunft die alten Freunde bleiben.“ Darauf verwandelte ſich ihre Beſtürzung in Scherz und Heiterkeit; ſie hielten alle vier zuſammen ein vergnügtes Mittagsmahl, und das gute Vernehmen der beiden Nachbarn und ihrer Frauen dauerte trotz dieſes Intermezzo's in Zukunft fort.

IX. Novelle.

Meiſter Simon, ein Arzt, wird von Bruno und Buffalmacco unter dem Vorwande, ihn in eine geheime Geſellſchaft aufzunehmen, in eine Miſtpfütze geworfen, wo ſie ihn liegen laſſen.

Nachdem die Damen eine Zeitlang über den Weibertauſch der beiden Sieneſer geſchwatzt hatten, hob die Königin, welcher allein noch zu erzählen übrig blieb, um Dioneo's Recht nicht zu kränken, folgendermaßen an:

„Allerdings, liebe Kinder, hatte Spinelloccio, wie mich däucht, den Streich vollkommen verdient, den ihm Zeppa ſpielte, und ich bin deßhalb nicht der Meinung, daß derjenige groſſen Tadel verdient, welcher dem,

der Händel ſucht, einen Poſſen ſpielt, was auch Pampinea uns zu zeigen ſuchte. Spinelloccio hatte ſich ſeinen Unfall mit Recht auf den Hals geladen; ich aber will euch jetzt von einem Andern erzählen, den ſein Vorwitz in Händel verwickelte, und ich glaube, daß diejenigen, welche ihm den Poſſen ſpielten, keinesweges Tadel, ſondern Lob verdienen. Die Sache betrifft einen Arzt, der zwar als ein Schafkopf nach Florenz zurückkehrte, aber doch den Doktormantel aus Bologna mitgebracht hatte.

Wie wir es täglich erleben, daß unſere Stadtkinder aus Bologna als Aerzte, Rechtsgelehrte und Notarien mit langen, faltigen Röcken, in Scharlach und Hermelin oder anderm ſtatiöſen Aufputz zurückkehren, ſo finden wir auch alle Tage, wie es mit Ausübung ihrer Kunſt beſchaffen iſt. So kam denn auch vor nicht allzulanger Zeit ein gewiſſer Simon da Villa, ein Mann, der an ererbten Gütern weit reicher war, als an Kenntniſſen, in Scharlach gekleidet und mit einem großen Mantelkragen als Doktor der Medicin, wie er ſich tituliren ließ, heim, und miethete ſich ein Haus in der Straße, welche wir heute die Gurkenſtraße nennen. Dieſer neugebackene Doktor hatte unter andern löblichen Gewohnheiten auch dieſe, diejenigen, die um ihn waren, nach jedem Menſchen zu fragen, die er über die Straß' gehen ſah, und Jeden ſo genau zu beobachten, als wenn er nach den Mienen und Geberden der Menſchen die Recepte für ſeine Kranken einzurichten hätte. Unter Anderen, die er bemerkt hatte, waren ihm beſonders die beiden Maler Bruno und Buffalmacco aufgefallen, jene beiden unzertrennlichen Cameraden, von denen wir heute bereits zweimal gehört haben, und die ſeine Nach-

barn waren. Es ſchien ihm, als ob dieſe beiden Männer ſich wenig Sorge machten, und doch dabei vergnügter lebten, als irgend Jemand auf der Welt, wie dieß auch wirklich der Fall war. Er erkundigte ſich daher bei mehreren Perſonen nach ihren Verhältniſſen. Und da er nun von mehreren Seiten hörte, daß ſie ein paar arme Teufel von Malern wären, ſo konnte er ſich nicht denken, daß ſie von ihrem ſchwachen Verdienſte ſo luſtig leben könnten; ſondern weil man ſie ihm zugleich als ſchlaue Köpfe beſchrieb, ſo vermuthete er, daß ſie ohne Zweifel noch andere geheime Hülfsquellen haben müßten. Er wünſchte daher mit Beiden, oder wenigſtens mit Einem von ihnen, näher bekannt zu werden, und in der That gelang es ihm, mit dem Bruno Umgang anzuknüpfen. Dieſer hatte bald weg, daß der Doktor ein Strohkopf war, und machte ſich daher manchen Spaß mit ſeinen verrückten Grillen, und Doktor Simon fand nicht minder ein großes Wohlgefallen an ſeinem neuen Bekannten. Nachdem er ihn mehrmals zu Mittag eingeladen hatte, und nun ganz vertraulich mit ihm ſprechen zu können glaubte, theilte er ihm mit, wie ſehr er ſich über ihn und Buffalmacco gewundert habe, daß ſie Beide bei ihren beſchränkten Umſtänden ein ſo luſtiges Leben führten, und bat ihn, ihm doch zu entdecken, wie ſie dieß eigentlich anfingen. Bruno, dem dieſe Frage albern ſchien, lachte dazu, und beſann ſich auf eine Antwort, wie ſie die Dummheit des Doktors verdiente. Und ſo erwiederte er denn: „Meiſter, ich würde es nicht Vielen mittheilen, wie wir das anfangen; weil Ihr aber mein Freund ſeid, und ich weiß, daß Ihr es Niemand wiederſagen werdet, ſo will ich Euch es anvertrauen. Es hat damit ſeine Richtigkeit, daß ich und

mein Camerad ein vergnügtes Leben führen, und daß unsere Kunst und unser geringer Verdienst kaum hinreichen würde, das Wasser zu bezahlen, das wir verbrauchen. Doch deßhalb dürft ihr nicht denken, daß wir auf's Stehlen ausgehen; sondern wir machen nur Streifzüge, auf denen wir uns Alles zu verschaffen wissen, was uns zum Vergnügen oder zum Bedürfniß gereicht, ohne Nachtheil eines Dritten, und darum leben wir so vergnügt, wie Ihr seht."

Als der Doktor dieß hörte, und, ohne zu wissen, was dieß bedeute, es glaubte, wunderte er sich höchlich; zugleich kam ihm aber auch das heftigste Verlangen an, zu erfahren, was es mit diesen Streifzügen für eine Bewandtniß haben möchte. Er drang daher in Bruno, ihm darüber Aufschluß zu ertheilen, indem er ihm heilig angelobte, daß er darüber gewiß reinen Mund halten würde.

„Wo denkt Ihr hin, Herr Doktor?" entgegnete Bruno; „daraus wird nichts! Das Geheimniß, welches Ihr wissen wollt, ist mir gar zu wichtig, und wenn es unter die Leute käme, so könnte ich unglücklich werden, und in Luzifers Küche kommen. Nehmt mir's also nicht übel, wenn ich es Euch nimmermehr entdecken kann."

„Verlaß dich fest darauf," sagte der Doktor, „daß außer dir und mir keine Seele ein Wort von Allem erfahren soll, was du mir offenbarst."

Nach langem Hin- und Herreden sprach endlich Bruno. „Hört, Doktor, ich bin Eurer hochedelgestrenger Grützköpfigkeit so ergeben, und setze so viel Vertrauen in Euch, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt, und darum will ich es Euch eröffnen, unter der Bedingung, daß Ihr mir bei dem Kreuz von

Montessone schwört, es keinem Menschen wieder zu sagen."

Der Meister betheuerte, daß er dieß nicht thun wolle, und Bruno sagte: „Wisset also, mein Herzensdoktorchen, daß unlängst ein sehr erfahrener Schwarzkünstler hier verweilte, welcher Michael Scott hieß, weil er aus Schottland war, und bei vielen Edelleuten, von denen jetzt nur noch wenige am Leben sind, in großen Ehren stand. Als dieser nun von hier abreisen wollte, ließ er uns auf ihre Bitten zwei seiner geschicktesten Schüler zurück, welchem er es zur Pflicht machte, daß sie diesen Edelleuten, die ihm so viel Ehre erwiesen hätten, jederzeit alle mögliche Dienste erzeigen sollten. Diese dienten nun den vorerwähnten edlen Herren in gewissen Liebesangelegenheiten, wie auch in andern Dingen, immer mit Freuden. Da es ihnen allgemach in der Stadt immer besser gefiel, so faßten sie den Entschluß, sich hier ganz niederzulassen, und schlossen gar große und enge Freundschaften mit Einigen, ohne darauf zu achten, wer sie wären, von Adel, oder nicht von Adel, vorausgesetzt nur, daß es Leute waren, die zu ihren Sitten paßten. Diesen ihren Freunden zu Liebe stifteten sie eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Mitgliedern, die sich wenigstens zweimal im Monat an einem von ihnen bestimmten Orte versammeln sollte. Dort brauchte Jeder nur seinen Wunsch zu äußern, so trugen sie augenblicklich für die Erfüllung desselben Sorge. Da nun ich und Buffalmacco mit diesen beiden auf einem sehr vertraulichen Fuße lebten, so wurden wir von ihnen in jene Gesellschaft aufgenommen, die uns noch zu ihren Mitgliedern zählt. Ich sage Dir, wenn wir zusammenkommen, so ist es ein Wunder, die Tapeten zu sehen, mit denen der

Saal behangen ist, wo wir speisen, und die Tische königlich servirt, und die Menge edler und schöner Diener, sowohl Frauen, als Männer, die einem Jeden auf den Wink zu Gebote stehen, und die schönen Becken, Weinkrüge, Flaschen, Becher und das übrige Geschirr von Gold und Silber, von dem wir essen und trinken; und außerdem die vielen und manchfaltigen Gerichte, die Jedem von uns aufgetragen werden, wie und wenn er es verlangt. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie zahlreich und wohlklingend die Instrumente sind, und wie bezaubernd die Gesänge, die man während der Mahlzeit hier vernimmt; wie viele Wachslichter dabei angezündet, wie viele Confitüren herumgereicht und welche delikate Weine getrunken werden. Und glaubt nur ja nicht, mein ehrlicher Grützkürbis, daß wir da nur in solchen Kleidern sitzen, wie wir gewöhnlich tragen. Da ist Keiner von uns so schlecht gekleidet, daß er nicht wenigstens einem Kaiser gleich sähe, so sind wir mit kostbaren Stoffen geschmückt. Doch über alle diese Herrlichkeit geht der Genuß mit den schönen Weibern, die uns auf unser Verlangen von allen Enden der Welt augenblicklich zugeführt werden. Da ist die Königin von Schlaraffenland, die Fürstin von Bachanalien, die Favorite des Großsultans, die Herzoginnen von Narragonien und Kolophonien. Doch was soll ich Euch diese alle aufzählen? Mit einem Wort, Ihr könnt dort alle Königinnen der Welt finden, bis zur Frau Hulle von Possenland, mit dem Horn zwischen den Hinterbacken.

Laßt Euch nur einmal erzählen, wie es dort hergeht. Haben wir getrunken und Nachtisch gehalten, und darauf ein oder ein paar Tänzchen gemacht, dann geht Jeder mit derjenigen, die er für sich bestellt hat, in seine

Kammer. Und Ihr müßt wissen, daß diese Kammern wie ein wahres Paradies anzusehen sind, und duften trotz Euern Apothekerbüchsen. Auch Betten finden sich dort, welche Euch schöner dünken würden, als das des Dogen von Venedig, auf denen sich's herrlich ruhen läßt. Und wie die Weberinnen nun die Tritte rühren, und die Anzüge an sich ziehen, um das Tuch recht dicht zu weben, das überlasse ich Euch zu erachten. Doch zu denen, die am besten daran sind, gehören meiner Meinung nach Buffalmacco und ich; denn Buffalmacco läßt sich mindestens die Königin von Frankreich, und ich mir die von England kommen, welche Beide wohl die schönsten Frauen der Erde sind, und wir wußten sie so für uns einzunehmen, daß sie für Niemand mehr ein Auge im Kopfe haben, als für uns. Ihr könnt Euch also wohl vorstellen, daß es uns nicht an Lust und Freude fehlen kann, da wir von zwei solchen Königinnen geliebt werden; denn wenn wir gelegentlich, ein Tausend oder ein Paar Tausend Gulden brauchen, so stehen sie uns sogleich zu Gebote. Dieß nennen wir gewöhnlich unsere Streifzüge oder Kaperzüge; denn wie die Corsaren umherkreuzen, und Alles wegkapern, so machen wir's auch, doch mit dem Unterschied, daß die Seeräuber nichts wiedergeben, wir aber restituiren Alles, wenn wir's gebraucht haben. Und so habt Ihr denn, mein allervortrefflichster Meister gehört, was es mit unsern Streifzügen für eine Bewandtniß hat. Ihr seht wohl ein, wie nöthig es ist, daß dies Alles geheim bleibt; und darum brauche ich wohl nicht weiter um Euer Stillschweigen zu bitten."

Der Doktor, dessen Wissenschaft sich wahrscheinlich nicht weiter belief, als kleinen Kindern den Grind zu

vertreiben, glaubte auf Bruno's Worte wie auf das Evangelium, und brannte vor Verlangen, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er erwiederte daher dem Bruno, jetzt verwundere er sich nicht mehr darüber, daß sie so fröhlicher und guter Dinge wären, und kaum konnte er sich enthalten, ihn sogleich darum zu bitten, ihm zu der Aufnahme in die Gesellschaft zu verhelfen. Weil er es jedoch nöthig und schicklich fand, ihm erst so viele Gefälligkeiten zu erzeigen, daß er ihm seine Bitte mit größerer Zuversicht vortragen könnte, so begann er seinen Umgang mehr und mehr zu suchen, ihn Mittags und Abends fleißig einzuladen, und ihn mit Beweisen seiner Freundschaft zu überschütten. Bald war diese Vertraulichkeit so weit gediehen, daß der Doktor ohne Bruno fast nicht mehr leben zu können schien. Bruno, der dabei seine Rechnung fand, hatte, um für die ihm vom Doktor bezeigte Ehre doch nicht undankbar zu scheinen, ihm in seinem Vorsaal die Einsetzung der Fasten und ein Agnus Dei beim Eintritt in sein Zimmer, über seiner Hausthür aber ein Uringlas gemalt, damit diejenigen, welche seine Hülfe suchten, ihn desto besser zu finden wüßten. In seinem kleinen Landhause hatte er ihm auch den Krieg der Katzen und Mäuse gemalt, was dem Doktor großen Spaß machte. Bisweilen pflegte er ihm auch wohl, wenn er einmal nicht zum Essen gekommen war, zu erzählen: „Diese Nacht bin ich in unserer Gesellschaft gewesen, und weil ich mich mit der Königin von England ein wenig überworfen habe, so ließ ich mir Frau Cucumbra, die Gemahlin des Großmoguls von Tarisi kommen."

„Was bedeutet diese Frau Cucumbra?" fragte der Doktor. „Ich verstehe alle diese Namen nicht."

„O mein lieber Meister," erwiederte Bruno, „das nimmt mich gar nicht Wunder; auch ich habe oft sagen hören, daß Euer Hippokras und Abecenus nichts von solchen Sachen melden."

„Hippocrates und Avicenna wollt Ihr sagen," sprach der Doktor.

„Meiner Treu, ich weiß es nicht," antwortete Bruno. Ich verstehe mich auf Eure Namen eben so schlecht, als Ihr Euch auf die meinigen. Cucumbra heißt indeß in der Sprache des Großmoguls so viel als Kaiserin in der unsrigen. Ihr würdet sie gewiß recht schön finden, und ich versichere Euch, sie würde Euch Medicamente und Recepte und Pflaster und Alles vergessen machen."

Nachdem ihn Bruno durch solche Erzählungen von Zeit zu Zeit immer mehr angereizt hatte, traf sich's eines Abends, wo der Doktor Simon meinte, ihn durch seine gute Bewirthung genugsam gewonnen zu haben, und wie er ihm eben das Licht hielt, um an dem Katzen- und Mäusekriege zu malen, daß sich der Doktor entschloß, ihm seine Seele aufzuschließen. „Bruno," sagte er, „der Himmel weiß, es gibt keinen Menschen, dem ich so gern Alles zu Gefallen thun möchte, als dir, und kurz, wenn du mir jetzt sagtest, geh' nach Peretola, ich glaube, ich ginge dahin; und darum mußt du dich nicht wundern, wenn ich dir als Freund eine Bitte vortrage. Wie du weißt, ist es nicht lange her, daß du mir von der Art und Weise eurer lustigen Gesellschaft erzählt hast, und dadurch ist mein Verlangen nach derselben so rege geworden, daß ich nichts in der Welt mehr wünschte, als Mitglied derselben werden zu können. Ich habe meine guten Gründe dazu, wie du bald

ſehen würdeſt, wenn es mir gelänge, aufgenommen zu werden. Denn du ſollſt mich einen Narren heißen, wenn ich nicht das ſchönſte Mädchen, das du vielleicht ſeit langer Zeit geſehen haſt, dahin kommen laſſe. Ich lernte ſie erſt vor einem Jahre in Caravincigli kennen, und weihte ihr mein ganzes Herz. Beim Leibe Chriſti, ich bot ihr zehn Bolognionen, wenn ſie mir zu Willen ſein wollte, allein ſie that es nicht. Darum bitte ich dich um Alles in der Welt, ſage mir, was ich zu thun habe, um in eure Geſellſchaft zu kommen, und wirke ſelbſt mit dahin, daß ich darin aufgenommen werde, und ihr ſollt wahrhaftig an mir einen guten, getreuen und ehrenwerthen Kameraden haben. Vor allen Dingen ſiehſt du wohl, was ich für ein netter Kerl bin, und wie mir die Beine gut zu meiner Geſtalt ſtehen, und ein Geſicht habe ich wie Milch und Blut, und außerdem bin ich ein ſolcher Doktor der Medicin, wie ihr vielleicht noch keinen geſehen habt, und weiß viele prächtige Geſchichten und viele ſchöne Lieder, und gleich will ich dir eins ſingen." — Und darauf fing er an zu ſingen.

Bruno mußte ſich den größten Zwang anthun, um nicht zu lachen; indeß hielt er ſich. Als das Lied zu Ende war, fragte ihn der Doktor, wie es ihm gefiele. „Wahrlich," ſagte Bruno, „die Zithern müſſen vor Euch zittern, ſo wunderſamlich verſteht Ihr Euch zu überſingen." „Nicht wahr?" verſetzte der Doktor; „ich meine du hätteſt mir's nicht geglaubt, wenn du es nicht ſelbſt gehört hätteſt?"

„Allerdings," erwiederte Bruno.

„O ich weiß wohl noch beſſere Lieder," ſagte der Doktor; „aber laſſen wir das jetzt. So wie du mich hier ſiehſt, war auch mein Vater ein Edelmann, ob er

gleich auf einem Dorfe lebte, und von mütterlicher Seite ſtamme ich aus dem Geſchlecht der Valecchio. Auch wirſt du geſehen haben, daß ich die beſte Bibliothek und die ſchönſten Kleider von allen Aerzten in Florenz habe, und wenn ich Alles zuſammenrechne, ſo ſchwöre ich dir, daß ich Sachen beſitze, die mich in zehn Jahren an die hundert Pfund koſten. Darum bitte ich dich, ſo viel ich nur kann, mache, daß ich aufgenommen werde; bei Gott, wenn du es thuſt, ſo werde krank, ſo oft du willſt, und du ſollſt mir nie einen Heller für meine ärztliche Hülfe bezahlen."

Bruno, der aus dieſem Geſchwätz wieder den Pinſel erkannte, für den er ihn ſtets angeſehen hatte, ſagte: „Meiſter, leuchtet einmal ein wenig hierher, und geduldet Euch ſo lange, bis ich dieſen Mäuſen die Schwänze angeſetzt habe; dann will ich Euch antworten."

Als die Schwänze fertig waren, ſtellte ſich Bruno, als wenn ihn dieſer Antrag ſehr in Verlegenheit ſetzte, und ſprach: „Lieber Meiſter, ich bin davon überzeugt, daß ihr gar große Dinge für mich thun würdet. Doch bei alle dem iſt das, was Ihr von mir fordert, ſo klein es auch Euren größten Köpfen ſcheinen mag, für mich keine Kleinigkeit, und ich wüßte keinen Menſchen auf der Welt, für den ich, wenn ich könnte, es thäte, wenn ich es nicht für Euch thue, theils, weil ich Euch ſo gut bin, als man nur ſein kann, theils Eurer Worte wegen, die ſo mit Weisheit gewürzt ſind, daß ſie wohl eine Nonne um ihren Schleier, wieviel mehr denn mich um meinen Vorſatz bringen können; denn je länger ich mit Euch verkehre, deſto weiſer glaube ich Euch zu finden. Und wenn mich auch ſonſt nichts bewegte, Euch zu lieben, ſo müßte ich Euch ſchon deßhalb gut ſein, weil Ihr

in einen schönen Gegenstand verliebt seid, wie Ihr mir eben sagtet. Ich muß Euch aber doch gestehen, daß ich in dieser Angelegenheit nicht so viel vermag, als Ihr meint, und daher kann ich nicht Alles für Euch thun, was nöthig ist. Indeß wenn Ihr mir bei Eurer großen verbrüchlichen Treue verspricht, das Geheimniß zu bewahren, so will ich Euch den Weg zeigen, den Ihr einschlagen müßt, und da Ihr so schöne Bücher und andere Dinge besitzt, wie Ihr mir gesagt habt, so zweifle ich nicht, daß es Euch damit nach Wunsch gelingen wird."

„Nun," entgegnete der Meister, „so sprich nur dreist! Ich sehe wohl, du kennst mich noch nicht ganz, und weißt noch nicht, wie gut ich Geheimnisse zu bewahren verstehe. Messer Gasparuolo da Saliceto, als er noch Friedensrichter in Forlimpopoli war, pflegte selten etwas zu beginnen, ohne mich dazu zu nehmen, weil er an mir einen so vortrefflichen Heimlichkeitsbewahrer fand. Willst du sehen, ob ich die Wahrheit rede? Ich war der Erste, dem er es mittheilte, daß er die Bergamino heirathen wollte. Was sagst du dazu?"

„Allerdings," versetzte Bruno, „wenn sich dieser Euch anvertraute, so kann ich es wohl auch wagen. Der Weg also, den Ihr einschlagen müßt, ist dieser: Wir haben in unsrer Gesellschaft immer ein Oberhaupt und zwei Räthe, die alle halbe Jahre wechseln. Ohne Zweifel wird im nächsten Monat Buffalmacco zum Oberhaupt gewählt, und ich zum Rath; denn das ist bereits eingeleitet worden. In der Hand des Hauptmanns ruht Vieles, wenn Jemand aufgenommen werden soll, und er kann nach Belieben vorschlagen. Ihr solltet demnach so viel als möglich Buffalmacco's Ver-

trauen zu gewinnen ſuchen, und ihn fleißig zu Euch einladen. Er iſt ein Mann, der, wenn er Euch ſo verſtändig findet, Euch bald lieb gewinnen wird, und ſobald Ihr ihn durch Euern Geiſt und mit allen den guten Dingen, die Ihr beſitzt, für Euch gewonnen haben werdet, dann könnt Ihr ihn getroſt anſprechen, und er wird Euch keine abſchlägige Antwort geben. Ich habe ihm bereits von Euch erzählt, und er iſt Euch ſchon ziemlich gewiß; und wenn Ihr nun vollends meinen Rath befolgt, ſo will ich die Sache bald glücklich zum Ziele bringen."

„Dein Rath iſt vortrefflich," entgegnete der Doktor; wenn er ein Mann iſt, der gern mit verſtändigen Leuten umgeht, ſo laß mich ihn nur ein pacrmal ſprechen, dann will ich ſchon machen, daß er mich aufſuchen ſoll; denn ich habe ſo viel Verſtand, um eine ganze Stadt damit zu verſorgen, und dann würde ich immer noch genug für mich übrig behalten."

Nach dieſer Verabredung erzählte Bruno dem Buffalmacco Alles wieder. Dieſer konnte kaum den Augenblick erwarten, dem ſtrohköpfigen Doktor das aufzutiſchen, was er ſo begierig ſuchte. Dieſer fühlte ein ſolches Verlangen nach den Streifzügen, daß er nicht ruhte, bis er Buffalmacco's Freund wurde, was ihm ſehr leicht gelang. Er fing damit an, daß er ihm und Bruno die herrlichſten Mittags- und Abendeſſen gab, und dieſe ſtellten ſich dabei, als ob ſie ihm damit einen Gefallen thäten, daß ſie ſeinen Einladungen Folge leiſteten. Dabei ließen ſie ſich jedoch eben nicht ſehr nöthigen, von den fetten Kapaunen und ſeinem guten Wein nach Herzensluſt zuzulangen.

Als es dem Doktor nun an der Zeit ſchien, nahm er einſtmals die Gelegenheit wahr, dem Buffalmacco

sein Anliegen vorzutragen. Dieser stellte sich darüber sehr bestürzt, und zog gegen Bruno heftig los, indem er sagte: „Beim hohen Gott von Pasignano, ich schwöre dir, daß ich mich kaum enthalten kann, dir einen solchen Streich auf den Kopf zu versetzen, daß dir die Nase auf die Ferſen fällt, du Verräther! Denn wer anders, als du, kann diese Dinge dem Doktor ausgeplaudert haben?“

Der Doktor bemühte sich, seinen Freund zu entschuldigen, indem er betheuerte, daß er es von einer andern Seite her erfahren hätte. Buffalmacco ließ sich endlich durch seine weisen Reden beschwichtigen. „Lieber Doktor,“ sagte er, „man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid, und daß Ihr die Verschwiegenheit mit Euch hergebracht habt. Ich kann Euch auch wohl sagen, daß Ihr das A B C nicht auf einem Apfel, wie manche Narren thun, sondern auf einer Melone gelernt habt, weil Ihr's so lang und breit verſteht; und irre ich mich nicht, so seid Ihr an einem Sonntag getauft, wo kein Salz in der Stadt zu haben war. Bruno sagt mir zwar, Ihr hättet bloß Medicin studiert, doch denke ich, daß Ihr Euch noch besser auf die Kunst verſteht, Menschen zu fangen; denn das seid Ihr mit Eurem Verstand und mit Euren Reden besser fähig, als irgend ein anderer Mensch, den ich kenne.“

„Siehst du wohl,“ sagte der Doktor zu Bruno, was es heißen will, mit verständigen Leuten umzugehen? Wer hätte so in der Geschwindigkeit jede Eigenthümlichkeit meines Geistes und meines Wesens erkannt, wie dieser treffliche Mann? Du hast nicht halb so schnell gesehen, was ich werth bin. Aber jetzt sage ihm doch auch, was ich dich merken ließ, als du mir erzähltest.

daß Buffalmacco Geschmack an dem Umgang mit verständigen Leuten finde. Gibst du nicht zu, daß ich meine Worte gut gestellt habe?"

„Meisterhaft!" versetzte Bruno.

„Noch ganz anders würdet Ihr sprechen," sagte der Doktor zu Buffalmacco, wenn Ihr mich in Bologna gesehen hättet. Da war weder Groß noch Klein, weder Professor noch Student, der mir nicht wohlgewollt hätte, so wußte ich Alle durch meine Reden und durch meinen Geist zu erfreuen. Ja, noch mehr. Ich konnte kein Wort sprechen, daß nicht Alle vor Wohlgefallen an mir darüber lachen mußten, und als ich die Stadt verließ, lamentirten sie Alle und hätten mich gern dort behalten. Das ging so weit, daß man, wenn ich dort blieb, nur mich allein Collegia über Medicin lesen lassen wollte vor allen Studenten, die Arzneikunde studierten; allein ich hatte keine Lust dazu, weil ich fest entschlossen war, mich hieher zu wenden, um Besitz von dem großen Erbgut zu ergreifen, welches mir meine Vorfahren hinterlassen haben; und so that ich auch."

„Was meinst du nun?" sagte Bruno zu Buffalmacco. „Du zweifeltest immer an dem, was ich dir sagte. Sapperment, ich sage dir, es gibt im ganzen Lande keinen Doktor, der sich so gut auf den Eselsurin versteht, wie dieser hier, und es möchte schwerlich zwischen hier und Paris seines Gleichen anzutreffen sein. Geh nun, und sieh einmal, ob du ihm etwas abschlagen kannst!"

„Bruno hat Recht," versetzte Meister Simon, aber man weiß hier meinen Werth nicht zu schätzen. Ihr seid nur schlichte Leute; ich wollte nur, daß ihr mich

erst einmal unter Gelehrten sähet, da solltet ihr Maul und Nase aufsperren!"

„Wahrhaftig," sagte Buffalmacco, „Ihr versteht die Schliche besser, als ich mir hätte träumen lassen. Darum spreche ich zu Euch, wie man zu einem so weisen Mann, wie Ihr seid, zu sprechen hat, und sage Euch ganz verworrener Weise, daß ich es ganz gewiß dahin bringen will, daß Ihr in unsere Gesellschaft aufgenommen werdet."

Nach dieser Zusage verdoppelten sich die Ehrenbezeigungen, die ihnen der Doktor schon erwiesen hatte, und sie belustigten sich ihrerseits damit, ihm das dümmste Zeug von der Welt weiß zu machen. Sie versprachen ihm die Gräfin Cloacina zu seiner Dame zu verschaffen, welches das schönste Frauenzimmer sei, das im Hinterreich der menschlichen Schöpfung zu finden wäre.

Der Doktor fragte, wer denn diese Gräfin wäre.

„Potz Fischchen!" versetzte Buffalmacco, „das ist Euch eine recht vornehme Dame. Es gibt kein Haus auf der Erde, wo sie nicht ihre Jurisdiktion und ihre Gefälle hat, ja selbst die Brüder Minoriten huldigen ihr und zahlen ihr unter Paukenschall ihren Tribut. Sie lebt zwar gewöhnlich sehr in der Stille; aber wenn sie einen Ausgang macht, so weiß sie sich gar wohl bemerkbar zu machen, so verschlossen sie auch gehalten wird. Vor Kurzem ging sie an meiner Thüre vorüber, um sich am Arno die Füße abzuspülen und etwas frische Luft zu schöpfen; sonst pflegt sie sich meistens in Latrina aufzuhalten. Ihre Diener aber gehen fleißig umher, und tragen Eimer und Stangen als Zeichen ihrer Herrschaft. Ihre Vasallen sieht man aller Orten, z. B. Baron Birkbesen, Knäs Pferdmain, Lord Sewer,

Don Petro, Signor Squacchera und Andere, welche Alle, wie ich glaube, auch Euch dienstbar sind, ohne daß Ihr Euch jetzt ihrer erinnert. Dieser großen Dame wollen wir Euch, wenn Ihr Eure Geliebte von Cavavinkel im Stiche laßt, in die holden Arme werfen."

Der Doktor, welcher in Bologna geboren und erzogen war, verstand zwar ihre ausländischen Worte nicht, bezeigte sich aber mit dieser Dame vollkommen zufrieden. Nicht lange nach dieser Unterredung hinterbrachten ihm die beiden Maler die Nachricht, daß der Tag zu seiner Aufnahme festgesetzt wäre. An dem Tage nun, wo man sich angeblich des Abends versammeln sollte, lud der Doktor sie beide zum Essen ein, und fragte sie nach der Mahlzeit, was er bei der Aufnahme in die Gesellschaft zu beobachten habe.

„Seht, Meister," sagte Buffalmacco, „vor allen Dingen müßt ihr nun festen Muthes sein; denn wenn Ihr Euch ängstlich zeigen wolltet, so könnte dieß Euch Schaden, und uns Gefahr bringen. Das, worin Ihr beherzt sein müßt, will ich Euch jetzt erklären. Heute, gleich nach Mitternacht müßt Ihr Euch auf einem von den Grabhügeln einfinden, die erst neulich auf dem Gottesacker zu Santa Maria Novella aufgeworfen worden sind, und zwar in einem Eurer besten Kleider, weil Ihr nicht nur zum ersten Male recht anständig vor der Gesellschaft auftreten müßt, sondern auch, weil die Gräfin (wie wir hörten, denn wir selbst waren nicht dabei) Euch als einen Edelmann auf ihre eigenen Kosten zum Ritter vom Badorden machen will. Dort müßt Ihr so lange warten, bis der erscheint, den wir zu Euch schicken werden. Um Euch von Allem vorher zu unterrichten, so wisset: es wird ein schwarzes, nicht gar zu

großes gehörntes Thier erſcheinen, und auf dem Platz vor Euch gewaltig herum ſpringen und toben, um Euch Schrecken einzujagen. Wenn es aber ſehen wird, daß Ihr Euch nicht fürchtet, ſo wird es ſich ſachte Euch nähern. Sobald es nun herankommt, ſo ſteigt nur ohne Furcht von Eurem Grabhügel herunter, und ſetzt Euch getroſt auf das Thier, ohne weder Gott, noch die Heiligen anzurufen. Wenn ihr das gethan habt, ſo ſchlagt die Arme über einander und faltet die Hände auf der Bruſt zuſammen, ohne jedoch das Thier weiter anzurühren. Dieſes wird ſich dann langſam in Bewegung ſetzen, und Euch zu uns tragen. Aber ich wiederhole es, ſeht Euch ja vor, daß Ihr unterwegs weder Gott, noch die Heiligen anrufet, ſonſt könnte es euch leicht an einem ſtinkenden Orte abwerfen. Wenn Ihr Euch alſo nicht ganz muthig fühlt, ſo kommt lieber gar nicht, damit Ihr Euch nicht Schaden zufügt, ohne uns Nutzen zu bereiten.“

Darauf erwiederte der Doktor: „Freunde, ihr kennt mich noch nicht. Vielleicht nehmt ihr daran Anſtoß, daß ich immer Handſchuhe trage und in langen Röcken gehe; aber wenn ihr wüßtet, was ich oft zur Nachtzeit in Bologna gethan habe, wenn ich mit meinen Cameraden zu den Mädchen ging, da würdet ihr ſtaunen. Einſtmals war eine von ihnen ſo ſperrig, daß ſie nicht mit uns gehen wollte, und es war doch nur ſo ein kleiner Krüppel, kaum ein Paar Spannen lang; allein ich verſetzte ihr erſt ein Paar Rippenſtöße, dann nahm ich ſie ſo auf die Hand, und trug ſie wohl einen Pfeilſchuß weit, ſo daß ſie doch mit uns mußte. Ein andermal, wo Niemand bei mir war, als einer von meinen Dienern, ging ich ſo des Abends ein wenig nach Ave Maria

beim Gottesacker der Minoriten vorüber, wo man gerade an demselben Tage erst ein Frauenzimmer begraben hatte, und doch fürchtete ich mich nicht. Seid also deßhalb ganz außer Sorge, denn ich besitze nur allzuviel Courage. Und um recht staatsmäßig zu erscheinen, so will ich meinen Scharlachrock anziehen, in welchem ich zum Doktor promovirte. Dann sollt ihr sehen, ob sich die Gesellschaft freuen wird, wenn ich erscheine, und ob sie mich nicht mit der Zeit zum Oberhaupt erwählen wird. Gebt nur Acht, wie die Sache gehen wird, wenn ich erst einmal dort gewesen bin, da die Gräfin, ohne mich gesehen zu haben, schon so eine große Neigung zu mir gefaßt hat, daß sie mich zum Ritter vom Bandorden ernennen will; und wenn ihr etwa meint, daß mir die Ritterschaft schlecht stehen werde, oder daß ich mich nicht werde darein zu schicken wissen, so setzt nur erst zu, und laßt mich machen."

„Ihr habt vollkommen Recht," sagte Buffalmacco, „aber seht Euch nur vor, daß Ihr uns nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht, und ausbleibt, oder nicht zu finden wäret, wenn wir nach Euch schicken. Denn es ist jetzt kalt, und ihr Herren Aerzte scheut euch gewöhnlich vor der Kälte."

„Gott bewahre!" versetzte der Doktor Simon. „Ich gehöre nicht zu den frostigen Leuten und scheere mich den Teufel um die Kälte. Wenn ich in der Nacht um eines Naturbedürfnisses willen aus dem Bett aufstehen muß, so werfe ich selten etwas mehr als meinen Pelz über das Wams; und darum seid unbesorgt, ich werde nicht ausbleiben."

Jetzt trennten sie sich. Als es Nacht ward, machte der Doktor bei seiner Frau einen Vorwand, daß er aus-

gehen müsse, zog heimlich seinen Scharlachrock hervor, und begab sich, als es ihm Zeit dünkte, nach dem Gottesacker, wo er bei einer ziemlich empfindlichen Kälte auf einem der Grabhügel die Erscheinung des Unthiers erwartete.

Buffalmacco, groß und kräftig von Person, hatte sich in einen schwarzen Pelz gehüllt, in welchem er einem Bären glich, und trug dabei eine schreckliche Teufelslarve mit Hörnern. Bruno folgte ihm vom weiten, um zu sehen, wie der Spaß ablaufen würde. Als Buffalmacco in seiner Verkleidung auf dem Kirchhofe anlangte, begann er seltsame Sprünge und Capriolen zu machen, und zu heulen und zu schnaufen, als wenn er besessen wäre. Als der Doktor dieß hörte und sah, sträubten sich ihm die Haare zu Berge, und er fing an zu zittern, und da er in der That furchtsamer war, als ein Hase, so wäre er in diesem Augenblicke lieber zu Hause, als dort gewesen. Da er nun aber einmal gekommen war, so that er sich Gewalt an, muthig zu erscheinen, so gewaltig trieb ihn das Verlangen, die Wunderdinge zu schauen, von denen man ihm erzählt hatte.

Nachdem Buffalmacco noch eine Zeit auf gleiche Weise fortgetobt hatte, stellte er sich, als ob er ruhiger würde, näherte sich dem Grabhügel, auf welchem der Doktor stand, und blieb stehen. Der Doktor, vor Furcht zitternd, wußte nicht, ob er bleiben, oder aufsteigen sollte. Endlich aber befürchtete er, daß ihm das Thier etwas zu Leide thun möchte, wenn er nicht hinaufstiege. Diese zweite Furcht überwand bei ihm die erste, und so ging er denn von seinem Grabhügel herab, indem er leise sprach: „Gott steh mir bei!“ stieg dann hinauf,

und legte bebend seine Hände auf die Brust, wie ihm befohlen worden war. Jetzt fing Buffalmacco an, sich langsam nach Santa Maria von der Treppe hin zu wenden, und trug ihn so, auf allen Vieren kriechend, bis nahe bei dem Damm von Ripole hin. Zu dieser Zeit aber befanden sich in dieser Gegend Gruben, wo die Landleute die Leibrenten der Gräfin Cloacina deponiren ließen, um ihre Felder damit zu düngen. Als sich Buffalmacco diesen näherte, ging er nach dem Rande einer solchen Grube, nahm seine Zeit wahr, packte den Doktor plötzlich mit der Hand bei einem Bein, stürzte ihn häuptlings in eine von den Gruben, und lief dann mit Toben und Springen davon, um seinen Freund Bruno aufzusuchen, der schon vor Lachen davon gegangen war, und sie beobachteten beide von ferne, was der besalbte Doktor anfangen würde.

Als dieser sich an diesem abscheulichen Orte sah, hatte er Mühe, sich wieder aufzurichten und emporzuarbeiten, und mußte seine Doktorkappe dabei im Stiche lassen. Nachdem er sich mit den Händen ein wenig gereinigt hatte, wußte er nichts Besseres zu thun, als wieder nach Hause zurückzukehren, wo er so lange klopfte, bis ihm die Thüre aufgemacht wurde. Doch kaum war er eingetreten, und die Thüre hinter ihm geschlossen, als auch Bruno und Buffalmacco zur Hand waren, um zu horchen, wie er von seiner Frau empfangen werden würde. Sie hörten, daß sie ihn wie einen Ausbund von Liederlichkeit herunterriß. „Nun das muß ich sagen," sprach sie, „du siehst einmal schön aus! Gewiß bist du zu einer von deinen Weibsbildern hingelaufen, und hast vor ihr in deinem Scharlachrock paradiren wollen. Hast du denn nicht genug an mir, Mann? Ich bin wohl

Weibs genug für eine ganze Gemeine, geschweige denn für dich! Hätten sie dich nur in der Jauche ersäuft, in die sie dich verdienter Weise geworfen haben. Ei seht mir doch den ehrenwerthen Doktor! Sein eigenes Weib zu haben, und doch bei Nacht den Weibern anderer Leute nachzulaufen!" — In diesem Tone fuhr sie die halbe Nacht fort, auf ihn loszuziehen, während er sich von Kopf zu Füßen abwaschen ließ.

Am folgenden Morgen erschienen Bruno und Buffalmacco, die sich indessen am ganzen Leibe braun und blau gemalt hatten, in dem Hause des Doktors, als er eben aufgestanden war. Es roch Alles umher noch ganz abscheulich. Als der Doktor sie kommen hörte, eilte er ihnen entgegen, und begrüßte sie mit den Worten: „Gott gebe euch einen guten Tag!" „Den wünschen wir dir nicht wieder!" entgegneten ihm Bruno und Buffalmacco mit zornigen Mienen; im Gegentheil bitten wir den Himmel, daß er so vieles Ungemach über dich verhänge, daß du im Elend umkommst, wie der ärgste und treuloseste Verräther, welcher auf Erden lebt. An dir hat es nicht gelegen, daß wir, die wir uns bemühten, dir Ehre und Vergnügen zu verschaffen, nicht wie die Hunde todtgeschlagen worden sind. Wegen deiner Treulosigkeit haben wir diese Nacht mehr Prügel bekommen, als nöthig gewesen wären, einen Esel von hier bis nach Rom zu treiben, abgesehen davon, daß wir in Gefahr standen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche wir dich einführen wollten. Und wenn du uns nicht glauben willst, so sieh nur, wie man uns zugerichtet hat!"

Jetzt öffneten sie im Zwielicht ihre Kleider und zeigten ihm die gemalten Wundflecke, bedeckten sich aber

schnell wieder. Der Doktor wollte sich zwar entschuldigen, und ihnen sein Mißgeschick erzählen, und wie und wohin er abgeworfen worden wäre. Allein Buffalmacco sprach: „Ich wollte, man hätte dich von der Brücke in den Arno hinabgeworfen. Warum hast du Gott und die Heiligen angerufen?“ Sagten wir dir nicht vorher, daß du dieß nicht thun solltest?“

Beim Himmel, ich habe sie nicht angerufen,“ sagte der Doktor.

„Wie?“ rief Buffalmacco, „du hast nicht? Unser Bete hat uns wohl berichtet, daß du nichts gethan hast, als beten und am ganzen Leibe zittern, wie ein Besenreis, und hast nicht gewußt, wo du wärest. Nun, es ist schon gut. Kein Mensch soll uns wieder einen solchen Streich spielen, und dir wollen wir schon noch die Brühe eintränken!“

Der Doktor beschwor sie um Gotteswillen, ihm zu verzeihen und ihn nicht so auszuschelten, und wenn er ihnen schon vorher alles Gute erwiesen hatte, so verdoppelte er jetzt seine Anstrengung, durch Gastereien und alle mögliche Zuvorkommenheiten ihre Gunst wieder zu gewinnen.

So aber, wie ihr vernommen habt, macht man die Leute klug, die in Bologna dumm geblieben sind.

X. Novelle.

Eine Sicilianerin betrügt einen Kaufmann mit meisterhafter Geschicklichkeit um Alles, was er mit nach Palermo gebracht hat. Dieser kommt wieder, und stellt sich, als sei er mit noch viel werthvolleren Waaren, als das erstemal, nach Palermo zurückgekehrt, borgt ihr das Geld wieder ab, und läßt ihr dafür Wasser und Werg zum Pfande.

Man kann sich wohl denken, daß die Erzählung der Königin die Mädchen bei mehr als einer Stelle zum Lachen brachte. Da war Keine darunter, welcher nicht vor heftigem Lachen wenigstens ein Dutzendmal die Thränen in die Augen getreten wären. Als sie geendet hatte, sprach Dioneo, welcher wußte, daß nun an ihm die Reihe war:

„Anmuthige Damen, es liegt am Tage, daß ein lustiger Streich um desto mehr gefällt, je schlauer derjenige ist, welcher dadurch hinter das Licht geführt wird. Ich will euch deßhalb, so schöne Sachen ihr uns auch vorgetragen habt, noch eine Geschichte erzählen, die euch um so besser unterhalten muß, als diejenige, welche darin als Betrogene erscheint, eine größere Meisterin in der Kunst zu betrügen war, als alle diejenigen, von denen bis jetzt die Rede war.

Es war sonst und ist vielleicht noch heutiges Tages Brauch in allen Seehäfen, daß die Kaufleute, welche dort mit Waaren eintreffen, ihre Güter beim Ausladen

in eine Niederlage bringen, welche entweder der Staat, oder der Landesherr unterhält, und welche man an vielen Orten das Kaufhaus, oder das Zollhaus nennt. Hier überliefert man denen, welche darüber gesetzt sind, ein schriftliches Verzeichniß der Waaren und ihres Preises, und diese weisen dann dem Kaufmann ein Waarenlager an, wo er seine Güter unterbringt, und unter Schloß und Riegel nimmt. Die Douaniers tragen darauf die Waaren auf den Namen des Kaufmanns in das Zollbuch ein, indem sie sich dann ihre Gebühr für die ganze Ladung oder für den Theil der Waare, den er wieder wegnimmt, von dem Kaufmann bezahlen. Aus diesen Zollbüchern unterrichten sich die Mäkler über die Qualität und Quantität der dort niedergelegten Waaren, erfahren, welchen Kaufleuten dieselben angehören, und handeln mit ihnen über Preise, Tausch, Kauf und Verkauf, und was sonst dazu gehört. So wurde es auch zu Palermo in Sicilien gehalten, wo es zugleich viele schöne Weiber gibt, die nur den äußern Schein der Ehrbarkeit an sich tragen. Wer diese nicht näher kennt, der hält sie wohl für Damen von Stand und guter Erziehung, und doch gehen sie darauf aus, die Leute nicht sowohl zu rupfen, sondern ihnen das Fell völlig über die Ohren zu ziehen. Kaum langt ein fremder Kaufmann an, so eilen sie, sich aus dem Zollbuch zu unterrichten, was er besitzt, und wie viel er vermag, und dann suchen sie durch glatte Worte und gefällige Manieren diese Handelsherren an sich zu ziehen, und in ihre Liebesnetze zu verstricken. Schon Manchem haben sie auf diese Weise einen großen Theil seiner Waare und zuweilen Alles aus den Händen gespielt; ja es hat selbst nicht an solchen gefehlt, welche nicht nur Ladung und Schiff,

sondern auch Fleisch und Knochen unter dem Scheermesser dieser gewandten weiblichen Bartscheererinnen sitzen lassen mußten.

So traf es sich einst, daß einer von unsern jungen Florentinern, Namens Nicolo da Cignano, den man aber gewöhnlich Salabaetto nannte, mit einer Ladung Wollwaaren dorthin geschickt wurde, die er von der Messe zu Salerno übrig behalten hatte, und die wohl auf fünfhundert Goldgulden werth sein mochten. Nachdem er das Verzeichniß dieser Waaren den Douaniers übergeben hatte, übereilte er sich nicht, sie loszuschlagen, sondern vergnügte sich damit, sich in der Stadt ein wenig umzusehen. Da er hübsch von Gesicht und gut gewachsen war, so warf eine von jenen Bartputzerinnen, die sich Madonna Jancofiere nennen ließ, ihr Auge auf ihn, nachdem sie schon einige Erkundigung über seine Angelegenheiten eingezogen hatte. Als er dieß bemerkte, und sie für eine Dame von Stand hielt, so bildete er sich ein, sie hätte sich in seine schöne Gestalt verliebt, und überlegte bei sich, wie er es wohl am Besten anfinge, mit dieser Liebschaft zu reüssiren. Vor Allem begann er, ehe er Jemand ein Wort davon sagte, sich oft unter ihren Fenstern sehen zu lassen. Sobald sie dieß gewahrte, fing sie bald an, seine schmachtenden Blicke mit noch schmachtenderen zu erwiedern. Endlich schickte sie eine Magd an ihn ab, welche das Kupplerhandwerk aus dem Fundamente verstand. Diese erzählte ihm fast mit Thränen in den Augen, er hätte durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Herrin so eingenommen, daß sie weder bei Tag noch bei Nacht mehr Ruhe finden könne, und daß sie nichts sehnlicher wünschte, als daß es ihm doch gefallen möchte, ihr ein heimliches Rendezvous

in einer Badstube zu gewähren. Sie zog zugleich einen Ring hervor, den sie ihm im Namen ihrer Herrin überreichte.

Als Salabaetto dieß hörte, dünkte er sich der glücklichste Mensch von der Welt, nahm den Ring, drückte ihn an seine Augen, küßte ihn, steckte ihn an seinen Finger, und erwiederte der Unterhändlerin, wenn Madonna Jancofiore ihn liebe, so bliebe er ihr ebenfalls nichts schuldig, indem er sie mehr als sein Leben liebe, und er sei bereit, sich einzufinden, wo und zu welcher Zeit es ihr gefiele. Die Botin brachte ihrer Gebieterin seine Antwort, und diese bezeichnete ihm unverzüglich, in welcher Badstube er sie am folgenden Abend nach der Vesperstunde erwarten sollte. Ohne Jemand etwas davon zu sagen, traf er um die ihm bestimmte Zeit pünktlich an dem bestimmten Orte ein, und fand auch, daß die Dame die Badstube bestellt hatte. Sogleich nach seinem Eintritt erschienen zwei Sklavinnen, von denen die eine einen schönen weichen Pfühl auf dem Kopfe, die andere aber einen großen Korb voll Sachen trug. Sie legten den Pfühl auf eine Bettstelle in einer Kammer der Badstube, breiteten einige feine mit Seide besetzte Bettücher darüber, dann ein Kissen von schneeweißem cyprischen Drillich, und endlich zwei bewundernswürdig schön gearbeitete Kopfkissen. Bald darauf erschien auch die Dame mit noch zwei anderen Sklavinnen in der Badstube, wo sie sogleich den Salabaetto mit großen Freuden bewillkommnete, und nach mehreren Seufzern und zärtlichen Liebkosungen und Küssen zu ihm sagte: „Ich wüßte nicht, wer mich sonst zu diesem Schritte hätte bringen können, als du; du hast mir das Feuer in alle Adern gejagt, du loser Toskaner!“

Salabaetto mußte hierauf nebst ihr und zweien von den Sklavinnen entkleidet in das Bad steigen; sie ließ ihn in demselben von keiner andern Hand bedienen, sondern wusch ihn selbst mit wohlriechender Seife und mit balsamischen Kräutern, und ließ sich darauf selbst von den Dienerinnen gleichfalls baden und einreiben. Dann brachten die Sklavinnen zwei feine weiße Tücher, die von Rosenwasser dufteten, wie ein Garten. In das eine dieser Tücher ward Salabaetto, in das andere die Dame eingewickelt; dann nahm man sie auf die Schulter, und trug sie beide in das aufgemachte Bett. Nachdem sie hier das Bad verschwitzt hatten, nahmen die Sklavinnen die Tücher weg, und sie blieben nackt auf dem Bette zurück. Nun wurden kleine silberne Fläschchen aus dem Korbe genommen, die mit Rosen- Pomeranzen- Jasmin- und andern wohlriechenden Wassern gefüllt waren, und mit diesen duftigen Essenzen wurden sie nun ganz besprengt. Dann wurden delikate Confitüren und köstliche Weine hervorgenommen, mit denen sie sich wiederum erfrischten.

Unser Salabaetto glaubte nicht anders, als im Paradiese zu sein; tausendmal verschlang er mit seinen Blicken seine Schöne, welche in der That äußerst reizend war, und jede Minute dünkte ihm hundert Jahre, bis die Sklavinnen fortgingen, und er sie in seine Arme schließen könnte. Endlich entfernten sich jene aus dem Zimmer, in welchem sie auf das Gebot ihrer Herrin eine kleine Wachskerze brennen ließen, worauf Salabaetto eine ganze Stunde in den Armen der Schönen zubrachte, und sich selig pries, weil er in dem Wahne stand, daß sie sich ganz in Liebe zu ihm verzehre. Als es ihr jedoch Zeit schien, sich wieder zu erheben, rief sie die Sklavinnen

herein, die sie ankleideten und abermals mit Confekt und Wein bedienten, worauf sie sich Gesicht und Hände mit wohlriechenden Wassern wuschen. Als Salabaetto Abschied nehmen wollte, sprach die Dame zu ihm: „Wenn es dir genehm wäre, so würdest du mir einen großen Gefallen thun, diesen Abend mit mir zu essen, und die Nacht bei mir zu bleiben.“

Salabaetto, der von ihren Reizen und Schmeicheleien ganz bezaubert war, und sich fest einbildete, daß sie ihn von ganzer Seele liebte, antwortete ihr: „Madonna, jeder Eurer Wünsche ist mir Gebot; und so denke ich denn, nicht nur diesen Abend, sondern jederzeit zu thun, was Euch beliebt, und was Ihr mir befehlt.“

Die Dame kehrte jetzt in ihr Haus zurück, wo sie alle ihre Kleider und Geräthe in ihrem Zimmer zur Schau stellen, und ein prächtiges Abendessen bereiten ließ, und darauf den Salabaetto erwartete. Dieser erschien, sobald es dunkelte, wurde aufs Liebreichste empfangen, und beim Abendessen aufs Beste bewirthet. Als sie nachher das Schlafgemach betraten, wehten ihm die Düfte von brennendem Aloeholz entgegen, auf den Vorhängen des Bettes flatterten kleine Liebesgötter und überall hingen prächtige Kleider und Gewänder umher. Je mehr ihm alle diese Gegenstände ins Auge fielen, desto mehr wurde er in der Meinung bestärkt, daß seine Geliebte eine angesehene und reiche Dame sei. Und wiewohl er im Widerspruch hiervon Manches zum Nachtheil ihres guten Rufs hatte murmeln hören, so wollte er doch diesen Gerüchten durchaus keinen Glauben beimessen; und wenn er es ja für möglich halten mochte, daß sie einem Andern einen Streich gespielt hätte, so zweifelte er doch daran, daß ihm selbst so etwas von

ihr widerfahren könnte. Und so brachte er denn die Nacht äuſerſt vergnügt bei ihr zu, und wurde immer mehr für ſie entflammt. Am folgenden Morgen ſchlang ſie ihm einen zierlichen aus Silber gewirkten Gürtel mit einer ſchönen Börſe um, und ſagte: „Mein ſüſſer Salabaetto, vergiß mich nicht! So wie meine Perſon deinem Willen geweiht iſt, ſo ſteht auch Alles, was du hier ſiehſt, und Alles, was ich vermag, zu deinem Befehl.“

Salabaetto umarmte und küßte ſie, und verließ dann ihr Haus, um ſich nach dem Verſammlungsorte der Kaufleute zu begeben. Nachdem er ſie nun ſchon öfters ohne alle Unkoſten beſucht hatte, traf es ſich, daß er ſeine Waaren mit gutem Profit gegen baare Zahlung verkaufte. Dieß erfuhr die Schöne augenblicklich, und als daher Salabaetto eines Abends wieder bei ihr erſchien, fing ſie an mit ihm zu koſen, zu tändeln, ihn zu küſſen und zu umarmen, und ſtellte ſich ſo heftig in ihn verliebt, als wenn ſie vor Zärtlichkeit in ſeinen Armen ſterben wollte. Zugleich wollte ſie ihm ein Paar ſilberne Pokale aufnöthigen; doch Salabaetto weigerte ſich, ſie anzunehmen, weil er ſchon mehrere Geſchenke von ihr erhalten hatte, deren Werth wohl auf dreiſſig Goldgulden betragen möchte, ohne daß er ſie hatte bewegen können, die geringſte Kleinigkeit von ihm zum Gegengeſchenk anzunehmen. Endlich nachdem ſie ihn nun durch ihre vorgeſpiegelte Liebe gehörig entflammt hatte, erſchien auf ihr Anſtiften eine ihrer Sklavinnen, um ſie abzurufen. Sie verließ deßhalb das Zimmer, blieb eine Zeitlang aus, kam weinend zurück, warf ſich mit dem Geſicht aufs Bett, und ſtieß die heftigſten Wehklagen aus. Salabaetto ſchloß ſie verwundert in ſeine Arme, fing an mit ihr zu weinen, und rief: „Weh mir, mein

theures Herz, was iſt dir ſo plötzlich zugeſtoßen? Was iſt die Urſache deines Kummers? O ſprich dich doch aus!"

Nachdem ſie ſich lange von ihm hatte bitten laſſen, ſprach ſie: „Ach, mein theurer Freund, ich weiß nicht, was ich thun, noch was ich ſagen ſoll. So eben erhalte ich einen Brief aus Meſſina, worin mir mein Bruder ſchreibt, ich ſoll ihm, und wenn ich auch all mein Hab' und Gut verkaufen oder verpfänden müßte, unfehlbar binnen hier und acht Tagen tauſend Goldgulden ſchicken; wo nicht, ſo würde ihm der Kopf abgeſchlagen. Nun weiß ich nicht, wie ich es anfangen ſoll, dieſe Summe ſo ſchnell aufzutreiben. Wenn ich nur wenigſtens eine Friſt von vierzehn Tagen hätte, ſo würde ich wohl Mittel finden, dies Geld von einem Ort her zu bekommen, wo ich weit mehr zu fordern habe, oder ich würde eine von meinen Beſitzungen veräußern; da ich dieß aber nicht ſo über das Knie brechen kann, ſo möchte ich lieber todt ſein, als dieſe Hiobspoſt empfangen haben."

Nach dieſen Worten ſtellte ſie ſich von neuem heftig bewegt, und hörte nicht auf mit Weinen.

Salabaetto, dem die Liebe den Verſtand ganz verblendet hatte, und der ihre Thränen für ungeheuchelt und ihre Reden für wahr hielt, ſagte: „Madonna, tauſend Goldgulden habe ich nicht übrig; indeß mit fünfhundert will ich Euch gern helfen, wenn Ihr mir ſie in vierzehn Tagen wiedergeben könnt; und auch dazu ſetzt mich nur der beſondere Glücksfall in Stand, daß ich gerade geſtern meine Waare verkauft habe. Wäre dieß nicht geſchehen, ſo würde ich Euch keinen Groſchen leihen können."

„O Himmel," verſetzte ſie, „ſo hat dirs wohl gar ſelbſt an Geld gefehlt? Warum haſt du mir kein Wort

davon gesagt? Denn hatte ich auch keine Tausend bei der Hand, so hätte ich dir doch mit Hundert oder Zweihundert dienen können. Auf diese Art hast du mir allen Muth benommen, den mir angebotenen Dienst von dir anzunehmen.

Salabaetto, der sich durch diese Worte vollends fangen ließ, erwiederte: „Meine Theure, du darfst dich dadurch nicht abhalten lassen; denn wäre ich in einem gleichen Fall der Noth gewesen, wie du es bist, so würde ich dich gewiß um Geld gebeten haben.“

„Ach, lieber Salabaetto,“ sprach die Schöne; „jetzt sehe ich wohl, wie aufrichtig du mich liebst, da du mir in dieser Noth, ohne zu erwarten, daß ich dich darum bitte, mit einer so ansehnlichen Geldsumme helfen willst. Gewiß, ich war schon ohnedieß dein; doch jetzt bin ich es noch weit mehr, und ich werde es nimmermehr vergessen, daß ich dir das Leben meines Bruders zu verdanken habe. Aber weiß Gott, ich nehme diese Summe ungern von dir an, wenn ich bedenke, daß du Kaufmann bist, und daß ihr Kaufleute euer Geld braucht, um eure Geschäfte im Gange zu erhalten. Doch weil mich die Noth so drängt, und weil ich sicher erwarten darf, dir dein Geld baldigst zurückgeben zu können, so will ich es doch annehmen, und wenn ich keine andere Auskunft ermittle, mir das Fehlende auch noch zu verschaffen, so will ich gern alle meine Habseligkeiten verpfänden.“

Mit diesen Worten fiel sie dem Salabaetto weinend um den Hals. Er suchte sie zu trösten, und nachdem er die Nacht bei ihr verweilt hatte, brachte er ihr, um ihr seine Dienstwilligkeit zu beweisen, ohne weitere Aufforderung blanke fünfhundert Goldgulden, welche sie mit lachendem Herzen und weinenden Augen

annahm, während sich Salabaetto mit ihrem bloßen Versprechen begnügte.

Sobald sie aber das Geld in den Händen hatte, änderte sie auch ihr Betragen. Sonst war ihr Salabaetto zu jeder Stunde willkommen; jetzt aber hatte sein Besuch allerlei Hindernisse, bei welchen es ihm unter sieben Malen kaum ein Mal gelang, vorgelassen zu werden. Und wenn dieß auch glückte, so fand er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht, noch dieselben Zärtlichkeiten, mit welchen er sonst von ihr empfangen worden war. Die Zahlungsfrist lief nicht nur ab, sondern es verflossen auch zwei Monate darüber, ohne daß sie daran gedacht hätte, dem Salabaetto sein Geld zurückzuzahlen, und als es dieser endlich forderte, wurde er mit leeren Worten abgespeist. Jetzt erkannte Salabaetto die Hinterlist des betrügerischen Weibes, und sah seine Thorheit ein. Da er zugleich überzeugt war, daß sie ihn, wenn er sich beklagte, nur auslachen würde, da er weder Handschrift noch Zeugen hatte, und sich übrigens auch schämte, sich gegen Andere etwas merken zu lassen, weil er vorher gewarnt worden war, und folglich besorgen mußte, wegen seiner Dummheit nur verhöhnt zu werden, so beweinte er heimlich mit schwerem Herzen seinen Unverstand. Indeß hatte er von seinem Herrn schon mehrere Briefe bekommen, worin er ihn bat, daß er ihm das gelöste Geld schicken möchte. Er beschloß daher, damit sein Vergehen dort nicht offenkundig würde, heimlich zu entweichen, und begab sich auf einem kleinen Schiffe, nicht nach Pisa, wie er sollte, sondern nach Neapel. Dort befand sich zu dieser Zeit unser Landsmann Pietro dello Canigiano als Schatzmeister der Kaiserin von Constanti-

nopel, ein sehr einsichtsvoller Mann und ein sehr grosser Freund Salabaetto's und seiner Familie. Weil Salabaetto diesem vertrauen konnte, so klagte er ihm nach einigen Tagen seine Noth, erzählte ihm, was er gethan habe, und welches Unglück ihm begegnet sei, indem er ihn zugleich um Rath und Hülfe bat, um in Neapel sein Leben zu fristen, wobei er ihn versicherte, daß er nie wieder nach Florenz zurückzukehren gedenke.

Canigiano nahm sehr an ihm Theil. „Du hast übel gethan," sagte er; „du dientest deinem Herrn schlecht, und verschwendetest auf einmal allzuvieles Geld. Allein was ist zu thun? Der Schade ist geschehen, und man muß suchen, ihn wieder gut zu machen." Als ein kluger Mann besann sich auch Canigiano sogleich auf einen Anschlag, und theilte ihn dem Salabaetto mit. Dieser war damit einverstanden, und er entschloß sich, sein Glück damit zu versuchen. Mit etwas Geld, das er noch besaß, und mit einer kleinen Summe, die ihm Canigiano borgte, ließ er einige Ballen und Kisten packen, kaufte wohl zwanzig leere Oelfässer auf, die er füllen und verspünden ließ, lud Alles an Bord eines Schiffes, und kehrte damit nach Palermo zurück, wo er den Douaniers sein Register von dem Inhalt und Werth seiner Waaren gab, sie im Kaufhause niederlegte, und nachdem er Alles auf seinen Namen hatte einschreiben lassen, vorgab, daß er im Sinne habe, nicht eher zu verkaufen, als bis seine anderen Waaren, die er noch erwartete, angekommen wären.

Jancofiore bekam bald Nachricht davon, und da sie hörte, daß die Waaren wohl auf zweitausend Goldgulden, oder wohl noch mehr werth sein möchten, außer denjenigen, die er noch erwartete, und die er noch auf

mehr, als dreitausend Goldgulden anschlug, so glaubte sie, die Wurst nach der Speckseite werfen zu müssen, und nahm sich vor, dem Salabaetto seine fünfhundert Goldgulden zurückzuzahlen, um ihm ein gutes Theil der fünftausend abzunehmen. Sie ließ ihn daher zu sich kommen, und Salabaetto, der nun schlau geworden war, fand sich ein.

Die Schöne, die sich stellte, als ob sie noch gar nichts von dem wüßte, was er mitgebracht habe, zeigte eine außerordentliche Freude über sein Erscheinen. „Sieh da," sagte sie, „bist du vielleicht böse auf mich gewesen, weil ich dir dein Geld nicht pünktlich zurückgegeben habe?"

Salabaetto antwortete mit Lächeln: „In der That, Madonna, es war mir etwas unangenehm, zumal, da ich mir würde das Herz aus dem Leibe reißen können, um Euch zu dienen. Aber hört nur, wie sehr ich böse auf Euch bin. Meine Liebe zu Euch geht so weit, daß ich fast mein ganzes Besitzthum zu Gelde gemacht habe, so daß ich jetzt über zweitausend Goldgulden an Werth mitbringe, und noch mehr, als dreitausend erwarte, weil ich gesonnen bin, hier in dieser Stadt ein Lager einzurichten, und mich ganz hier niederzulassen, um immer in Eurer Nähe sein zu können; denn ich gefalle mich in Eurer Liebe mehr, als ich glaube, daß sich irgend ein Liebender in der seinigen gefallen kann."

Hierauf entgegnete die Schöne: „Glaube mir, Salabaetto, daß mir Alles Vergnügen macht, was dir gefällt, weil ich dich mehr, als mein Leben liebe; und besonders freut es mich, daß du mit der Absicht zurückgekehrt bist, hier zu bleiben, weil ich nun hoffen darf, noch so manche frohe Stunde mit dir zu verleben. Ich muß mich nur deßwegen sehr bei dir entschuldigen, daß

ich dich einigemal vor deiner Abreise theils gar nicht empfangen konnte, theils dir nicht die gewohnte frohe Miene zeigte, und daß ich dir überdieß dein Geld nicht an dem bestimmten Termin zurückgezahlt habe. Du weißt ja, daß ich damals vielen Verdruß auszustehen hatte, und in einer solchen Stimmung kann man selbst demjenigen, den man am meisten liebt, nicht immer so heiter und freundlich begegnen, wie er es wohl erwartet. Du kannst dir auch wohl denken, daß es für ein Frauenzimmer keine Kleinigkeit ist, tausend Goldgulden aufzutreiben. Nur aus dieser Ursache habe ich dir damals dein Geld nicht wiedergeben können; doch erhielt ich es sogleich nach deiner Abreise, und wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich es schicken sollte, so hätte ich es dir unfehlbar nachgesandt. Weil mir dieß aber nicht bekannt war, so habe ich es dir aufgehoben."

Sie ließ ihm hierauf die Börse holen, in welcher sich seine eignen fünfhundert Goldgulden noch befanden, und überreichte sie ihm mit der Bitte, nachzusehen, ob auch Alles richtig wäre. Nie war Salabaetto froher gewesen, als jetzt. Er zählte das Geld nach, fand es richtig, und steckte es ein. „Ich sehe nun wohl, Madonna," sprach er, „daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt Alles gethan, was hinlänglich ist, und ich versichere Euch deßhalb und wegen meiner großen Liebe zu Euch, daß ich bereit bin, Euch zu jeder Zeit und mit jeder Summe, über die ich verfügen kann, zu dienen; wie bereit ich dazu bin, das mögt Ihr selbst erproben.

Auf diese Art mit ihr ausgesöhnt erneuerte Salabaetto sein Liebesverständniß mit ihr in Worten, trug aber den Schalk im Herzen, und sie ihrerseits bezeigte ihm die größte Aufmerksamkeit, und bewies ihm ihre un-

gemeſſene Liebe. Als ſie ihn nun wieder zu Abend zu ſich eingeladen hatte, vergalt er ihr Betrug mit Betrug, wie er ſich es längſt vorgenommen hatte. Er erſchien nehmlich ſo melancholiſch vor ihr, als ob er ſeinen Geiſt aufgeben wollte. Jancofiore umarmte und küßte ihn, und fragte ihn nach der Urſache ſeines Kummers. Nachdem er ſich lange hatte bitten laſſen, ſagte er: „Ich bin verloren! Das Schiff, auf welchem ſich die Waare befand, die ich noch erwartete, iſt von Seeräubern aus Monaco gekapert worden, und ſoll nur gegen Erlegung von zwölftauſend Goldgulden wieder losgegeben werden, wovon tauſend auf meinen Antheil kommen, und ich habe keinen Heller Geld in den Händen; denn die fünfhundert, die du mir zurückgegeben haſt, ſchickte ich ſogleich nach Neapel, um ſie in Leinwand anzulegen, die ich hieher kommen laſſen will. Und wenn ich auch jetzt meine hier liegenden Waaren losſchlagen wollte, ſo würde ich, weil es jetzt keine Zeit dazu iſt, in meinen beiden Unternehmungen nichts gewinnen, und ich bin hier noch nicht bekannt genug, um Jemand zu finden, der mir Geld darauf borgte. Ich weiß mir alſo weder zu rathen, noch zu helfen, und wenn ich das Geld nicht unverzüglich ſchicke, ſo werden die Waaren nach Monaco gebracht, und ich bekomme nie etwas davon wieder.“

Die Schöne hatte an dieſer Nachricht wenig Freude, weil ſie beſorgte, ihre Beute zu verlieren. Da ihr nun ſehr daran lag, daß die Ladung nicht zu Monaco aufgebracht würde, ſo ſagte ſie: „Gott weiß, wie mir dieß um deinetwillen leid thut; doch was hilft es, ſich darüber Sorgen zu machen? Hätte ich das Geld, ſo iſt der Himmel mein Zeuge, daß es dir augenblicklich zu Gebote ſtände; doch ich habe es nicht. Ich kenne zwar

Jemand, der mir neulich auch die mir noch fehlenden fünfhundert borgte; aber er verlangt einen ungeheuren Zins dafür, und hat mir nicht unter dreißig vom Hundert leihen wollen. Wenn du von diesem borgen wolltest, so würdest du ihm ein sicheres Unterpfand geben müssen. Ich meines Theils will gern für dich alle diese Sachen verpfänden, und meine eigene Person dazu, so weit er dieß für ein Unterpfand gelten lassen will. Allein wie willst du ihm das Uebrige sicher stellen?"

Salabaetto durchschaute die Absicht, warum sie ihm diesen Dienst leisten wollte, und sah, daß sie selbst gesonnen war, ihm das Geld zu leihen; und das war ihm sehr lieb. Er dankte ihr zuerst und versicherte dann, daß ihn der unmäßige Zins nicht abschrecke. Uebrigens erbot er sich, alle seine Waaren im Kaufhause zum Pfande zu setzen, und sie demjenigen, der ihm das Geld vorstreckte, als Sicherheit verschreiben zu lassen, doch mit der Bedingung, daß er einstweilen den Schlüssel an sich behielte, theils um seine Waaren den Liebhabern zeigen zu können, theils auch, damit sie ihm nicht vertauscht, oder verfälscht würden. Die Schöne erwiederte hierauf, sein Vorschlag sei gut, und das Pfand vollkommen hinreichend. Am andern Morgen schickte sie daher zu einem Mäkler, zu dem sie volles Zutrauen hatte, nahm mit ihm die nöthigen Maßregeln, und übergab ihm die tausend Goldgulden. Dieser überbrachte sie dem Salabaetto, dessen Waarenlager er sich dagegen im Zollbuche verschreiben ließ, und nachdem sie beide darüber die nöthige Verschreibung und Gegenverschreibung ausgewechselt hatten, ging ein Jeder seinen andern Geschäften nach. Salabaetto begab sich, sobald er konnte, an Bord eines Schiffes, und segelte

nach Neapel zu seinem Freunde Pietro bello Canigiano, schickte seinem Herrn in Florenz richtige Rechnung und Bezahlung, befriedigte seinen Freund Pietro und jeden Andern, dem er etwas schuldig war, und ergötzte sich mit Canigiano über den Streich, den er der Sicilianerin gespielt hatte. Von dort aber begab er sich darauf, da er nicht länger Kaufmann bleiben wollte, nach Ferrara.

Als Jancofiore den Salabaetto nicht mehr in Palermo fand, wunderte sie sich und schöpfte Argwohn. Nachdem sie beinah zwei volle Monate vergeblich auf sein Wiedererscheinen gewartet hatte, bewog sie endlich ihren Mäkler, sein Waarenlager erbrechen zu lassen. Als man zuerst die Oelfässer untersuchte, fand man sie mit Seewasser gefüllt; in jeder Tonne war nur etwa ein Ankerchen Oel, welches oben an dem Spunde schwamm. Als die Ballen und Kisten geöffnet wurden, ergab sich's, daß nur zwei davon mit Tüchern, und die übrigen mit Werg vollgepackt waren; kurz Alles, was sich vorfand, war nicht über zweihundert Gulden werth. Jetzt erkannte Jancofiore wohl, daß sie betrogen sei, und beklagte lange ihre zurückgegebenen fünfhundert Goldgulden, und noch mehr ihre geborgten Tausend, indem sie Zeitlebens an das Sprichwort dachte:

„Um den Toskaner zu hintergehn,
Muß man des Morgens früh aufstehn."

Und so hatte sie denn den Schaden und den Spott dazu, und fand, daß zwei harte Steine selten reines Mehl mahlen.

Als Dioneo seine Erzählung geendet hatte, und Lauretta sah, daß die Frist ihrer Regierung abgelaufen

war, lobte sie den Anschlag des Canigiano, der sich in seinem Erfolg so gut bewährte, und die Verschlagenheit des Salabaetto, der ihn nicht minder gewandt ausgeführt hatte, nahm sich dann die Lorbeerkrone vom Haupte, und setzte diese auf Emilien's Stirne, indem sie mit Anmuth sagte: „Madonna, ich weiß nicht, ob wir an dir eine nachsichtige Königin haben werden; allein eine schöne haben wir gewiß. Laß also deine Thaten deiner Schönheit entsprechen!"

Emilie erröthete, nicht sowohl über die Erhebung zur Königin, als über das Lob, welches ihr so öffentlich wegen einer Eigenschaft gespendet ward, nach welcher das weibliche Geschlecht am meisten strebt, und ihre zarten Wangen bedeckten sich mit der Farbe, womit am frühen Morgen die aufblühende Rose prangt. Doch nachdem sie die Augen eine Zeitlang niedergeschlagen, und die Röthe der Wangen wieder verschwunden war, und nachdem sie mit dem Seneschall das Nöthige zum Dienste der Gesellschaft verabredet hatte, redete sie ihre Freundinnen mit den Worten an: „Liebenswürdige Mädchen, deutlich sehen wir alle Tage, daß man die müden Stiere, wenn sie des Tages Last und Hitze getragen haben, aus ihrem Joche erlöst, und sie nach ihrem Belieben frei und ledig im Schatten weiden läßt. Auch sehen wir, daß die verschiedenen Pflanzen und Blumen der Gärten nicht nur völlig so schön, sondern euch weit lieblicher erscheinen, als das einförmige Grün der belaubten Eichen des Waldes. Da wir uns nun schon mehrere Tage hindurch in unsern Erzählungen an bestimmte Gesetze gebunden haben, so meine ich, daß es uns nicht nur wohlthätig, sondern auch nöthig sein wird, etwas Freiheit zu genießen, um, durch die Erholung

gestärkt, uns desto leichter wieder in das Joch fügen zu können. Ich will euch daher morgen in eurem ergötzlichen Vortrage nicht den mindesten Zwang auflegen, sondern es Jedem frei stellen, zu erzählen, was ihm beliebt, weil ich überzeugt bin, daß uns die Manchfaltigkeit der abzuhandelnden Gegenstände eben so angenehm sein wird, als die Beschränkung auf ein und dasselbe Thema. Wenn wir auf diese Art neue Kräfte gesammelt haben, so können wir uns dann um so leichter von demjenigen, der mir in der Herrschaft nachfolgen wird, wieder ein strengeres Gesetz auflegen lassen."

Nach diesen Worten ertheilte sie Allen Urlaub bis zum Abendessen. Jeder lobte ihre Rede als weise und verständig, und nachdem man aufgestanden, entfernte man sich, um sich auf verschiedene Weise zu vergnügen. Die Mädchen brachten die Zeit mit Kränzewinden und Scherzen zu. Die jungen Männer sangen und spielten, und verbrachten so die Stunden bis zum Abendessen, welches zur bestimmten Stunde neben dem schönen Springbrunnen fröhlich gehalten ward. Nach der Mahlzeit ward wie gewöhnlich getanzt und gesungen. Endlich gebot die Königin, nach dem Beispiel ihrer Vorgänger, dem Pamphilo, ein Lied zu singen, welcher darauf folgendermaßen begann:

„So groß, o Amor, ist das Glück,
Das du gewährst, die Lust, der Lohn der Mühe,
Daß ich beglückt in deinem Feuer glühe.
Den vollen Freudenstrom in meiner Seele,
Die hohe Lust, die süße Wonne,
In die du mich versetzt,
Sie schwellen so, daß ich sie nicht verhehle;
Sie glänzt auf meinem Antlitz wie die Sonne,
Und kündet laut, was mich ergötzt.

Denn da mein Herz verletzt
Von solch erhabner Liebesmühe,
So ist mir's leicht, zu weilen, wo ich glühe.

In meinem Lied weiß ich nicht zu erzählen,
Noch mit der Hand euch anzudeuten
Die Wonne, die ich, Amor, fühle.
Und wüßt' ichs auch, ich müßt' es doch verhehlen,
Denn würd' es kund den Leuten,
Sie würde leicht zum bösen Spiele.
So schwillt die Wonne, die ich fühle,
Daß ich mit Worten mich umsonst bemühe,
Will ich euch nicht verrathen, wie ich glühe.

Wer hätte je geträumt, daß diese Arme
Dahin gelangen würden, zu umschließen,
Was sie umschlossen hielten,
Daß je Gesicht und Mund an dem erwarme,
Dem sie genaht, wo Heil und Wonne sprießen,
Wo sie Genesung fühlten,
Und wo ein solches Glück sie hielten,
Daß man mir Glauben weigert, wie ich glühe,
Verbergend, wie mich Wonne stets umziehe."

So schloß Pamphilo's Lied, in welches Alle einstimmten. Auch war Keiner, der nicht seine Worte wohl erwogen, und dasjenige zu errathen gesucht hätte, was er verschweigen mußte. Und obschon Jeder auf etwas Anderes rieth, so traf doch Keiner die Wahrheit der Sache. Doch als die Königin Pamphilo's Lied beendet sah, und bemerkte, daß sich Damen sowohl als Herren nach Ruhe sehnten, empfahl sie ihnen allen, sich nach ihren Kammern zurückzuziehen.

Es ſchließt der achte Tag des Dekameron, und es beginnt der neunte, an welchem unter Emiliens Regiment Jeder die Freiheit hat, zu erzählen, was ihm beliebt.

Das Licht, vor deſſen Glanz die Nacht entflieht, hatte bereits zum achten Male den Lazur des Luftkreiſes in Himmelblau verwandelt, und auf den Wieſen fingen die Blümchen an, ihre Häupter emporzurichten, als Emilie aufſtand, und ihre Freundinnen und die jungen Männer wecken ließ. Dieſe erſchienen, und folgten mit langſamen Schritten der Königin in ein Wäldchen, das nicht weit von dem Schloſſe entfernt war. Als ſie dort anlangten, ſahen ſie Hirſche, Rehe und anderes Wild, das jetzt bei der drohenden Peſt vor dem Jäger ſicher war, ihrer nicht anders erwarten, als wenn es alle Schüchternheit abgelegt hätte, und zahm geworden wäre, und ſie vergnügten ſich eine Zeitlang damit, bald dieſes, bald jenes Thier aufzujagen, und ihm nachzuhüpfen. Als die Sonne jedoch höher ſtieg, ſchien es Allen gut, zurückzukehren. Sie hatten ſich mit Eichenlaub bekränzt, und trugen Sträußer von wohlriechenden Kräutern oder Blumen, und wer ſie ſo antraf, der mußte nicht anders denken, als daß ſie dem Tode entweder unbeſieglich trotzten, oder daß ſie ihm mit Heiterkeit entgegen gingen. So wallten ſie Schritt vor Schritt unter Geſang,

Gesprächen und Scherzen nach dem Schlosse zurück, wo sie Alles zu ihrem Empfang angeordnet und die Dienerschaft festlich geschmückt fanden. Nachdem man hier ein wenig ausgeruht, ging man nicht eher zu Tische, als bis ein halbes Dutzend Lieder, immer eins heiterer, als das andere, abgesungen worden waren. Darauf ward Wasser zum Händewaschen umhergereicht, und der Seneschall rief auf das Gebot der Königin die Gesellschaft zur Tafel, wo man, nachdem die Speisen aufgetragen waren, fröhlich zur Mahlzeit schritt. Nach Tische überließ man sich wieder eine Zeitlang dem Gesang und Spiel, worauf sich diejenigen, denen es beliebte, zur Ruhe begaben. Zur bestimmten Stunde stellte sich jedoch ein Jeder an der bekannten Stelle zum Erzählen wieder ein, und die Königin winkte Philomenen, den Anfang zu machen. Diese begann lächelnd in folgender Art:

I. Novelle.

Madonna Francesca hat zwei Liebhaber, den Rinuccio und den Alessandro, und da ihr Keiner von Beiden behagt, so schafft sie sich Beide klüglich vom Halse, indem sie dem Einen befiehlt, als todt in ein Grab zu steigen, und dem Andern, ihr den Leichnam ins Haus zu bringen, ein Auftrag, mit welchem Beide nicht zu Stande kommen.

Madonna, da Ihr es gebietet, so bin ich gern bereit, auf diesem freien und offenen Felde, welches Eure Herrlichkeit unsern heutigen Unterhaltungen gestattet,

mein Glück zu verſuchen. Wenn es mir damit gelingt, ſo bezweifle ich nicht, daß die, welche mir nachfolgen, es ebenfalls gut, und wohl noch beſſer machen werden. Schon oft, anmuthige Damen, iſt uns in unſern Geſprächen gezeigt worden, wie groß und manchfaltig die Macht der Liebe ſei; doch meine ich deßhalb nicht, daß dieſer Gegenſtand völlig erſchöpft ſei, noch auch, daß er es werden könnte, wenn wir auch ein ganzes Jahr hindurch von nichts Anderem ſprechen wollten. Daß dieſe Leidenſchaft nicht nur die Liebenden in ſo manche Verſuchung führt, ſich das Leben zu nehmen, ſondern daß ſie ſie auch zu bewegen vermag, ſich bei lebendigem Leibe als todt in das Grab zu begeben, davon will ich euch ein Beiſpiel erzählen, an welchem ihr nicht allein die Gewalt der Liebe, ſondern auch die Klugheit erkennen könnt, durch welche ſich eine achtbare Frau zweier Männer entledigte, die ihr mit ihren Liebesbewerbungen läſtig fielen.

Es lebte nehmlich in der Stadt Piſtoja einſt eine ſehr ſchöne Wittwe, in welche ſich zwei junge Florentiner verliebten, die ſich dort aufhielten, weil ſie aus Florenz verbannt worden waren, von denen der Eine Rinuccio Palermini und der Andere Aleſſandro Chiarmonteſi hieß. Beide waren von ihrem Reiz gefeſſelt, und boten Alles auf, um ihre Gunſt zu erlangen, ohne daß der Eine von der Neigung des Andern etwas wußte. Da nun die edle Dame, welche ſich Madonna Franceſca Lazzari nannte, gar häufig von dieſen Beiden mit Anträgen und Botſchaften beläſtigt worden war, denen ſie unbedachtſamer Weiſe zuweilen ein Ohr geliehen hatte, und nunmehr, da es die Klugheit erforderte, ſich nicht gut wieder von ihnen loszu-

machen wußte, gerieth sie auf den Gedanken, sich ihrer dadurch zu entledigen, daß sie von Jedem einen Dienst verlangte, welchen nach ihrem Vermuthen trotz seiner Ausführbarkeit doch Keiner von Beiden auf sich nehmen würde, um so eine anständige und scheinbare Veranlassung zu haben, ihre ferneren Anträge abzuweisen. Ihr Einfall war folgender. Es war nehmlich an dem Tage, wo sie den Gedanken hatte, in Pistoja ein Mann gestorben, der, trotz dem Adel seiner Vorfahren, für einen der schlechtesten Menschen nicht nur in Pistoja, sondern in der ganzen Welt, gehalten wurde. Ueberdieß war er bei seinem Leben so mißgestaltet und von so widerlichem Aeußeren gewesen, daß Jeder, der ihn zum erstenmale erblickte, sich vor ihm fürchten mußte. Man hatte ihn auf den Gottesacker der Minoriten begraben, welcher Umstand der Dame bei ihrem Anschlag zu Statten zu kommen schien. Sie sprach demnach zu ihrer Magd: „Du weißt, wie lästig es mir ist, täglich mit den Anträgen dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro gequält zu werden. Ich bin nun einmal nicht gesonnen, ihnen meine Liebe zu schenken, und, um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mich entschlossen, sie wegen der Dienstanerbietungen, die sie mir fortwährend machen, einmal auf eine Probe zu stellen, die sie gewiß nicht bestehen werden. Höre jetzt, wie ich mich dieser Last zu entledigen gedenke. Du weißt, daß erst heute früh Scannadio auf dem Kirchhofe der Minoriten beerdigt wurde, und daß ihn nicht nur jetzt im Tode, sondern auch schon bei Lebzeiten kein Mensch ohne Abscheu ansehen konnte. Du sollst demnach heimlich erst zu Alessandro gehen, und ihm sagen: „Madonna Francesca läßt Euch melden, daß sich jetzt

eine Gelegenheit bietet, ihre Liebe zu gewinnen, nach der Euch so sehr verlangt. Einer ihrer Verwandten hat nehmlich im Sinne, ihr aus Ursachen, die Ihr schon erfahren sollt, in dieser Nacht den Leichnam des Scannadio, den man diesen Morgen bestattet hat, ins Haus zu bringen, und da sie sich noch im Tode vor ihm fürchtet, so möchte sie dieß gern abwenden. Sie bittet Euch also, daß Ihr doch so gefällig sein möchtet, diese Nacht, wenn Alles schläft, Euch nach dem Grabgewölbe des Scannadio zu begeben, seine Kleider anzulegen, und an seiner Stelle so lange liegen zu bleiben, bis man Euch holt, und ohne einen Laut von Euch zu geben, Euch nach ihrem Hause tragen zu lassen, wo sie Euch empfangen wird, und wo Ihr dann bei ihr nach Belieben bleiben, oder wieder fortgehen könnt; denn sie wird dann für das Weitere schon Sorge tragen." Antwortet er dir nun, daß er es thun will, so ist es gut; schlägt er es aber ab, so sage ihm, er soll sich nicht wieder vor mir blicken lassen, und sich hüten, wenn er sein Leben lieb hat, mich wieder mit Botschaften und Bewerbungen zu belästigen. Darauf gehe auch zu Rinuccio Palermini, und sage zu ihm: „Madonna Francesca läßt Euch melden, daß sie bereit ist, Eure Wünsche zu erfüllen, wofern Ihr ihr einen wichtigen Dienst leistet. Ihr sollt nehmlich heute um Mitternacht nach dem Grabmale des Scannadio gehen, und seinen Leichnam, was Ihr auch hören, oder sehen mögt, sacht aus seinem Grabe herausnehmen, und ihn ihr ins Haus bringen. Warum sie dieß von Euch fordert, das wird Euch hernach schon klar werden. Wenn Ihr aber dazu keine Lust habt, so sollt Ihr sie ferner weder mit Briefen, noch mit Botschaften belästigen."

Die Magd begab sich zu Beiden, und richtete ihren Auftrag aus, wie ihr befohlen war. Beide zeigten sich bereit, nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle selbst hinabzusteigen. Als die Magd ihrer Herrin diese Antwort brachte, erwartete die Letztere ungeduldig, ob sie Narren genug sein würden, ihr Wort zu halten.

Als nun die Nacht erschien, und schon Alles schlief, ging Alessandro Chiarmontesi im bloßen Wams aus seinem Hause, um an der Stelle des Scannadio in dem Sarge seine Rolle zu übernehmen. Unterwegs kamen ihm allerlei ängstliche Gedanken in den Sinn. „Was bin ich doch für ein Thor," dachte er bei sich selbst, daß ich dahin gehe? Und weiß ich denn, ob nicht vielleicht ihre Verwandten bemerkt haben, daß ich sie liebe, und die Sache so anstellen, um mich in dem Grabe zu ermorden? Wenn dieß der Fall wäre, so hätte ich den Schaden davon, und keine Seele würde deßhalb einen Verdacht auf sie werfen. Oder was weiß ich, ob nicht vielleicht ein Feind von mir, der sie auch liebt, dieß veranstaltet hat, um mich auf eine bequeme Manier aus der Welt zu schaffen? Aber gesetzt auch, es wäre nichts an diesem Allen, und ihre Verwandten trügen mich wirklich in ihr Haus, so kann ich mir doch nicht denken, daß jene den Leichnam des Scannadio begehren, um ihn zärtlich zu umarmen, oder ihn ihr in die Arme zu legen, sondern ich muß vielmehr annehmen, daß sie ihn nur verlangen, um irgend eine Rache an ihm auszuüben, weil er ihnen vielleicht etwas zuwider gethan hat. Sie gebietet mir, ohne ein Wort zu sprechen, Alles mit mir vornehmen zu lassen. Wie, wenn man mir nun die Augen ausstäche, oder die Zähne ausbräche, oder die Hände abhiebe, oder mir sonst übel

mitspielte, wie wäre ich dann daran? Oder könnte ich dazu wohl still schweigen? Und wenn ich spräche, so würden sie mich erkennen, und mir entweder ein Leid zufügen. oder wenn sie mir auch nichts thäten, so hätte ich vergebliche Mühe gehabt, denn sie würden mich nicht zu ihr lassen, und die Schöne selbst würde sagen, ich hätte nicht gethan, was sie mir geboten hätte, und würde sich mir nie gefällig zeigen." Indem er dieß bei sich bedachte, wollte er schon wieder umkehren; indeß die Gewalt der Liebe riß ihn durch kräftigere Beweggründe wieder vorwärts, und führte ihn bis an das Grab. Er öffnete dasselbe, stieg hinein, entkleidete den Scannadio, und legte sich an seine Stelle in den Sarg, den er über sich wieder zudeckte. Während er nun so dalag, fiel es ihm ein, was für ein Mensch dieser Scannadio gewesen war, und allerlei nächtige Geschichten, die er sonst gehört hatte, und die nicht nur in Gräbern, sondern auch an andern Orten vorgefallen waren, so daß sich allmählig jedes Haar an ihm zu Berge sträubte, und es ihm vorkam, als ob sich Scannadio in jedem Augenblick aufrichten, und ihm den Hals umdrehen müsse. Doch seine heiße Liebe half ihm diese und andere schreckliche Vorstellungen zu besiegen, und er lag still, wie eine Leiche, erwartend, was mit ihm geschehen würde.

In der Mitternachtstunde trat nun auch Rinuccio seinen Weg an, um den Auftrag seiner Gebieterin zu vollziehen, und es kamen ihm gleichfalls Gedanken über allerlei, was ihm widerfahren könnte, wie z. B. daß er mit dem Körper des Scannadio auf dem Rücken, der Polizei in die Hände fallen, und als ein Hexenmeister verbrannt werden könnte, oder daß er, wenn man es erführe, den Haß seiner Verwandten auf sich laden

möchte. Durch dergleichen Vorstellungen wäre er beinahe abgehalten worden; dagegen dachte er wieder; „Wie? Soll ich denn das erste Begehren dieser Frau verweigern, die ich so geliebt habe, und noch liebe, zumal da ich ihre Gunst dadurch gewinnen kann? Nein, und wenn ich sterben müßte, nimmermehr soll mich etwas abhalten, zu vollziehen, was ich ihr versprochen habe!"

Jetzt ging er weiter zu dem Grabe, das er ohne Mühe öffnete. Als Alessandro öffnen hörte, verhielt er sich, trotz seiner großen Furcht, ganz still. Rinuccio stieg hinein, glaubte den Leichnam des Scannadio zu finden, und zog den Alessandro bei den Beinen aus dem Grabe, nahm ihn auf die Schultern, und machte sich nun mit ihm auf nach dem Hause seiner Dame. Weil die Nacht sehr dunkel war, und Rinuccio den Weg nicht deutlich sehen konnte, so bekam Alessandro manchen Kopf- und Rippenstoß an den Ecken und Bänken, an welchen er rechts und links anstieß. Rinuccio war jetzt bereits bis nahe an die Thürschwelle der Dame gelangt, welche mit ihrer Magd am Fenster stand, um zu sehen, ob Rinuccio den Alessandro brächte. Sie hatte bereits auf ein Mittel gedacht, sie Beide fortzuschicken, als die Schaarwächter, die in der Straße einem Diebe auflauerten, den Rinuccio gehen hörten, worauf sie geschwind eine Blendlaterne öffneten, ihre Lanzen und Schilder ergriffen, und „Wer da?" riefen. Rinuccio, der die Wächter erkannte, hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, sondern warf den Alessandro von sich, und entfloh, so schnell er konnte. Alessandro raffte sich ebenfalls auf, und lief davon, so schnell es ihm sein langes Leichenkleid verstattete.

Die Schöne hatte bei dem Lichte der Schaarwacht den Rinuccio mit dem Aleſſandro auf dem Rücken wohl erkannt, und zugleich geſehen, daß Aleſſandro das Leichengewand des Scannadio trug, und wunderte ſich nicht wenig über die Kühnheit der beiden Liebhaber; doch allem ihrem Erſtaunen zum Trotz mußte ſie doch lachen, als ſie den Aleſſandro ſo abwerfen, und dann Beide die Flucht ergreifen ſah. Froh über dieſen Ausgang, und dem Himmel dankend, daß er ſie von dieſen beiden Ueberläſtigen erlöst hatte, trat ſie vom Fenſter zurück, und begab ſich in ihre Kammer, wo ſie gegen ihre Magd äußerte, daß die Beiden ſie doch ſehr lieben müßten, weil ſie ihr Gebot, dem Anſchein nach, pünktlich vollzogen hätten.

Rinuccio ärgerte ſich, und verwünſchte ſeinen Unſtern, ging aber nicht nach Hauſe zurück, ſondern eilte, nachdem er die Schaarwacht vorübergelaſſen, an die Stelle der Straße zurück, wo er den Aleſſandro abgeworfen hatte. Er tappte mit den Händen herum, um ihn aufzufinden, und ſein Werk zu vollenden. Als er ihn jedoch nicht entdecken konnte, und nun annehmen mußte, daß ihn die Schaarwacht fortgetragen hätte, kehrte er unmuthig nach Hauſe zurück.

Aleſſandro, der nichts Anderes zu thun wußte, und auch den nicht einmal erkannt hatte, der ihn hieher getragen, ging gleichfalls verdrüßlich über ſein Mißgeſchick, heim nach ſeiner Wohnung.

Als man am folgenden Morgen das Grab des Scannadio offen, und ihn nicht mehr darin fand, weil Aleſſandro ihn in den Grund hinabgeſtürzt hatte, ſo verbreitete ſich ſchnell das Gerücht davon in ganz Piſtoja, und es fehlte nicht an einfältigen Leu-

ten, welche glaubten, daß der Teufel den Scannadio geholt habe.

Inzwischen unterließen die beiden Liebhaber nicht, der Dame zu berichten, was sie gethan hatten, und was dazwischen gekommen sei, und verlangten nun, sich hiermit entschuldigend, wenn sie ihren Befehl nicht vollkommen erfüllt, ihre Gunst und Liebe. Allein sie that, als ob sie ihnen nicht glauben könne, und antwortete ihnen entschieden, daß sie künftig nichts für sie thun würde, weil sie das nicht ausgeführt hätten, was von ihnen verlangt worden wäre.

II. Novelle.

Eine Aebtissin steht im Finstern eilig auf, um eine ihrer Nonnen, die bei ihr angeklagt ist, mit ihrem Liebhaber zu ertappen. Da sie selbst Umgang mit einem Priester hat, so wirft sie aus Versehen, statt ihrer Kappe, seine Hosen über den Kopf. Als die Angeklagte diese erblickt, und die Aebtissin darauf aufmerksam macht, rettet sie sich dadurch von der Strafe, und erhält die Erlaubniß, ihren Liebhaber ungestört bei sich zu behalten.

Als Philomena schwieg, lobten Alle die List der Dame, mit welcher sie sich derjenigen entledigte, die sie nicht liebte; die Tollkühnheit ihrer Liebhaber dagegen ward mehr ihrer Thorheit, als ihrer Liebe zugeschrieben.

Die Königin schaute hierauf freundlich auf Elisen, und sprach: „Elise, fahre du nun fort.“ Diese begann sogleich, wie folgt:

Liebste Freundinnen, auf gar verständige Weise wußte Madonna Francesca, wie uns erzählt wurde, sich ihrer Langeweile zu überheben; allein auch eine junge Nonne verstand es, sich mit Beistand des Glücks durch ein wohlangebrachtes Wort von einer drohenden Gefahr zu befreien. Wie ihr wißt, so gibt es manche Leute, die, obwohl selbst unweise genug, sich doch zu Strafpredigern und Zuchtmeistern Anderer erheben, und diese züchtigt, wie meine Geschichte zeigen wird, das Schicksal zuweilen auf verdiente Art, wie dieß der Aebtissin widerfuhr, unter deren Aufsicht die junge Nonne stand, von der ich euch erzählen will.

Wisset denn, daß irgendwo in der Lombardie ein durch Frömmigkeit und Gottesfurcht sehr berühmtes Kloster liegt, wo sich, unter andern Nonnen auch ein junges Mädchen von edler Abkunft und wunderbarer Schönheit befand, welches Lisabetta hieß. Als diese eines Tages zu einem ihrer Verwandten an das Sprachgitter heruntergekommen war, so verliebte sie sich in einen schönen Jüngling, welcher diesen begleitete. Auf den Jüngling machten ihre Reize nicht weniger Eindruck, und da ihm ihre Blicke ihre Wünsche verriethen, so ward er gleichfalls in sie verliebt. Eine Zeitlang mußten sie zu ihren beiderseitigen großen Schmerzen ihre Flamme fruchtlos nähren; doch da sie Beide weder Fleiß, noch Eifer sparten, so gelang es dem Jüngling endlich, sich einen geheimen Weg zu ihr zu bahnen, und sie darauf mehrmals zu ihrem gegenseitigen Vergnügen zu besuchen. Als sie jedoch diesen Umgang fortsetzten, geschah

es in einer Nacht, daß eine andere Nonne den Jüngling bemerkte, als er Lisabetten so eben verließ, und Beide nicht glaubten bemerkt zu werden. Sie entdeckte dieß noch einigen andern Nonnen, und diese wollten sie erst bei der Aebtissin, Madonna Usimbalda, anzeigen, welche für eine sehr gute, fromme Frau gehalten ward; darauf zog man es aber doch vor, damit es sich nicht läugnen ließe, sie mit dem jungen Mann von der Aebtissin auf der That ertappen zu lassen. Sie schwiegen daher, und wachten und lauerten abwechselnd heimlich, um sie zu überraschen. Da sich Lisabetta nichts Arges träumen ließ, und davon keine Ahnung hatte, so ließ sie eines Abends ihren Liebhaber wieder zu sich kommen, was sogleich von denen, welche die Wache hatten, bemerkt ward. Diese vertheilten sich, da ein gutes Theil der Nacht schon verstrichen war, in zwei Parteien, von denen die eine den Ausgang von Lisabettens Zelle bewachte, und die andere nach dem Zimmer der Aebtissin eilte. Sie klopften so lange an ihre Thüre, bis sie antwortete, und sagten: „Madonna, steht schnell auf, wir haben die Lisabetta mit einem jungen Mann in ihrer Zelle ertappt."

Nun hatte die Aebtissin diese Nacht gerade einen Priester bei sich, den sie öfters in einem großen Kasten zu sich tragen ließ. Als sie das Klopfen hörte, und besorgte, daß die Nonnen aus zu großer Eile oder Begierde die Thüre aufsprengen möchten, wenn sie nicht schnell öffnete, so sprang sie rasch empor, und kleidete sich, so gut sie konnte, im Finstern an, und indem sie meinte, ihre Kappe aufzusetzen, ergriff sie aus Versehen die Beinkleider des Priesters, warf diese sich eiligst über den Kopf, schloß ihre Zelle hinter sich, und rief: „Wo

ist die vermaledeite Sünderin?“ Die Andern, deren Gedanken bloß darauf gerichtet waren, Lisabetten auf der That zu überraschen, achteten nicht auf die Kopfbedeckung der Aebtissin, die mit ihnen nach Lisabettens Zelle eilte. Sie sprengten die Thüre auf, und fanden bei ihrem Eintritt Lisabetten in des Jünglings Armen. Beide erschracken dermaßen über diese unvermuthete Ueberraschung, daß sie wie Marmorbilder dastanden. Die junge Nonne ward sogleich von den Uebrigen ergriffen, und auf das Gebot der Aebtissin vor das Capitel geführt. Der junge Mann blieb unterdessen zurück, kleidete sich an, und erwartete, was die Sache für einen Ausgang nehmen würde, entschlossen, Allen ein böses Spiel zu machen, die seiner Geliebten etwas zu Leide thäten, und sie dann mit Gewalt zu entführen. Als nun die Aebtissin den Vorsitz im Capitel eingenommen hatte, und die Blicke aller Nonnen auf die Angeklagte gerichtet waren, begann sie, dieser die schimpflichsten Vorwürfe zu machen, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters mit ihren unziemlichen und schändlichen Werken schwer befleckt hätte, welche Schmähungen sie zugleich mit den fürchterlichsten Drohungen begleitete.

Das arme erschrockene und verschämte Mädchen, das sich schuldig fühlte, wußte nichts zu antworten, sondern schwieg, und erregte schon dadurch bereits das Mitleid der Andern. Als die Aebtissin jedoch darauf noch heftiger gegen sie losdonnerte, hob die junge Nonne zufällig die Augen empor, und erblickte den Kopfputz der Aebtissin, und die Kniebänder, die ihr an beiden Seiten über die Achseln herunterhingen. Als sie erkannte, was es war, so bekam sie auf einmal Muth, und sagte: „Frau

Aebtiſſin, um Gottes willen, bindet Euch doch erſt Eure Haube zu, und ſagt mir dann, was ihr wollt!"

Die Aebtiſſin, die nicht wußte, was ſie damit ſagen wollte, entgegnete: „Was ſchwatzeſt du da von der Haube, du ſchlechtes Weibsbild! Haſt du noch die Frechheit, zu ſpotten? Oder ſcheint dir, daß nach dem, was du gethan haſt, Scherze an ihrem Platze ſind?"

Die junge Nonne antwortete noch einmal: „Madonna, ich bitte Euch bloß, knüpft Euch Eure Haube feſt, ehe Ihr weiter zu mir redet."

Jetzt richteten natürlich auch viele von den Nonnen ihre Augen auf die Kopfbedeckung der Aebtiſſin, und während ſie ſelbſt darnach griff, ward man inne, warum Liſabetta ſo ſprach. Als nun die Aebtiſſin ihren eignen Fehl gewahrte, und ſah, daß hier keine Ausflüchte gegen dasjenige möglich waren, was alle Nonnen geſehen hatten, ſo ſchlug ſie einen andern Ton an, und zog gelindere Seiten auf, indem ſie damit ſchloß, daß es ſchwer ſei, dem Stachel des Fleiſches zu widerſtehen. Sie erlaubte demnach einer Jeden, ſich heimlich gute Zeit zu verſchaffen, wenn ſich Ihnen Gelegenheit böte, wie dieß auch bis zu ſelbiger Stunde geſchehen war. Das junge Mädchen ward nun freigelaſſen, die Aebtiſſin kehrte zu ihrem Prieſter, und Liſabetta zu ihrem Liebhaber zurück, und dieſer beſuchte ſie, dem Neid der Andern zu Trotz, noch zu vielen Malen. Diejenigen aber, welche keine Liebhaber hatten, ſuchten heimlich, ſo gut wie möglich, ihren Bedürfniſſen abzuhelfen.

III. Novelle.

Meister Simon macht auf Anstiften des Bruno und Buffalmacco dem Calandrino glauben, daß er schwanger sei, und dieser muß ihnen zu seiner Heilung Kapaune und Geld geben, worauf er ohne Entbindung wieder geneset.

Als Elise ihre Geschichte beendigt, und Alle dem Himmel für die Erlösung der jungen Nonne aus den Klauen der neidischen Schwestern gedankt hatten, gebot die Königin dem Philostrato, mit dem Erzählen fortzufahren, welcher, ohne einen zweiten Befehl abzuwarten, anhob:

„Schöne Damen, der ungeschliffene Richter aus der Mark, von dem ich euch gestern erzählte, verhinderte mich, eine andere Geschichte vom Calandrino, die ich im Sinne hatte, vorzutragen. Und weil denn nun Alles, was ihn betrifft, seiner komischen Wirkung nicht verfehlen kann, wiewohl seiner und seiner Kameraden schon oft gedacht wurde, so will ich euch das, was mir gestern von ihm einfiel, jetzt erzählen.

Ihr wißt bereits aus früheren Geschichten, wer Calandrino und seine Gesellen waren, und darum kann ich euch sogleich ohne weitere Einleitungen berichten, wie es sich einst begab, daß dem Calandrino eine Base starb, die ihm ein paar hundert Gulden in Scheidemünze hinterließ. Calandrino fing jetzt überall an, davon zu sprechen, daß er ein Gut kaufen wolle, und

unterhandelte deßhalb mit ſo vielen Mäklern in Florenz, als wenn er zehntauſend Goldgulden anzulegen gehabt hätte. Allein ſobald von dem Preiſe des Gutes die Rede war, ſo zerſchlug ſich der Handel immer wieder.

Bruno und Buffalmacco, die dieß erfahren hatten, ſagten ihm zwar oft, er würde beſſer daran thun, das Geld mit ihnen zu verjubeln, als um Ländereien zu handeln, wie wenn er Seifenkugeln kaufen wollte; allein ſie konnten ihn nicht Einmal dahin bringen, ihnen etwas zum Beſten zu geben. Als ſie nun eines Tages darüber ſchimpften, und noch einer ihrer Kameraden, der Maler Nello, dazu kam, überlegten ſie alle drei, wie ſie es wohl anzufangen hätten, ſich einmal auf Calandrino's Koſten etwas zu Gute zu thun. Sie wurden auch bald über einen Plan einig, deſſen Ausführung ſie für den nächſten Morgen mit einander verabredeten. Dieſem zufolge paßten ſie am folgenden Morgen den Zeitpunkt ab, wo Calandrino aus dem Hauſe ging. Da trat ihm Nello entgegen, und ſagte: „Guten Tag, Calandrino.“

„Gott gebe dir dergleichen,“ erwiederte Calandrino, „und ein gutes Jahr dazu!“ worauf Nello, indem er ſcheu ein wenig zurücktrat, ihm lange in's Geſicht zu blicken anfing.

„Was ſchauſt du denn?“ fragte ihn Calandrino. „Haſt du denn dieſe Nacht nichts empfunden?“ gegenfragte Nello; „du ſcheinſt mir gar nicht mehr derſelbe.“

Calandrino war gleich erſchrocken, und ſagte: „Mein Gott, was meinſt du denn, das mir fehlen ſollte?“

„Nun,“ ſagte Nello, „ich meine eben nichts Beſonderes damit. Du kommſt mir nur ganz anders vor; doch das mag wohl eine andere Urſache haben.“

Calandrino ging betroffen weiter, ob er sich gleich nicht im geringsten unwohl fühlte.

Nun trat Buffalmacco, der nur gewartet hatte, bis Nello ihn verließe, ihm entgegen, grüßte ihn, und fragte ihn, ob er nicht innerlich etwas fühlte.

„Ich wüßte nichts," versetzte Calandrino; „doch so eben sagte mir auch Nello, daß er mich ganz verändert fände. Sollte mir denn im Ernste etwas fehlen?"

„Ei, das wollte ich meinen," erwiederte Buffalmacco, „und zwar keine Kleinigkeit. Du siehst ja schon wie eine halbe Leiche aus!"

Jetzt glaubte Calandrino schon wenigstens das Fieber am Halse zu haben. Auf einmal kam auch Bruno dazu, und sein erstes Wort war: „Calandrino, was machst du denn für Gesichter? Du siehst ja aus, wie eine Leiche. Um Gotteswillen, was fehlt dir denn?"

Als Calandrino sie nun Alle so reden hörte, glaubte er steif und fest todtsterbenskrank zu sein, und fragte sie voll Angst, was er anfangen sollte.

„Mir scheint es das Beste," sagte Bruno, „du begibst dich eiligst nach Hause, legst dich in dein Bett, und schickst dein Wasser zum Doktor Simon, unserm guten Freunde. Er wird dir bald Verhaltungsmaßregeln geben. Wir wollen mit dir kommen, und wenn du etwas brauchst, so wollen wir dafür sorgen."

Nello kam auch wieder zu ihnen, und sie folgten alle drei dem Calandrino in sein Haus, wo er ganz athemlos in seine Schlafkammer trat, und zu seiner Frau sprach: „Komm, und decke mich gut zu, denn ich fühle mich sehr unwohl."

Nachdem man ihn zu Bette gebracht hatte, schickte er sein Wasser durch ein kleines Mädchen zu dem Doktor

Simon, welcher damals seine Apotheke am alten Markte im Zeichen der Melone hatte. Inzwischen sagte Bruno zu seinen Kameraden: „Bleibt ihr jetzt bei ihm; ich will unterdessen gehen, und hören, was der Doktor sagt, und werde ihn, wenn es Noth thut, selbst mit herbringen.“

„Ja, thu' das, Brüderchen;“ sprach Calandrino. „Geh hin, und melde mir, wie die Sache steht. Denn es ist mir ganz kurios in meinem Leibe.“

Jetzt eilte Bruno zu Meister Simon, wo er früher eintraf, als das Mädchen mit dem Wasserglas, und unterrichtete ihn von der ganzen Sache. Als darauf das Mädchen kam, und der Doktor das Wasser sah, sprach er zu ihr: „Geh, und sage dem Calandrino, daß er sich nur recht warm halten solle; ich würde sogleich zu ihm kommen, und ihm sagen, was ihm fehlt, und was er brauchen muß.“

Dieß berichtete die Magd, und nicht lange darauf erschien der Doktor mit Bruno. Meister Simon nahm neben Calandrino Platz, fühlte ihm an den Puls, und sagte nach einigen Minuten in Gegenwart seiner Frau: „Sieh, Calandrino, um es dir als Freund gerade heraus zu sagen, dir fehlt weiter nichts, als daß du schwanger bist.“

„Ach du mein gerechter Gott, Tessa,“ rief Calandrino kläglich aus, daran bist du Schuld, weil du immer oben auf sein willst. Hab' ich dirs doch längst gesagt, daß dieß schief ablaufen wird!“

Die Frau, ein gutes, ehrbares Weibchen, wurde vor Verlegenheit bis über die Ohren roth, als sie ihren Mann so reden hörte. Sie schlug die Augen nieder, und ging, ohne ein Wort zu erwiedern aus dem Zimmer. Calandrino fuhr indessen fort zu jammern, und sagte:

„Weh mir Armen, was soll ich nun anfangen? Wie soll ich von dem Kinde entbunden werden? Ich sehe wohl, die thörigte Grille meiner Frau wird mich noch das Leben kosten. Daß sie der Himmel züchtige! Wenn ich nur nicht so krank wäre, wie ich bin, so sprünge ich auf, und prügelte sie so lange, bis sie kein Glied mehr fühlte; und doch muß ich mich selbst schämen, denn ich hätte es ihr nimmermehr erlauben sollen, mich unter sich zu kriegen. Aber wenn ich nur mit dem Leben davon komme, so will ich ihr künftig die Lust wohl vertreiben."

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten, als sie diese Reden Calandrino's hörten, fast vor Lachen bersten, doch hielten sie an sich; aber Doktor Simon lachte aus vollem Halse. Endlich bat Calandrino den Doktor um Hülfe, und dieser sagte: „Laß dir nur nicht bange sein, Calandrino; denn glücklicherweise haben wir das Ding früh genug bemerkt, um dich in kurzer Zeit von dem Uebel befreien zu können, aber freilich darfst du dabei etwas Geld nicht scheuen."

„O nein;" versetzte Calandrino. „Helft mir nur! Ich habe hier zweihundert Gulden, für die ich mir ein Gütchen kaufen wollte. Nehmt sie ganz hin, wenn sie nöthig sind, damit ich nur nicht in die Wochen komme; denn ich wüßte wahrhaftig nicht, wie ich das anfangen sollte. Ich höre schon die Weiber, wenns an die Entbindung geht, einen so großen Zeter erheben, und sie haben doch ganz andere Mittel und Wege, sich ihrer Last zu entledigen. Aber ich glaube, ich stürbe, ehe ich damit zu Stande käme."

„Sei ganz unbesorgt," entgegnete der Doktor. „Ich will dir einen Trank destilliren lassen, der sehr gut schmeckt und kräftig wirkt; dann sollst du dich binnen

drei Tagen wieder so gesund fühlen wie ein Fisch im Wasser. Aber nimm dich künftig in Acht, und begehe keine solche Thorheit wieder! Zu diesem Trank haben wir ein paar gute fette Kapaunen nöthig, und zu allerlei andern Kleinigkeiten, die wir außerdem dazu brauchen, gib einen von diesen deinen Freunden fünf Gulden in Scheidemünze, um sie einzukaufen und mir dann Alles in meine Apotheke zu liefern; so will ich dir morgen früh den Trank schicken, von dem du immer einen vollen Becher auf einmal zu trinken hast."

Als Calandrino dieß hörte, sagte er: „Ich baue auf Euch Doktor," gab dem Bruno die fünf Gulden, und bat ihn, die Mühe in dieser Sache aus Liebe zu ihm zu übernehmen. Der Doktor entfernte sich, ließ ihm etwas Zimmetwasser bereiten, und schickte es ihm. Bruno kaufte die Kapaunen, und was sonst noch zu einer Schmauserei nöthig war, und machte sich mit dem Doktor und den Andern einen guten Tag. Calandrino trank drei Tage hintereinander Zimmetwasser, worauf ihn der Doktor und seine Kameraden am vierten besuchten. Jener fühlte ihm an den Puls, und sagte: „Calandrino, du bist nun völlig genesen, und brauchst nicht mehr das Haus zu hüthen." Calandrino stand nun fröhlich auf, ging seinen Geschäften nach, und pries aller Orten die seltene Geschicklichkeit des Doktor Simon, der ihn binnen drei Tagen, ohne irgend einen Schmerz, von seiner Schwangerschaft befreit habe. Bruno, Buffalmacco und Nello freuten sich nicht weniger, durch ihren Anschlag den filzigen Calandrino hinters Licht geführt zu haben; Frau Tessa aber, welche den Possenstreich merkte, schmollte mit ihrem Manne darüber noch lange Zeit.

IV. Novelle.

Cecco Fortarrigo verspielt zu Buonconvento Alles, was er hat, und das Geld des Cecco Angiolieri dazu. Dann läuft er diesem in bloßem Hemde nach, und sagt, er sey von ihm bestohlen worden, worauf Bauern denselben festnehmen. Er zieht nun Angiolieri's Kleider an, jagt auf seinem Pferde davon, und läßt jenen im bloßen Hemde stehen.

Unter lautem Gelächter der ganzen Gesellschaft waren die Beschuldigungen Calandrinos gegen seine Frau mit angehört worden. Als nun Philostrato schwieg, hob Neiphile auf den Wink der Königin folgendermaßen an:

Treffliche Jungfrauen, wenn es den Männern nicht schwerer wäre, Andern ihre Einsicht und Tugend, als ihre Thorheiten und Laster zu zeigen, so würden sich Viele vergeblich bemühen, ihrer Zunge Zaum und Gebiß anzulegen. Dieß hat euch die Thorheit des Calandrino genügend dargethan, der nicht nöthig gehabt hätte, um von seinem eingebildeten Uebel zu genesen, die heimlichen Tändeleien seiner Frau öffentlich bekannt zu machen. Mir hat dieser Umstand eine dem Sinn nach ganz entgegengesetzte Geschichte ins Gedächtniß zurückgerufen, wie nämlich ein loser Vogel einen geschcidten Mann überlistete, zu großem Schaden und Spott des Ueberwundenen; und davon will ich euch erzählen.

Es lebten nehmlich vor noch nicht so langer Zeit in Siena ein Paar Leute, die schon ihre männlichen Jahre

erreicht hatten, welche Beide Cecco hießen, von denen jedoch der Eine Angiolieri, und der Andere Fortarrigo zubenannt war. Obschon diese Beiden in andern Stücken sehr wenig mit einander harmonirten, so stimmten sie doch in Einem Betracht so sehr mit einander überein, daß sie um deßwillen Freunde und tägliche Gesellschafter wurden. Sie haßten nehmlich Beide ihre Väter. Angiolieri, ein schöner, wohlgesitteter junger Mann, schien mit dem Einkommen, welches ihm sein Vater ausgesetzt hatte, schlecht auszukommen; als er daher vernahm, daß der Papst einen Cardinal, welcher sein großer Beschützer war, als Legaten nach der Mark Ancona gesandt hätte, so entschloß er sich, zu demselben zu gehen, indem er durch dessen Vermittelung seine Lage zu verbessern hoffte. Dieß meldete er seinem Vater, und verabredete mit ihm, daß er ihm jetzt auf einmal gäbe, was er sonst in sechs Monaten erhielte, um sich mit Kleidern und einem Pferde zu versehen, und mit Anstand reisen zu können. Als er nun nach Jemand suchte, den er zu seiner Bedienung mitnehmen könnte, hörte Fortarrigo davon, welcher sogleich zu ihm kam, ihn sehr bat, ihn doch mitzunehmen, und sich erbot, Diener, Begleiter und Alles in Allem bei ihm zu seyn, ohne einen andern Lohn, als freie Kost dafür zu verlangen. Angiolieri erwiederte, er könne ihn nicht brauchen; denn wiewohl er wisse, daß er zu jedem Dienste tauge, so sey ihm doch nicht unbekannt, daß er gern spiele, und sich auch zuweilen betrinke. Fortarrigo versicherte, daß er sich vor diesen Lastern ganz gewiß hüten werde, was er mit so heiligen Schwüren angelobte, daß sich Angiolieri endlich bewegen ließ, ihn in seine Dienste zu nehmen.

Beide traten nun eines Morgens ihre Reise an, und kamen bis nach Buonconvento, wo sie Mittag machten. Wegen der großen Hitze ließ sich Angiolieri im Gasthofe ein Lager bereiten, und trug dem Fortarrigo auf, ihn Nachmittags um vier Uhr wieder zu wecken. Sobald Angiolieri schlief, schlich sich Fortarrigo in das Weinhaus, und nachdem er dort Einiges getrunken, fing er mit Andern an zu spielen. Diese hatten ihm in kurzer Zeit sein weniges Geld abgenommen, und als er auch die Kleider vom Leibe dazu verspielt hatte, und begierig war, sich wieder herauszureißen, begab er sich im Hemde, wie er war, dahin, wo Angiolieri schlief, nahm ihm alles Geld aus der Börse, kehrte zu dem Spiel zurück, und verlor auch dieß, wie das Vorige. Mittlerweile erwachte Angiolieri, kleidete sich an, und fragte nach Fortarrigo. Als man ihn nicht fand, glaubte Angiolieri, daß er vermuthlich irgendwo seinen Rausch ausschlafen möge, wie er sonst zu thun pflegte, beschloß deßhalb, ihn im Stich zu lassen, ließ seinen Gaul satteln und sein Felleisen aufschnallen, und dachte, sich in Corsignano nach einem andern Diener umzusehen. Als er jedoch vor seiner Abreise den Wirth bezahlen wollte, vermißte er seine Börse. Das ganze Wirthshaus gerieth in Allarm, als Angolieri behauptete, er wäre von den Leuten im Hause bestohlen worden, wobei er drohte, er wolle sie Alle gefangen nach Siena führen lassen.

Auf einmal erschien Fortarrigo im Hemde, in der Absicht, dem Angiolieri auch die Kleider wegzunehmen, wie er ihm das Geld weggenommen hatte. Als er sah, daß Angiolieri im Begriff stand, fortzureiten, sprach er: „Was soll das heißen, Angiolieri? Wollen

wir schon wieder fort? O warte nur einen Augenblick! Es wird sogleich Jemand erscheinen, der mein Wams um achtunddreißig Soldi zum Pfande hat; ich bin überzeugt, er gibt es uns für fünfunddreißig zurück, wenn wir ihn gleich bezahlen."

Während er noch sprach, kam ein Dritter dazu, durch welchen sich Angiolieri bald überzeugte, daß Fortarrigo es gewesen sey, der ihm sein Geld genommen habe. Angiolieri ward darüber äußerst zornig, sagte dem Fortarrigo die heftigsten Schmähungen, und würde ihn eben so heftig mit der That gemißhandelt haben, wenn er sich nicht mehr vor Menschen, als vor Gott gefürchtet hätte. Doch so stieg er schnell zu Pferde, indem er ihm drohte, ihn hängen, oder in Siena für vogelfrei erklären zu lassen.

Fortarrigo stellte sich, als ob Alles, was Angiolieri sagte, nicht ihn, sondern einen Andern anginge, und sagte: „O Angiolieri, lassen wir doch in Gottes Namen all solch Gerede, das ja doch keinen Hund hinter dem Ofen hervorlockt, und bemerke nur das, wir bekommen es für fünfunddreißig wieder, wenn wir es sogleich einlösen. Doch warten wir nur bis morgen, so läßt er nichts von den achtunddreißig nach, die er mir darauf geliehen hat. Thue mirs zu Gefallen; denn ich habe sie auf sein Anrathen gesetzt. Warum wollen wir die drei Soldi nicht ersparen?"

Angiolieri wollte über sein Geschwätz verzweifeln, besonders, als er sah, daß ihn alle Umherstehenden angafften, indem sie zu glauben schienen, daß nicht Fortarrigo das Geld des Angiolieri verspielt, sondern daß vielmehr Angiolieri ihm das seinige vorenthalte.

„Was scheer' ich mich um dein Wams?" sprach er

zu ihm, daß du doch am Galgen hingeſt! Du haſt mich nicht nur beſtohlen, und mir mein Geld verſpielt, ſondern du hältſt mich auch noch in meiner Reiſe auf, und willſt mich zum Beſten haben.“

Doch Fortarrigo hielt Stand, und ſprach weiter, als ob ihn das Alles nichts anginge: „Warum willſt du mir die drei Soldi nicht erſparen? Glaubſt du, daß ich dir nicht wieder dienen könne? Thue es doch, wenn du mich lieb haſt! Wozu auch dieſe Eile? Wir kommen heute Abend noch zeitig genug nach Torrenieri. Darum mach' und zieh den Beutel! Glaube mir, ich könnte in ganz Siena nach einem Wams ſuchen, und fände keins, das mir ſo gut ſtände, wie dieſes. Das wäre ſchön, wenn ich es dieſem für achtunddreißig Soldi laſſen müßte, da es doch unter Brüdern ſeine vierzig werth iſt. Du würdeſt mich auf dieſe Art doppelt in Schaden bringen.“

Angiolieri, der vor Aerger berſten wollte, ſich erſt von dieſem Menſchen beſtohlen, und dann auch noch mit Worten aufgehalten zu ſehen, antwortete ihm nicht weiter, ſondern wandte ſein Pferd um, und machte ſich auf den Weg nach Torrenieri. Fortarrigo aber, dem ein liſtiger Bubenſtreich einfiel, fing an, im Hemde hinter ihm her zu traben. Als er ihn wohl ein Paar Meilen weit verfolgt, um ihn immer wegen des Wamſes in den Ohren gelegen hatte, ſo daß endlich Angolieri, um des Geſchwätzes los zu werden, ſeinem Pferde die Sporen gab, gewahrte Fortarrigo in einiger Entfernung einige Landleute auf dem Felde, denen er ſogleich aus vollem Halſe zuſchrie: „Haltet ihn! Haltet ihn!“ Die Leute eilten, der Eine mit dem Spaten, der Andere mit der Hacke auf die Straße, verrannten dem Angiolieri den

Weg, in der Meinung, daß er den ihm Nacheilenden bestohlen hätte, und fielen ihm in den Zügel. Es half ihm nichts, daß er ihnen sagte, wer er wäre, und wie sich die Sache verhielte; denn bald kam Fortarrigo herbei und rief mit zornigem Gesicht: „Ich sehe nicht ein, was mich abhält, dich todt zu schlagen, du Spitzbube, der du dich mit dem Meinigen davon machtest!“ Dann sagte er, indem er sich zu den Bauern wandte: „Seht einmal, in welchem Aufzuge er mich in dem Gasthofe zurückgelassen, nachdem er vorher den letzten Heller verspielt hat. Ich muß dem Himmel und euch danken, daß ich jetzt Alles wieder erlangt habe, wofür ich euch für immer verpflichtet seyn werde.“

Angiolieri sprach zwar eben so von ihm, allein er predigte tauben Ohren. Kurz Fortarrigo riß ihn mit Hülfe der Bauern vom Pferde, zog sich seine Kleider an, schwang sich dann auf den Gaul, ließ den Angiolieri im Hemde und baarfuß stehen, ritt nach Siena zurück, und versicherte überall, daß er dem Angiolieri den Gaul und die Kleider im Spiel abgewonnen habe.

Angiolieri aber, der reichlich ausgestattet zu dem Cardinal in die Mark zu reisen gedacht hatte, kam nun arm und im Hemde nach Buonconvento zurück, und wagte es aus Scham nicht, nach Siena zu gehen. Nachdem man ihm jedoch Kleider geborgt, bestieg er den Klepper, welchen Fortarrigo geritten hatte, und trabte nach Corsignano zu einem seiner Verwandten, wo er so lange blieb, bis ihm sein Vater neue Unterstützung schickte. So verdarb Fortarrigos Schurkerei dem Angiolieri seinen vernünftigen Plan, wofür dieser jedoch zu seiner Zeit Gelegenheit fand, sich an ihm zu rächen.

V. Novelle.

Calandrino verliebt ſich in ein Mädchen; Bruno gibt ihm ein Amulet, mit dem er ſie berührt, worauf ſie ihm nachfolgt. Er wird aber von ſeiner Frau ertappt, und bekommt mit dieſer ärgerliche Händel.

Als Neiphile ihre Erzählung geendigt hatte, ohne daß viel darüber gelacht, oder geſprochen ward, gebot die Königin Fiametten, fortzufahren. Dieſe war mit Vergnügen bereit, und begann:

„Meine artigen Damen, Ihr wißt wohl, man kann von keiner Sache ſo oft ſprechen, daß ſie nicht von neuem gefiele, wenn derjenige, welcher davon reden will, nur Zeit und Ort gehörig wählt, wie ſie der Sache am beſten angemeſſen ſind. Darum, wenn ich den Zweck ins Auge faſſe, der uns hier verſammelt, und der einzig darin beſteht, uns Vergnügen und Aufheiterung zu verſchaffen, ſo meine ich, daß Alles, was dazu dienen kann, dieſes Ziel zu erreichen, hier ſeinen rechten Platz finde, und daß es euch unterhalten wird, von einem geeigneten Gegenſtande zu hören, wenn auch ſchon tauſendmal die Rede davon geweſen wäre. Es iſt zwar ſchon mehrmals von den Begebenheiten des Calandrino erzählt worden; weil ſie aber alle, wie Philoſtrato erſt vor Kurzem bemerkte, höchſt ergötzlich ſind, ſo wage ich es, euch noch ein Stückchen von ihm zu erzählen, welches ich ſehr leicht anders einkleiden, und unter veränderten Namen vortragen könnte, wenn ich mich von der Wahrheit des Vorgangs entfernen wollte. Weil aber die Ent-

fernung von der Wahrheit den Zuhörern Vieles von ihrem Vergnügen entzieht, so will ich euch, von den oben erwähnten Gründen geleitet, Alles in seiner wahren Gestalt erzählen.

Niccolo Cornacchini war einer unserer Mitbürger und ein reicher Mann, der unter andern seiner Besitzungen eine sehr schöne in Camerata besaß, auf der er ein anständiges und hübsches Wohnhaus errichten, und es durch Bruno und Buffalmacco ausmalen ließ. Da es dabei sehr viel zu thun gab, so nahmen diese den Nello und Calandrino mit zu Hülfe. Weil nun schon ein Paar Zimmer daselbst mit Betten und anderm Hausrath versehen waren, über welche eine alte Magd die Aufsicht hatte, so pflegte Filippo, der Sohn des Niccolo, ein junger unverheiratheter Mensch, zu seiner Unterhaltung bisweilen ein Mädchen mit dahin zu nehmen, sie ein oder zwei Tage dort bei sich zu behalten, und dann wieder fortzuschicken. So brachte er auch einstmals ein gewisses Mädchen, Namens Niccolosa mit, welche ein lüderlicher Kerl, Mangione genannt, unterhielt, und sie für Lohn vermiethete. Sie war schön von Gestalt, wohlgekleidet, und für eine Person von ihrem Gewerbe artig genug in ihren Manieren und Reden. Als sie nun eines Tages um Mittag in einem weißen Unterrock, die Haare um das Haupt gepflochten, an einen Brunnen im Hofe ging, um sich zu waschen, traf es sich, daß gerade auch Calandrino nach Wasser herbeikam, und sie freundlich grüßte. Sie antwortete ihm, und fing an, ihn aufmerksam zu betrachten, nicht sowohl aus Wohlgefallen an seiner Person, sondern vielmehr, weil er ihr ein possierlicher Mensch zu seyn schien. Calandrino schaute sie wieder an, und da sie ihm nicht häßlich

vorkam, ſo zögerte er ſo lange als möglich, und ließ ſeine Kameraden auf das Waſſer warten; doch wagte er es nicht, das Mädchen anzureden, weil er ſie nicht kannte. Da ſie ſeine Blicke wohl bemerkte, ſo erwiederte ſie dieſelben mehrmals, und ſtieß dabei ein paarmal einen Seufzer aus, um ihn zu reizen. Auf dieſe Art verliebte ſich denn unſer Calandrino ſogleich in ſie, und wich nicht eher aus dem Hofe, als bis ſie von Filippo zurückgerufen wurde. Als er nun zu ſeiner Arbeit zurückkehrte, that er nichts, als pruſten und ſeufzen. Dieß bemerkte Bruno, der ihn beſtändig ſah, und ſich gern eine Kurzweil mit ihm machte. Daher fragte er ihn: „Was zum Henker haſt du denn, Bruder Calandrino? Du thuſt ja nichts, als ſeufzen!“

„Bruder,“ erwiederte Calandrino, „wenn ich Jemand hätte, der mir hülfe, ſo wäre ich wohl daran.“

„Wie ſo?“ fragte Bruno.

„Laß dir nichts merken,“ antwortete Calandrino. „Da unten iſt ein Mädchen, ſo reizend wie eine Fee, die ſich dermaßen in mich verliebt hat, daß es dir ein Wunder ſcheinen würde. Ich bin es erſt eben jetzt gewahr worden, als ich Waſſer holte.“

„O weh!“ ſagte Bruno, „nimm dich nur in Acht, daß es nicht etwa des Filippo Frau iſt.“

„Das glaube ich faſt,“ verſetzte Calandrino; „denn er rief ſie, und ſie ging zu ihm in die Kammer. Doch was frage ich darnach? Ich würde mich in dergleichen Dingen an den Papſt ſelbſt nicht kehren, geſchweige denn an Filippo. Ich muß dir geſtehen, Bruder, ſie gefällt mir über alle Beſchreibung.“

„Bruder,“ entgegnete Bruno, ich will für dich auskundſchaften, wer ſie iſt, und wenn es des Filippo

Frau iſt, ſo will ich dir mit zwei Worten zu deinem Zweck verhelfen, denn mit dieſer bin ich ſehr gut bekannt. Wie fangen wir es aber an, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Er folgt mir immer, wie mein Schatten, wenn ich mit ihr ſpreche."

„Aus Buffalmacco mach' ich mir nichts," ſagte Calandrino; „aber vor dem Nello müſſen wir uns hüten, denn er iſt mit meiner Teſſa verwandt, und könnte uns ein böſes Spiel machen."

„Du haſt Recht," verſetzte Bruno.

Nun wußte Bruno ſehr wohl, wer das Mädchen war; denn er hatte ſie kommen ſehen, und überdieß hatte es ihm Filippo auch geſagt. Sobald daher Calandrino die Arbeit ein wenig verlaſſen hatte, und hinausgegangen war, um nach dem Mädchen zu ſpekuliren, theilte er dem Nello und Buffalmacco Alles mit, und ſie verabredeten nun heimlich mit einander, wie ſie ihm ſeine Liebſchaft anſtreichen wollten. Kaum war Calandrino wiedergekommen, ſo fragte ihn Bruno leiſe: „Nun, haſt du ſie geſehen?"

„Ach freilich," verſetzte Calandrino; „und ſie bringt mich ins Grab."

„So will ich gehen," ſagte Bruno, „und ſehen, ob ſie die iſt, wofür ich ſie halte, und wenn dem ſo iſt, dann laß mich nur weiter machen!"

Bruno ſtieg nun die Treppe hinunter, fand den Filippo und ſie beiſammen, und erzählten ihnen umſtändlich, wer Calandrino wäre, und was er ihm entdeckt hätte, worauf er Abrede mit ihnen nahm, was ſie ſagen und wie ſie ſich verhalten ſollten, um ſich mit dieſer Liebſchaft des Calandrino einen Spaß zu machen. Dann kehrte er zu Calandrino zurück, und ſagte:

„Allerdings iſts dieſelbe, und wir müſſen klug zu Werke gehen; denn wenn Filippo etwas merkte, ſo würde uns der Arno mit ſeinem ganzen Waſſer nicht wieder weiß zu waſchen vermögen. Was ſoll ich ihr aber in deinem Namen ausrichten, wenn ſich's trifft, daß ich wieder mit ihr zuſammenkomme?"

„Meiner Treu," verſetzte Calandrino, „du mußt ihr vor allen Dingen ſagen, daß ich ihr tauſend Maß von demjenigen gönne, was den Weibern am beſten ſchmeckt, und daß ich ihr Serviteur bin, und dann, ob ſie nicht irgend etwas begehrt; verſtehſt du mich?"

„Allerdings," ſagte Bruno; „laß mich nur machen."

Als es Feierabend war, und ſie von der Arbeit gingen, gingen ſie in den Hof hinab, wo eben Filippo und die Niccoloſa ſtanden, und hielten ſich dort, dem Calandrino zu Gefallen ein wenig auf. Calandrino ſelbſt aber gaffte die ſchöne Niccoloſa an, und begann das tollſte Zeug von der Welt zu treiben, ſo daß ein Blinder ſeine Abſicht hätte merken müſſen. Niccoloſa ihrerſeits ſuchte ſeine Flamme auf alle mögliche Weiſe noch mehr anzufachen, und da ſie Bruno von Allem in Kenntniß geſetzt hatte, ſo machte ihr Calandrino's Betragen den größten Spaß von der Welt. Filippo that dabei, als ob er nichts von Allem merkte, indem er ſich mit den beiden Andern unterhielt. Endlich gingen ſie fort, ſo ungern Calandrino ſich auch entfernte. Auf dem Wege nach der Stadt ſagte Bruno zu Calandrino: „Ich kann dich verſichern, du machſt noch, daß ſie ſich verzehrt wie Eis an der Sonne; aber bei Gott, wenn du deine Zither mitbringſt und dazu ein verliebtes Lied ſingſt, ſo wirſt du erleben, daß ſie ſich aus dem Fenſter herabſtürzt, um nur zu dir zu kommen."

„Meinst du, Bruder?“ sagte Calandrino. „Soll ich sie mitbringen?“

„Allerdings,“ erwiederte Bruno.

„Siehst du,“ sagte Calandrino; du wolltest mir's heute nicht glauben, als ich dir davon erzählte. Wahrhaftig, Bruder, ich verstehe besser, als ein Anderer, zu meinem Zweck zu gelangen. Wer hätte wohl so schnell, als ich, ein junges Weibchen wie dieses verliebt machen können? Da hätten die Stutzerchen erst lange zappeln müssen, die den ganzen Tag hin und her patrouilliren, und doch in tausend Jahren keine Handvoll Nußkerne erschnappen! Nun sollst du mich erst einmal mit meiner Zither sehen, da wirst du deine Freude daran haben! Glaube mir sicherlich, ich bin nicht so alt, als ich dir scheine; und das hat sie wohl bemerkt, und wo nicht, so soll sie es gewahr werden, wenn ich sie unter die Hände kriege. Beim Himmel, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie hinter mir her laufen soll, wie das Kind nach dem Butterbrod!“

„Das denk' ich selbst,“ versetzte Bruno. „Du wirst sie recht besaurüsseln. Mich däucht schon, ich sehe dich dein halbes Dutzend Zähne wie Fallgatter nach ihrem rosenrothen Mund und nach ihren zarten Wangen fletschen, und sie nach Herzenslust herum zausen.“ Als Calandrino diese Worte hörte, glaubte er schon bei der Sache zu seyn, und schritt singend und hüpfend so froh einher, als wenn er aus der Haut fahren wollte.

Am folgenden Tage brachte er seine Zither mit, und sang zu dieser zu großer Belustigung der Gesellschaft verschiedene Lieder. Kurz, durch den häufigen Anblick der Schönen wurde er so in sie vernarrt, daß er keinen Strich mehr arbeitete, sondern tausendmal des Tages

bald an das Fenſter, bald an die Thüre, und bald in den Hof hinunter lief, um ſie zu ſehen; wozu ſie ihm auf das Anſtiften Brunos immer die beſte Gelegenheit zu geben wußte. War ſie nicht zugegen, was meiſtens der Fall war, ſo beſorgte Bruno ſeine Botſchaften an ſie, und brachte ihm zuweilen Briefe von ihr, in welchen ſie ihm große Hoffnung machte, ihm ſeine Wünſche zu gewähren, indem ſie vorgab, daß ſie ſich jetzt in dem Hauſe ihrer Eltern aufhalte, wo er ſie leider nicht ſprechen könnte.

So ergötzten ſich Bruno und Buffalmacco, welche ſtets die Hand im Spiele hatten, im höchſten Grade an den Narrheiten des Calandrino, und ließen ſich von ihm bald einen elfenbeinernen Kamm, bald eine Börſe, bald ein Meſſerchen und andere ähnliche Kleinigkeiten geben, als ob ſie ſeine Geliebte bekommen ſollte. Dagegen brachten ſie ihm dann und wann einen unächten Ring ohne Werth, worüber er eine kindiſche Freude hatte. Ueberdieß aber gab er ihnen manches ſchöne Frühſtück, und erzeigte ihnen ſo manche andere Gefälligkeiten, damit ſie ſich ſeiner Angelegenheit deſto eifriger annehmen möchten.

Nachdem ſie ihn auf dieſe Weiſe wohl ein Paar Monate hingehalten hatten, ohne weiter etwas vorzunehmen, begann Calandrino ſeinen Freund Bruno ſehr zu drängen, weil er ſah, daß die Arbeit bald zu Ende ging, und daß alle ſeine Hoffnungen zu Waſſer würden, wenn er ſeine Liebe nicht vor Beendigung derſelben gekrönt ſähe. Als demnach das Mädchen einmal wieder kam, und Bruno mit Filippo Alles verabredet hatte, was nöthig war, ſagte er zu Calandrino: „Sieh, Brüderchen, dieſes Frauenzimmer hat mir wohl

schon tausendmal versprochen, deinem Verlangen Gehör zu geben, doch hinterdrein thut sie nichts, und es scheint mir daher fast, als ob sie dich bei der Nase herumführte. Doch wenn sie nicht hält, was sie verspricht, so wollen wir sie schon dazu zwingen, es zu halten, sie mag Lust haben, oder nicht, sofern du anders es zufrieden bist."

„Ei freilich bin ich das," versetzte Calandrino. „Mach' nur, daß das bald geschieht!"

Nun fragte Bruno: „Hättest du wohl den Muth, sie mit einem Zauberzettel zu berühren, den ich dir geben will?"

„Warum das nicht?" sagte Calandrino.

„Gut!" versetzte Bruno. „So verschaffe mir nur ein Stückchen Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körner Weihrauch und eine geweihte Wachskerze, und für das Uebrige laß mich sorgen."

Calandrino brachte mit seinen Kameraden den ganzen Abend zu, um eine Fledermaus zu haschen, und als er endlich glücklich eine gefangen hatte, brachte er sie nebst den andern Sachen dem Bruno. Dieser ging in eine Kammer, kritzelte ein paar hieroglyphische Schnörkel und Zeichen auf das Pergament, gab es ihm dann, und sprach: „Wisse, Calandrino, wenn du sie mit diesem Zettel nur berührst, so wird sie dir augenblicklich nachkommen, und dich mit ihr machen lassen, was du willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so suche dich ihr auf irgend eine Weise zu nähern, berühre sie, und geh dann in die Strohscheune, die der gelegenste Ort für euch ist, weil Niemand dahin kommt. Du wirst sehen, daß sie dir nachläuft, und wenn du sie dort hast, so weißt du wohl, was du zu thun hast."

Calandrino war nun der glücklichste Mensch von

der Welt; er nahm das Pergament, und sagte: „Bruder, laß mich nur machen!“

Nello, vor welchem Calandrino so sehr auf seiner Huth war, hatte seine Lust so gut wie die Andern an dem Spiele, und lieh ihnen die Hand dazu, ihn hinters Licht zu führen. Er ging deßhalb, wie Bruno ihm aufgetragen hatte, sogleich nach Florenz zu Calandrino's Frau, und sagte zu ihr: Tessa, du weißt wohl noch, wie dich Calandrino damals so unschuldigerweise prügelte, als er mit den Steinen aus dem Mugnone kam. Jetzt könntest du dich dafür an ihm rächen, und wenn du das nicht thust, so halte mich nicht mehr für deinen Verwandten, noch für deinen Freund. Er hat sich dermaßen in ein Weibsbild dort draußen vernarrt, und sie ist gleichfalls ein so lüderliches Mensch, daß sie sich oft zusammen einschließen, und eben jetzt haben sie mit einander verabredet, wieder beisammen zu seyn. Du mußt deßwegen mit mir kommen, um sie auf der That zu überraschen, und ihn nach Gebühr zu züchtigen.“

Frau Tessa, welcher das Ding nicht spaßhaft vorkam, sprag wüthend auf, und rief: „Ha, du Spitzbube, machst du mir solche Streiche? Beim Kreuze Christi, das soll dir nicht gelingen, ohne daß ich dich dafür bezahle!“ Nach diesen Worten nahm sie ihren Mantel und ihre Magd mit sich, und ging mit schnellen Schritten mit Nello voraus. Als Bruno sie vom Weiten kommen sah, sagte er zu Filippo: „Sieh da, unser Freund!“ und nun begab sich Filippo dahin, wo Calandrino und die Andern arbeiteten, und sprach: „Ihr Meister, ich muß sogleich nach Florenz; müht euch indeß nach aller Kraft!“ Dann ging er, und versteckte sich irgendwo,

von wo er, ohne selbst gesehen zu werden, Alles mit ansehen konnte, was Calandrino vornahm.

Sobald Calandrino glaubte, daß Filippo schon ein gutes Stück entfernt wäre, ging er in den Hof hinunter, wo er die Riccolosa ganz allein fand. Er sprach einige Worte mit ihr, und da sie um Alles wußte, so kam sie ihm näher, und redete etwas freundlicher mit ihm, als sie sonst zu thun pflegte. Calandrino berührte sie also mit seinem Amulet, und ging, nachdem er dieß gethan, stillschweigend nach der Scheune. Riccolosa folgte ihm, und als sie darin war, schloß sie die Thüre zu, fiel dem Calandrino um den Hals, warf ihn auf das Stroh nieder, das dort auf der Erde lag, sprang ihm rittlings auf den Leib, stemmte ihm die Hände gegen die Schultern, so daß er ihr Gesicht nicht berühren konnte, und sagte, indem sie so that, als ob sie ihn mit sehnsüchtigen Blicken betrachtete: „O mein theurer Calandrino, mein Herz, mein Leben, mein Kleinod, mein einziger Trost, wie lange hab' ich schon nach deinem Besitz geschmachtet! Du hast mir mit deiner Liebenswürdigkeit die Seele aus dem Leibe gestohlen, du hast mir mit deiner Zither das Herz in Fesseln gelegt; ist es denn nur endlich möglich, daß ich dich hier habe?"

Calandrino, der sich kaum bewegen konnte, antwortete: „Ach, theuerstes Herz, laß mich dich küssen!"

„Hast du solche Eile," entgegnete Riccolosa. „Laß mich doch erst meine Blicke an dir weiden!"

Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen, und belustigten sich mit ihm an dieser possierlichen Scene. Als nun Calandrino schon im Begriff stand, die Ricolosa zu küssen, da kam plötzlich Nello mit Frau Tessa hinzu. „Ich will schwören," sagte

Nello, „daß ſie bereits beiſammen ſind!“ Vor Wuth darüber ſtieß Frau Teſſa mit beiden Händen ſo heftig gegen die Thüre, daß ſie aufſprang, trat hinein, und erblickte nun die Niccoloſa auf ihrem Calandrino. Als dieſe die Frau gewahrte, entſprang ſie, und flüchtete ſich zu Filippo. Monna Teſſa fuhr indeſſen dem Calandrino, der noch nicht aufgeſtanden war, mit allen zehn Nägeln ins Geſicht, richtete ihn ſchmählich zu, ergriff ihn bei den Haaren, und ſchrie! „Du ſchlechter Kerl, unterſtehſt du dich, mir ſo zu kommen? Alter Narr du, verwünſcht ſey die Liebe, die ich zu dir getragen habe! Meinſt du nicht, daß du vollauf vor deiner eignen Thür zu kehren haſt, daß du noch in anderer Leute Häuſern auf Liebſchaften ausgehſt? Du biſt mir ein ſauberer Liebhaber! Kennſt du dich nicht, du elender Geſell? Du Gimpel du! Wenn man dich zuſammendrückte, ſo gäbſt du nicht ſo viel Saft als eine welke Citronenſchaale. Bei Gott, jetzt war's nicht die Teſſa, die dich ritt. Der Henker hole ſie, wer ſie auch war! Aber es mag gewiß ein rechtes Lumpenmenſch geweſen ſeyn, daß ſie nach einem ſolchen Edelſtein, wie du biſt, Verlangen trägt.“

Als Calandrino ſeine Frau ſo kommen ſah, war er mehr todt, als lebendig, und hatte nicht den Muth, ſich im geringſten gegen ſie zu vertheidigen; ſondern mit zerrauftem und zerzauſtem Haar, wie er war, raffte er ſeine Kappe wieder auf, machte ſich auf ſeine Füße, und bat ſeine Frau demüthig, nicht ſo laut zu ſchreien, wenn ſie nicht wollte, daß man ſie in Stücke zerhauen ſollte, weil diejenige, die ſie bei ihm geſehen hätte, die Frau des Herrn vom Hauſe wäre.

„Sey ſie wer ſie wolle, ſo ſoll ſie der Henker holen!“ ſprach Frau Teſſa.

„Bruno und Buffalmacco, die ſich bis dahin an dem Auftritte mit der Riccoloſa und mit Filippo beluſtigt hatten, kamen endlich dazu, als wenn der Lärm ſie herbeigeführt hätte; ſie beſchwichtigten Frau Teſſa mit vieler Mühe, und riethen dem Calandrino, nach Florenz zu gehen, und nicht wieder zu kommen, damit Filippo ihm nicht übel mitſpielte, wenn er etwas von der Sache erführe. Calandrino ſchlich demnach melancholiſch und übel zugerichtet, zerkratzt und zerzauſt, nach Florenz zurück, und getraute ſich nicht wieder hinaus zu kommen. Die Vorwürfe, mit denen ihn ſeine Frau Tag und Nacht quälte und peinigte, erſtickten auch bald ſeine Liebe, womit er ſeinen Kameraden, der Riccoloſa, und dem Filippo, manche Kurzweile verſchafft hatte.

VI. Novelle.

Zwei Jünglinge kehren bei einem Bekannten ein. Der eine legt sich in der Nacht zu der Tochter des Wirthes, und die Frau steigt unversehens zu dem andern ins Bett. Darauf legt sich derjenige, der bei der Tochter geschlafen hat, zu dem Vater und erzählt ihm Alles, indem er mit seinem Kameraden zu sprechen glaubt. Sie gerathen darüber in Streit, die Frau merkt Unrath, schleicht zu der Tochter ins Bett, und macht durch ein kluges Wort Alles wieder gut.

Calandrino, der die Gesellschaft schon mehrmals lachen gemacht hatte, that dieß auch jetzt wieder. Als die Mädchen aufhörten, von seinem Abenteuer zu schwatzen, gebot die Königin dem Pamphilo zu erzählen.

Preiswürdige Jungfrauen, sprach Pamphilo, der Name der Niccolosa, in welche sich Calandrino verliebte, erinnert mich an eine Geschichte von einer andern Niccolosa, die ich euch vortragen will, weil ihr durch dieselbe erfahren werdet, wie die Geistesgegenwart einer guten Frau ein großes Aergerniß hinweg zu räumen im Stande war.

In der Ebene von Mugnone lebte vor noch nicht langer Zeit ein ehrlicher Mann, der den Reisenden für ihr Geld zu essen und zu trinken gab, und der auch wohl im Fall der Noth, so gut seine kleine Hütte und

seine ärmlichen Umstände es erlaubten, zwar eben nicht Jedermann, aber doch seine Bekannten, beherbergte. Dieser hatte nun eine recht hübsche Frau zum Weibe, von der er zwei Kinder besaß. Das älteste war ein nettes, gewandtes Mädchen von 15 bis 16 Jahren, und das jüngste, welches noch kein Jahr alt war, lag noch an der Brust seiner Mutter. Auf das Mädchen hatte ein seiner, gefälliger Jüngling von gutem Stande aus unserer Stadt, der sich oft in ihrer Gegend aufhielt, sein Auge geworfen, und sich heftig in sie verliebt. Das Mädchen, welches sich's zur Ehre rechnete, die Aufmerksamkeit eines solchen jungen Mannes auf sich gezogen zu haben, und sich deswegen bemühte, ihn durch Zuvorkommenheit aufzumuntern, verliebte sich darüber selbst in ihn, und mehr als einmal hätten sie beide gern ihre geheimen Wünsche befriedigt, wenn nicht der Jüngling, der sich Pinuccio nannte, besorgt hätte, den guten Ruf des Mädchens und seinen eigenen zu gefährden. Da sich inzwischen seine Gluth von Tage zu Tage steigerte, so sehnte sich Pinuccio doch endlich nach ihrem Besitze, und es fiel ihm ein, sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um bei ihrem Vater eine Nacht zu herbergen, in der Meinung, daß er dann wohl Mittel finden würde, mit ihr zusammen zu kommen, weil er das Haus sehr gut kannte. Er zögerte auch nicht lange, seinen Plan auszuführen, und nahm einen vertrauten Freund, Namens Adriano, der um sein Liebesverständniß wußte, zum Begleiter mit. Sie mietheten an einem Abend ein Paar Postpferde, schnallten jedem ein Felleisen auf, das vielleicht nur mit Stroh gefüllt war, ritten aus Florenz, und kamen durch einen kleinen Umweg die Ebene von Mugnone herabgeritten, indem es schon Nacht ward, und wandten

sich hierauf, als wenn sie von Romagna kämen, nach dem Hause des ehrlichen Gastwirths, wo sie anklopften, wo ihnen, weil sie ihm beide sehr wohl bekannt waren, unverzüglich geöffnet ward.

„Sieh, sagte Pinuccio zu ihm, du mußt uns diese Nacht beherbergen. Wir glaubten noch nach Florenz zu kommen; allein wir haben, trotz aller unserer Anstrengung, um diese Zeit nicht weiter, als bis hieher kommen können."

„Du weißt wohl, Pinuccio, antwortete der Wirth, wie schlecht ich eingerichtet bin, um solche Herren, wie ihr seid, bei mir aufnehmen zu können; da euch aber die Nacht übereilt hat, und es nicht mehr Zeit ist, weiter zu gehen, so will ich euch für die Nacht gerne beherbergen, so gut ich vermag."

Die jungen Männer stiegen demnach ab, traten in das kleine Haus, brachten erst ihre Pferde unter, und setzten sich dann mit dem Wirthe nieder, um ihr Abendessen mit demjenigen zu halten, was sie in ihren Schnappsäcken mitgebracht hatten. Nun hatte aber der Wirth nur ein einziges kleines Kämmerchen, in welchem, so gut es sich thun ließ, drei Betten aufgestellt wurden, die jedoch so nahe bei einander standen, daß man kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Den beiden Gästen räumte der Wirth das beste von den dreien ein, und bat sie, sich niederzulegen. Als sie nach einer kleinen Weile sich stellten, als ob sie schliefen, aber beide noch wach waren, ließ der Wirth seine Tochter eins von den beiden übrigen Betten einnehmen, und in das andere legte er sich selbst mit seiner Frau, welche darauf die Wiege mit dem kleinen Kinde an die Seite ihres Bettes stellte. Nachdem dieß Alles in Ordnung gebracht war, und

Pinuccio, welcher Alles gesehen und bemerkt hatte, nach einiger Zeit glaubte, daß Jedermann im Zimmer schon schliefe, stand er leise auf, ging nach dem Bette des Mädchens, legte sich zu ihr, ward von ihr mit Vergnügen, wiewohl nicht ohne eine Mischung von Furcht, empfangen, und überließ sich mit ihr den Freuden, wornach sie sich beide längst gesehnt hatten.

Während Pinuccio bei dem Mädchen war, traf es sich, daß die Katze etwas umstieß, und einen Lärm verursachte, wovon die Frau erwachte, und weil sie fürchtete, es möchte Schaden geschehen seyn, so stand sie im Finstern auf, und ging nach dem Orte, wo sie das Geräusch gehört hatte. Adriano, der sich um dieses nicht bekümmerte, stand indessen zufälligerweise wegen irgend eines Naturbedürfnisses gleichfalls auf, und als er hinausgehen wollte, stand ihm die Wiege im Wege, die er deswegen von der Stelle rückte, und sie vor sein eigenes Bett schob. Nachdem er seinem Bedürfniß abgeholfen hatte, verfügte er sich wieder in sein Bett, und bekümmerte sich nicht weiter um die Wiege.

Nachdem die Wirthin herumgesucht und gefunden hatte, daß nichts von Bedeutung umgefallen war, hielt sie es nicht für nöthig, Licht anzuzünden, sondern schalt die Katze, ging wieder in ihr Zimmer, und tappte im Finstern richtig bis an das Bett ihres Mannes. Als sie aber die Wiege nicht vor demselben fand, dachte sie bei sich: „O weh mir! da hätte ich wahrlich bald einen schönen Streich gemacht, und wäre gerade zu einem der Gästen ins Bett gestiegen.“ Sie ging also etwas weiter, bis sie die Wiege fand, legte sich in das Bett, vor welchem diese stand, und folglich zu Adriano, indem sie glaubte, sich bei ihrem Manne niederzulegen. Adriano, der

noch nicht wieder eingeschlafen war, empfing sie mit Vergnügen, legte sich ihr; stillschweigend an Bord, und enterte wie ein tapferer Freibeuter, zum großen Behagen des Weibchens. Während sie so beschäftigt waren, fürchtete Pinuccio, daß ihn der Schlaf bei seiner Schönen überraschen möchte, und da er sich nach Herzenslust mit ihr vergnügt hatte, so stand er auf, um wieder nach seinem eigenen Bette zu gehen. Als er aber die Wiege vor demselben stehen fand, glaubte er an das Bett des Wirths gerathen zu sein, ging also weiter, und legte sich wirklich zu dem Wirthe, welcher davon erwachte. Pinuccio, welcher meinte, neben seinem Kameraden zu liegen, sagte: „Ich kann dich versichern, daß die Riccolosa ein seltener Leckerbissen ist. Beim Himmel, ich habe mir weidlich mit ihr zu Gute gethan, und in der kurzen Zeit ein halb Dutzend Gänge mit ihr gemacht."

Der Wirth, dem die Worte, die er hörte, wenig behagten, dachte erst bei sich selbst: Was zum Teufel, will der Mensch hier? Darauf sprach er, mehr zornig, als mit Ueberlegung: „Pinuccio, du hast einen bösen Bubenstreich begangen, und ich wüßte nicht, wie ich das um dich verdient hätte. Aber beim Himmel, ich will dich dafur bezahlen!"

Pinuccio, der nicht der besonnenste Jüngling von der Welt war, dachte nicht daran, als er seinen Irrthum gewahrte, ihn sobald als möglich wieder gut zu machen, sondern er antwortete: „Womit willst du mich bezahlen? Was kannst du mir thun?"

Die Wirthin, die noch immer wähnte, bei ihrem Manne zu liegen, sagte zu Adriano: „Ach höre doch unsere Gäste; sie scheinen mit einander zu zanken."

„Laß sie zanken! sprach Adriano lachend. Hol' sie der Henker! sie haben gewiß gestern Abend zu viel getrunken."

Jetzt besann sich die Wirthin, daß sie ihren Mann hatte schimpfen hören, und da sie die Stimme des Adriano erkannte, so merkte sie nunmehr, wo und bei wem sie gewesen war. Sie stand deswegen klüglich und ohne ein Wort zu sagen auf, nahm eiligst im Dunkeln die Wiege, rückte sie neben das Bett ihrer Tochter, und legte sich bei ihr nieder. Hierauf rief sie, als wenn sie eben aus dem Schlaf erwachte, ihrem Mann, und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio zu streiten hätte.

„Hörst du nicht, was er sagt? sprach dieser, daß er diese Nacht mit der Riccolosa zu thun gehabt hat."

„Das lügt er in seinem Hals hinein, sprach die Wirthin, daß er bei der Riccolosa geschlafen hätte. Ich selbst habe bei ihr gelegen, und habe die ganze Zeit über keinen Schlaf in den Augen gehabt, und du bist nicht gescheidt, wenn du ihm glaubst. Ihr saust des Abends so viel, daß ihr die ganze Nacht träumt, und im Schlaf umher wandelt, ohne zu wissen wohin, und meint dann Wunderdinge gethan zu haben. Es ist Schade, daß ihr nicht Hals und Bein brecht. Was hat Pinuccio dort zu thun? Warum bleibt er nicht in seinem eigenen Bette?"

Als Adriano merkte, wie schlau die Wirthin ihre eigene und ihrer Tochter Schande bedeckte, rief er ebenfalls: „Pinuccio, ich habe dir wohl hundert mal gesagt, du solltest dir das Nachtwandeln und das Schwatzen im Traume abgewöhnen; du wirst dich wahrhaftig noch einmal damit ins Unglück bringen. Komm zurück in's Henkers Namen."

Als der Wirth vernahm, was seine Frau und Adriano sagte, glaubte er in allem Ernst, daß Pinuccio träumte; er packte ihn also beim Arme, rüttelte ihn und rief ihm zu: „Pinuccio, steh auf, und geh wieder in dein Bett!“

Pinuccio machte sich die ihm gegebenen Winke zu Nutze, und begann, wie ein Träumender, noch allerlei Unsinn zu schwatzen, worüber der Wirth herzlich lachte. Endlich stellte er sich, als wenn er von dem Rütteln erwachte, und rief seinem Kameraden zu: „Was? Ist's denn schon Tag, daß du mich rufst, Adriano?“

„Ja, ja; komm nur her!“ sprach Adriano.

Pinuccio stellte sich noch immer schläfrig, stand endlich auf, und ging wieder zu Adriano ins Bett. Beim Aufstehen am Morgen lachte ihn der Wirth aus, und neckte ihn mit seinen Träumen. Unter mancherlei Scherzreden zäumten die Jünglinge ihre Pferde wieder auf, schnürten ihre Bündel, tranken einen Schluck mit dem Wirth, stiegen zu Pferde, und ritten nach Florenz, nicht minder vergnügt über die Art und Weise, wie ihr Abenteuer abgelaufen war, als über den Genuß, den es ihnen verschafft hatte. Später aber wußte Pinuccio andere Wege zu finden, um wieder mit seiner Niccolosa zusammen zu treffen, welche ihrer Mutter betheuerte, daß er wohl Alles nur geträumt haben müsse, und die Mutter, welche die Umarmungen des Adriano noch nicht vergessen hatte, dachte bei sich, sie allein sei die Wachende gewesen.

VII. Novelle.

Talano di Molese träumt, daß ein Wolf seine Frau an der Kehle und im Gesichte zerfleischt, und räth ihr, sich in Acht zu nehmen; sie folgt ihm aber nicht, und muß dafür büßen.

Nachdem Pamphilo seine Erzählung beendigt, und Jedermann die Klugheit der Wirthin gelobt hatte, gebot die Königin der Pampinea, Ihre Geschichte zu erzählen. Diese begann:

Anmuthige Damen, man hat uns zwar schon einmal gezeigt, daß die Träume, auf welche Manche gar nichts geben, oft aufs Haar eintreffen. Doch ungeachtet dessen, was schon darüber gesagt ist, kann ich nicht unterlassen, euch in aller Kürze zu erzählen, wie es erst neulich einer meiner Nachbarinnen gegangen ist, weil sie einem Traume ihres Mannes keinen Glauben schenken wollte.

Ich weiß nicht, ob ein gewisser Talano di Molese, ein sehr achtbarer Mann bei uns, euch bekannt gewesen ist. Dieser hatte ein junges Mädchen, Namens Margarita, geheirathet, welche sich zwar durch ihre Schönheit auszeichnete, aber zugleich so eigensinnig, launig und widerspenstig war, daß sie keinem etwas zu Gefallen that, und daß auch Niemand ihr etwas recht machen konnte. Einmal, als Talano mit ihr des Nachts auf einem seiner Landhäuser schlief, träumte ihm, daß er seine Frau in einem schönen Lustwäldchen, nicht weit von seinem Hause, spazieren gehen sah, und indem sie sorglos einherwandelte, schien es ihm, als käme von

der einen Seite des Waldes ein groſser fürchterlicher Wolf daher, welcher ſich ihr an den Hals ſtürzte, ſie niederwarf, und ſie, troſs ihrem Hülfgeſchrei fortzuſchleppen ſuchte, und obwohl ſie noch lebendig ſeinem Rachen entrann, ſo ſchien er ihr doch den Hals und das Geſicht jämmerlich zerfleiſcht zu haben.

Als er des Morgens aufſtand, ſagte er zu ſeiner Frau: „Ob du gleich immer ſo widerſpenſtig biſt, daſs ich noch nie einen ruhigen Tag mit dir verlebte, ſo ſollte es mir doch leid thun, wenn dir ein Unglück widerführe. Darum folge meinem Rath, und geh heute nicht aus dem Hauſe.“

Und als ſie ihn nach dem Grunde fragte, erzählte er ihr ſeinen ganzen Traum. Die Dame ſchüttelte den Kopf, und erwiederte: „Wer dir übel will, der hat üble Träume von dir. Du thuſt ſehr beſorgt um mich, aber du träumſt von mir, was du gerne erfüllt ſehen möchteſt. Ich werde mich aber ſowohl heute, als zu jeder Zeit in Acht nehmen, dir weder auf dieſe, noch auf eine andere Art, mit einem Unglück eine Schadenfreude zu machen.“

„Ich wuſste es wohl,“ ſprach Talano, „daſs du ſo ſprechen würdeſt; denn wer den Grindigen lämmt, ſchlechten Dank dafür bekömmt. Aber glaube was du willſt, ich ſage es aus guter Abſicht, und deſswegen rathe ich dir noch einmal, gehe heute nicht aus dem Hauſe, oder hüte dich wenigſtens, daſs du nicht in unſer Wäldchen gehſt.“

„Gut, ich will es thun,“ verſetzte ſie; dann aber dachte ſie bei ſich ſelbſt: „Seht doch, wie liſtig er es anzufangen glaubt, um mich abzuſchrecken, daſs ich nicht in das Hölzchen gehen ſoll! Gewiſs hat er ein Weibsbild dorthin beſchieden, und will nun nicht, daſs ich ihn

dabei betreffe. So was sollte er den Blinden weiß machen, und ich wäre wohl eine Närrin, wenn ich seine Absicht nicht merkte, und ihm glauben wollte. Nein, daraus wird nichts, und wenn ich auch den ganzen Tag in dem Hölzchen lauern sollte, so will ich wissen, was für Schleichhändel er heute vorhat."

Indem sie dieses beschloß, ging der Mann zur einen Thür hinaus, und sie zu der andern, und sie schlich, so heimlich sie konnte, sogleich nach dem Hölzchen, verbarg sich daselbst in dem dichtesten Gebüsch, und blickte voll ungeduldiger Neugier bald hierhin, bald dorhin, ob nicht Jemand käme. Indem sie so auf der Lauer lag und an keinen Wolf dachte, kam aus einem nahen Dickicht plötzlich ein großer schrecklicher Wolf hervor. Kaum hatte sie Zeit, indem sie ihn erblickte, „Herr, sieh mir bei!" auszurufen, so packte sie der Wolf bei der Gurgel, und fing an, mit ihr davon zu traben, als wenn er ein Lämmchen im Rachen trüge. Er hielt sie so fest bei der Kehle, daß sie sich weder rühren, noch um Hülfe schreien konnte, und er würde sie unfehlbar bald völlig erwürgt haben, wäre er nicht zum Glück auf einige Hirten getroffen, die ihn mit ihrem Geschrei dermaßen erschreckten, daß er seine Beute fallen ließ.

Die Hirten kannten sie, und brachten sie nach ihrem Hause; wo sie erst nach langer Zeit mit vieler Mühe wieder geheilt ward; doch war ihr Busen und ein Theil ihres Gesichts so übel zugerichtet, daß ihre Schönheit in die größte Häßlichkeit verwandelt ward. Sie scheute sich daher, vor den Leuten zu erscheinen, und beweinte oft und bitterlich ihre Widerspenstigkeit, und daß sie in dem, was ihr nichts kostete, dem Traum ihres Mannes nicht hatte Glauben schenken wollen.

VIII. Novelle.

Biondello betrügt den Ciacco um ein Mittagessen, wofür sich dieser listig an ihm rächt, indem er ihm eine tüchtige Tracht Prügel verschafft.

Die fröhliche Gesellschaft behauptete allgemein, was dem Talano im Schlafe erschienen, sey nicht sowohl ein Traum, als vielmehr eine Vision gewesen, weil Alles so vollständig eingetroffen wäre. Als Pampinea schwieg, befahl die Königin Lauretten, fortzufahren. Diese begann: „Da meine heutigen Vorgänger fast alle von vorher erzählten Geschichten die Veranlassung zu ihren eigenen Erzählungen genommen haben, so erinnert auch mich die schwere Rache des Studenten, welche Pampinea uns gestern beschrieb, euch von einer Wiedervergeltung zu erzählen, welche denjenigen, den sie traf, zwar ziemlich hart, jedoch nicht so grausam, wie jene, züchtigte.

In Florenz lebte nämlich einmal ein Mann, der wegen seiner Freßbegierde, in welcher er es Jedermann zuvorthat, und die er bloß auf Kosten anderer Leute befriedigen konnte, allgemein Ciacco (das Schwein) genannt ward. Sonst betrug er sich ganz anständig, strömte von muntern und lustigen Einfällen über, war jedoch mehr zum Sticheln und Afterreden, als zum Schmeicheln aufgelegt, und besuchte fleißig die Reichen, die einen guten Tisch hielten, so daß er sich so oft als möglich, gebeten oder ungebeten, zum Mittag oder Abendmahl bei ihnen einstellte. Zu gleicher Zeit lebte in unserer

Stadt ein anderer Mann, Namens Biondello, klein und zierlich von Person, geschniegelt wie ein Balsambüchschen, mit einem blonden krausen Köpfchen, auf welchem unter dem zierlichen Barett auch kein einziges Haar in Unordnung lag, und welcher dasselbe Handwerk trieb, mit dem sich Ciacco befaßte. Dieser war eines Morgens an einem Fasttage auf den Fischmarkt gegangen, und wurde dort von dem Ciacco erblickt, indem er eben zwei große Lampreten für Herrn Vieri de Cerisi kaufte. Sogleich näherte sich ihm Ciacco, und fragte ihn: „Wohin willst du mit den Lampreten?"

Biondello erwiederte: „Gestern Abend wurden unserm Herrn Corso Donati drei noch viel schönere Lampreten, als diese sind, und ein Stör zugesandt, doch da ihm diese nicht genug waren, weil er heute einigen Edelleuten ein Festmahl gibt, so hat er mir geboten, ihm noch zwei dazu zu kaufen. Kommst du nicht auch dahin?"

„Du kannst glauben, daß ich nicht wegbleiben werde," sprach Ciacco. Als es ihm nun Zeit schien, ging er nach Herrn Corso's Hause, und fand ein Paar Freunde bei ihm, mit denen er gerade im Begriff stand, zu Tische zu gehen. Als ihn Herr Corso fragte, was er machte, antwortete er: „Herr, ich komme, um mit euch und euren Freunden zu essen."

„Du bist willkommen," sprach Herr Corso, „und da es Zeit ist, so wollen wir zu Tische gehen." Sie nahmen also Platz. Es wurden zuerst Linsen und eingemachter Thunfisch aufgetragen, dann hernach eine Schüssel gebratener Fische aus dem Arno, und weiter nichts. Ciacco sah jetzt, daß ihn Biondello angeführt hatte, und nicht wenig verdrießlich darüber

beſchloß er, ihn dafür zu bezahlen. Es verging auch keine lange Zeit, bis er dem Biondello einmal wieder begegnete, der unterdeſſen ſchon Viele mit der Erzählung ſeines Streichs zu lachen gemacht hatte. Biondello grüßte ihn, und fragte ihn ſpöttelnd, wie ihm die Lampreten des Herrn Corſo geſchmeckt hätten.

„Ehe acht Tage vergehen,“ verſetzte Ciacco, „ſollſt du das beſſer wiſſen, als ich.“ Er zögerte auch nicht, ſondern ging hin, und miethete einen durchtriebenen Kerl, dem er eine große leere Flaſche in die Hand gab, und ihn mit ſich nach den Weinbuden nahm, wo er ihm von ferne einen Cavalier, Namens Filippo Argenti zeigte, der ein großer nerviger, und zugleich ein ſehr jähzorniger, hitziger, wunderlicher Mann war. Zu dieſem ſprach er:

„Geh, mit dieſer Flaſche in der Hand, zu dem „Herrn dort, und ſage: Herr, mich ſchickt Biondello zu Euch, und läßt Euch bitten, ihm dieſe „Flaſche mit Eurem beſten Rothen zu füllen, weil „er ſich mit ſeinen Kameraden ein wenig gütlich „thun will. Hüte dich aber, daß er dich nicht „beim Schopfe packt, er möchte dir ſonſt übel mitſpielen, und du würdeſt mir meinen Spaß verderben.“

„Habe ich ſonſt noch etwas zu ſagen?“ fragte der Kerl.

„Nein,“ antwortete Ciacco. „Wenn du das zu ihm geſagt haſt, ſo komm nur wieder mit der Flaſche zu mir zurück, und ich werde dich dafür bezahlen.“

Der Kerl ging hin, und richtete ſeinen Auftrag aus. Herr Filippo, der eben nicht den größten Scharfblick hatte, glaubte, daß Biondello, den er wohl kannte,

ihn zum Besten haben wollte. Er ward im ganzen Gesichte roth, und rief: „Was will er mit seinem Flaschenfüllen, und mit seinen Kameraden? An den Galgen mit dir und mit ihm!“ Damit sprang er auf, und wollte den Kerl packen; allein er war auf seiner Huth, und ergriff die Flucht, kehrte zu Ciacco zurück, der Alles mit angesehen hatte, und sagte ihm, was Herr Filippo ihm geantwortet hätte. Ciacco war zufrieden, bezahlte den Kerl, und eilte, den Biondello aufzusuchen. Sobald er ihn gefunden hatte, fragte er ihn: „Bist du heute schon in den Weinbuden gewesen?“

„Nein,“ antwortete Biondello, „warum fragst du mich darnach?“

„Weil ich dir sagen kann,“ versetzte Ciacco, daß Herr Filippo dich überall suchen läßt. Ich weiß nicht, was er von dir will.“

„Schon recht,“ sprach Biondello: „Ich will gehen, und ihn fragen.“

Biondello ging, und Ciacco folgte ihm, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde. Filippo, der den Boten nicht hatte einholen können, war wüthend zurückgeblieben, und ärgerte sich innerlich, weil er aus den Worten des Kerls nichts entnehmen konnte, als daß Biondello auf irgend Jemandes Anstiften ihn müsse haben aufziehen wollen. Während ihm dieß wurmte, erschien Biondello. Sobald er diesen gewahrte, trat er ihm entgegen, und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige.

„Mein Himmel, Herr Filippo! was soll das bedeuten?“ rief Biondello.

Filippo aber ergriff ihn bei den Haaren, warf ihm das Barett vom Kopfe, zerriß ihm seinen Mantel, und schrie, indem er ihn durchbläute: „Du Schuft, du!

ich will dich lehren, zu mir zu schicken, Flaschen für dich und deine Kameraden zu füllen. Denkst du, ich sei ein Kind, um mich so zu foppen?" Darauf fuhr er fort, ihn ein Paar Fäuste fühlen zu lassen, die nicht anders, als wie von Stahl und Eisen schienen, und zerbläute ihm das ganze Gesicht, ließ ihm kein Haar im Kopfe, wälzte ihn im Schmutz umher, und zerriß ihm die Kleider; kurz, er bearbeitete ihn dermaßen, daß er vom Anfang bis zum Ende nicht zu Worten kommen, oder auch nur fragen konnte, warum er ihm so mitspielte. Er hörte ihn wohl vom Flaschenfüllen und Kameraden sprechen, doch er wußte nicht, was das Alles bedeuten sollte. Nachdem ihn Herr Filippo tüchtig durchgeprügelt hatte, und die vielen Umstehenden ihn endlich mit genauer Noth ganz zerschlagen und zerlumpt seinen Fäusten entzogen, sagten ihm diese, warum ihn Filippo so geschlagen hatte, und machten ihm Vorwürfe, daß er sich hätte einfallen lassen, eine solche Botschaft an einen Mann zu schicken, von dem er jetzt wohl sehe, daß er keinen Spaß verstünde.

Biondello rechtfertigte sich weinend, und betheuerte, daß er nie zu Herrn Filippo nach Wein geschickt hätte. Nachdem er seine Kleider ein wenig wieder in Ordnung gebracht hatte, ging er betrübt und mißmuthig nach Hause, und konnte sich leicht denken, daß Ciacco ihm diesen Streich gespielt hätte. Als ihm nach langer Zeit die braunen und blauen Flecke endlich vergangen waren, und er wieder aus dem Hause gehen konnte, begegnete ihm Ciacco, und fragte ihn hohnlachend: „Biondello, nun wie schmeckte dir neulich der Wein des Herrn Filippo?"

„Ich wollte,“ antwortete Biondello, „daß dir die Lampreten des Corso eben so geschmeckt hätten.“

„Künftig steht es bei dir,“ sagte Ciacco, „ob du mir noch einmal so gut zu essen geben willst, wie du gethan hast. Ich will dir auch wieder eben so gut einschenken lassen, wie neulich.“

Biondello, der jetzt wohl sah, daß es ihm schwer fallen würde, sich an Ciacco zu rächen, bat deßhalb Gott um Frieden vor ihm, und hütete sich von jetzt an, ihn wieder zum Besten zu haben.

IX. Novelle.

Zwei junge Leute fragen den Salomo um Rath, der Eine, wie er sich beliebt machen, der Andere, wie er seine widerspenstige Frau bessern könne. Salomo antwortet dem Ersteren: „Liebe!“ und dem Andern: „Geh zur Gänsebrücke!“

Mit Bewahrung von Dioneo's Vorrecht, blieb jetzt Niemand anders, als die Königin, zum Erzählen übrig.

Nachdem die Frauenzimmer noch viel über den armen geprügelten Biondello gelacht hatten, begann sie folgendermaßen: Liebenswürdige Damen, wenn wir die Ordnung der Dinge mit Vernunft betrachten, so sehen wir leicht ein, daß die Natur das Herkommen und die Gesetze die Menge der Frauen mit Recht den Männern unterworfen haben, und daß wir uns von ihnen nach

ihrem Gutbefinden lenken und führen lassen müssen; daß es folglich allen denjenigen, welche wünschen, heiter und friedlich mit den Männern, von welchen sie abhängen, zu leben, obliegt, außer der Ehrbarkeit, sich auch der Bescheidenheit, der Geduld und des Gehorsams gegen sie zu befleißigen. Dieß ist das Höchste in dem Betragen einer jeden verständigen Frau. Und wenn uns dieses auch die Gesetze nicht vorschrieben, oder wenn ihr lieber wollt, der Gebrauch und die hergebrachte Gewohnheit, deren Macht doch überaus groß und ehrwürdig ist, so zeigt es uns die Natur selbst deutlich genug, indem sie unsere Leiber zart und weichlich gebildet, unsern Geist furchtsam und schüchtern, unser Gemüth zur Sanftmuth und zum Mitleiden geneigt gemacht, und uns nur wenige körperliche Kräfte, eine sanfte Stimme und eine gefällige Bewegung unserer Glieder gegeben hat: lauter Beweise unseres Bedürfnisses, von Andern geleitet zu werden. Wer aber fremder Hülfe und Leitung bedarf, der hat nach jedem Recht auch die Pflicht, sich seinem Lenker gehorsam, unterwürfig und ehrerbietig zu zeigen. Und wer anders sind unsere Lenker und Helfer, als die Männer? Und so müssen wir denn die Männer im höchsten Grade ehren, und uns ihnen unterwerfen, und die Frau, welche sich der Erfüllung dieser Pflicht entzieht, halte ich nicht nur für strengen Tadels, sondern auch für schwerer Züchtigung würdig. Zu dieser Betrachtung, wiewohl ich sie auch wohl sonst schon angestellt habe, führte mich eben jetzt Pampineens Erzählung von der widerspenstigen Frau des Talano zurück, welcher Gott die Züchtigung schickte, die ihr Mann ihr nicht zu geben wußte. Weil nun, wie ich schon gesagt, meinem Urtheil nach alle diejenigen, die von dem

gefälligen, gutmüthigen und lenksamen Wesen, welches ihnen die Natur, die Gewohnheit und die Gesetze vorschreiben, abweichen, eine schwere und harte Züchtigung verdienen, so will ich euch erzählen, welchen Rath Salomo einst gab, als eine heilsame Arznei für diejenigen Weiber, welche an dieser Krankheit leiden. Diejenigen aber, die eines solchen Mittels nicht benöthigt sind, müssen nicht glauben, daß es zu ihnen gesagt sei, obgleich die Männer bisweilen ein Sprichwort anführen, welches heißt:

Der Sporn ist nöthig jedem Gaul,
Er mag sein willig oder faul,
Und auch dem besten Weibe thut
Der Prügel, wie dem bösen, gut.

Wer diese Worte launig erklären wollte, dem wird man gern einräumen, daß sie auf alle Weiber passen; ja, man kann ihnen auch allenfalls in moralischer Beziehung eine richtige Deutung geben. Denn alle Frauen sind von Natur schwach und leichtsinnig, und darum bedarf es des Stockes, um die Vergehungen derjenigen, die sich zu weit von den Gränzen ihrer Pflicht entfernen, zu bestrafen, und bei den Andern, die sich keine solche Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, ist der Stock nöthig, um sie zu warnen und zu schrecken, und ihre Tugend zu unterstützen. Doch lassen wir jetzt das Predigen, und kommen zu dem, was ich im Sinn habe, euch zu erzählen.

Als sich vormals das Gerücht von der wunderbaren Weisheit Salomo's, und von seiner großen Bereitwilligkeit, sie einem Jeden zu zeigen, der aus eigener Erfahrung Gewißheit darüber erlangen wollte, überall auf der Erde verbreitet hatte, eilten fast aus allen Welt-

theilen gar viele Menschen zu ihm, um sich in ihren dringendsten und wichtigsten Angelegenheiten bei ihm Raths zu erholen. Unter Andern nun, welche darum zu ihm wanderten, befand sich auch ein edler und reicher Jüngling, Namens Meliſſus, der aus der Stadt Laſazzo gebürtig war, und daſelbſt wohnte. Indem dieſer ſich Jeruſalem näherte, und eben Antiochia verlaſſen hatte, traf er mit einem andern jungen Manne, Namens Joſeph, zuſammen, der denſelben Weg machte, und mit welchem er im Reiten, wie es denn Sitte der Reiſenden iſt, ein Geſpräch anknüpfte. Nachdem er von dieſem bereits erfahren hatte, wer er wäre, und woher er käme, fragte er ihn auch, wohin er ginge, und in welcher Abſicht.

Joſeph antwortete ihm, er reiſe zum Salomo, um ihn zu fragen, was er mit ſeiner Frau anfangen ſollte, welche verkehrter und widerſpenſtiger, als jedes andere Weib ſei, ſo daß er ſie wieder durch Bitten und Gefälligkeiten, noch durch irgend ein anderes Mittel, von ihrem Eigenſinne abbringen könne. Dann fragte er den Meliſſus gleichfalls nach ſeiner Heimath, und was der Zweck ſeiner Reiſe ſei.

Meliſſus antwortete ihm: „Ich bin aus Laſazzo, und ſo wie du deinen Kummer haſt, ſo habe auch ich den meinigen. Ich bin ein reicher junger Mann, und verthue das Meinige, indem ich offene Tafel halte, und meinen Mitbürgern Ehre erweiſe; allein was ganz ſonderbar und kaum glaublich iſt, ich kann bei alledem nicht einen einzigen Menſchen finden, den ich Freund nennen könnte; und deßhalb reiſe ich dahin, wohin du auch willſt, um mir Raths zu erholen, wie ich es anfangen ſoll, um mich beliebt zu machen.“

Die beiden Reisegefährten setzten demnach ihren Weg zusammen fort, und wurden, als sie nach Jerusalem kamen, durch einen Großen bei dem Könige Salomo eingeführt. Melissus trug ihm mit wenigen Worten sein Anliegen vor, und Salomo antwortete ihm bloß: „Liebe!"

Damit ward Melissus sogleich entlassen, und Joseph sagte nun dem Könige, weßwegen er gekommen wäre. Salomo antwortete ihm nichts weiter als: „Geh zur Gänsebrücke!"

Hierauf mußte Joseph gleichfalls augenblicklich abreisen, und fand im Vorgemach den Melissus, welcher ihn erwartete, und ihm mittheilte, was er zur Antwort bekommen hatte. Die Beiden überlegten die Worte Salomo's hin und her, und da sie den Sinn derselben gar nicht erfassen und nicht einsehen konnten, wozu sie ihnen nützen sollten, machten sie sich, gleichsam als hätte man sie verhöhnt, zusammen auf den Heimweg. Nachdem sie einige Tagreisen zurückgelegt hatten, gelangten sie an einen Fluß, über dem sich eine sehr schöne Brücke erhob, und weil gerade eine große Karavane von Lastthieren darüber hinzog, so mußten sie so lange warten, bis diese vorüber war. Schon waren fast alle herüber, als von ungefähr ein Maulesel stätig ward, und auf keine Weise vorwärts wollte, daher der Maulthiertreiber einen Stock nahm, und ihn zuerst sehr mäßig schlug, um ihn anzutreiben. Aber der Maulesel sprang bald von dieser, bald von jener Seite des Weges ab, bald ging er zurück, und wollte auf keine Art vorwärts. Darüber ward der Treiber äußerst zornig, und schlug ihn aus allen Kräften bald auf den Kopf, bald auf den Rücken, bald auf das Kreuz; aber Alles vergebens.

Meliſus und Joſeph, welche dieß mit anſahen, riefen deßwegen dem Treiber zu: „Du Unmenſch, was machſt du? Willſt du das Thier todt ſchlagen? Warum ſuchſt du es nicht lieber in Güte zu lenken? Es wird ſich eher vorwärts führen, als vorwärts prügeln laſſen.“

Der Treiber antwortete: „Ihr kennt eure Pferde, und ich kenne meinen Mauleſel; darum laßt mich nur mit ihm machen.“ Darauf ſchlug er von neuem auf ihn los, und verſetzte ihm bald auf einer Seite, bald auf der andern, ſo viele Hiebe, daß der Mauleſel endlich vorwärts ging, und der Teiber den Sieg behielt. Als nun die beiden Reiſenden im Begriff ſtanden, weiter zu reiſen, fragte Joſeph einen Mann, der am Ende der Brücke ſaß, wie dieſer Ort hieße.

Der Mann antwortete ihm: „Herr, dieß nennt man die Gänſebrücke.“

Bei dieſem Namen gedachte Joſeph an die Worte Salomo's, nnd ſprach zum Meliſſus: „Wahrlich, mein Freund, es iſt doch möglich, daß mir Salomo einen guten und verſtändigen Rath gegeben hat; denn ich erkenne jetzt wohl, daß ich mein Weib nur nicht gehörig zu züchtigen verſtand; aber dieſer Eſeltreiber hat mir gezeigt, was ich zu thun habe.“

Als ſie nach einigen Tagen zu Antiochia anlangten, nöthigte Joſeph den Meliſſus, ſich etliche Tage bei ihm auszuruhen. Seiner Frau, von welcher ſie ziemlich artig empfangen wurden, gebot er zugleich, das Abendeſſen ſo zuzurichten, wie Meliſſus es bezeichnete. Als dieſer ſah, daß ſein Wirth es ſo haben wollte, ſo gab er mit wenigen Worten ſeinen Willen zu erkennen. Die Frau that aber nach ihrer Gewohnheit

nicht, was Meliſſus angeordnet hatte, ſondern faſt das Gegentheil davon.

Joſeph ward darüber zornig, und ſprach: „Hat man dir nicht geſagt, wie du das Eſſen einrichten ſollteſt?“

Die Frau ſah ihn trotzig an, und ſagte: „Nun, was hat denn das auf ſich? Warum iſſeſt du nicht, wenn du hungrig biſt? Wurde mir es anders befohlen, ſo hat es mir doch gefallen, es ſo zu machen. Iſt es dir ſo recht, ſo iſts gut; wo nicht, ſo laß es bleiben.“

Ueber dieſe Antwort der Frau wunderte ſich Meliſſus und tadelte ſie heftig. Joſeph aber ſagte: „Höre Weib, du biſt noch immer, wie du zu ſein pflegteſt; aber bei Gott, ich werde dich anders machen!“

„Dann zu Meliſſus gewandt, fuhr er fort: „Freund, wir werden jetzt ſehen, ob Salomo's Rath von guter Wirkung iſt; aber laß dir's nicht leid ſein, dabei zuzuſehen, und das, was ich vornehmen werde, für ein Spiel zu halten. Und damit du mich nicht darin ſtörſt, ſo erinnere dich der Antwort, die uns der Eſeltreiber gab, als wir ſeinen Mauleſel bedauerten.“

„Als dein Gaſt,“ ſprach Meliſſus, bin ich nicht Willens, mich deiner Abſicht zu widerſetzen.“

Nun holte Joſeph einen Stock von einer jungen Eiche, eilte damit in die Kammer, wohin ſeine Frau gegangen war, indem ſie ſich murrend vom Tiſche entfernte, faßte ſie bei den Haaren, warf ſie zu Boden, und prügelte ſie unbarmherzig. Sie fing zuerſt an, zu ſchreien und zu drohen; als ſie aber fand, daß ſich Joſeph dadurch nicht abhalten ließ, bat ſie vor Schmerzen um Gotteswillen, er möchte ſich erbarmen und ſie nicht zu Tode prügeln. Joſeph aber ließ ſich nicht irre

machen, sondern fuhr fort, ihr bald den Rücken, bald die Hüften, bald die Schultern, auf allen Näthen zu bearbeiten, und hörte nicht eher auf, bis er müde ward, und bis er ihr alle Knochen am Leibe weich gedroschen hatte. Nachdem dieß geschehen war, ging er zu Melissus, und sagte: „Morgen wollen wir sehen, wie Salomo's Rath: „Geh zur Gänsebrücke!“ gewirkt hat.“ Dann erholte er sich etwas, wusch sich die Hände, setzte sich mit Melissus zum Abendessen, worauf sie, als es ihm Zeit dünkte, zur Ruhe gingen.

Die Frau erhob sich mit vieler Mühe von der Erde, kroch ins Bette, und ruhte aus, so gut sie konnte. Am andern Morgen stand sie sehr früh auf, und ließ ihren Mann fragen, was er zu Mittag essen wollte. Joseph hatte mit Melissus seine Freude darüber, und gab Befehl, wie es sein sollte. Zur bestimmten Stunde kamen sie zusammen zu Tische, und fanden alles in der besten Ordnung angerichtet, wie sie es bestellt hatten. Sie lobten demnach den trefflichen Rath, den sie anfänglich mißverstanden hatten. Nach einigen Tagen nahm Melissus von Joseph Abschied, und reiste nach Hause, wo er einem verständigen Manne erzählte, was ihm Salomo gesagt hatte.

„Er konnte dir keinen bessern und richtigern Rath geben,“ antwortete dieser. „Du wirst wohl wissen, daß du Niemand eigentlich liebst, und daß du nur aus Stolz und Eitelkeit dich gastfrei und dienstfertig gegen Andere bezeigst. „Liebe“ demnach, wie dir Salomo gerathen hat, und du wirst wieder geliebt werden.

So ward die widerspenstige Frau gebessert, und Melissus wurde geliebt, sobald er selbst liebte.

X. Novelle.

Domine Gianni wird von seinem Gevatter Pietro gebeten, seine Frau durch Beschwörung in eine Stute zu verwandeln. Doch als er ihr den Schweif ansetzen will, verdirbt Pietro die ganze Beschwörung, indem er ihn unterbricht, und ruft, daß er keinen Schwanz daran haben wolle.

Die Geschichte der Königin erregte unter den Frauenzimmern einiges Murren, während die Jünglinge sie herzlich belachten, worauf Dioneo begann: „Meine reizenden Damen, die Schönheit einer Schaar schneeweiser Tauben wird weit mehr erhoben, wenn ein schwarzer Rabe dazwischen kommt, als wenn sich ein weißer Schwan zu ihnen gesellt. So pflegt auch in einer Gesellschaft vieler vernünftiger Leute Einer, der weniger gescheidt ist, oft dazu beizutragen, den Glanz und die Anmuth ihrer reifen Einsichten nicht nur zu erheben, sondern auch ihr Vergnügen und ihre Erheiterung zu steigern. Da Ihr nun sämtlich sehr klug und vernünftig seid, so muß es Euch lieber sein, daß ich, als ein närrischer Kerl, durch meine Verstöße Eure Vorzüge in ein helleres Licht stelle, als wenn ich sie durch mein Verdienst verdunkelte. Eben deßhalb müßt ihr mir auch ein weiteres Feld einräumen, um mich so zeigen zu können, wie ich bin, und müßt mich um so geduldiger reden lassen, als ich erwarten dürfte, wenn ich klüger wäre. Ich will euch also ein Mährchen mittheilen, das eben nicht lang ist, aus dem ihr lernen könnt, wie nöthig es

sei, sich genau an die Vorschrift derjenigen zu binden, welche durch Beschwörungen etwas bewerkstelligen sollen, und wie leicht man durch das geringste Versehen den ganzen Zauber des Beschwörers verderben kann.

In Barletta war vor einigen Jahren ein Priester, der eine sehr ärmliche Pfarre hatte, und darum seinen Lebensunterhalt damit erwerben mußte, daß er mit einem Saumrosse auf den Märkten von Apulien umherzog, und Waaren kaufte und wieder verkaufte. So herumwandernd schloß er eine genaue Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der mit seinem Esel dasselbige Gewerbe trieb wie er, und den er zum Zeichen der Liebe und Vertraulichkeit nach apulischer Weise nicht anders nannte, als Gevatter Pietro. So oft dieser nun nach Barletta kam, so nahm er ihn immer mit in seine Pfarre, behielt ihn bei sich zu Nacht, und bewirthete ihn so gut, wie es seine Umstände gestatteten. Gevatter Pietro war ein sehr armer Mann, und bewohnte in Tresanti eine kleine Hütte, in welcher er kaum für sich, sein hübsches Weibchen und seinen Esel Platz hatte; doch so oft Domine Gianni nach Tresanti kam, nahm er ihn bei sich auf, und suchte ihm aus Dankbarkeit für seine Bewirthung in Barletta nach bestem Vermögen wieder gütlich zu thun. Was jedoch das Nachtlager betraf, so hatte Pietro nur ein einziges kleines Bett, in welchem er mit seiner hübschen jungen Frau schlief, und konnte ihn folglich nicht so gut beherbergen, wie er gern gethan hätte, sondern der Priester mußte sich in dem Stalle, wo seine Stute neben des Gevatters Esel stand, auf einer Streu neben ihr behelfen.

Die Frau, welche wußte, wie gut der Pfarrer ihren Mann in Barletta aufnähme, war schon mehrmals, wenn er bei ihr eingekehrt war, Willens gewesen, zu einer Nachbarin zum Schlafen zu gehen, damit der Pfarrer bei ihrem Mann im Bette ruhen könnte; allein er hatte es immer abgelehnt, und endlich sprach er einmal deswegen im Scherz zu ihr: „Gevatterin Gemmata, mache dir meinetwegen keine Sorgen; ich befinde mich recht bequem, denn wenn es mir einfällt, so verwandle ich meine Stute in ein schönes Mädchen, und schlafe bei ihr, und mache sie dann, so bald ich will, wieder zum Pferde; darum mag ich mich nicht von ihr trennen."

Die junge Frau nahm seinen Scherz für Ernst auf, und war darüber sehr verwundert. Sie säumte nicht, es ihrem Mann wieder zu sagen, indem sie hinzusetzte: „Wenn er so sehr dein Freund ist, wie du sagst, so solltest du dich die Beschwörung von ihm lehren lassen; dann könntest du mich zur Stute verwandeln, und dein Gewerbe mit Pferd und Esel zugleich treiben, so verdienten wir doppeltes Geld, und wenn wir wieder nach Hause kämen, so könntest du mich wieder zur Frau machen."

Gevatter Pietro, der mehr Gimpel, als Falke war, glaubte die Sache; er folgte daher dem Rath seiner Frau, brachte seine Worte bei dem Pfarrer, so gut er's verstand, an, und bat ihn, ihm sein Geheimniß mitzutheilen. Domine Gianni gab sich zwar alle Mühe, ihm seine Thorheit auszureden; weil er es aber nicht vermochte, so sagte er endlich: „Ei nun, wenn du es durchaus so haben willst, so laß uns morgen früh vor Tagesanbruch aufstehen, wie wir pflegen; dann will ich

dir zeigen, wie du es machen mußt. Das Schwerste dabei, wie du wohl sehen wirst, ist, der Mähre den Schwanz anzusetzen."

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten die ganze Nacht kaum schlafen, mit solcher Ungeduld erwarteten sie die Sache. Sie standen vor Tagesanbruch auf, und weckten den Domine Gianni, der im bloßen Hemde zu seinen Gevattersleuten in die Kammer kam, und sagte: „Ich wünschte außer euch keinen Menschen in der Welt, dem ich dieß zeigen möchte, und ich thue es bloß, weil ihr es so sehr wünscht; aber wenn ihr wollt, daß es gelingen soll, so müßt ihr Alles genau befolgen, was ich euch sage."

Sie versicherten ihn, Alles gehörig zu beobachten. Domine Gianni zündete hierauf ein Licht an, gab es dem Gevatter Pietro in die Hand, und sagte: „Gib wohl Acht, wie ich es mache, und präge dirs ins Gedächtniß; und wenn du nicht Alles verderben willst, so hüte dich ja, daß du kein Wörtchen sprichst, zu Allem, was du sehen oder hören magst."

Gevatter Pietro nahm das Licht, und versprach nochmals völligen Gehorsam. Domine Gianni ließ hierauf die Gevatterin, so wie sie aus dem Bette gekommen war, sich mit Händen und Füßen auf den Boden stellen, wie ein Pferd auf allen Vieren, und empfahl ihr gleichfalls, bei Allem, was geschehen würde, nicht ein Wörtchen zu reden. Darnach legte er ihr die Hand auf das Gesicht und auf den Kopf, und sagte: „Dieß werde ein schöner Pferdekopf, und dieß, indem er ihre Arme berührte, zwei schlanke Vorderfüße, und dieser volle Busen ein volles, breites Bug." Eben so verfuhr er mit dem Rücken, den Seiten, den Schenkeln und Beinen,

ſo daß zuletzt nur noch der Schwanz übrig blieb. Indem er Anſtalt machte, ihr dieſen anzuſetzen, rief Gevatter Pietro, der bisher Alles ruhig mit angeſehen hatte, aber hieran keinen Gefallen fand: „Heda! Gevatter, Domine Gianni, laßt mir den Schwanz weg! Ich verlange keinen Schwanz daran!“

„O weh, Gevatter Pietro, was haſt du gemacht!“ rief Domine Gianni, der in demſelben Augenblick im Begriff ſtand, den Zauber zu vollenden. „Hab' ich dir nicht geſagt, du ſollteſt kein Wort zu Allem ſprechen, was du ſäheſt? Das Pferd ſtand auf dem Punkt, fertig zu werden, und nun machſt du mit deinem Geſchwätz, daß nimmermehr was daraus werden kann.“

„Genug,“ ſprach Pietro, „daß ich keinen Schwanz daran verlange, und wenn er ſo nöthig war, ſo hätteſt du mir ſagen können, daß ich ihn ſelbſt anſetzte. Du hätteſt ihn überdieß nicht ſo niedrig anbringen ſollen.“

„Und du wirſt es beim erſten Verſuche nicht ſo gut gemacht haben, wie ich,“ ſprach Domine Gianni.

Die junge Frau richtete ſich bei dieſen Worten in die Höhe, und ſprach in allem Ernſt zu ihrem Mann: „Du biſt doch ein rechter Pinſel, dir und mir den Kram ſo einfältig zu verderben. Wo haſt du denn jemals ein Pferd ohne Schwanz geſehen? Beim Himmel! du biſt zwar ein armer Schlucker, allein du verdienſt es wahrlich nicht beſſer.“

Da nun wegen des Einſpruchs des Gevatters Pietro alle Hoffnung verloren war, aus ſeiner Frau ein Saumroß zu machen, ſo zog ſie ganz traurig und verdrießlich ihre Kleider an, und Gevatter Pietro ſetzte nach, wie vor, mit ſeinem Eſel allein ſeine Handthierung fort, und zog mit Domine Gianni auf die Meſſe nach

Bitonto, und sprach ihn nie wieder um eine solche Gefälligkeit an.

Wie viel über diese Geschichte gelacht ward, davon mögen diejenigen urtheilen, die noch künftig darüber lachen werden. Damit waren die Erzählungen geendigt, und die Königin krönte den Pamphilo als ihren Nachfolger; denn er war der Einzige, welcher sich dieser Ehre noch nicht erfreut hatte. „Du hast," sprach sie, indem sie ihm den Lorbeerkranz aufsetzte, „ein schweres Werk zu vollbringen, indem es dir, als dem Letzten, obliegt, meine Fehler wieder gut zu machen, und die Verstöße aller derjenigen, welche bisher das Amt geführt haben, mit welchem ich dich jetzt bekleide. Möge der Himmel dir Gnade dazu verleihen, so wie er mir sie verliehen hat, um dich zum Könige wählen zu können."

Pamphilo empfing mit Dank die ihm angetragene Würde, und antwortete: „Eure Güte, und die Gesinnungen meiner übrigen Untergebenen werden es mir leicht machen, mein Amt mit Ruhm zu verwalten."

Als er hierauf nach dem Beispiel seiner Vorgänger alles Nöthige mit dem Seneschall verabredet hatte, wandte er sich wieder zu den harrenden Damen, und sagte: „Liebenswürdige Mädchen, die weise Nachsicht unserer Königin Emilie hat euch an dem heutigen Tage Freiheit gegeben, euch von eurer Anstrengung zu erholen, indem sie euch gestattete, zu reden, wovon es euch gefiele. Ich denke, ihr habt jetzt Kräfte genug gesammelt, um euch unserer gewöhnlichen Ordnung wieder zu fügen, und ich wünsche daher, daß sich morgen eine jede von euch gefaßt mache, uns Beispiele von Menschen zu er-

zählen, welche entweder in Liebesangelegenheiten, oder in andern Fällen, irgend eine vorzüglich großmüthige, oder uneigennützige Handlung ausgeübt haben. Wenn ihr euch von dergleichen Dingen unterhaltet, oder sie ausübt, so werden unfehlbar eure hochherzigen Gemüther sich immer mehr zu edlen Handlungen entflammen, und unser Leben, welches in diesem sterblichen Leibe nicht anders, als von kurzer Dauer sein kann, wird sich durch einen ehrenden Nachruhm verewigen, welches ein Jeder, der nicht, den Thieren ähnlich, nur bloß dem Bauche fröhnen will, nicht nur wünschen, sondern auch mit allem Fleiße durch seine Handlungen zu erlangen suchen muß.«

Dieses Thema gefiel der ganzen löblichen Gesellschaft, welche sich nun mit Erlaubniß des neuerwählten Königs zerstreute, und ihren Vergnügungen, so wie es einem Jeden am besten zusagte, bis zum Abendessen nachging. Bei der Abendmahlzeit wurden sie sorgfältig nach der Ordnung bedient, und erhoben sich darauf zu ihren gewöhnlichen Tänzen. Eine Menge Lieder wurden gesungen, die mehr durch ihren angenehmen Inhalt, als durch einen meisterhaften Vortrag ergötzten; worauf der König Neiphilen befahl, noch ein Liedchen um seinetwillen zu singen, welches sie auch mit heller und lieblicher Stimme folgendermaßen begann:

Jung bin ich noch, und gern erfreu ich mich
Am heitern Liede in des Jahres Jugend;
Dank sei's der Lieb' und der Erinnerung Tugend.

Durch grüne Fluren streif ich, und betrachte'
Die zarten Blümlein, gelb und roth und weiß,
Die Ros' an ihrem Dorn, der Lilie Reis,

Und ſie vergleich' ich liebend ſeiner Wange,
Dem Antlitz deß, an dem ich hange,
Der mich gefeſſelt hält durch ſeine Tugend,
So daß ich nichts, als ſeinen Wunſch noch achte:

Und find' ich eine, die nach meinem Glauben,
Ihm ähnlich iſt, und die dem Helden gleicht,
So pflück' und küß' ich ſie, und hingeneiget
Red' ich zu ihr, und öffne meine Seele,
Und ſchütte aus, was auch mein Herz verhehle;
Dann knüpf' ich ſie, noch andre ſuchend,
Zum Kranz, den meine blonden Haar' umlauben.

Und jene Luſt, die Blumen unſrer Auen
Dem Auge ſpenden, ſchenkt der Anblick mir,
Als ſchaut' ich ihn vor meinen Augen hier,
Der mich mit Liebe hold entflammte;
Doch welch Entzücken ihrem Duft entflammte,
Das künd' ich euch nicht mit des Wortes Tugend,
Mit Seufzern nur bezeichnet, ſollt ihr's ſchauen.

Denn nimmer ſeht ihr ſie von mir ſich trennen,
Wiewohl bei Andern, rauh und ſchwer,
Sie ſcheinen zart bei mir und heiß vielmehr,
Und wehen leis der Holden an die Wange,
Und, hat er ſie gefühlt, er weilt nicht lange;
Kaum ſeufz' ich: „Komm ich ſterbe vor Verlangen,“
So hält mich raſch auch ſchon ſein Arm umfangen.

Der Geſang Neiphilens wurde von dem Könige und von den Damen ſehr gelobt; dann aber, weil es ſchon ſpät war, entließ der König Alle bis zum folgenden Tage, um ſich zur Ruhe zu begeben.

Es ſchließt der neunte Tag des Decameron, und es beginnt der zehnte, an welchem unter Pamphilo's Regiment von lauter großmüthigen und uneigennützigen Handlungen die Rede iſt.

Noch war das weſtliche Gewölk Iris geröthet, als die nahen Sonnenſtrahlen den Saum der öſtlichen Wolken bereits mit flammendem Golde verbrämten. Da erhob ſich Pamphilo, und ließ die Damen und ſeine Genoſſen wecken. Langſamen Schritt's wandelten ſie nach einem verabredeten Orte; Philomena und Fiammetta gingen dem Könige zur Seite, und die übrigen alle folgten ihm nach. Nachdem ſie viel über ihre künftige Lebensweiſe geredet, und unter mancherlei Geſprächen einen langen Spaziergang zurückgelegt hatten, kehrten ſie, weil die Sonne anfing, heißer zu ſcheinen, nach dem Platze zurück, ließen die Becher in dem Waſſer des kryſtallenen Brunnen ſchwenken, und weilten nach eingenommenem Labetrunke bis zum Mittageſſen in dem erquickenden Schatten des Gartens. Nach dem Eſſen und dem Mittagsſchlafe verſammelten ſie ſich da, wo es dem Könige gefiel, welcher Neiphilen auftrug, mit dem Erzählen den Anfang zu machen.

I. Novelle.

Ein Ritter im Dienste des Königs von Spanien glaubt von ihm schlecht belohnt worden zu seyn. Der König überzeugt ihn durch einen einleuchtenden Beweis, daß dieses nicht seine, sondern seines bösen Geschickes Schuld sei, und macht ihm darauf reichliche Geschenke.

„Liebe Freundinnen," hob Neiphile an, „ich muß es für eine große Gunst halten, daß der König mich auserkoren hat, um zuerst von einem so erhabenen Gegenstande zu reden, als die Großmuth ist. Wie die Sonne der Schmuck des ganzen Himmels, so ist jene der Schmuck, das Licht und der Glanz jeder andern Tugend. Ich werde euch demnach eine kleine, meinem Bedünken nach recht gefällige Geschichte mittheilen, deren Beherzigung gewiß frommen muß. Wisset demnach, daß unter den tapfern Rittern, die unsere Stadt von Alters her in ihren Mauern zählte, Herr Ruggieri de Figiovanni einer der besten, und vielleicht der ehrenwertheste von allen war. Als ein reicher und hochherziger Mann glaubte er, nach der damaligen Sitte und Lebensweise in Toscana daselbst nicht Gelegenheit genug zu haben, um seine großen Eigenschaften gehörig zu zeigen, und er faßte daher den Entschluß, eine Zeitlang an dem Hofe des Königs Alphonsus von Spanien zu weilen, welcher in jenen Zeiten vor allen andern Fürsten und Herren wegen seiner fürstlichen Tugenden besonders berühmt war. Er zog demnach mit Waffen und Pferden

wohl ausgerüstet, und mit einem ansehnlichen Gefolge von Dienern und Knechten nach Spanien, wo er von dem Könige sehr freundlich empfangen wurde. Hier that er sich durch seine glänzende Lebensweise und durch seine wunderbaren Waffenthaten sehr bald hervor, und zeigte sich als einen tapfern und verständigen Rittersmann. Nachdem er sich nun schon geraume Zeit in Spanien aufgehalten, und das Verhalten des Königs fleißig beobachtet hatte, dünkte es ihm, daß dieser bald dem Einen, bald dem Andern, ohne Wahl Schlösser, Städte und Herrschaften schenkte, und sie zuweilen demjenigen gäbe, der sich wenig daraus machte, und da er selbst gar nichts geschenkt erhielt, so glaubte er (weil er nicht weniger auf sich hielt, als er werth war) daß sein Ruhm darunter leiden könnte; daher er sich entschloß, wieder abzureisen, und bat so den König um seinen Urlaub. Der König ertheilte ihm denselben, und schenkte ihm eins der schönsten Maulthiere, welches dem Herrn Ruggieri bei seiner vorhabenden langen Reise sehr gut zu statten kam.

Darnach trug der König einem vertrauten Diener auf, er solle auf irgend eine Art Veranlassung nehmen, mit ihm zu reiten, ohne daß er jedoch vom König angestiftet schiene, und sich Alles, was Ruggieri von ihm sagen würde, so merken, daß er es ihm wieder erzählen könnte, und ihm dann am folgenden Tage den Befehl des Königs melden, wieder zu ihm zurück zu kehren.

Der Diener gab Acht, wie Ruggieri die Stadt verließ, und fand bald Gelegenheit, unter dem Vorwande, daß er auch nach Italien reisen wollte, sich ihm anzuschließen. Indem nun Ruggieri das Maulthier ritt, das ihm der König geschenkt hatte, und sich mit seinem Gefährten in allerlei Gespräche einließ, sagte dieser unter

Anderm, als es ungefähr um die dritte Morgenstunde war: „Ich dächte, wir könnten auch unsere Thiere wohl einmal stallen lassen.“ Man hielt also still, und alle Thiere stallten, bis auf das Maulthier des Ruggieri. Man ritt demnach weiter, und der königliche Diener fuhr fort, auf alle Worte des Ritters zu merken. Indessen kam man an einen Fluß, wo man die Thiere trinken ließ, und nun stallte das Maulthier des Ritters mitten im Wasser.

„Daß dich der Himmel züchtige, du Bestie!“ sprach Ruggieri. Du bist gerade so, wie der Herr, der dich mir schenkte.“

Der königliche Diener fing dies Wort auf; denn obwohl er den ganzen Tag Alles, was Ruggieri sagte, aufmerksam beobachtet hatte, so hatte er doch nichts von ihm gehört, was nicht zum größten Lobe des Königs gereicht hätte. Als sie nun am folgenden Morgen wieder zu Pferde stiegen, um weiter nach Toscana zu reisen, that der Diener dem Ritter den Befehl des Königs kund, vermöge dessen Ruggieri sogleich umkehrte.

Als der König hörte, was Ruggieri von dem Maulthier gesagt hatte, ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn sehr gnädig, und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maulthiere, oder das Maulthier mit ihm, verglichen habe

Ruggieri antwortete ihm mit offner Stirn: „Herr, ich vergleich das Maulthier mit Euch, weil Ihr Geschenke macht, wo sie übel angewandt sind, und denen nichts gebt, die es Euch danken würden; so wie das Maulthier nicht stallte, da wo es am Platze war, sondern zur Unzeit, da wo es nicht am Platze war.“

„Herr Ruggieri,“ erwiederte der König, „wenn ich Euch keine Geschenke gemacht habe, so wie manchem Andern, die es viel weniger verdienten, als Ihr, so kommt es nicht daher, daß ich Euch nicht für einen trefflichen Rittersmann, und der trefflichen Ehrengeschenke würdig gehalten hätte; sondern der Zufall allein war Euch nicht günstig. Daß nur dieser, und nicht ich, Schuld daran war, davon will ich Euch deutlich überzeugen.“

„Ich härme mich nicht darüber, hoher Herr,“ versetzte Ruggieri, „daß ich von Euch kein Geschenk erhalten habe, weil ich es nicht begehrte, um dadurch reicher zu werden; sondern es verdroß mich nur, daß Ihr nicht auf irgend einige Weise meinem Verdienste ein rühmliches Zeugniß widerfahren ließet. Nichts desto weniger nehme ich Eure Rechtfertigung als gültig und befriedigend an, und bin bereit, dasjenige zu sehen, was Ihr mir zeigen wollt; wiewohl ich auch ohne weiteres Zeugniß Euch willig glaube.“

Der König führte ihn hierauf in einen großen Saal, wo, wie er vorher angeordnet hatte, zwei große verschlossene Kisten standen. Hier sagte er in Gegenwart vieler Zeugen zu dem Ritter: „Herr Ruggieri, in einer dieser Kisten ist meine Krone, mein königliches Scepter, der Reichsapfel, und außerdem viele von meinen besten Gürteln, Mantelhaken, Ringen und andern kostbaren Kleinoden. Die zweite ist mit nichts, als Erde gefüllt. Wählet Euch nun eine davon, und betrachtet sie als Euer Eigenthum; vielleicht werdet Ihr sehen, ob ich, oder das Glück, bisher unerkenntlich gegen Eure Verdienste war.“

Herr Ruggieri gehorchte dem Könige, und wählte eine von den Kisten, welche der König gleich zu öffnen

gebot, und es fand sich, daß er diejenige gewählt hatte, die mit Erde gefüllt war.

Der König sprach hierauf lächelnd zu ihm: „Jetzt Herr Ruggieri könnt Ihr sehen, daß es wahr war, was ich von Eurem Glücke sagte; doch fürwahr, Eure Tugenden verdienen, daß ich mich den Wirkungen seines Eigensinns widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht Willens seid, ein Spanier zu werden; darum will ich Euch hier weder Schlösser noch Städte schenken, sondern jene Kiste, die Euch das Schicksal nicht gönnte, die ich Euch aber, ihm zum Trotz, gebe, um sie mit in Euer Land zu nehmen, und mein Geschenk, als einen Beweis Eurer Verdienste, zu Eurem Ruhme bei Euren Landsleuten aufzuweisen."

Ruggieri nahm die Kiste, sagte dem Könige Dank, der einem so kostbaren Geschenke entsprach, und kehrte dann vergnügt nach Toscana zurück."

---

7. Novelle.

Ghino di Tacco nimmt den Abt von Cligny gefangen und heilt ihn von seinem Magenübel. Als der Abt nach Rom zurück kommt, versöhnt er den Ghino mit dem Papste, und macht ihn zum Ritter vom Hospital zu Jerusalem.

Schon war die Großmuth des Königes Alphonsus gegen den florentinischen Ritter gebührend gerühmt worden, als der König, der nicht weniger Gefallen daran gehabt hatte, Elisen auftrug, fortzufahren. Diese begann:

„Zarte Mädchen, man kann nicht leugnen, daß es nicht eine sehr löbliche und große Handlung sei, wenn ein König denjenigen, der ihm gedient hat, großmüthig belohnt. Allein was werden wir sagen, wenn man uns von einem Geistlichen erzählt, daß er eine sehr edelmüthige Handlung gegen einen Mann ausübte, den er hätte feindselig behandeln können, ohne daß ihm deßhalb ein Mensch in der Welt einen Vorwurf gemacht haben würde? Wir müssen wahrlich gestehen, daß der König bloß eine edle, tugendhafte Handlung verrichtete, daß aber der Geistliche ein wahres Wunder that; um so mehr, als seine Collegen gewöhnlich geiziger, als die Weiber, und geschworne Feinde aller Freigebigkeit sind. Denn so natürlich es auch einem jeden Menschen ist, sich für erlittene Beleidigungen zu rächen, so gibt es doch gewiß keine Art von Leuten, bei denen die Rachgier so sehr in Fanatismus ausartet, wie bei den Priestern, obwohl sie beständig Geduld, Langmuth, und besonders Versöhnlichkeit wegen empfangener Beleidigungen predigen. Wie sich jedoch in diesem Stücke auch ein Priester einst edelmüthig bewies, davon will ich euch eine Geschichte erzählen:

Als Ghino di Tacco, ein Mann, den seine Grausamkeiten und Räubereien berüchtigt genug gemacht haben, aus Siena vertrieben, und mit dem Grafen von Santafiore in Fehde begriffen war, wiegelte er Radicofani gegen die römische Kirche auf, und ließ, so lange er sich daselbst aufhielt, durch sein Raubgesindel alle Vorbeireisenden berauben.

Zu dieser Zeit war Bonifaz der Achte Pabst in Rom, und der Abt von Cligny, der für einen der reichsten Prälaten in der Welt galt, begab sich an seinen

Hof. Dort verdarb sich dieser Herr den Magen so, daß ihm die Aerzte riethen, die Bäder von Siena zu gebrauchen, die ihn gewiß wieder herstellen würden. Als er die Erlaubniß dazu vom Papste erhalten hatte, machte er sich mit einem großen Gefolge von Leuten, Pferden, Lastthieren und Gepäcke auf die Reise, ohne sich um den berüchtigten Ghino zu bekümmern.

Sobald Ghino von seinem Anzuge hörte, lauerte er ihm auf, und schloß ihn in einem engen Passe mit allen seinen Leuten bis auf den letzten Mann fest ein. Als er ihn in seinem Netze hatte, schickte er einen von seinen verschmitztesten Knappen wohl begleitet zu dem Abte, und ließ ihn sehr höflich einladen, bei ihm im Schlosse einzukehren. Der Abt antwortete zornig, er wolle nicht, weil er mit Ghino nichts zu schaffen habe, sondern er sei gesonnen, weiter zu reisen, und er wolle wohl sehen, wer ihn daran hindern werde.

Der Abgesandte entgegnete hierauf mit aller Höflichkeit: „Hochwürdiger Herr, ihr seid an einen Ort gerathen, wo man außer der Allmacht Gottes nichts fürchtet, und wo die Bannstrahlen und Interdicte alle längst excommunicirt sind; ihr werdet demnach am besten thun, hierin den Wunsch des Ghino aufs Beste zu genehmigen.

Während dieser Unterredung hatten die Knappen des Ghino den Abt und die Seinigen bereits von allen Seiten umzingelt; er zog sich daher, als er sich gefangen sah, verdrüßlich mit dem Abgesandten nach dem Schlosse, und seine Leute und sein Gepäck mit ihm. Hier hatte Ghino die Anstalt so getroffen, daß man den Abt ganz einsam in ein kleines, dunkles Kämmerchen des Palastes sperrte; die Uebrigen aber wurden, ein jeder nach seinem Range, in dem Schlosse ganz bequem untergebracht.

Die Pferde und das Gepäck wurden, ohne das Geringste davon anzutasten, in Verwahrung gebracht, und nachdem dieses geschehen war, ging Ghino selbst zu dem Abte, und sprach zu ihm:

„Herr Ghino, dessen Gast ihr seid, läßt euch bitten, ihm zu sagen, wohin ihr euch begebt, und in welcher Absicht.“

Der Abt, der als ein kluger Mann den Stolz bei Seite setzte, sagte ihm, wohin er wollte, und weßwegen.

Als Ghino dieß vernahm, schied er, und beschloß bei sich, ihn ohne Bäder zu heilen. Er ließ sein Kämmerchen tüchtig einheizen und wohl bewachen, und kam nicht eher wieder zu ihm, als am folgenden Morgen, wo er ihm auf einem weißen Tafeltuche ein Paar Schnitte geröstetes Brod vorsetzte, und einen tüchtigen Becher voll Vernaccia von des Abts eigenem Vorrath, wobei er zu ihm sagte: „Herr Abt, als Ghino jünger war, legte er sich auf die Heilkunde, und er sagt, er habe nie eine bessere Curmethode für einen verdorbenen Magen gefunden, als die er bei euch anwenden will. Die beiden Dinge, die ich euch hier vorsetze, sollen zum Anfange dienen: Nehmt sie also, und seid guten Muthes!“

Der Abt, der mehr Hunger als Lust zu reden hatte, aß das Brod und trank den Wein, wiewohl nicht in der besten Laune, und sprach hernach Manches in einem hohen Tone, hatte Vieles zu fragen und zu erinnern, und verlangte vor allen Dingen den Ghino zu sprechen.

Ghino ließ Einiges, als gleichgültig, unerwidert, antwortete auf einiges Andere sehr höflich, und versicherte, daß Ghino ihn besuchen würde, sobald er Zeit hätte. Hierauf verließ er ihn wieder, und kam am folgenden Tage um dieselbe Zeit abermals mit sei-

ner gewöhnlichen Portion Brod und Wein, und hielt ihn auf dieſe Weiſe ſo lange hin, bis er bemerkte, daß der Abt anfing, trockne Bohnen zu verzehren, die er abſichtlich in der Kammer hatte liegen laſſen. Als er dieß ſah, fragte er ihn in Ghinos Namen, wie er meinte, daß es nunmehr in ſeinem Magen ſtände.

Der Abt erwiederte: „Ich würde glauben, mich wohl zu befinden, ſobald ich nur nicht mehr in ſeinen Händen wäre, und nächſt dieſem habe ich kein größeres Verlangen, als mich einmal wieder ſatt zu eſſen; ſo gut finde ich mich durch ſeine Arznei hergeſtellt.“

Ghino ließ demnach mit des Abts eigenem Geräth einen ſchönen Saal für ihn und ſeine Begleiter einrichten, und ein großes Mahl bereiten, zu welchem er, außer den Leuten des Abts, auch viele Einwohner des Ortes einladen ließ. Des andern Morgens ging er zu dem Abte, und ſagte: „Mein Herr, da Ihr euch jetzt wohl befindet, ſo iſt es Zeit, daß ihr Euer Krankenzimmer verlaßt.“ Er nahm ihn hierauf bei der Hand, und führte ihn in den für ihn bereiteten Saal, wo er ihn bei ſeinen Leuten ließ, und unterdeſſen Anſtalt machte, daß es bei dem Gaſtmahle recht feſtlich zuginge. Der Abt unterhielt ſich ein wenig mit den Seinigen, und erzälte ihnen, wie er gelebt hätte, dagegen ſie ihm alle beſchrieben, wie trefflich ſie von Ghino bewirthet worden wären. Als nun die Mittagsſtunde kam, ließ Ghino den Abt und die übrigen Gäſte über der Tafel aufs Beſte bedienen, gab ſich aber immer noch nicht zu erkennen. Nachdem der Abt eine gute Weile am Tiſche zugebracht, und Ghino indeſſen veranſtaltet hatte, daß all ſein übriges Geräth und Gepäcke in einem andern großen Saale aufgeſtellt, und ſeine ſämmtlichen Pferde,

bis auf das schlechteste Saumroß, in einen Hof geführt waren, welcher unter den Fenstern des Saales war, ging dieser zu dem Abte, und fragte ihn, wie er sich befände, und ob er glaubte, genug Kräfte gesammelt zu haben, um weiter zu reisen.

Der Abt antwortete, er fühle sich hinlänglich stark und seinen Magen genug wieder hergestellt, und ihm würde völlig wohl sein, wenn er nur nicht mehr in der Gewalt des Ghino wäre.

Ghino führte ihn darauf in den andern Saal, wo seine Sachen und seine Diener waren, ließ ihn an ein Fenster treten, von welchem er alle seine Pferde übersehen konnte, und sagte: „Herr Abt, ihr müßt wissen, daß Ghino ein Edelmann ist, den seine vielen und mächtigen Feinde von Haus und Hof verjagt haben. Die Nothwendigkeit, sich seiner Haut zu wehren und seine adeligen Rechte zu verfechten (und nicht der Muthwille, oder böse Absichten) haben ihn gezwungen, auf der Landstraße zu rauben, und sich gegen den päpstlichen Stuhl aufzulehnen. Ich selbst bin dieser Ghino. Weil Ihr mir nun ein rechtschaffener Herr zu sein scheint, so bin ich nicht Willens, nachdem ich euch Euren Magen wieder in Ordnung gebracht habe, Euch so zu behandeln, wie ich es mit manchen Andern machen würde, wenn ich ihn so, wie Euch, in meine Gewalt bekäme, und dem ich ein Lösegeld nach meinem Gefallen vorschreiben würde; sondern ich bitte Euch nur, mir in Rücksicht auf meine Umstände so viel von dem Eurigen mitzutheilen, als Euch selbst beliebt. Hier seht Ihr alle Eure Sachen vor Euch, und aus diesem Fenster könnt Ihr im Hofe alle Eure Pferde erblicken. Nehmt demnach so viel Ihr wollt, davon zurück, ja nehmt Alles, wenn es Euch

gefällt, und bedienet Euch von Stund' an Eures freien Willens, zu gehen oder zu bleiben, wie es Euch gefällt."

Der Abt verwunderte sich nicht wenig, eine so biedere Sprache von einem Straßenräuber zu hören, und empfand darüber so viel Wohlgefallen, daß sein Zorn und Unwille im Nu verschwanden, und sich in Wohlwollen verwandelten. Er ward auf der Stelle des Ghino Freund, umarmte ihn und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich, um die Freundschaft eines solchen Mannes zu gewinnen, für welchen ich dich jetzt halte, viel größere Unannehmlichkeiten ertragen würde, als ich bisher von dir erlitten zu haben glaubte. Fluch dem Schicksal, das dich nöthigte, ein so verdammenswerthes Gewerbe zu ergreifen!"

Nach diesen Worten befahl er, von seinem beträchtlichen Gepäcke nur ein Weniges, so wie auch nur die nothwendigsten Pferde zu nehmen, ließ alles Uebrige dem Ghino, und kehrte nach Rom zurück. Der Papst hatte von der Aufhebung des Abtes schon gehört, und obwohl es ihn sehr verdroß, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu fragen, wie ihm das Bad bekommen wäre.

Lächelnd antwortete der Abt: „Heiliger Vater, ich fand näher, als jene Bäder, einen trefflichen Arzt, der mich vollkommen wieder hergestellt hat." Und nun erzählte er ihm die Art und Weise, worüber der Papst sehr lachte. Der Abt, von Edelmuth getrieben, bat sich in der Folge des Gespräches eine Gnade von ihm aus. Der Papst, der ganz etwas Anderes vermuthete, versprach ihm willig, sein Begehren zu erfüllen, worauf der Abt sagte: „Heiliger Vater, was ich von Euch bitten will, ist, daß Ihr meinen Arzt, Ghino di Tacco, zu

Gnaden aufnehmt; denn unter allen tapfern und achtbaren Männern, die ich je kennen lernte, ist er gewiß einer der ausgezeichnetsten, und das Böse, was er begeht, schreibe ich mehr auf die Rechnung des Schicksals, als auf die seinige, und wenn Ihr seine Lage verbessert, indem Ihr ihm irgend etwas anweiset, wovon er anständig leben kann, so zweifle ich nicht, daß Ihr in kurzer Zeit eben so von ihm denken werdet, wie ich."

Als der Papst, welcher selbst großmüthig war, und redliche Männer hochschätzte, dieses hörte, zeigte er sich sehr bereitwillig, und sagte, wenn Ghino wirklich ein solcher Mann wäre, wie der Abt ihn beschriebe, so möchte er ihn nur mit Sicherheit nach Rom kommen lassen.

Vertrauensvoll erschien Ghino also, auf Veranstaltung des Abts, unter sicherem Geleit am Hofe, und nicht lange war er in der Nähe des Papstes, als dieser seine guten Eigenschaften erkannte, ihn zu Gnaden aufnahm, ihn zum Spitalritter schlagen ließ, und ihm eine Großpriorei des Ordens schenkte die er auch als ein Diener und Freund der heiligen Kirche und des Abtes von Cligny besaß, so lange er lebte.

III. Novelle.

Mithridanes, der im Begriff steht, den Nathan aus Eifersucht über seine Wohlthätigkeit zu ermorden, trifft ihn an, ohne ihn zu kennen, und erfährt von ihm selbst das beste Mittel, ihm beizukommen. Dem zufolge sucht er ihn in einem Haine auf, schämt sich seines Vorsatzes, indem er ihn erkennt, und wird sein Freund.

Alle hielten es für ein halbes Wunder, daß ein Priester etwas Edles und Großes hätte thun können. Als das Gespräch der Frauenzimmer darüber ein Ende nahm, gebot der König dem Philostrato, mit dem Erzählen fortzufahren.

„Edle Damen, begann dieser, groß war unstreitig der Edelmuth des Königs von Spanien, und fast ein unerhörter Fall der des Abts von Cligay; doch wird es euch vermuthlich nicht minder wunderbar erscheinen, von einem Mann zu hören, dessen Edelmuth gegen einen andern, der ihm nach seinem Blut und Leben stand, so weit ging, daß er sich sogar bemühte, ihm Beides aufzuopfern, welches auch gewiß geschehen wäre, wenn jener es ihm hätte rauben wollen, wie ich euch in meiner Geschichte zu zeigen gedenke.

Wenn wir anders den Berichten einiger Genueser und anderer Reisenden, die in Kitay gewesen sind, trauen können, so lebte daselbst einst ein sehr vornehmer und überaus reicher Mann, Namens Nathan. Dieser hatte ein Landhaus, nahe an einer Heerstraße, auf der

fast Jeder nothwendig vorüber ziehen mußte, der entweder vom Morgenlande nach dem Abendlande, oder vom Abend- nach dem Morgenlande reisen wollte. Da er nun ein wohlthätiger, gastfreier Mann war, und seine edelmüthigen Gesinnungen gern durch Handlungen an den Tag legen mochte, so ließ er, weil es an Handwerkern nicht fehlte, in kurzer Zeit einen von den größesten, prächtigsten und schönsten Palästen, die man jemals gesehen hat, erbauen, und daselbst Alles in reichlicher Menge anschaffen, was nöthig war, um jeden Biedermann nach Stand und Würden aufzunehmen und zu bewirthen, und seine zahlreiche Dienerschaft mußte einen Jeden, welcher ging und kam, mit Fröhlichkeit empfangen und ihm aufwarten.

Als er schon alt und betagt war, und dennoch in seiner Gastfreiheit nicht ermüdete, kam von ungefähr das Gerücht von ihm auch zu den Ohren eines Jünglings, Namens Mithridanes, der in einem nicht weit entfernten Lande wohnte. Dieser, der sich eben so reich zu sein dünkte, wie Nathan, ward eifersüchtig auf seine Tugenden und auf seinen Ruhm, und beschloß, denselben durch eine noch größere Freigebigkeit zu verlöschen, oder zu verdunkeln. Er ließ demnach einen eben so geräumigen Palast bauen, wie der des Nathan, und fing an, einen jeden Vorüberreisenden mit dem größten Aufwande zu bewirthen, so daß er sich wirklich in kurzer Zeit keinen geringen Namen machte. Es traf sich jedoch einmal, indem der junge Mann allein in dem Hofe seines Palastes wandelte, daß ein armes Weib durch eine von den vielen Pforten zu ihm hinein kam, und ihn um ein Almosen ansprach, welches er ihr auch gab. Sie kam durch eine andere Pforte wieder herein, und bat ihn

um ein zweites Almosen, das sie gleichfalls empfing, und so fuhr sie zwölfmal nach einander fort. Als sie endlich auch noch das dreizehnte Mal wieder kam, sagte Mithridanes: „Gute Frau, du wiederholst deine Bitten ziemlich oft.“ Inzwischen gab er ihr doch wieder ein Almosen. Als die Alte seine Worte hörte, rief sie: „O wie bewundernswürdig ist die Wohlthätigkeit des Nathan! Denn durch zwei und dreißig Pforten, die sein Palast eben sowohl, wie dieser hat, trat ich ein und bat ihn um ein Almosen, und jedesmal gab er es mir, ohne sich auch nur einmal merken zu lassen, daß er mich wieder erkannt hätte; und hier erkannt man mich schon beim dreizehnten Mal, und macht mir Vorwürfe.“

So sprechend ging die Alte davon, und kam nicht wieder. Als Mithridanes hörte, was sie sagte, und das Lob des Nathan als eine Beeinträchtigung seines eigenen Ruhmes betrachtete, ward er von wüthendem Zorn ergriffen, und dachte: „Weh mir! wenn werde ich die Freigebigkeit des Nathan, die ich zu übertreffen gedachte, in großen Dingen auch nur erreichen, da ich es ihm im Kleinen nicht einmal gleich thun kann? Wahrlich, alle meine Mühe ist verloren, wenn ich nicht ihn selbst aus dem Wege räume, und da ihn seine Jahre nicht unter die Erde bringen, so muß ich es nur bald mit eignen Händen thun.“ In dieser Anwandlung von Jähzorn machte er sich auf, und stieg, ohne sich mit Jemand über seinen Plan zu besprechen, mit einigen wenigen Begleitern zu Pferde, kam am dritten Tage an den Ort, wo Nathan wohnte, und gebot seinen Begleitern, sich nicht merken zu lassen, daß sie ihm angehörten, sondern sich so lange selbst ein Unterkommen zu suchen, bis sie nähere Kunde von ihm erhielten.

Er war gegen Abend angelangt. Als er nun seine Begleiter entfernt hatte, begegnete ihm von ungefähr Nathan selbst, der ohne alle Begleitung, nicht weit von seinem schönen Palaste in ganz schlichter Kleidung spazieren ging. Er kannte ihn nicht, und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könnte, wo Nathan wohnte.

„Mein Sohn," erwiederte ihm Nathan freundlich, „das kann dir in dieser ganzen Gegend niemand besser sagen, als ich; und wenn du willst, so bin ich bereit, dich selbst hinzuführen."

Der Jüngling sagte, daß ihm dieses sehr lieb sein würde; allein wenn es möglich wäre, so müßte es auf solche Weise geschehen, daß er von Nathan weder gekannt, noch gesehen würde.

„Auch dieses will ich dir zu Gefallen thun, weil du es wünschest," sprach Nathan.

Mithridanes stieg also vom Pferde, und ging mit Nathan, der ihm mit allerlei angenehmen Gesprächen unterhielt, bis an seinen Palast, wo Nathan einem von seinen Dienern befahl, das Pferd des Fremdlings in Acht zu nehmen, und ihm zugleich heimlich ins Ohr flüsterte, er möchte eiligst alle Leute im Hause warnen, sich gegen den jungen Fremdling nicht merken zu lassen, daß er ihr Herr wäre. Als sie in den Palast traten, führte er den Mithridanes in ein schönes Zimmer, wo ihn Niemand gewahr ward, außer denen, die er selbst zu seiner Aufwartung bestellte; und hier ließ er ihn aufs Beste verpflegen, und leistete ihm selbst Gesellschaft.

Mithridanes, der ihn immer um sich hatte, konnte zwar nicht umhin, ihn wie einen Vater zu verehren; doch fragte er ihn einst, wer er wäre.

„Ich bin,“ antwortete er, „nur einer der geringsten Diener des Nathan. Von meiner Jugend an wuchs ich mit ihm auf, und bin bei ihm alt geworden; ich kam aber bei ihm nie weiter, als du siehst; denn obgleich ein jeder Andere Ursache hat, mit ihm zufrieden zu sein, so kann ich mich seiner doch nicht sehr rühmen.“

Diese Worte gaben dem Mithridanes einige Hoffnung, seinen schnöden Vorsatz leicht und mit weniger Gefahr ausführen zu können. Nathan fragte ihn darauf ohne Umschweif, wer er wäre, und welche Absicht ihn hergeführt hätte, und erbot sich, ihm in Allem nach seinen Kräften mit Rath und That beizustehen. Mithridanes stand ein wenig bei sich an, was er ihm antworten sollte, entschloß sich aber endlich, sich ihm gänzlich anzuvertrauen, und nachdem er in einer langen Vorrede ihn um Treue und Verschwiegenheit gebeten hatte, forderte er Rath und Beistand von ihm, indem er ihm zugleich seinen Namen und seine Absicht ohne Zurückhaltung entdeckte.

Nathan konnte zwar die Rede und den grausamen Anschlag des Mithridanes nicht ohne innerliche Erschütterung anhören; doch faßte er sich, und antwortete ihm mit ruhigem Blicke, ohne sich lange zu bedenken: „Mithridanes, dein Vater war ein edler Mann, und du willst ihm nicht nachstehen, und hast deßwegen das große Werk unternommen, dich gegen alle Menschen freigebig und wohlthätig zu beweisen. Ich tadle dich auch nicht, daß du dem Nathan seine Tugenden beneidest, denn wenn ihm Viele nacheiferten, so würde die Welt, die voll Elends ist, bald gut und glücklich werden. Dein Vorsatz, den du mir eröffnet hast, soll ganz gewiß

verſchwiegen bleiben; dabei kann ich dir jedoch beſſer mit gutem Rath, als mit thätiger Hülfe beiſtehen.

Mein Rath iſt dieſer: Du ſiehſt von hier aus in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile ein kleines Gehölz, in welchem Nathan jeden Morgen ganz allein eine geraume Zeit zu ſeinem Vergnügen ſpazieren geht. Dort kannſt du ihn ohne Mühe finden, und mit ihm verfahren, wie du es für gut findeſt. Sollteſt du ihn tödten, ſo geh, um ſicher wieder nach Hauſe zu gelangen, nicht denſelben Weg, den du hergekommen biſt, ſondern folge demjenigen, der dich, wie du ſehen wirſt, linker Hand aus dem Gehölze führt. Er iſt zwar etwas weniger gebahnt, als der andere; allein er führt dich näher und ſicherer nach Hauſe."

Als Mithridanes dieſe Weiſung erhalten, und Nathan ſich entfernt hatte, gab er in der Stille ſeinen Leuten, die auch in demſelben Palaſte waren, Nachricht, wo ſie ihn am folgenden Tage erwarten ſollten. Sobald der neue Tag anbrach, ging Nathan, dem Rathe gemäß, welchen er dem Mithridanes gegeben hatte, allein in den Hain, und ſeinem Tode entgegen. Mithridanes ſtand gleichfalls auf, nahm ſeinen Bogen und ſein Schwert, die einzigen Waffen, die er hatte, ſtieg zu Pferde, und ritt nach dem Wäldchen zu, wo er von ferne den Nathan, ganz allein wandelnd, gewahrte. Da er wünſchte, ihn erſt zu ſehen, und reden zu hören, ehe er ihn erſchlüge, ſo ſprengte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die er um das Haupt trug, und ſprach: „Alter, du biſt des Todes."

„Dann habe ich ihn verdient!" antwortete Nathan.

Als Mithridanes ſeine Stimme hörte, und ſein Angeſicht erblickte, erkannte er ihn augenblicklich für den-

jenigen, der ihn so gütig aufgenommen, so vertraulich begleitet, und ihm so aufrichtig gerathen hatte. Sein Haß verließ ihn; sein Zorn verwandelte sich in Schamröthe, er warf sein Schwert, das er schon gezückt hatte, von sich, sprang vom Pferde, warf sich dem Greise mit Thränen zu Füßen, und sagte: „Jetzt, theurer Vater, erkenne ich in der That Eure Großmuth, indem ich sehe, wie Ihr mit Vorbedacht Alles selbst eingeleitet habt, um Euer Leben in meine Hände zu liefern, welchem ich ohne Ursache nachgestellt, und Euch dieses selbst offenbart habe. Aber Gott, der in dem entscheidenden Augenblick besser über mich und meine Pflicht wachte, als ich selbst, hat mir die Augen geöffnet, welche mein schändlicher Neid mir verschlossen hatte; und jemehr Ihr bereit gewesen seyd, mir zu willfahren, um desto mehr ist es meine Pflicht, mein Verbrechen zu bereuen. Rächet Euch demnach an mir, so wie Ihr glaubt, daß mein Vergehen es verdient."

Nathan hieß ihm aufzustehen, umarmte ihn zärtlich, und sagte: „Mein Sohn, du magst deinen Vorsatz böse nennen, oder nicht, so brauchst du deßwegen nicht um Vergebung zu bitten; denn du faßtest ihn nicht aus Haß, sondern aus Ruhmsucht. Sey demnach unbesorgt vor mir, und sey versichert, daß kein Mensch in der Welt dich mehr liebt, als ich, indem ich deinen emporstrebenden Geist erwäge, der dich antreibt, nicht Reichthümer anzuhäufen, wie die Geizigen thun, sondern deine gesammelten Schätze wohl anzuwenden. Schäme dich auch nicht, daß du darnach getrachtet hast, mir das Leben zu nehmen, um dich berühmt zu machen, und glaube gar nicht, daß ich mich darüber verwundere. Die größten Kaiser und die berühmtesten Könige haben fast durch keine andere Kunst

ihre Gränzen erweitert, und folglich ihren Ruhm vermehrt, als durch Todtschlag, und zwar haben sie nicht, wie du thun wolltest, nur Einen Menschen, sondern viele Tausende hingeopfert, Länder verheert und versengt, und Städte dem Erdboden gleich gemacht. Wenn du demnach, um dich berühmter zu machen, mich einzelnen Mann aus dem Wege räumen wolltest, so thatest du nichts Außerordentliches, sondern etwas sehr Gewöhnliches."

Mithridanes suchte sein verkehrtes Vorhaben nicht zu bemänteln, sondern wußte es dem Nathan Dank, daß er selbst es so glimpflich entschuldigte. Indem er das Gespräch fortsetzte, bezeigte er ihm sein Erstaunen darüber, daß Nathan sich hätte entschließen können, seine Absicht zu befördern, und ihm selbst dazu Rath zu geben.

Nathan antwortete: „Mithridanes, du mußt dich über meinen Rath und über meinen Entschluß nicht wundern; denn seitdem ich Herr über meinen Handlungen gewesen bin, und gesucht habe, dasjenige zu thun, was du gleichfalls unternommen hast, ist Niemand zu mir in mein Haus gekommen, dem ich nicht nach meinem besten Vermögen Alles gewährt hätte, was er von mir verlangte. Du kamst, und trachtetest nach meinem Leben, und wie ich dich deinen Wunsch äußern hörte, wollte ich nicht, daß du der Einzige seyn solltest, der mich unbefriedigt verließe; darum entschloß ich mich ohne Bedenken, dir mein Leben aufzuopfern, und damit es dir nicht fehlte, so gab ich dir selbst den Anschlag, wie du mir mein Leben rauben könntest, ohne das deinige in Gefahr zu setzen. Und darum sage ich dir noch einmal, und bitte dich, nimm es mir, wenn es dir behagt, und erfülle deinen Wunsch; ich wüßte nicht, wie ich es besser ver-

lieren könnte. Ich habe es nun achtzig Jahre genossen, und es nach meinem Wohlgefallen und Vergnügen angewandt, und ich weiß, daß mir nach dem Gange, welchen die Natur gewöhnlich mit andern Menschen und mit allen Dingen überhaupt nimmt, nur noch eine kleine Frist übrig bleibt, und diese zu verschenken, wie ich bisher meine Schätze verschenkt und verwendet habe, scheint mir besser, als mein Leben so lange behalten zu wollen, bis die Natur es mir wider meinen Willen nimmt. Hundert Jahre sind nur ein kleines Opfer, wie viel mehr denn sechs oder acht, die ich noch erleben könnte! Nimm es also, wenn es dir gefällt; ich bitte dich darum, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch Niemand gefunden, der es begehrt hätte, und wenn du, der du darnach trachtetest, es nicht nimmst, so weiß ich nicht, wenn sich ein Liebhaber dazu finden wird. Und gesetzt, es fände sich auch ein Anderer, so weiß ich doch, daß es mit den Jahren immer mehr von seinem Werthe verliert. Nimm es denn, ich bitte dich, ehe es noch mehr im Werthe sinkt!"

Mithridanes schämte sich, und sprach: „Gott bewahre, daß ich ein so theures Gut, wie Euer Leben, Euch rauben, oder länger darnach trachten sollte, wie ich einst gethan habe! Ehe ich die Jahre desselben verkürzen wollte, wünschte ich lieber, wenn es möglich wäre, ihm vielmehr von den meinigen zuzusetzen."

Schnell erwiederte Nathan darauf: „Und wenn du könntest, wolltest du es dann wirklich auch thun?"

„Ja wohl!" antwortete Mithridanes mit Freudigkeit!

„Nun, so thue denn, was ich dir sagen will," sprach Nathan. „Du, als ein junger Mann, bleibst unter dem Namen Nathan hier in meinem Schlosse, und ich

ziehe in das deinige, und laſſe mich künftig Mithridanes nennen."

Mithridanes antwortete: „Wenn ich ſo trefflich zu handeln verſtände, wie Ihr es verſteht und verſtanden habt, ſo würde ich ohne lange Ueberlegung annehmen, was Ihr mir bietet; allein da ich gewiß weiß, daß mein Betragen den Ruhm des Nathan nur vermindern würde, und da ich einem Andern dasjenige nicht verderben mag, was ich an mir ſelbſt nicht zur Vollkommenheit zu bringen verſtehe, ſo muß ich es ausſchlagen."

So führten Mithridanes und Nathan noch manche freundliche Geſpräche mit einander, und kehrten zuſammen zurück nach dem Palaſte, wo Nathan den Mithridanes noch einige Tage aufs Köſtlichſte bewirthete, und ihn nach Wiſſen und Vermögen in ſeinem edeln und großen Vorſatz beſtärkte. Als jedoch endlich Mithridanes wünſchte, mit ſeiner Begleitung wieder nach Hauſe zurückzukehren, entließ ihn Nathan, nachdem er ihn wohl überzeugt hatte, daß er ihn an Güte und Wohlwollen niemals würde übertreffen können.

IV. Novelle.

Herr Gentile de Carisendi, der von Modena kommt, rettet eine geliebte Dame aus dem Grabe, wo sie für todt bestattet ist. Nachdem sie die Besinnung wieder erlangt hat, wird sie von einem Knaben entbunden, und Herr Gentile stellt sie mit ihrem Kinde ihrem Gemahl wieder zu.

Allen schien es wunderbar, wie Jemand sein eigenes Leben auf diese Art aufopfern konnte, und man behauptete, Nathan habe fürwahr den König von Spanien und den Abt von Cligny an Großmuth übertroffen. Nachdem jedoch viel darüber hin und her gesprochen worden war, winkte der König Lauretten, ihre Erzählung zu beginnen, welches diese auch sogleich that.

Meine jungen Freundinnen, hob sie an, herrliche und schöne Sachen sind uns bisher erzählt worden, und wir Alle sind noch so voll von den erhabenen und trefflichen Dingen, die wir gehört haben, daß ich nicht weiß, was uns noch zu sorgen übrig bleibt, wenn wir nicht die Liebesgeschichten zu Hülfe nehmen, die uns noch immer reichlichen Stoff zur Unterhaltung darbieten. Deßhalb, und weil überdieß dieses Thema für unsere jugendlichen Jahre am meisten paßt, will ich euch von dem Edelmuth eines Liebhabers unterhalten. Ihr werdet seine Handlung nach reiflicher Ueberlegung vielleicht nicht weniger bewundern, als eine von den bereits erzählten, wenn es wahr ist, daß man gerne Schätze hin-

gibt, Anfeindungen vergißt, und sein Leben, ja was noch mehr ist, seine Ehre und seinen guten Namen tausend Gefahren aussetzt, um zu dem Besitze des geliebten Gegenstandes zu gelangen.

In der berühmten Stadt Bologna in der Lombardei lebte einmal ein Ritter, der nicht weniger wegen seiner Tugenden, als wegen seines Adels in hoher Achtung stand, und Messer Géntile Carisendi hieß. Dieser verliebte sich in eine Dame, Namens Madame Catalina, die Gattin eines gewissen Riccoluccio Carcianimico; weil sie aber seine Liebe nicht erwiederte, so ging er fast hoffnungslos nach Modena, wo er zum Podesta erwählt ward. Als Riccoluccio nun einst von Bologna abwesend war, und seine Frau, die sich hoch schwanger befand, sich auf einem Landhause, ungefähr drei Meilen von der Stadt aufhielt, bekam sie plötzlich einen so heftigen Krankheitsanfall, daß alle Lebenszeichen bei ihr verschwanden, und daß sie deßwegen auch von ihrem Arzte für todt geachtet ward. Weil nun ihre nächsten Verwandten behaupteten, von ihr gehört zu haben, daß ihre Schwangerschaft noch nicht so weit gediehen wäre, daß die Frucht die Reife erlangt haben könnte, so ward sie ohne weitere Umstände, unter vielen Thränen der Ihrigen in einem Grabgewölbe der nahen Kirche beigesetzt. Dieses ward dem Herrn Gentile unverzüglich von einem Freunde gemeldet, und so wenig er sich auch der Güte seiner Dame zu rühmen hatte, so betrübte er sich doch über diese Nachricht, und dachte bei sich selbst: Catalina, du bist nun todt. In deinem Leben konnte ich nie einen Blick von dir erhalten; doch jetzt, da du dich nicht gegen mich sträuben

kannst, will ich dir wenigstens im Tode noch einen Kuß rauben."

Es war schon Abend, als er in dieser Absicht in Begleitung eines Dieners heimlich zu Pferde stieg, und ungesäumt nach dem Orte ritt, wo die Dame begraben lag. Er öffnete das Grab, legte sich der geliebten Todten an die Seite, und seine Wange an die ihrige, indem er sie mehrmals unter vielen Thränen küßte. Wie nun aber die Begierden der Menschen keine Gränzen kennen, sondern immer weiter und weiter gehen, zumal bei den Liebenden, so dachte dieser auch, indem er schon im Begriff stand, sich wieder zu entfernen: „Ei, warum soll ich nicht, da ich einmal hier bin, auch ihre Brust befühlen. Ich darf sie ja nie wieder berühren, und habe sie noch nie angerührt!" Besiegt von diesem Triebe legte er seine Hand auf ihren Busen, und indem er sie eine Zeitlang so hielt, däuchte es ihm, als fühle er ihr Herz unter seiner Hand leise schlagen. Als er nun alle Furcht beiseite setzte, und fortfuhr, sie genauer zu untersuchen, fand er bald, daß sie nicht todt war, wiewohl sich nur wenige und schwache Spuren des Lebens an ihr zeigten. Er hob sie demnach mit Hülfe seines Dieners sanft aus dem Grabe, setzte sie vor sich auf sein Pferd, und brachte sie in der Stille nach seinem Hause in Bologna. Seine Mutter, eine edle und verständige Frau, welche das Haus bewohnte, und von ihrem Sohne den ganzen Vorgang erfuhr, eilte, sie durch laue Bäder und gelinde Erwärmung wieder herzustellen, und es gelang ihr, die schlummernden Lebensgeister bei ihr wieder zu erwecken. Als sie wieder zu sich kam, seufzte sie tief auf, und rief: „Wehe mir, wo bin ich?"

„Sei ruhig, Liebe," antwortete die verständige Frau; „du bist in guten Händen."

Als sie sich endlich völlig erholte, und um sich blickte, und nicht wußte, an welchem Orte sie sich befand, und wie sie vollends den Gentile vor sich sah, bat sie voll Erstaunen seine Mutter, ihr zu sagen, wie sie hieher gekommen wäre.

Nun erzählte ihr Herr Gentile Alles umständlich sie ward sehr gerührt dadurch, und dankte ihm nach einer kleinen Weile von ganzem Herzen; doch beschwor sie ihn zugleich bei seiner Ritterſitte, daß ihr in seinem Hause nichts geschähe, was zur Beeinträchtigung ihrer Ehre, oder der ihres Gemahls gereichen könnte, und endlich, daß er sie, so bald es Tag würde, nach ihrem eigenen Hause bringen lassen möchte.

„Madonna," versetzte Gentile, was auch in vergangener Zeit meine Wünsche gewesen seyn mögen, so will ich doch weder jetzt, noch künftig, weder hier, noch anderswo, Euch anders begegnen, als einer geliebten Schwester, nachdem mir Gott die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Grabe mir lebendig wieder zu geben, und meine vormalige Liebe zum Werkzeuge Eurer Erweckung zu gebrauchen. Weil jedoch die Wohlthat, die Euch durch mich in dieser Nacht widerfahren ist, einige Belohnung verdient, so dürft Ihr mir eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um welche ich Euch ersuchen will."

Sie antwortete ihm freundlich, daß sie bereit sei, ihm Alles zu gewähren, was sie ohne Schmälerung ihrer Ehre thun könnte.

„Madonna," sprach hierauf Gentile, alle Eure Verwandten und ganz Bologna nehmen es für ausgemacht an, daß Ihr gestorben seid; Niemand erwartet

Euch daher in Eurem Hause. Ich bitte Euch deßwegen, so lange bei meiner Mutter zu weilen, bis ich von Modena heimkehre, was bald geschehen wird. Ich wünsche dieses bloß aus dem Grunde, weil ich Euch gern, als ein kostbares Geschenk, in Gegenwart der angesehensten Männer dieser Stadt Eurem Gemahl überliefern möchte.

Die Dame, welche sich dem Ritter so verpflichtet sah, und seine Bitte anständig fand, entschloß sich, ihm zu willfahren, und versprach es ihm auf ihre Ehre, obgleich sie sehnlich gewünscht hätte, die Ihrigen unverzüglich durch ihre Auferweckung zu erfreuen. Doch kaum hatte sie ihre Antwort von sich gegeben, so fühlte sie, daß die Stunde ihrer Entbindung herangekommen sei, in welcher ihr die Mutter des Gentile so liebreich Beistand leistete, daß sie nicht lange darauf einen schönen gesunden Knaben zur Welt brachte. Dieß verdoppelte natürlich Herrn Gentile's und ihre eigene Freude. Herr Gentile ordnete nun an, daß sie mit allem Nöthigen, wie seine eigene Gemahlin bedient ward, und ritt hierauf nach Modena, wo er so lange verweilte, bis die Zeit seiner Amtsverwaltung zu Ende ging. Als er nun nach Bologna zurück kam, veranstaltete er am Tage seiner Ankunft ein großes Gastmahl in seinem Hause, zu welchem viele angesehene Leute, und unter andern auch Riccoluccio Caccianimico eingeladen wurden. Da er nun ankam, und vom Pferde stieg, und seine Gäste versammelt fand und auch die Dame frischer und gesunder, als jemals, mit ihrem Kleinen vorgefunden hatte, setzte er sich mit großer Freude mit seiner Gesellschaft zu Tische, und ließ sie mit den herrlichsten Speisen bewirthen. Als die Mahlzeit fast zu

Ende ging, und er vorher der Dame seine Absicht entdeckte, und mit ihr Abrede genommen hatte, wie sie sich verhalten solle, sprach er zu seinen Gästen: „Meine Herren, ich habe gehört, daß es in Persien Sitte sein soll, was ich sehr billige, daß man einen Freund, dem man eine besondere Ehre erzeigen will, zu sich einladet, und ihm diejenige Person zeigt, die man am liebsten hat, sie sei Weib, Geliebte, Tochter, oder wer sie wolle, zum Zeichen, daß man ihm eben so gern sein eigenes Herz, wenn man könnte, zeigen würde, als man ihn diese sehen läßt. Ich bin Willens, diesen Gebrauch hier in Bologna zu beobachten. Ihr, meine Herren, habt mich an meinem Tische mit Eurer Gegenwart beehrt, und ich will suchen, Euch auf gut Persisch wieder eine Ehre zu erzeigen, indem ich Euch dasjenige schauen lasse, was mir in der Welt das Liebste ist und sein muß. Bevor ich jedoch dieses thue, bitte ich euch, mir eine Frage zu beantworten, die ich euch vorlegen will. Ein Mann hat in seinem Hause einen guten treuen Diener, welcher gefährlich krank wird. Ohne das Ende dieses Menschen abzuwarten, läßt ihn sein Herr auf die Straße hinaustragen, und kümmert sich weiter nicht um ihn. Ein Fremder geht vorüber, hat Mitleiden mit dem Kranken, nimmt ihn in sein Haus, und verhilft ihm mit vieler Mühe und Pflege wieder zu seiner Gesundheit. Nun möchte ich gern wissen, ob sein voriger Herr sich mit Recht würde beklagen können, wenn ihn jener in seinem Dienste behielte, und sich weigerte, ihn wieder heraus zu geben?“

Die Herren urtheilten verschieden über diese Frage, und baten endlich einstimmig den Niccoluccio Caccianimico, der ein sehr guter und angenehmer Red-

ner war, sie zu beantworten. Riccoluccio begann damit, daß er die persönliche Sitte lobte, und sagte hierauf, er wäre mit allen übrigen Herren der Meinung, der erste Herr habe nicht mehr das geringste Recht an seinen Diener, da er ihn in seiner hülflosen Lage nicht nur verlassen, sondern gar verstoßen habe. Er sei vielmehr, vermöge der empfangenen Wohlthaten, der Knecht des zweiten geworden, und wenn dieser ihn behalte, so geschehe dem erstern dadurch weder Gewalt, noch Unrecht, oder irgend eine Beleidigung.

Alle übrigen Gäste, unter welchen sich viele verständige Männer befanden, erklärten einstimmig, daß sie die Meinung theilten, welche Riccoluccio geäußert habe. Der Ritter, dem diese Antwort sehr erwünscht war, und dem es noch mehr Vergnügen machte, daß Riccoluccio sie gegeben hatte, sagte, er selbst wäre gleichfalls dieser Meinung: „Und nun, sprach er, ist es Zeit, daß ich euch die versprochene Ehre erweise.“ Er rief hierauf zwei seiner Diener, schickte sie zu der Dame, die er aufs Prächtigste hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Sie trat bald darauf, mit ihrem niedlichen Knaben auf dem Arm, von den beiden Dienern begleitet, in den Saal, und setzte sich auf Begehren des Ritters neben einem von den Gästen. „Meine Herren, sagte Herr Gentile, hier seht ihr diejenige, die mir jetzt und immer das Liebste in der Welt ist, und sein wird. Betrachtet sie, und urtheilt selbst, ob sie es verdient, und ob ich recht habe.“

Die Herren ehrten und priesen sie sehr, und versicherten den Ritter, einen solchen Gegenstand müsse er allerdings werth halten; und indem sie sie mit Aufmerk-

samkeit betrachteten, waren viele unter ihnen, welche sie für diejenige würden gehalten haben, die sie wirklich war, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß sie todt wäre. Vor Allen aber schaute Riccoluccio sie an, und indem der Ritter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, konnte er seine Neugier, zu wissen, wer sie wäre, nicht unterdrücken, und fragte sie, ob sie aus Bologna wäre, oder nicht.

Es kostete der Dame viele Ueberwindung, auf die Frage ihres Gemahls nicht zu antworten; allein sie schwieg, weil sie es dem Ritter versprochen hatte. Ein Anderer fragte sie, ob der Knabe ihr eigenes Kind wäre; wieder ein Anderer, ob sie die Gattin des Gentile, oder ob sie sonst mit ihm verwandt wäre; allein sie gab Keinem eine Antwort. Indem nun Herr Gentile wieder hereintrat, sprach einer von den Gästen; „Mein Herr, Ihr habt da in der That eine große Schönheit; allein sie scheint ja stumm. Ist dem wirklich so?"

„Meine Herren, antwortete Gentile, es ist kein geringer Beweis ihrer Tugend, daß sie bis jetzt in eurer Gegenwart nicht gesprochen hat."

„So saget uns denn selbst, wer sie ist!" sprach Jener.

„Das will ich gerne thun, versetzte der Ritter, wenn ihr alle mir versprecht, daß, was ich auch sagen möge, Niemand sich von seiner Stelle bewegen will."

Als ihm Jeder dieß versprochen hatte, und die Tafel bereits aufgehoben war, so begann Herr Gentile neben der Dame sitzend, folgendermaßen: „Meine Herren, eben diese Dame ist der gute, treue Diener, wegen dessen ich euch vorhin meine Frage vorlegte. Die Ihrigen

schätzten sie so wenig, daß sie sie, wie ein geringfügiges und verächtliches Ding mitten auf die Straße warfen, wo ich sie aufnahm, und durch meine Sorgfalt und Hülfe sie aus dem Tode ins Leben zurückbrachte. Gott, der auf meine gute Absicht sah, hat sie aus einer reizlosen Leiche wieder so schön werden lassen, wie ihr sie jetzt erblickt. Damit ihr aber deutlich einsehet, wie dies Alles zugegangen sei, so will ich es euch kürzlich erklären."

Er erzählte nun Alles, was von dem ersten Anbeginn seiner Liebe, bis zur gegenwärtigen Stunde vorgefallen war, zur großen Verwunderung aller Anwesenden, und er schloß mit diesen Worten: „Wenn ihr demnach Alle, und besonders Riccoluccio, nicht seit wenigen Augenblicken eure Meinung geändert habt, so gehört diese Dame mit allem Rechte mir, und kein Anderer hat gerechten Anspruch, sie von mir zurückzufordern."

Alle schwiegen und waren gespannt, was er weiter sagen würde, und Riccoluccio nebst einigen Andern, sowohl als die Dame, waren bis zu Thränen gerührt. Doch Herr Gentile stand auf, nahm das Knäbchen auf seinen Arm, und die Dame bei der Hand, ging zu Riccoluccio, und sprach zu ihm: „Steh auf, Gevatter, ich übergebe dir hier nicht deine Frau, die von dir und von ihren Verwandten verwahrloset ward, sondern meine Gevatterin, nebst diesem Knaben, von dem ich versichert bin, daß du ihn gezeugt hast. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben, und ihm den Namen Gentile gegeben; und ich beschwöre dich, deine Frau darum nicht minder zu lieben, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewohnt hat, denn ich schwöre dir bei dem

Gott, der es mir vielleicht eingegeben hat, mich in sie zu verlieben, damit meine Liebe ihr das Leben retten möchte, daß sie weder im Hause ihrer Aeltern, noch in dem deinigen, jemals keuscher gelebt hat, als in dem meinigen bei meiner Mutter." Hierauf sprach er zu der Dame: „Madonna, ich entbinde Euch von diesem Augenblicke an Eures Versprechens, und übergebe Euch frei und ledig Eurem Niccoluccio." Indem er demselben mit diesen Worten seine Gattin und sein Söhnchen in die Arme geliefert hatte, trat er zurück, und setzte sich nieder.

Niccoluccio empfing seine Gemahlin und ihr Kind mit desto größerer Wonne, je weniger er sich dieses hatte träumen lassen können. Er dankte dem Ritter nach seinem besten Vermögen, und alle Uebrigen, die bis zu Thränen gerührt waren, überhäuften ihn, so wie Jeder, der davon hörte mit Lobeserhebungen. Die Dame ward mit unbeschreiblicher Freude in ihrem Hause empfangen, und noch lange darnach ward sie von den Bolognesern wie eine Auferstandene mit Wunder betrachtet, und Messer' Gentile blieb nach dieser Zeit ein beständiger Freund des Niccoluccio und aller seiner und Catalinens Verwandten.

Was sagt ihr nun dazu, meine holde Damen? Haltet ihr dafür, daß ein König, der sein Scepter und seine Krone verschenkt, oder ein Abt, der ohne Mühe und Kosten einen Straßenräuber mit dem Papst wieder aussöhnt, oder daß ein abgelebter Greis, der seine Kehle dem Messer seines Feindes darbietet, etwas so Großes gethan habe, als Messer' Gentile? Er, ein junger feuriger Mann, welcher mit Recht auf dasjenige Anspruch machen zu können glaubte, was ein

Andrer weggeworfen, und was er zu seinem Glücke gefunden und aufgehoben hatte, und welcher dennoch seine Gluth nicht nur aus Mäßigung niederdrückte, sondern freiwillig das, was er sonst mit allen seinen Wünschen erstrebt und zu rauben gesucht hatte, zurückgab, als er es besaß? Fürwahr, keine von den schon erzählten Handlungen reicht an dieses Uebermaaß von Edelmuth.

V. Novelle.

Madonna Dianora fordert von Herrn Ansaldo im Januar so einen Garten wie im Mai. Diesen verschafft ihr Ansaldo mit Hülfe eines Zauberers. Ihr Gemahl gestattet ihr darauf, dem Ansaldo zu Willen zu sein; allein als dieser seine Großmuth erfährt, entbindet er sie des gegebenen Versprechens, und auch der Zauberer verzichtet auf die ihm von Ansaldo versprochene Belohnung.

Nachdem Herr Gentile von Allen in dem fröhlichen Kreise mit Lobsprüchen bis zum Himmel erhoben worden war, befahl der König Emilien fortzufahren. Diese schien den Augenblick zum Reden kaum erwarten zu können, und begann, indem sie schnell das Wort nahm, folgendermaßen: Zarte Mädchen, Niemand wird mit Recht sagen können, daß Herr Gentile nicht wahrhaft großmüthig gehandelt hatte; wenn man aber be-

haupten wollte, daß ihn Niemand übertreffen könnte, so ließe sich vielleicht mit leichter Mühe beweisen, daß man wohl noch mehr leisten könne; und davon will ich euch eine kleine Geschichte mittheilen.

Im Friaul, einem Lande, das zwar ein wenig kalt, aber voll angenehmer Gebirge, fischreicher Ströme und klarer Quellen ist, liegt eine Stadt, Namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame wohnte, Madame Dianora genannt, die Frau eines sehr reichen Mannes, welcher Gilberto hieß, und ein sehr gefälliger, angenehmer Mann war. Diese Dame verdiente wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Liebe eines gewissen adeligen und angesehenen Herrn, Namens Ansaldo Gradense, welcher ein allgemein beliebter Mann, und als ein tapferer Ritter und feiner Weltmann überall gleich berühmt war. Dieser liebte sie heftig, und that Alles, was er vermochte, um ihre Gegenliebe zu erlangen, indem er deswegen häufig Botschaften an sie schickte; allein er bemühte sich vergeblich. Endlich fielen der Dame die Anträge des Ritters zur Last, und da sie sah, daß er sich nicht abhalten ließ, sie mit seiner Liebe und mit seiner Zudringlichkeit zu bestürmen, obwohl sie ihm Alles verweigerte, so verfiel sie auf den Gedanken durch eine sonderbare Forderung, die er nach ihrer Meinung nie würde erfüllen können, ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie sprach demnach einst zu einer gewissen Frau, die er oft zu ihr schickte: „Gute Frau, du hast mir oft betheuert, daß Herr Ansaldo mich über Alles liebe, und hast mir in seinem Namen sehr beträchtliche Geschenke angeboten, die er aber für sich behalten mag, weil sie mich nie bewegen können, ihn zu lieben, und seinen Wünschen nachzugeben. Doch

wenn ich wüßte, daß er mich wirklich so sehr liebte, wie du sagst, so würde ich mich dann entschließen, ihn wieder zu lieben, und zu thun, was er begehrt. Wenn er mich anders davon durch solche Beweise überzeugen wollte, wie ich fordere, so bin ich zu seinen Wünschen bereit."

Was begehrt ihr denn, daß er thun soll, Madonna? fragte die Alte.

Sie erwiederte: „Ich verlange im nächsten Monat Januar nahe vor dieser Stadt einen Garten voll grüner Kräuter, duftender Blumen und belaubter Bäume, so schön wie man sie im Mai nur haben kann. Wenn er mir diesen nicht verschafft, so soll er weder dich noch eine Andere jemals wieder zu mir schicken, denn wenn er mich noch mehr belästigte, so würde ich, nachdem ich bisher meinem Mann und meinen Verwandten Alles verborgen gehalten habe, mich gegen sie beschweren, und ihn mir vom Halse zu schaffen suchen.

Als der Ritter diese Bitte und die Verheißung seiner Dame vernahm, fand er die Sache zwar äußerst schwierig, wo nicht unmöglich, und merkte wohl, daß ihre Forderung nichts Anderes zur Absicht hatte, als ihm alle Hoffnung zu benehmen; doch beschloß er, nichts unversucht zu lassen, um ihr Begehren zu erfüllen. Er schickte demnach in allen vier Weltgegenden umher, um Jemand aufzusuchen, bei dem er Rath und Beistand finden könnte, und es gelang ihm wirklich, Jemand zu finden, der ihm für einen bedeutenden Lohn versprach, das Verlangte durch Magie zu bewerkstelligen. Herr Ansaldo schloß demnach für eine große Summe einen Vertrag mit ihm, und sah mit Sehnsucht der bestimmten Zeit entgegen. Als diese erschien, und die Kälte sehr heftig, und Alles

mit Eis und Schnee bedeckt war, wußte der Schwarzkünstler es durch seine geheime Wissenschaft in der Neujahrsnacht zu veranstalten, daß am folgenden Morgen (laut der Versicherung derjenigen, die es gesehen haben) auf einer schönen Ebene vor der Stadt auf einmal einer der schönsten Gärten, die man jemals irgendwo gesehen hatte, mit Gras und Bäumen und Früchten aller Art zum Vorschein kam. Als Herr Anfaldo dieses zu seiner großen Freude gewahrte, ließ er die herrlichsten Früchte und die schönsten Blumen abpflücken, schickte sie heimlich zu seiner Dame, und ließ sie einladen, den Garten, den sie verlangt hätte, zu schauen, und sich dadurch von der Größe seiner Liebe zu überzeugen. Zugleich ließ er sie bitten, sich ihres Versprechens zu erinnern, und als eine brave Frau auf die Erfüllung desselben bedacht zu seyn.

Als sie die Früchte und Blumen sah, und bereits von einigen Leuten von dem wunderbaren Garten gehört hatte, fing sie an ihr Versprechen zu bereuen. Allein ungeachtet ihrer Reue trieb sie doch die Neugier, mit einigen anderen Damen aus der Stadt den Garten zu betrachten, und sie konnte nicht umhin, ihn zu bewundern; doch kehrte sie höchst betrübt nach Hause zurück, indem sie bedachte, wozu sie sich verbindlich gemacht hatte. Ihr Schmerz war so groß, daß sie ihn nicht gänzlich im Innern verbergen konnte, sondern auch äußerliche Merkmale davon blicken ließ, welche ihr Mann gewahr ward, der nun durchaus die Ursache desselben wissen wollte. Lange schwieg sie vor Schaam; zuletzt aber sah sie sich doch genöthigt, ihm Alles ausführlich zu entdecken. Gilberto gerieth anfänglich in großen Zorn, als er es hörte; als er jedoch die reine Absicht seiner Gemahlin in Betrachtung zog, verbannte er den Zorn, und sagte:

„Dianora, es schickt sich allerdings nicht für eine kluge und ehrbare Frau, eine Botschaft dieser Art anzuhören, und mit Jemand unter irgend einer Bedingung einen Handel über ihre Keuschheit zu schließen. Die Worte gehen durch das Ohr ein in das Herz, und machen vielmehr Eindruck, als Mancher sich denkt, und den Verliebten ist fast nichts unmöglich. Du hast folglich übel gethan, zuerst Gehör zu geben, und hiernächst einen Vertrag einzugehen. Weil ich jedoch die Reinheit deines Herzens kenne, so will ich dir, um dich deines Versprechens zu entledigen, erlauben, was wohl kein Anderer zugeben würde; und dazu bewegt mich zum Theil die Furcht vor dem Schwarzkünstler, mit dessen Hülfe Herr Ansaldo, wenn du ihm nicht Wort hieltest, sich vielleicht an uns rächen könnte. Du sollst demnach zu ihm gehen, und ihn, wo möglich, zu bewegen suchen, dich ohne Verletzung deiner Keuschheit von deinem Versprechen zu entbinden. Gelingt dir aber dieses nicht, so überlaß ihm für dießmal deine Person, ohne ihm dein Herz zu schenken."

Als die Dame ihren Gemahl so sprechen hörte, weinte sie, und wollte durchaus von der Erlaubniß ihres Mannes keinen Gebrauch machen. Gilberto aber bestand, trotz allen ihren Weigerungen, auf seinem Willen. Als daher der folgende Morgen erschien, begab sich die Dame um die Morgenröthe, ungeschmückt, mit zwei Dienern voraus und einem Kammermädchen hinterher, nach dem Hause des Herrn Ansaldo. Als dieser vernahm, seine Dame komme zu ihm, wunderte er sich sehr, stand auf, und ließ den Schwarzkünstler rufen. „Du sollst sehen," sprach er zu ihm, „welchen Schatz mir deine Kunst verschafft hat." Hierauf ging er mit ihm, ohne in seinem Betragen irgend eine sträfliche Begierde blicken zu lassen,

der Dame ehrerbietig entgegen, führte sie in ein schönes Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte, nöthigte sie zum Sitzen, und sprach zu ihr: „Madonna, wenn meine unwandelbare Liebe einige Vergeltung von Euch verdient, so bitte ich Euch, die Güte zu haben, mir die wahre Ursache zu sagen, warum Ihr zu dieser ungewöhnlichen Stunde, und in solcher Begleitung zu mir kommt."

Hierauf antwortete die Dame verschämt und mit Thränen in den Augen: „Herr, mich hat weder meine Liebe zu Euch, noch mein gegebenes Versprechen hergeführt, sondern das Gebot meines Gemahls, welcher mehr Rücksicht auf die Bemühungen Eurer sträflichen Liebe genommen hat, als auf seine eigene Ehre und auf die meinige, und nur auf seinen Befehl bin ich für dießmal zu jedem Eurer Wünsche bereit."

Hatte sich Herr Anſaldo über die ersten Worte der Dame verwundert, so erstaunte er noch mehr über die Großmuth des Herrn Gilberto, welche auf einmal seine Liebesgluth in ein edleres Mitgefühl verwandelte. „Madonna," sprach er, „das wolle Gott nimmermehr, wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt, daß ich die Ehre desjenigen kränken sollte, der mit meiner Liebe so viele Nachsicht hat. Ihr sollt nicht länger, als es Euch selbst beliebt, und nicht anders, als wenn ihr meine Schwester wäret, hier verweilen, und Euch, so bald es Euch gefällt, wieder entfernen. Danket Eurem Gemahl in meinem Namen in solchen Ausdrücken, die Ihr selbst für angemessen haltet, für seine große Güte, und betrachtet mich in Zukunft jederzeit wie euren Bruder und Diener."

Sobald die Dame die Worte hörte, war sie froher, als jemals, und sprach: „Ich konnte in Rücksicht auf

Eure Gesinnungen mit Recht bei meinem Besuche keine andere Behandlung von Euch erwarten, als die Ihr mir angedeihen laßt, und ich bleibe Euch dafür auf immer verpflichtet." Dann nahm sie mit Hochachtung Abschied von ihm, und verfügte sich mit ihren Begleitern wieder zu ihrem Gemahl, dem sie Alles erzählte, was geschehen war; weßwegen zwischen ihm und Herrn Ansaldo die engste Freundschaft geschlossen ward.

Der Schwarzkünstler, welchem Herr Ansaldo die versprochene Belohnung geben wollte, gewahrte nicht sobald die Großmuth des Gilberto gegen Ansaldo, und des Ansaldo gegen die Dame, als er sagte: „Gott wolle nicht, daß ich in Betracht meines Lohns weniger edelmüthig handeln sollte, als Gilberto in Hinsicht auf seine Ehre, und Ihr in Ansehung Eurer Liebe! Das Geld ist bei Euch in den würdigsten Händen, und darum will ich, daß es Euer bleibe."

Der Ritter hielt sich für beschämt, und bemühte sich, ihn dahin zu bringen, daß er, wo nicht Alles, doch wenigstens einen Theil des Goldes annähme; doch vergebens. Nach drei Tagen ließ der Künstler den Garten wieder verschwinden, der Ritter nahm Abschied von ihm, und verbannte aus seinem Herzen seine ungebührliche Liebe, die sich in der Folge in zärtliche Freundschaft für die Dame verwandelte.

Was sagen wir nun hiervon, liebenswürdige Damen? Wollen wir eine, wegen vergeblicher Hoffnung, schon erstickte Liebe zu einer bald todten Frau höher schätzen, als die Großmuth des Herrn Ansaldo, der noch mit völliger Gluth liebte, und der in dem Moment, wo seine Erwartung aufs Höchste gespannt war, die so sehnlich

gewünschte Beute schon in seinen Armen hatte? Thöricht scheint es mir, wenn man diese großmüthige Handlung mit jener vergleichen wollte."

VI. Novelle.

Der siegreiche König Karl der Alte verliebt sich in eine Jungfrau, schämt sich aber seiner thörichten Neigung, und vermählt sie und ihre Schwester auf ehrenvolle Art.

Wer Alles melden wollte, was die Damen darüber sprachen, wer in der Geschichte Madonna Dianora's sich großmüthiger gezeigt hätte, Gilberto, Ansaldo, oder der Schwarzkünstler, der hätte Vieles zu berichten. Nachdem der König ihnen etwas Zeit zu ihrem Wortwechsel gelassen hatte, winkte er Fiametten, durch eine neue Erzählung dem Streit ein Ende zu machen. Sie begann ohne allen Aufschub folgendermaßen:

„Edle Damen, ich war immer der Meinung, in einer Gesellschaft, wie die unsrige, möchte man so sehr bei allgemeinen Bemerkungen stehen bleiben, daß die gar zu genaue Ausdeutung des Gesagten den Uebrigen keinen Anlaß zum Streit geben könnte. Denn dieß ist allerdings passender für junge Studenten in ihren Schulen, als für uns, die wir kaum mit dem Rocken und mit der Spindel fertig werden. Obwohl ich demnach eben jetzt etwas im Sinne hatte, das vielleicht verschiedene Urtheile

hervorrufen könnte, so will ich dieses lieber bei Seite setzen, da ich finde, daß Ihr über das vorhin Erzählte noch nicht einig seid, und will euch statt dessen mittheilen, wie einst ein nicht gemeiner Mann, sondern ein großer König, eine ritterliche Handlung ausübte, bei der er sich von den Pflichten der Ehre auf keine Weise entfernte.

Ihr alle mögt wohl schon von dem Könige Karl dem Alten, oder dem Ersten, gehört haben, durch dessen herrlichen Kriegszug und seinen darauf folgenden glorreichen Sieg über den König Manfred die Ghibellinen aus Florenz verjagt, und die Guelfen wieder in den Besitz desselben gesetzt wurden. Bei diesen Umständen war ein gewisser Ritter, Namens Messer Neri degli Uberti, mit allen den Seinigen und mit einem großen Vermögen von dort ausgewandert, wollte sich aber nirgends anders, als unter dem Schutze des Königs Karl niederlassen, und um in stiller Einsamkeit zu leben, und seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen, zog er nach Castell a Mare, und kaufte sich ungefähr einen Bogenschuß von der Stadt ein Gütchen mitten unter Oelbäumen, Nußbäumen, und Kastanien, welche in der Gegend häufig wachsen, ließ sich daselbst ein schönes, bequemes Landhaus bauen, neben demselben einen schönen Garten anlegen, und mitten in demselben (weil er an fließendem Wasser keinen Mangel hatte) einen großen, klaren Fischteich nach unserer Art, welchen er mit allerlei schmackhaften Fischen anfüllte. Indem er sich hier die Verschönerung seines Gartens zum einzigen Geschäfte machte, traf es sich, daß König Karl in der heißen Jahreszeit sich nach Castell a Mare begab, um daselbst eine Zeitlang auszuruhen. Als er von dem schönen Garten des Herrn Neri hörte, wünschte er diesen zu

sehen, und da man ihm gesagt hatte, wer er war, so glaubte er, weil er von der entgegengesetzten Partei war, mit ihm desto weniger Umstände machen zu können, und ließ ihm melden, daß er am folgenden Abend nebst vier Cavalieren ganz still bei ihm in seinem Garten speisen wolle.

Dem Herrn Neri war dieses sehr erwünscht; er ließ Alles auf's Prächtigste zubereiten, und traf mit den Seinigen Anstalten, um dem Könige den Abend in seinem schönen Garten recht angenehm zu machen. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus des Herrn Neri besehen, und Alles sehr gelobt hatte, fand er die Tafeln neben dem Fischteiche gedeckt, und setzte sich nach dem Händewaschen an eine derselben nieder. Dem Grafen Guido von Montfort, einem der Cavaliere, die mit ihm gekommen waren, gebot er, sich an der einen Seite neben ihm zu setzen, und an der andern mußte Herr Neri Platz nehmen. Die übrigen drei Herrn mußten auf seinen Befehl nach der Anordnung des Herrn Neri bei der Tafel bedienen. Die köstlichsten Speisen wurden aufgetragen, die delikatesten Weine waren vorhanden, und Alles ging mit der schönsten Ordnung ohne Geräusch und Störung, was dem Könige ungemein gefiel. Indem er nun an der Tafel saß, und sich der Stille des Orts erfreute, traten zwei junge Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in den Garten, deren goldene Locken in feinen Ringeln ihre Schultern umflossen, und mit leichten ländlichen Kränzen bekrönt waren. Ihre Angesichter glichen an Zartheit der Züge und Farbe mehr Engeln, als Menschen, und ihre schneeweißen Kleider von der allerfeinsten Leinwand schlossen auf der bloßen Haut vom Gürtel aufwärts fest an, indeß sie sich nach unten er-

weiterten, und bis auf die Füße herabreichten. Die eine trug ein Paar Zangnetze auf der Schulter, die sie mit der linken Hand fest hielt, und in der Rechten trug sie eine lange Stange. Die andere, welche ihr nachfolgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter dem Arm ein Reisigbündel, und in der Hand einen Dreifuß, und in der Rechten einen Oelkrug und eine kleine brennende Fackel.

Als der König die Mädchen kommen sah, verwunderte er sich, und erwartete aufmerksam, was dieses zu bedeuten haben würde. Ehrbar und schüchtern traten die Jungfrauen vor, verneigten sich vor dem Könige, und gingen nach der Treppe, wo man in den Teich hinabstieg. Die Eine, welche die Pfanne trug, setzte dieselbe nebst den übrigen Sachen nieder, nahm die Stange von der andern, und beide stiegen hinab in das Wasser, welches ihnen bis an die Brust reichte. Einer von den Dienern des Herrn Neri zündete eiligst Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, that Oel hinein, und wartete, daß die Mädchen ihm Fische zuwürfen. Die Eine jagte mit ihrer Stange die Fische aus ihren Schlupfwinkeln ihrer Schwester zu, und diese fing sie, zur nicht geringen Ergötzung des Königs, mit ihren Hamen auf, und so erhielten sie in der Geschwindigkeit eine große Menge Fische, welche der Diener fast lebendig in die Bratpfanne that, indeß die Mädchen von Zeit zu Zeit einige von den schönsten dem Könige, dem Grafen Guido, und ihrem Vater zuwarfen. Der König belustigte sich, die Fische auf der Tafel herumspringen zu sehen, und sie freundlich scherzend den Mädchen wieder zuzuwerfen, und dieser Scherz ward so lange fortgesetzt, bis der Diener alle diejenigen gebraten hatte, die ihm gegeben

worden waren. Diese wurden jedoch mehr als ein Zwischengericht aufgetragen, als daß sie eine Hauptschüssel hätten vorstellen sollen. Als die Mädchen sahen, daß die Fische fertig waren, und als sie genug gefischt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, in welchem ihr feines leichtes Gewand sich so fest an ihre schönen zarten Glieder angelegt hatte, daß es fast keine einzige ihrer Schönheiten mehr verhüllte. Jede von ihnen hob die Geräthe wieder auf, die sie mitgebracht hatte, ging züchtig erröthend vor dem Könige vorüber, und begab sich wieder nach Hause.

Der König, der Graf, und die dienenden Edelleute hatten die liebenswürdigen Mädchen aufmerksam beschaut, und ihre Schönheit und reizende Gestalt, und nicht weniger ihre Anmuth und Artigkeit, heimlich bewundert; vorzüglich aber war der König von ihnen ganz entzückt worden. Er hatte in dem Augenblicke, da sie aus dem Wasser stiegen, einen jeden ihrer Reize mit einem so aufmerksamen Staunen gemustert, daß er nichts würde gefühlt haben, wenn man ihn auch mit Nadeln gestochen hätte, und je mehr er an sie dachte, ohne jedoch zu wissen, wer sie wären, um desto lebhafter erwachte in seinem Herzen die Begierde, ihnen zu gefallen, und ließ ihn deutlich genug merken, daß er Ursache hätte, sich sehr in Acht zu nehmen, um nicht verliebt zu werden; inzwischen wußte er selbst nicht, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte; so sehr waren sie in allen Stücken einander ähnlich. Nachdem er eine Zeitlang darüber hin und her gedacht hatte, fragte er endlich den Herrn Neri, wer die beiden Jungfrauen wären?

„Sire," antwortete Herr Neri, „sie sind meine Töchter, und Zwillingsschwestern. Die Eine nennt man

Ginevra, die Schöne, und die Andere Isotta, die Goldlockige.“

Der König lobte sie sehr, und ermahnte ihn, sie zu verheirathen, worauf aber Herr Neri so viel möglich vermied, eine bestimmte Antwort zu geben. Indem nun die Mahlzeit bis auf den Nachtisch vorbei war, erschienen die beiden Jungfrauen wieder, in schönen seidenen Gewändern, mit zwei großen silbernen Schüsseln in der Hand, gefüllt mit den verschiedenartigsten Früchten, welche die Jahrszeit brachte, und stellten sie vor dem Könige auf die Tafel. Darauf traten sie etwas zurück, und stimmten ein Lied an, welches mit den Worten begann:

„Wie weit du, Liebe mich gebracht,
Das ist fürwahr nicht leicht gesagt.“

mit so vieler Anmuth und Lieblichkeit, daß der König, der sie mit Entzücken betrachtete und ihnen zuhörte, glaubte, alle Schaaren der Engel wären vom Himmel herabgestiegen, um ihm vorzusingen. Als der Gesang beendet war, knieten sie ehrerbietig nieder, und baten den König um Urlaub, den er ihnen auch mit freundlicher Miene bewilligte, obwohl ihm innerlich ihr Abschied leid that.

Nach geendigtem Gastmahl stieg der König mit seinen Begleitern zu Pferde, und kehrte mit ihnen unter allerlei Gesprächen nach seinem Hoflager zurück. Hier hielt er seine Neigung verborgen; da er aber, ungeachtet der wichtigsten Staatsangelegenheiten, die ihn beschäftigten, die Anmuth und die Reize der schönen Ginevra nicht vergessen konnte, um derentwillen er auch ihre Schwester, die ihr so sehr ähnlich war, mit liebte, so verwickelte er sich dergestalt in dem Netze der Liebe, daß er fast seinen

andern Gedanken mehr fassen konnte. Er unterhielt deswegen unter allerlei Vorwänden einen beständigen Umgang mit Herrn Neri, und besuchte ihn fleißig in seinem schönen Garten, um die liebenswürdige Ginevra zu sehen.

Als er es endlich nicht länger aushalten konnte, und weil er keinen andern Ausweg zu finden wußte, kam er auf den Einfall, nicht nur Ginevren, sondern auch zugleich ihre Schwester dem Vater zu entführen, und entdeckte dem Grafen Guido sowohl seine Liebe, als seine Absicht. Dieser, der ein sehr braver Mann war, erwiederte ihm hierauf: „Sire, das, was Ihr mir sagt, setzt mich in groſses Staunen, und ich verwundere mich darüber mehr, als ein Anderer, je genauer ich glaube, Eure Gesinnungen von Jugend auf gekannt, und aufmerksamer, als irgend ein Anderer, beobachtet zu haben. Da ich nun in Euren Jugendjahren, in welchen sich die Liebe am leichtesten ihrer Beute bemächtigt, nie bemerkt habe, daß Ihr mit dieser Leidenschaft bekannt wäret, so kommt es mir jetzt, da Ihr dem Alter entgegen geht, so neu und sonderbar vor, Euch sagen zu hören, daß Ihr verliebt seid, daß ich es fast für ein Wunder achten muß; und wenn es mir zukäme, Euch darüber Vorstellungen zu machen, so wüßte ich wohl, was ich Euch sagen würde, wenn ich bedenke, daß Ihr Euch noch mit den Waffen in der Hand in einem neueroberten Reiche befindet, mitten unter einem fremden Volke voll List und Ränke; überhäuft mit Sorgen und Unruhen, und mit den wichtigsten Staatsgeschäften; daß Ihr noch nicht einmal einen bleibenden Wohnsitz habt wählen können, und daß Ihr bei dem Allen dem Reiz der verführerischen Liebe Raum gegeben habt. Das heißt nicht wie ein großmüthiger

König, sondern wie ein schwacher Jüngling handeln. Ja, was noch mehr ist, Ihr sagt, Ihr habt den Beschluß gefaßt, diesem wackern Ritter seine beiden Töchter zu rauben, nachdem er Euch in seinem Hause so gastfrei bewirthet, und um Euch recht hoch zu ehren, Euch seine Kinder fast nackt gezeigt hat, um Euch sein völliges Vertrauen zu beweisen, und daß er Euch in der That wie einen König, und nicht wie einen raubgierigen Wolf betrachtet. Habt Ihr denn schon so bald vergessen, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Manfredi gegen die Weiber ausgeübt hat, Euch zuerst den Weg zum Throne dieses Reichs gebahnt haben? Könnt Ihr Euch eines Verbrechens schuldig machen, welches die ewige Strafe mehr verdient, als wenn Ihr demjenigen, der Euch ehrt, seine Ehre, seine Hoffnung und seinen Trost zu rauben versucht? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr so handeln wolltet? Ihr glaubt vielleicht, es sei genug zu Eurer Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich that dieses, weil er ein Ghibelline ist. Aber ziemt es denn einem gerechten Könige, diejenigen, die sich ihm selbst in die Arme werfen, auf eine solche Art zu behandeln, sie mögen sein, wer sie wollen? Ich gebe es Euch zu bedenken, Sire, daß es Euch zwar zum großen Ruhme gereicht, den Manfredi besiegt zu haben; daß es aber noch weit rühmlicher ist, sich selbst zu überwinden, und da Ihr Andere zur Ordnung anhalten sollt, so beherrscht Euch selbst, zügelt Eure Begierden, und verdunkelt nicht mit einem solchen Flecken den glänzenden Ruhm, den Ihr Euch erworben habt!"

Diese Worte drangen dem Könige in die Seele, und sie bekümmerten ihn um so mehr, für je wahrer er sie erkennen mußte. Mit einem schwerem Seufzer erwie-

derte er: „Graf es iſt wahr, daß es dem größten Helden weit leichter fällt, jeden andern Feind, wie ſtark er auch ſei, zu überwinden, als ſeine eigenen Begierden. Doch wie ſchwer auch der Kampf, und ſo unerſchwinglich auch die dazu erforderlichen Kräfte ſein mögen, ſo haben mich doch Eure Worte ſo geſtachelt, daß ich Euch in wenigen Tagen durch die That beweiſen will, daß ich mich eben ſo gut ſelbſt überwinden, als Andere beſiegen kann."

Nur wenige Tage vergingen, ſo kehrte der König nach Neapel zurück, und, theils um den Ritter für die Bewirthung zu belohnen, theils um ſich ſelbſt die Veranlaſſung zu irgend einer üblen Handlung abzuſchneiden, entſchloß er ſich, (ſo ſchwer es ihm auch fiel, Andere in den Beſitz deſſen zu ſetzen, was er ſelbſt ſo glühend begehrt hatte), die beiden Jungfrauen zu vermählen, und zwar nicht wie die Töchter des Herrn Neri, ſondern als wenn ſie ſeine eigenen Prinzeſſinnen wären. Nachdem er ſie mit Bewilligung ihres Vaters königlich ausgeſtattet hatte, gab er Ginevren, die Schöne, dem Herrn Maffeo da Palizzi, und Iſotten, die Goldlockige, dem Herrn Guiglielmo della Magna, zweien edlen Rittern und großen Baronen, zu Gemahlinnen, und als er ſie ihnen überantwortet hatte, ging er mit ſchwerem Herzen nach Apulien, und bändigte durch unabläſſige Anſtrengung ſeine wilde Gluth dergeſtalt, daß er die Liebkoſungen gänzlich zerbrach, und dann frei von dieſer Leidenſchaft blieb, ſo lange er lebte.

Manche werden vielleicht behaupten, daß es für einen König etwas Kleines war, ein Paar Jungfrauen auszuſtatten; ich gebe es zu; allein ich bin der Meinung, daß es höchſt edel gehandelt war, wenn wir bedenken, daß ein liebender König ſeine Geliebte verheirathete,

ohne die Frucht, oder auch nur die Blüthe seiner Liebe zu genießen. So aber handelte dieser großmüthige König, indem er den edlen Ritter höchlich belohnte, die geliebten Mädchen zu großen Ehren erhob, und sich selbst kräftig überwand.

VII. Novelle.

Der König Peter von Arragonien erfährt, daß Lisa vor Liebe zu ihm krank darnieder liegt. Er tröstet sie, und vermählt sie dann mit einem seiner Jüngling, küßt ihr die Stirne, und nennt sie fortan immer ihren Ritter.

Fiammetta hatte ihre Geschichte beendigt, und die männliche Großmuth des Königs Karl war sehr gelobt worden, obgleich einige von den Damen, die ghibellinisch gesinnt waren, ihm ihre Anerkennung versagten; worauf Pampinea, welcher der König jetzt fortzufahren gebot, folgendermaßen begann:

„Edle Damen! Kein Verständiger wird den König Karl anders beurtheilen, als ihr gethan habt, wofern er ihm nicht aus andern Nebenursachen feind ist. Weil mir jedoch von einem seiner Gegner eine nicht weniger lobenswerthe Behandlung einer unserer jungen Florentinerinnen einfällt, so will ich euch diese erzählen.

In der Zeit, wo die Franzosen aus Sicilien verjagt wurden, lebte in Palermo ein sehr reicher florentinischer Apotheker, Namens Bernardo Puccini, der

mit seiner Frau eine einzige sehr schöne und bereits mannbare Tochter hatte. Als nun der König Peter von Arragonien Herr der Insel geworden war, so gab er mit seinen Edelleuten in Palermo ein großes Fest, bei welchem er selbst auf catalonische Weise turnierte; und da geschah es, daß Lisa, die Tochter des Bernardo, von einem Fenster aus ihn rennen sah, und ihn so wunderbar schön fand, daß sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte, und sich heftig in ihn verliebte.

Nachdem das Fest vorüber war, beschäftigte sie sich in dem Hause ihres Vaters noch immer in Gedanken mit ihrer hochstrebenden Liebe. Das Bewußtsein ihres niedrigen Standes, welches ihr fast keine Hoffnung übrig ließ, in ihrer Liebe glücklich zu werden, machte ihr dabei viele Qual; doch fühlte sie sich immer wieder von ihrer Liebe zu dem Könige hingerissen, wiewohl sie sich nichts davon durfte merken lassen, um sich nicht noch größeren Verdruß zuzuziehen. Der König, welcher von ihrer Liebe keine Ahnung hatte, bekümmerte sich auch nicht darum, wodurch ihr Schmerz noch unendlich vermehrt wurde. Deßhalb und weil ihre Leidenschaft immer noch zunahm, und ein trüber Tag immer auf den andern folgte, unterlag sie endlich ihrem Schmerz, ward krank, und verzehrte sich von einem Tag zum andern, wie der Schnee an der Sonne. Ihre betrübten Eltern suchten sie aufzuheitern, und sparten kein Geld für Aerzte und Medicin, um ihr zu helfen; doch Alles war vergebens, weil sie selbst vor Verzweiflung beschlossen hatte, nicht länger zu leben. Da jedoch ihr Vater sich erbot, Alles für sie zu thun, was sie begehrte, so hatte sie einst den Einfall, wenn es auf gute Art geschehen könnte, dem Könige ihre Liebe und den Vorsatz, den sie gefaßt hatte, zu entdecken. Zu

dieſem Ende bat ſie ihren Vater, einen gewiſſen Minuccio d'Arezzo zu ihr kommen zu laſſen, welcher als ein geſchickter Sänger und Muſiker berühmt, und von dem König Peter ſehr gern geſehen war. Bernardo glaubte nur, daß ſeine Tochter nach ihm verlangte, um ihn ſpielen und ſingen zu hören, und ließ ihn rufen; und da er ein ſehr gefälliger Mann war, ſo kam er auch ſogleich zu ihr, und nachdem er ſie mit freundlichen Worten ein wenig aufgeheitert hatte, ſpielte er ihr auf ſeiner Geige ein paar ſanfte Stücke vor, und ſang darauf einige Lieder. Doch bei dem verliebten Mädchen war dieß Alles nur Oel in's Feuer gegoſſen, während er ſie zu beruhigen wähnte. Hierauf ſagte die Jungfrau, ſie habe einige Worte allein mit ihm zu ſprechen, weßhalb ſich denn Jedermann entfernte, und ſie alſo zu ihm ſprach: „Minuccio, ich habe dich auserwählt, um dir ein Geheimniß anzuvertrauen; allein ich erwarte vor allen Dingen, daß du es nie irgend einem Menſchen mittheilſt, außer demjenigen, den ich dir nennen werde; auch bitte ich dich zugleich, mir nach deinen Kräften beizuſtehen. Wiſſe demnach, mein lieber Minuccio, daß unſer Herr und König Peter an dem Tage, da er das große Feſt wegen ſeiner Thronbeſteigung gab, mir ſo vortrefflich in ſeinen Waffen ſpielen erſchien, daß die Liebe zu ihm ein Feuer in meinem Buſen entzündete, welches mich in den Zuſtand verſetzt hat, worin du mich ſiehſt. Da ich nun wohl weiß, wie wenig einem Könige an meiner Liebe liegen kann, und ich ſie dennoch nicht aus meinem Herzen zu verbannen vermag, und da ich ihre Qual nicht länger zu ertragen im Stande bin, ſo halte ich den Tod für ein kleineres Leiden, und bin feſt entſchloſſen, zu ſterben. Doch ich muß geſtehen, daß

ich untröstlich davon scheiden würde, wenn der König es nicht vorher erführe; und da ich Niemand kenne, durch welchen ich ihm bequemer meinen Vorsatz entdecken könnte, als durch dich, so will ich dir ihn anvertrauen, und bitte dich, ihn davon zu unterrichten, und mich wissen zu lassen, wenn es geschehen ist, damit ich durch ein ruhiges Ende mich diesen Qualen entwinde."

Nachdem sie dieß mit Thränen gesprochen, schwieg sie. Minuccio staunte über ihre Seelengröße, und über ihren traurigen Entschluß, der ihm sehr leid that, und da ihm sogleich einfiel, wie er ihr auf eine schickliche Weise dienen könnte, so sagte er: „Lisa, ich gebe dir mein Wort, und darauf kannst du dich verlassen, daß ich dich nimmermehr täuschen werde. Ich bewundere deinen erhabenen Geist, der dich angetrieben hat, dein Herz auf einen so großen König zu setzen, und ich verspreche dir meinen Beistand, durch welchen ich hoffe, wenn du Muth fassen willst, so viel auszurichten, daß ich dir binnen drei Tagen Nachrichten bringe, die dir überaus lieb sein werden, und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich Hand ans Werk legen."

Von neuem bat ihn Lisa, und versprach ihm, sich zu beruhigen; worauf er sie verließ.

Minuccio begab sich hierauf zu einem gewissen Nico von Siena, der in der damaligen Zeit für einen guten Reimer galt, und bewog ihn, folgendes Lied für ihn zu dichten:

„Dich leite Amor hin zu meinem Herren,
Daß du ihm kündest, was ich leide;
Sag' ihm, daß ich vom Leben scheide,
Weil Furcht mich hält von meiner Sehnsucht fern.

O Gnade, ruf' ich mit gefaltnen Händen,
Drum wandre Amor fort, wohin er weilt,
Sag' ihm, wie ich mich ſtets nach ihm muß wenden,
Weil er allein mein krankes Herz nur heilt;

Wie Gluth und Sehnſucht bald mein Leben enden,
Wie mich des Todes Nacht muß bald ereilen,
Und wie der Tag mir ſcheint zu weilen,
Daß ich ſo bittrer Qual entfliehe,
In der ich fürchtend ſchamvoll glühe;
O künde freundlich meine Pein dem Herrn!

Seitdem ich mich in Gluth für ihn verzehre,
Verlichſt du mir nie Muth dazu, nur Schwäche,
Denn käme mir nur einſt der Muth, der hehre,
Daß ich zu ihm von meiner Sehnſucht ſpräche,
Zu ihm, um den ich jede Ruh entbehre,
An dem die Liebe durch den Tod mich räche;
Vielleicht, daß ſeinen Stolz es bräche,
Erführ' er nur, was ich erleide,
Und hätt' ich Muth von meinem Leide,
Von meiner Qual zu ſagen meinem Herrn.

Doch da dirs, Amor, nicht gefiel, ſolch Wagen
In meine Bruſt zu legen,
Daß ich, was mich verzehrt, ihm könnte klagen,
So fleh' ich dich, du wolleſt Gnade hegen,
Als Bote meine Wünſche zu ihm tragen,
Mit meiner Sehnſucht ſeine Bruſt bewegen.
Sag' ihm, daß ich von jenen Tagen,
Da ich mit Rittern Lanz' und Schwert
Ihn ſchwingen ſah, mein Herz ihm unbewehrt
In Liebe ſich ergab als ſeinem Herrn."

Minuccio ſetzte zu dieſem Liede ſogleich eine ſanfte und rührende Melodie, welche dem Inhalt angemeſſen war, und ging am dritten Tage nach Hofe, als der König eben noch an der Tafel ſaß. Sogleich befahl ihm dieſer, etwas zu ſingen und zu ſpielen. Er ſtimmte darauf dies Lied ſo rührend an, daß Alle, die im königlichen Saale zugegen waren, ihm mit ſtillem Entzücken zuhörten, und der König ſelbſt ſtaunte faſt noch mehr, als die Uebrigen. Nachdem Minuccio ſein Lied beendet hatte, fragte ihn der König, wie es käme, daß er ſich nicht erinnern könnte, dieſen Geſang jemals vorher gehört zu haben?

„Sire,“ erwiederte Minuccio, „dieſes Lied iſt erſt ſeit drei Tagen gedichtet und componirt worden.“

„Als der König ihn nun fragte, wer es gemacht hätte, antwortete er, dieß könne er Niemand, als ihm allein entdecken. Da der König neugierig war, es zu erfahren, ſo ließ er ihn nach der Tafel in ſein Geheimzimmer kommen, wo Minuccio ihm Alles ausführlich erzählte, was ihm Liſa geſagt hatte. Der König war hierüber ſehr erfreut; er lobte das Mädchen, und ſagte, eine ſo edel geſinnte Jungfrau verdiene Mitleiden; er möchte demnach von ſeinetwegen zu ihr gehen, ſie tröſten, und ihr verſprechen, daß er ſie noch denſelben Abend beſuchen wollte.

Minuccio, glücklich, dem Mädchen ſo gute Botſchaft zu bringen, ging ſogleich mit ſeiner Violine zu ihr, theilte ihr unter vier Augen Alles mit, was vorgefallen war, und ſang ihr das Lied, indem er es mit ſeiner Violine begleitete. Sie ward ſo innig froh darüber, daß ſie auf der Stelle unverkennbare Zeichen der Beſſerung wahrnehmen ließ, und ohne daß irgend Jemand

im Hauſe etwas davon ahnte, erwartete ſie mit Verlangen den Beſuch des Königes.

Dieſer, der ein ſehr wohlwollender und großmüthiger Herr war, erwog die Erzählung des Minuccio und die ihm bekannte Schönheit des Mädchens, und ward dadurch noch mehr zur Theilnahme geſtimmt. Und ſo ſtieg er denn gegen Abend zu Pferde, als wenn er einen Spazierritt machen wollte, ritt nach der Gegend zu, wo der Apotheker wohnte, und ließ ſich ſeinen ſchönen Garten öffnen, vor welchem er abſtieg, und nach einigen andern Reden den Bernardo nach ſeiner Tochter fragte, und ob ſie ſchon vermählt wäre.

„Nein, gnädiger Herr,“ verſetzte Bernardo; „vermählt iſt ſie noch nicht; vielmehr war ſie ſeit einiger Zeit ſehr krank, und iſt es noch; doch hat ſich heute ſeit Mittag ihr Zuſtand bedeutend gebeſſert.“

Der König ſah ſogleich ein, woher die Beſſerung käme, und ſprach: „Bei meiner Treue, es wäre Schade, wenn ein ſo holdes Weſen ſo früh der Welt entriſſen würde; wir wollen hingehen, und ſie beſuchen.“

Bald darauf ging er mit zwei Begleitern und mit dem Vater zu ihr ins Zimmer, trat an das Bett, in welchem ſie ſich ein wenig aufgerichtet hatte, und mit Sehnſucht wartete, ihn zu empfangen, und ſprach zu ihr, indem er ihre Hand faßte: „Madonna, was ſoll das bedeuten? Ihr ſeyd jung, und ſolltet Andere erfreuen, und Ihr werdet ſelbſt krank? Wir bitten Euch, uns zu Liebe, ſo gutes Muths zu ſeyn, daß Ihr bald wieder geſund werdet.“

Als das Mädchen ihre Hand in der Hand desjenigen fühlte, den ſie über Alles liebte, fand ſie ſich zwar ein wenig beſchämt, allein ſie empfand zugleich eine ſolche

Wonne, als ob sie im Paradiese wäre, und antwortete so vernehmlich, als sie konnte: „Mein hoher Herr, ich nahm eine Bürde auf mich, die für meine schwachen Kräfte viel zu schwer war, und das ist die Ursache meiner Krankheit. Es wird aber, Dank Eurer Gnade, bald besser mit mir werden.“

Der König allein verstand die verdeckte Rede der Jungfrau, und schätzte sie deßhalb um desto höher, ja, er machte heimlich dem Schicksal Vorwürfe, daß es sie in einen so niedrigen Stand gesetzt hatte. Nachdem er noch ein wenig bei ihr verweilt, und sie getröstet hatte, nahm er Abschied.

Diese edle Herablassung des Königs ward allgemein gelobt, und dem Apotheker und seiner Tochter zur großen Ehre angerechnet. Das Mädchen war so glücklich darüber, als jede Andere nur durch den Besitz ihres Liebhabers hätte werden können, und sie fühlte sich dadurch so erheitert, daß sie bald wieder völlig gesund, und schöner als jemals ward. Als sie nun völlig genesen war, berieth der König mit seiner Gemahlin, welcher Lohn einer solchen Liebe zu gewähren wäre. Er machte sich deßwegen einst mit vielen seiner edelsten Barone auf, und ritt nach dem Hause des Apothekers, welchen er nebst seiner Tochter in dem Garten zu sich berufen ließ, wohin auch die Königin mit vielen ihrer Hofdamen gekommen war, und mit vieler Güte das junge Mädchen vor sich ließ. Nach einer kleinen Weile nahmen der König und die Königin die Lisa auf die Seite, und der König sprach zu ihr: „Tugendhafte Jungfrau, wegen Eurer großen Liebe zu uns, haben wir Euch eine große Ehre zugedacht, die Ihr um unsertwillen Euch werdet wohl gefallen lassen. Da Ihr nehmlich in dem Alter seyd,

Euch zu vermählen, so wünschen wir, daß Ihr denjenigen als Euren Gemahl empfangt, den wir selbst für Euch gewählt haben; doch sind wir zugleich entschlossen, uns beständig Euren Ritter zu nennen, und dafür von Eurer großen Liebe nicht mehr zu verlangen, als einen einzigen Kuß."

Das Mädchen, welches vor Schaam ganz purpurroth geworden war, ließ sich den Willen des Königs gefallen, und erwiederte mit leiser Stimme: „Mein Gebieter, ich bin überzeugt, wenn man es erführe, daß ich meine Neigung auf Euch geworfen hätte, so würden mich die meisten Menschen für wahnsinnig ansehen, und vielleicht glauben, daß ich meinen Verstand so weit verloren hätte, daß ich den Unterschied zwischen Eurem Stande und dem meinigen nicht erkennte. Aber Gott, der allein Herzen und Nieren prüft, weiß es, daß ich von dem Augenblicke, da ich mich in Euch verliebte, wohl bedachte, daß Ihr ein König wäret, und ich die Tochter des Apothekers Bernardo, und daß es keineswegs für mich paßte, in meinem Herzen nach so hohen Dingen zu streben. Allein Ihr wißt wohl besser, als ich, daß sich Niemand aus freier Wahl verliebt, sondern nachdem ihn Geschmack und Leidenschaft locken, deren Drang ich mich zwar eine Zeitlang mit schwacher Kraft widersetzte; doch als ich nicht länger widerstehen konnte, mußte ich Euch lieben, und ich liebe Euch noch, und werde Euch ewig lieben. Allein seitdem ich mich von der Liebe zu Euch hingezogen fühlte, faßte ich zugleich den Entschluß, Euren Willen stets zu dem meinigen zu machen, und deßwegen werde ich mich nicht nur gern mit demjenigen vermählen, den Ihr mir bestimmt, und ihn lieben (indem ich selbst dadurch zu Ehren und zum Wohlstande gelange), sondern ich würde mit

Freuden durchs Feuer gehen, wenn ich glauben könnte, Euch damit gefällig zu seyn. Ihr wißt, wie wenig es mir zukommt, Euch meinen König, zu meinem Ritter zu haben: darum antworte ich hierauf nicht weiter, und so kann ich Euch auch den Kuß, den Ihr als die einzige Frucht meiner Liebe von mir verlangt, nicht ohne die Erlaubniß meiner gnädigen Königin bewilligen. Dagegen bitte ich Gott, daß er Euch und meiner Königin Eure große Güte nach Verdienst desto reichlicher vergelten wolle, je weniger ich selbst vermag, Euch nach Gebühr dafür zu danken."

Der Königin gefiel die Antwort des Mädchens ungemein, und sie fand sie so tugendsam, wie der König sie ihr beschrieben hatte. Der König aber ließ den Vater und die Mutter der Jungfrau rufen, und da sie sich mit dem, was er zu thun gedachte, zufrieden erklärten, so ließ er einen jungen Edelmann, der aber nicht reich war, Namens Perdiccone, zu sich rufen, gab ihm zwei Ringe in die Hand, und gebot ihm, sich mit der schönen Lisa zu verloben, wozu sich dieser auch bereit zeigte. Der König schenkte ihm, außer vielen köstlichen Edelsteinen, welche er und die Königin der jungen Braut verehrten, die schönen, großen und einträglichen Güter Cefalu und Callatabelliota, und sprach: „Diese geben wir dir als Mitgift für die Jungfrau; was wir aber weiter für dich thun werden, das sollst du in der Zukunft erfahren."

Darauf wandte er sich wieder zu der Braut und sagte: „Und nun wollen wir die Frucht pflücken, die uns von Eurer Liebe gebührt." Hierauf faßte er mit beiden Händen ihr Haupt, und küßte ihr die Stirne. Perdiccone, Lisa's Eltern, und sie selbst, waren voll Freude,

und die Hochzeit ward mit Jubel begangen. Viele Leute versichern auch, daß der König der jungen Braut sein Wort hielt, und daß er nie bei einem Turnier andere Sinnbilder trug, als die ihm die Jungfrau geschickt hatte.

Durch solche Handlungen erobern Könige die Herzen ihrer Unterthanen, geben Andern Anlaß zu edlen Thaten, und erwerben sich ewigen Ruhm. Aber heutiges Tages denken Wenige darauf, und die Mehrzahl der Fürsten ist grausam und tyrannisch geworden.

VIII. Novelle.

Sophronia wird die Gemahlin des Titus Quintus Fulvius, indem sie glaubt, mit dem Hegesippus vermählt zu seyn, und geht mit ihm nach Rom. Hegesippus kommt in ärmlichem Zustand ebenfalls dahin, und weil er sich vom Titus verachtet glaubt, so klagt er sich selbst an, einen Menschen ermordet zu haben, um sich dem Tode zu weihen. Titus erkennt ihn wieder, und nimmt, um ihn zu retten, den Mord auf sich. Als dieß der eigentliche Thäter hört, zeigt er sich selbst an. Hierauf werden Alle von Octavius losgesprochen, und Titus gibt dem Hegesippus seine Schwester zur Gattin, und die Hälfte seines Vermögens.

Als Pampinea zu reden aufhörte, und der König Peter von Allen, besonders aber von der ghibellinischen

Dame, gepriesen worden war, nahm Philomena auf Befehl des Königs folgendermaßen das Wort: Wer weiß es nicht, meine edlen Damen, daß die Könige, sobald sie nur wollen, jegliches Große vollbringen können, und daß es ihnen auch vorzüglich obliegt, sich großmüthig zu zeigen? Wer aber, sobald er kann, das thut, was ihm zukommt, der thut recht; aber wir dürfen darüber nicht so sehr erstaunen, noch ihn mit solchen Lobsprüchen überhäufen, wie einen Andern, der solche Handlungen ausübt, und von welchem man sie wegen seiner geringeren Mittel und Kräfte weniger erwarten konnte. Wenn ihr nun mit so vielen Worten die Handlungen der Könige erhebt, und sie euch so rühmlich erscheinen, so zweifle ich nicht, daß ihr die von unseres gleichen mit noch mehr Wohlgefallen vernehmen, und sie rühmen werdet, wenn sie mit den Königen wetteifern, und sie wohl gar übertreffen. Ich will euch deßwegen erzählen, wie löblich und edelmüthig einst ein Paar Freunde aus dem Bürgerstande sich gegen einander betragen haben.

Zu der Zeit, da Octavius Cäsar noch nicht Augustus genannt wurde, sondern noch als einer von den Triumvirn in Rom herrschte, lebte daselbst ein edler Bürger, Namens Publius Quintus Fulvius, der seinen Sohn Titus Quintus Fulvius, einen jungen Mann von vortrefflichen Anlagen, nach Athen sandte, um die Philosophie zu studiren, und ihn daselbst einem seiner ältesten Freunde, dem edlen Ehremes, auf das Dringendste empfahl. Ehremes nahm auch den jungen Titus zu sich in sein eigenes Haus, wo er ihn seinem Sohne Hegesippus zugesellte, und die beiden Jünglinge von dem Philosophen Aristippus gemeinschaftlich unterrichten ließ. Während die beiden Jünglinge nun

so mit einander verkehrten, wurden sie sich in ihren Sitten und Gewohnheiten einander so ähnlich, daß eine so vertraute Freundschaft und Brüderschaft daraus entsprang, welche nachher nichts als der Tod trennen konnte. Keiner von Beiden fühlte sich so wohl oder ruhig, wenn der Andere nicht bei ihm war. Beide hatten ihre Studien gemeinschaftlich angefangen, und da sie beide mit gleichen Anlagen begabt waren, so erstiegen sie auch mit gleichen Schritten auf eine rühmliche Weise die höchsten Stufen der Weltweisheit. Auf diese Art brachten sie wohl drei Jahre miteinander zu, zur großen Freude des Chremes, welcher den Einen nicht weniger als den Andern, wie seinen Sohn betrachtete. Nach Verlauf dieser Zeit aber (weil doch einmal Alles vergänglich ist), ward Chremes, der schon bejahrt war, diesem Leben entrückt, und die Jünglinge betrauerten ihn beide, wie ihren leiblichen Vater so aufrichtig, daß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht wußten, welcher sich von beiden über den Verlust am meisten betrübte.

Nach einigen Monaten jedoch, begab es sich, daß die Freunde und Angehörigen des Hegesippus, und Titus mit ihnen, jenen ermahnten, sich zu verheirathen, und daß die Ersteren ein wunderschönes Mädchen aus einem der edelsten Geschlechter in Athen für ihn aussuchten, welches Sophronia hieß, und ungefähr 15 Jahr alt war. Als nun das Hochzeitfest nahe heran kam, bat Hegesippus eines Tages den Titus, der Sophronien noch nicht gesehen hatte, mit ihm zum Besuch zu ihr zu gehen. Als sie in ihr Haus kamen, und beide neben ihr Platz genommen hatten, fing

Titus an, die Verlobte seines Freundes so aufmerksam zu betrachten, als wenn man ihn gedungen hätte, alle ihre Reize zu mustern; und da ihm Alles an ihr über alle Maße gefiel, und seine höchste Bewunderung erregte, so ward er unvermerkt so sehr in sie verliebt, als ein Liebhaber nur immer werden kann. Nachdem sie eine Zeitlang bei ihr verweilt, schieden sie und kehrten nach Hause zurück. Sobald sich Titus in seiner Kammer allein befand, begann er, sich in Gedanken mit der Jungfrau, die ihn so sehr bezaubert hatte, zu beschäftigen, und ward immer mehr von ihr entzückt, je länger er an sie dachte. Als er endlich auf sich selbst aufmerksam ward, sagte er sich mit einem tiefen Seufzer: „Wehe deiner Gemüthsruhe, Titus! An welche Person hängst du dein Herz, deine Liebe und deine Hoffnungen? Weißt du denn nicht, daß sowohl das Gute, das du von dem Chremes und von den Seinigen empfangen hast, als die herzliche Freundschaft, welche dich mit dem Hegesippus verbindet, es dir zur Pflicht machen, dieses Mädchen, welches seine Braut ist, so achtungsvoll wie eine Schwester zu lieben? Warum begehrst du sie denn? Wohin läßest du dich von deiner verführerischen Leidenschaft, wohin von der täuschenden Hoffnung verleiten? Oeffne die Augen der Vernunft; lerne dich selbst kennen, du Verkehrter! Gib Raum der Ueberlegung; zügle deine ungezähmten Begierden; thue deinen standhaften Wünschen Einhalt, und gib deinen Gedanken eine andere Richtung! Unterdrücke deine Leidenschaft im ersten Aufkeimen, und überwinde dich selbst, so lange es noch Zeit ist. Was du begehrst, das ziemt sich nicht für dich; was du zu verlangen trachtest, das verwehrt dir die Rechtschaffenheit; und wenn du auch so gewiß

wäreſt, als du es nicht biſt, deine Abſicht zu erreichen, ſo müßteſt du die Verſuchung fliehen, wenn du beräch-teſt, was die wahre Freundſchaft von dir fordert, und was du ihr ſchuldig biſt. Was wirſt du denn beginnen, Titus? Du mußt deiner ungeziemenden Liebe entſagen, wenn du deine Pflicht thun willſt."

Sobald er ſich aber Sophronien wieder lebhaft vorſtellte, ſo erſchien ihm auch wieder Alles in ganz anderem Lichte, und er ſagte: „Das Gebot der Liebe hat mehr Kraft, als alle andern, und es zerbricht nicht nur die Vorſchriften der Freundſchaft, ſondern ſelbſt die göttlichen Geſetze. Wie oft hat nicht ſchon der Vater ſeine Tochter geliebt, der Bruder die Schweſter, und die Stiefmutter den Stiefſohn? Und das iſt doch weit ſchlechter, als wenn ein Freund ſich in das Weib des andern verliebt, was täglich vorkommt. Was alſo die Liebe gebietet, dem muß ich mich unterwerfen. Mögen doch Leute von reiferen Jahren ſich an dasjenige binden, was recht iſt! Ich darf nichts Anderes wollen, als was die Liebe will. Die Schönheit dieſes Mädchens iſt werth, einen Jeden zu entzücken; wer will es denn einem jungen Manne wie mir, verübeln, wenn ich mich in ſie ver-liebe? Ich liebe ſie ja nicht darum, weil ſie dem Hegeſippus gehört, ſondern ich liebe ſie um ihrer ſelbſt willen, und würde ſie immer lieben, ſie möchte gehören, wem ſie wollte. Das Schickſal allein iſt ſchuld, daß es ſie meinem Freunde Hegeſippus, und nicht einem Andern zugetheilt hat, und wenn ſie Jemand lieben muß, wie es wegen ihrer Schönheit nicht anders möglich iſt, ſo müßte es dem Hegeſippus, wenn er es erführe, lieber ſein, daß ich ſie verehre, als ein Anderer."

Dann lachte er wieder über seine Thorheit, indem er von diesen Betrachtungen zu den entgegengesetzten, von jenen zu diesen, und von diesen wieder zu jenen überging und damit nicht nur diesen Tag und die folgende Nacht, sondern auch mehrere folgende Tage und Nächte zubrachte, bis ihm die Lust zum Essen und der Schlaf verging, so daß er sich vor Schwachheit zu Bette legen mußte.

Hegesippus, der ihn schon mehrere Tage lang melancholisch und gedankenvoll gesehen hatte, und ihn jetzt krank fand, ward darüber sehr traurig; er wich nicht von seiner Seite, und bot allen Fleiß und Kunst auf, um ihn zu erheitern; während er ihn oft inständig bat, ihm die Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit zu entdecken. Lange suchte Titus ihn mit manchen Fabeln hinzuhalten, bis Hegesippus seine Ausflüchte merkte, und ihn so ernstlich bestürmte, daß er ihm unter Thränen und Seufzern antwortete: „Hegesippus! wenn es den Göttern so gefiele, so wäre mir der Tod willkommener gewesen, als das längere Leben, seitdem mich das Schicksal in eine Lage versetzt hat, in welcher meine Tugend auf eine solche Probe gestellt worden, daß sie zu meiner großen Beschämung sich hat überwinden lassen. Doch fürwahr ich erwarte nun bald den verdienten Lohn dafür, nemlich den Tod, welcher mir lieber sein wird, als das Leben, mit dem Andenken meiner Schmach, die ich dir nicht ohne große Schaamröthe bekennen muß; denn ich kann und darf dir nichts verbergen."

Er entdeckte ihm hierauf die Ursache seiner Melancholie von ihrem ersten Entstehen; den Kampf zwischen seinen verschiedenen Betrachtungen, und welche zuletzt

die Oberhand behalten hätten, und sagten ihm, daß die Liebe zu Sophronien ihm das Leben zu verkürzen drohe; daß er einsehe, wie ungebührlich seine Liebe sei; daß er, um sie abzubüßen, den festen Entschluß gefaßt habe, zu sterben, und daß er hoffe, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Als Hegesippus dieß hörte, und seine Thränen fließen sah, stand er einen Augenblick bei sich an, weil er selbst von den Reizen des schönen Mädchens, wiewohl nur in geringerem Maße gefesselt war. Doch bald besann er sich, daß das Leben seines Freundes ihm weit theurer sein müßte, als seine Neigung zu Sophronien. Die Thränen seines Freundes lockten ihm selbst Thränen in die Augen, und er gab ihm schluchzend zur Antwort: „Titus, wärst du nicht des Trostes so bedürftig, so würde ich dich bei dir selbst verklagen, daß du unsere Freundschaft verletzen, und mir deine heftige Leidenschaft so lange verschweigen konntest. Denn wenn du sie auch nicht für erlaubt hieltst, so durftest du doch deinem Freunde so wenig das Unerlaubte, als das Erlaubte, verhehlen. Denn so wie der wahre Freund sich über die löblichen Dinge mit seinem Freunde erfreut, so sucht er ihm die unerlaubten aus dem Sinne zu reden. Doch ich will mich nur an das Gegenwärtige halten, und will zu demjenigen übergehen, was dir jetzt am nothwendigsten zu sein scheint. Wenn du Sophronien, meine verlobte Braut, heftig liebst, so wundert mich das nicht, und es würde mich weit mehr wundern, wenn dieses nicht der Fall wäre, da ich weiß, wie schön sie ist, und wie empfänglich dein Gemüth für alles Edle und Liebenswürdige ist, so daß Du um deßo inniger lieben mußt, je vortrefflicher der

geliebte Gegenstand ist. So sehr demnach deine Liebe zu Sophronien zu billigen ist, so unrecht handelst du gegen das Schicksal (wenn du dir gleich nichts davon anmerken lässest) indem du es verklagst, daß es sie mir beschieden hat; weil du dir einbildest, daß du sie mit besserem Recht hättest lieben dürfen, wenn sie einem Anderen als mir angehörte. Wenn du aber noch so vernünftig bist, wie du zu sein pflegtest, so sage mir, wem anders konnte das Schicksal sie zutheilen, daß du mehr Ursache hättest, es ihm zu verdanken, als indem es sie zu der Meinigen machte? Ein jeder Andere würde sie (wenn deine Liebe auch noch so erlaubt gewesen wäre) weit lieber sich selbst, als dir gegönnt haben. Dieses hast du hingegen von mir nicht zu besorgen, wenn du mich so sehr für deinen Freund hälst, wie ich es wirklich bin, und zwar aus dem Grunde, weil ich mich nicht erinnere, seit dem Beginn unserer Freundschaft irgend etwas besessen zu haben, welches dir nicht eben so sehr angehört hätte, als mir selbst. Wenn demnach die Sache auch schon so weit gediehen wäre, daß sich auf keine andere Weise mehr abhelfen ließe, so würde ich in diesem Stücke so handeln, wie in allen andern Dingen. Allein so weit ist es noch nicht gekommen, und noch steht es mir frei, sie dir ganz allein zu überlassen, und dieß bin ich entschlossen zu thun. Denn ich wüßte nicht, was dir meine Freundschaft werth wäre, wenn ich in einer Sache, die sich füglich thun läßt, nicht meinen Wunsch nach dem deinigen einrichten könnte. Sophronia ist allerdings meine Braut; ich finde sie sehr liebenswürdig, und ich habe mit Freuden meiner Vermählung mit ihr entgegengesehen; allein da du viel lebhafter fühlst als ich, und dieses köstliche Kleinod viel feuriger

begehrst, so sei versichert, daß sie meine Kammer nicht als meine Gattin, sondern als die deinige betreten soll. Laß demnach deinen Kummer fahren, verbanne deine Schwermuth, erlange deine vorige Gesundheit wieder, sei heiter und guten Muthes, und erwarte mit froher Zuversicht den Lohn deiner Liebe, welche ihn weit mehr verdient, als die meinige.

Als Titus diese Worte des Hegesippus hörte, fühlte er zwar seine Hoffnung dadurch sehr geschmeichelt, allein seine Vernunft machte ihn schamroth, indem sie ihm zeigte, daß das Uebermaß der Großmuth seines Freundes ihm desto mehr die Pflicht auflegte, sie nicht zu mißbrauchen. Dieß erhöhte seine Beklemmung, und kaum vermochte er, ihm zu antworten: „Hegesippus, deine edelmüthige und aufrichtige Freundschaft gibt mir das beste Beispiel, wie ich mich selbst gegen dich betragen soll. Mögen die Götter verhüten, daß ich diejenige von dir als die Meinige annehmen sollte, welche sie dir, als dem Würdigern, beschieden haben. Wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie bei mir besser aufgehoben wäre, so glaube mir nur, sie würden sie weder dir, noch einem Andern gegeben haben. Genieße also froh deiner Wahl, des vernünftigen Raths deiner Freunde, und des Geschenks der Götter, und überlaß mich dem Schmerz, der mir, als dem Unwürdigern, zum Looſe gefallen ist. Ich werde ihn entweder überwinden, und dann werde ich dir desto theurer, oder er besiegt mich, und dann bin ich frei von meiner Pein."

„Titus," erwiederte Hegesippus, „wenn meine Freundschaft mir ein Recht geben kann, daß ich dich zwinge, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, und wenn ich dich irgend bewegen kann, mir zu willfahren, so bin ich

fest entschlossen, in dem jetzigen Falle Alles aufzubieten, und wofern du meinen Bitten nicht gutwillig Gehör gibst, so werde ich alle Zwangmittel anwenden, deren man sich zum Besten seines Freundes bedienen darf, damit Sophronia deine Gattin werde. Ich weiß, welche Gewalt die Liebe ausübt; ich weiß, daß sie nicht einmal, sondern oft, den Liebenden ein trauriges Ende bereitet hat, und ich sehe dich diesem so nah, daß du weder umkehren, noch deinen Schmerz besiegen kannst; sondern wenn du fortfährst, mit ihm zu kämpfen, unterliegen mußt, worauf ich dir dann gewiß bald nachfolgen würde. Deßhalb muß mir, wenn ich dich auch sonst nicht liebte, schon aus dieser Ursache dein Leben theuer sein. Sophronia werde also dein, denn du würdest nicht leicht eine Andere finden, die dir eben so gefiele; ich aber kann meine Liebe leichter einer Andern zuwenden; und so wird dir und mir zugleich geholfen. Ich würde mich vielleicht in diesem Stücke weniger uneigennützig zeigen, wenn die Weiber so selten und so schwer zu finden wären, wie die Freunde. Da ich nun ohne Schwierigkeit ein anderes Weib, aber nicht so leicht einen zweiten Freund wiederfinden kann, so will ich lieber jene, ich will nicht sagen verlieren (denn ich verliere sie nicht, indem ich sie dir gebe, und mein zweites Ich wird sie nur noch glücklicher machen), sondern sie nur abtreten, um dich nicht zu verlieren. Wenn also meine Bitten noch etwas über dich vermögen, so überhebe dich deines Kummers, beglücke dich und mich zugleich und sieh mit froher Erwartung den Freuden entgegen, welche du dir von dem Besitze der geliebten Person versprichst."

Wiewohl sich nun Titus immer noch einzuwilligen schämte, Sophronien den seinem Freunde zur Gattin

anzunehmen, und deßwegen noch eine Zeitlang widerſtrebte, ſo ſpornte ihn doch von der einen Seite die Liebe, und von der andern das Zureden des Hegeſippus ſo mächtig, daß er endlich ſprach: „Sieh, Hegeſipp, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, daß ich es mehr mir ſelbſt, oder dir zu Gefallen thue, wenn ich deinen Bitten nachgebe, womit du mich ſo ſehr beſtürmſt. Da ſich aber deine Großmuth ſo weit erſtreckt, daß ſie meine gerechte Schamröthe beſiegt, ſo will ich es thun; allein ich verſichere dich, daß ich nie vergeſſen werde, daß du mir nicht nur die geliebte Perſon, ſondern auch mit ihr das Leben ſchenkſt. Wollten die Götter (wenn es möglich wäre), daß ich dir dereinſt zu deinem Nutzen ehrenvolle Beweiſe geben könnte, wie ſehr du mich dadurch beglückſt, daß du dich meiner beſſer erbarmſt, als ich ſelbſt.“ Hegeſippus erwiederte ihm: „Damit uns unſer Vorhaben nach Wunſch gelinge, Titus, ſo will ich dir ſagen, wie wir es nach meiner Meinung anfangen müſſen. Du weißt, daß meine Verwandten und die Verwandten Sophroniens lange Zeit mit einander Unterhandlungen gepflogen haben, ehe ſie meine Braut geworden iſt. Wenn ich demnach jetzt auftreten und ſagen wollte, daß ich ſie nicht zur Frau haben möchte, ſo würde ich großes Aergerniß dadurch geben, und mich mit meinen eigenen Freunden und den Ihrigen darüber veruneinigen. Wenn ſie jedoch bloß durch eine ſolche Erklärung die Deinige werden könnte, ſo würde ich nicht darnach fragen; doch ich beſorge, wenn ich in dieſem Augenblicke von ihr abließe, ſo würden ihre Eltern ſie bald einem Andern, und ſchwerlich dir geben, und du würdeſt alſo das nicht gewinnen, was ich verlöre. Wenn du es alſo zufrieden biſt, ſo will ich das, was ich an-

gefangen habe, fortsetzen, und Sophronien als meine Braut heimführen, und das Hochzeitfest feiern, und wir wollen es schon so veranstalten, daß du an meiner Stelle das Beilager mit ihr halten kannst. Zu gelegener Zeit wollen wir nachher die wahren Umstände entdecken. Sind sie damit zufrieden, so ist es desto besser; wo nicht, so können sie doch eine geschehene Sache nicht mehr ändern, und sie werden sich darein ergeben."

Dieser Plan behagte dem Titus, und als dieser wieder hergestellt und bei Kräften war, empfing Hegesippus Sophronien als seine Braut in seinem Hause, feierte sein Hochzeitfest, und als der Abend kam, führten die Frauen die junge Braut in ihre hochzeitliche Kammer, und ließen sie allein. Die Kammer des Titus war neben derselben, und man konnte aus der einen in die andere gehen. Nachdem nun Hegesippus in seine Kammer gegangen war, und das Licht ausgelöscht hatte, schlich er sich heimlich in die Kammer des Titus, und lud ihn ein, sich zu der Braut zu legen. Titus schämte sich, bereute seinen Entschluß, und wollte dieß nicht thun; doch Hegesippus, dem es mit der That eben so sehr, als mit Worten, ein Ernst war, ihn glücklich zu machen, schickte ihn nach langem Widerstreben endlich doch in das Brautgemach. Indem sich Titus zu der Braut ins Bett legte, fragte er sie leise, und gleichsam scherzend, ob sie noch seine Frau werden wollte. Sie bejahte seine Frage, weil sie glaubte, daß er Hegesippus wäre, und Titus steckte ihr darauf einen kostbaren Ring an den Finger, und sprach: „Nun so will ich dein Mann sein!"

Nachdem hierauf die Ehe vollzogen war, erfreute sich Titus oft und eine geraume Zeit lang seiner Liebe

mit ihr, ohne daß weder sie selbst, noch irgend jemand anders erfuhr, daß ein Anderer, als Hegesippus, ihr Bett mit ihr theilte. Indem aber die Sachen zwischen Titus und Sophronien so standen, erhielt Titus die Kunde, daß sein Vater Publius gestorben wäre, weßhalb man ihn bat, eiligst nach Rom zu kommen, um seine Erbschaft anzutreten. Er berathschlagte sich demnach sogleich mit dem Hegesipp, wie er es anfangen sollte, abzureisen, und Sophronien mitzunehmen, welches nicht füglich geschehen konnte, und auch nicht geschehen mußte, ohne ihr Alles zu entdecken. Sie gingen demnach einst beide mit ihr in ihre Kammer, wo sie ihr Alles ausführlich gestanden, und Titus überzeugte sie von der Wahrheit durch die Erwähnung mancher kleinen Umstände, die zwischen ihnen vorgefallen waren. Sie blickte sie beide ein wenig zürnend an, und die Thränen stürzten ihr über die Wangen, indem sie sich beklagte, daß sie von dem Hegesipp hintergangen worden wäre. Ohne seinen Verwandten ein Wort zu sagen, ging sie nach dem Hause ihrer Eltern, und erzählte ihnen die Täuschung, welche Hegesipp ihr und ihnen gespielt hätte, und daß sie die Frau des Titus geworden wäre, indem sie gemeint hätte, mit dem Hegesipp vermählt zu sein. Ihr Vater war darüber sehr aufgebracht, und es kam darüber zwischen ihm und seinen und Hegesipps Verwandten zu manchem Streit, wobei es sehr laut und heftig herging. Hegesippus ward beiden Theilen verhaßt, und ein Jeder hielt ihn nicht nur des Tadels, sondern auch einer schweren Strafe werth. Er selbst hingegen behauptete völlig recht gehandelt, und von Sophroniens Verwandten Dank verdient zu

haben, indem er ihr einen beſſeren Gemahl, als er ſelbſt wäre, verſchafft hätte.

Titus, der dies Alles vernahm, gerieth darüber ſehr in Zorn, und weil er wohl wußte, daß die Griechen ſo lange drohen und Lärm machen, als ihnen Niemand antwortet, hingegen bis zur Niederträchtigkeit demüthig werden, ſobald man ihnen entgegentritt; ſo hatte er nicht Luſt, ſie länger ohne Antwort fortſchwatzen zu laſſen, und da er atheniensiſchen Witz mit römiſchem Muthe in ſich vereinigte, ſo wußte er auf eine geſchickte Weiſe eine Zuſammenkunft zwiſchen Hegeſipps und Sophronieus Verwandten in einem Tempel zu veranſtalten, worauf er mit dem Hegeſipp ohne andere Begleitung zu ihnen hineintrat, und die Verſammlung folgendermaßen anredete: „Es iſt die Meinung vieler Weltweiſen, daß Alles, was geſchehen iſt, und was geſchehen wird, unbedingt nothwendig ſei, wie wohl Andere dieſe Nothwendigkeit bloß auf das Geſchehene eingeſchränkt wiſſen wollen. Wenn man dieſen Meinungen einige Aufmerkſamkeit widmet, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß wer geſchehene Dinge, die nicht zu ändern ſind, tadeln will, ſich klüger dünken muß, als die Götter, von denen wir doch vorausſetzen müſſen, daß ſie nach ewigen und unwandelbaren Geſetzen uns und unſere Angelegenheiten leiten, ſo daß die thörichte und unbeſonnene Verwegenheit derjenigen offenbar iſt, welche ihre Fügungen meiſtern wollen, und wie ſehr ſolche Leute verdienen, für ihre Freiheit in Ketten und Bande geſchlagen zu werden. Meiner Meinung nach befindet ihr euch ſämmtlich in dieſem Falle, wenn es wahr iſt, daß ihr ſo geſprochen habt, und noch, wie ich höre, fortfahret, darüber zu ſprechen, daß Sophronia, die

Ihr dem Hegesippus zugedacht hattet, meine Gemahlin geworden ist, und bedenkt nicht, daß sie von Ewigkeit her mir, und nicht dem Hegesipp zur Frau bestimmt war, wie der Erfolg jetzt beweiset. Weil jedoch die Lehre von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter Manchen nicht einleuchten will, welche der Meinung sind, daß die Götter sich um unsere Angelegenheiten wenig bekümmern, so will ich bloß nach menschlichen Ansichten der Dinge mit euch reden, und in dieser Hinsicht werde ich zweierlei thun müssen, was sonst meiner Gewohnheit sehr widerstreitet; ich werde euch nehmlich selbst ein wenig erheben, und einen Andern einigermaßen heruntersetzen, oder herabwürdigen müssen. Da es jedoch im gegenwärtigen Falle durchaus nöthig ist, und da ich mich an keiner Seite um ein Haar von der Wahrheit entfernen werde, so muß ich mich dazu entschließen. Mehr von jähem Zorne gereizt, als durch unvernünftige Gründe bewogen, euch zu beschweren, scheltet ihr, und lästert, und verdammt den Hegesippus nicht nur durch heimliches Afterreden, sondern auch durch laute Verleumdung, weil er mir nach seiner Absicht diejenige zur Gattin verschafft hat, die ihr nach eurer Absicht ihm zugedacht hattet. Ich hingegen glaube, daß er dafür großes Lob verdient, weil er eines Theils die Pflicht eines Freundes erfüllt, und weil er zweitens viel klüger, als ihr, gehandelt hat. Ich will Euch jetzt nicht erklären, wie weit die heiligen Gesetze der Freundschaft den einen Freund verpflichten, dem andern zu dienen, sondern ich will mich damit begnügen, euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft viel fester bindet, als die Bande des Bluts und der Verwandtschaft; denn die Freunde wählen wir uns selbst, und die

Verwandten müſſen wir nehmen, ſo wie ſie das Schickſal uns gibt. Wenn demnach dem Hegeſipp mein Leben theurer war, als euer Wohlwollen, ſo muß euch das nicht wundern, ſo bald ihr mich als ſeinen Freund anerkennt, der ich zu ſein hoffe. Doch genug hievon. Indem ich aber zu meiner zweiten Behauptung übergehe, werde ich euch etwas ausführlicher zeigen müſſen, in wie fern er klüger gehandelt hat, als ihr; denn wie mich dünkt, ſo verſteht ihr nichts von der Vorſehung der Götter, und faſt noch weniger von den Gefühlen der Freundſchaft. Ihr meintet alſo, nach euren Einſichten, nach eurem Gutdünken, und nach eurer Ueberlegung, ihr müßtet Sophronien einen jungen Mann, einen Philoſophen, und zwar den Hegeſippus, zum Gemahl geben. Wohlan, Hegeſippus gab ſie nicht minder einem Jüngling und einem Philoſophen. Euch beliebte es, ſie einem Athenienſer zu beſtimmen, er gab ſie einem Römer. Ihr wählet für ſie einen edlen Jüngling, er einen noch edleren. Ihr wolltet ſie mit einem reichen Manne verheirathen; er vermählte ſie mit einem der reichſten. Ihr wolltet ſie mit einem Jüngling verſprechen, der ſie kaum kannte, und folglich noch weniger lieben konnte; und Hegeſipp überlieferte ſie in die Arme desjenigen, der ſie höher ſchätzte, als ſein höchſtes Glück, und als ſein eigenes Leben.

Laßt uns nun dieß Alles, was ich geſagt habe, einzeln betrachten, und laßt uns ſehen, ob es wahr, und ob es löblicher ſei, als was Ihr beabſichtigt hattet. Daß ich jung bin ſowohl, wie Hegeſippus, darüber dürft Ihr nur Eure eigenen Augen befragen, und daß ich die Weltweisheit ſtudirt habe, ſo gut wie er, das wißt ihr ohne lange Vorrede. In unſern Jahren ſind

wir einander gleich, und mit gleichen Schritten ſind wir auch in den Wiſſenſchaften vorwärts gegangen. Es iſt wahr, er iſt ein Athenienſer, und ich bin ein Römer. Wollte man über den Vorrang unſerer Vaterſtädte ſtreiten, ſo würde ich ſagen: meine Vaterſtadt iſt frei, und die ſeinige iſt zinsbar. Die meinige iſt Gebieterin einer Welt, und Athen iſt meiner Vaterſtadt unterthan. Die meinige ſteht in der Blüthe der Macht der Waffen und der Wiſſenſchaften, und die Vaterſtadt Hegeſipps hat ſich nur allein der Wiſſenſchaften zu rühmen. Ueberdieß erſcheine ich zwar hier unter euch nur in der beſcheidenen Geſtalt eines Schülers; allein in Rom bin ich keiner der Geringſten des Volks. Meine eigenen Häuſer und die öffentlichen Plätze in Rom ſind voll uralter Bildſäulen meiner Vorfahren, und die römiſchen Jahrbücher gedenken vieler Siegeszüge der Quintier nach dem Capitol. Der Ruhm unſeres Namens iſt auch noch nicht verwelkt, ſondern ſteht noch jetzt in ſeiner beſten Blüthe. Ich würde es verachten, meiner Reichthümer zu gedenken; denn Armuth und Ehre waren in den älteſten Zeiten das Erbtheil und der Stolz der edlen Römer. Wenn aber heutiges Tages die Meinung ſich geändert hat, und wenn der Mann nur nach ſeinem Reichthum geſchätzt wird, ſo darf ich wohl ſagen, daß nicht Geiz und Habſucht, ſondern die Gunſt des Glücks, mich zum Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens gemacht hat. Ich weiß zwar wohl, daß ihr es wünſchtet, daß ihr es noch wünſcht, und nicht Unrecht habt, zu wünſchen, den Hegeſippus zu eurem Blutsfreunde zu haben; allein in mancher Hinſicht ſollte es euch doch nicht minder lieb ſein, mich in Rom unter die Eurigen zu zählen, wenn ihr bedenkt, daß ihr an mir einen guten Gaſtfreund

und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl in euren besonderen, als in öffentlichen Angelegenheiten finden werdet. Wer wird denn, wenn man Alles ohne Vorurtheil und mit kaltem Blute betrachtet, eure Anschläge für besser halten, als die Absichten meines Hegesipps? Gewiß Niemand. Folglich ist Sophronia an den Titus Quintus Flurius, einen alt-adeligen und reichen römischen Bürger, und einen Freund des Hegesippus sehr vortheilhaft vermählt, und wer sich darüber beschwert, oder ärgert, der thut nicht, was Recht ist, und weiß selbst nicht, was er will. Vielleicht wird dieser oder jener mir einwenden, Sophronia finde sich nicht sowohl dadurch beleidigt, daß sie die Gemahlin des Titus geworden, als durch die Art und Weise, wie sie es geworden sei; durch heimliche Künste, und ohne Vorwissen ihrer Eltern und Verwandten. Dieß ist aber weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues und Unerhörtes.

Ich will gern von denjenigen schweigen, welche wider den Willen ihrer Eltern Männer genommen haben, oder welche mit ihren Liebhabern davon gegangen, und erst Buhlerinnen gewesen sind, ehe sie Eheweiber wurden, und früher durch ihre Schwangerschaft oder Niederkunft, als mit klaren Worten ihre Verheirathung kund gethan haben; und demnach hat man sich auch dergleichen Dinge wohl aus Noth müssen gefallen lassen. Das ist aber Sophronien nicht widerfahren, sondern Hegesippus hat sie auf eine ehrliche und rechtschaffene Weise dem Titus gegeben. Sollten wiederum Andere behaupten, derjenige, welcher sie vermählte, habe nicht das Recht dazu gehabt, so sind das thörichte und weibische Einwendungen, die von weniger Ueberlegung zeugen. Braucht

denn das Schicksal nicht öfters ungewöhnliche Mittel und Wege, um manche Dinge zu ihrem bestimmten Ziele zu bringen? Was brauche ich mich darum zu kümmern, daß vielleicht ein Schuhflicker und kein Gelehrter irgend eine Sache nach seiner Weise für mich ausgerichtet hat, er mag dabei heimlich oder öffentlich zu Werke gegangen sein, sobald sie nur gut ausgefallen ist? War der Schuhflicker nicht ein gewandter Mann, so ist es meine Sache, mich in der Folge zu hüthen, ihm nichts wieder anzuvertrauen; aber für das Geschehene bin ich schuldig, ihm zu danken. Hat demnach Hegesipp Sophronien glücklich vermählt, so ist es eine lächerliche Thorheit, sich über die Art und Weise zu beklagen, wie er es gethan hat. Wenn ihr seiner Einsicht nicht trauet, so seht euch vor, daß ihr ihn künftig keine Ehe mehr stiften laßt, und dankt ihm für diese. Wisset indessen, daß ich keineswegs gesucht habe, durch List oder durch Betrug dem Adel und der Reinigkeit eures Bluts in der Person Sophronien einen Schandfleck anzuhängen; denn obwohl ich sie verstohlnerweise zu meiner Frau gemacht habe, so kann ich doch nicht, wie ein Ehrenschänder, in der Absicht, ihr ihre Keuschheit zu rauben, oder wie ein Feind, um sie gewaltsamerweise zu besitzen, und den Namen eures Verwandten zu verschmähen; sondern weil ich ihre Schönheit und Tugend liebte, und wohl wußte, daß ihr sie mir nicht würdet gegeben haben, wenn ich auf diese Weise, worauf ihr vielleicht hindeutet, um sie angehalten hätte, aus Furcht, daß ich eine von euch so sehr geliebte Person mit mir nach Rom führen möchte; so nahm ich meine Zuflucht zu den heimlichen Anschlägen, die ich euch jetzt gern gestehen will, und beweg den Hegesippus, sich um meinetwillen zu einer Sache willig

finden zu lassen, wozu er sonst keine Neigung hatte. Bei alledem suchte ich mir den Besitz ihrer Person (so verliebt ich auch war) nicht als bloßer Liebhaber zu verschaffen, sondern als ihr wirklicher Gemahl, und sie selbst wird es euch als Wahrheit bezeugen, daß ich sie nicht eher berührt habe, als bis ich mit den gewöhnlichen Worten und mit einem Ringe mich mit ihr vermählt, und auf meine Frage, ob sie mich zum Gemahl haben wollte, ihre einwilligende Antwort erhalten hatte. Wenn sie sich jetzt für getäuscht hält, so muß sie nicht mir, sondern sich selbst die Schuld beimessen, indem sie mich nicht gefragt hat, wer ich wäre. Das schreckliche Uebel, der unverzeihliche Fehler, das schwere Verbrechen, dessen sich Hegesippus als Freund, und Titus als Liebhaber schuldig gemacht haben, besteht also darin, daß Sophronia die Gemahlin des Titus Quintus geworden ist! Deßwegen verlästert ihr den Hegesipp, droht ihm, und stellt ihm nach. Was könntet ihr mehr thun, wenn er sie an einen Bettler, einen Landstreicher, einen Knecht verheirathet hätte? Welche Fesseln, welche Kerkerstrafe, welche Martern würden euch genügt haben? Doch genug hiervon. Es ist ein Zeitpunkt eingetreten, den ich noch lange nicht erwartet habe: mein Vater ist gestorben, und ich sehe mich genöthigt, nach Rom zu gehen, wohin ich Willens bin, Sophronien mitzunehmen. Aus dieser Ursache habe ich euch dasjenige entdeckt, was ich sonst vielleicht noch lange verschwiegen haben würde; und dieß muß euch lieb sein, wofern ihr klug seid. Denn wenn ich euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich Sophronien geschändet verlassen; allein das verhüten die Götter, daß ein römischer Sinn sich jemals eine solche Niederträchtigkeit erlauben sollte! Sophro-

nia ist und bleibt demnach, durch die Zulassung der Götter, in Kraft der Gesetze, durch den löblichen Beistand meines Hegesippus, und durch meine angewandte List, meine Gemahlin. Weil ihr euch aber vielleicht für weiser, als die Götter, und für klüger, als alle andern Menschen haltet, so beweiset ihr mir auf eine doppelte Art euer Mißfallen an dieser Sache, einmal, indem ihr mir Sophronien vorenthaltet, an welcher ihr kein weiteres Recht habt, als mir beliebt euch zu verstatten, und zweitens, indem ihr dem Hegesipp als eurem Feinde begegnet, da ihr ihm doch vielmehr Dank schuldig seid. Wie thöricht ihr daran handelt, darüber will ich mich jetzt nicht weitläufig auslassen; sondern ich will euch nur als euer Freund rathen, euren Zorn fahren zu lassen, und mir meine Sophronie wieder zu geben, damit ich euch als euer Blutsfreund zufrieden verlasse, und euch ferner ergeben bleibe; denn dasjenige, was geschehen ist, mag euch gefallen, oder nicht, so seid versichert, daß ich, wenn ihr nicht thut, was ich verlange, den Hegesipp mit mir nehme, und wenn ich nach Rom komme, so will ich mir diejenige, die mir mit Recht zugehört, wider euren Dank und Willen wohl verschaffen, und ihr sollt erfahren, was es auf sich hat, einen Römer zur Rache zu reizen, und ihn zum Feinde zu haben."

Nachdem Titus so gesprochen hatte, erhob er sich voll Zornes, ergriff den Hegesipp bei der Hand, warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er sich um Alle, die in dem Tempel versammelt waren, wenig kümmerte, und entfernte sich mit drohender Geberde. Diejenigen, die im Tempel zurückblieben, fühlten sich theils durch seine Rede bewogen, ihn gern als ihren Freund und Verwandten zu betrachten, theils hatten sie seine letzten

Worte erschreckt, so daß sie es einstimmig für das Beste hielten (da Hegesippus sich nicht hatte mit ihnen befreunden wollen), den Titus in ihre Verwandtschaft aufzunehmen, als der Verbindung mit jenem zu entsagen, und sich zugleich den Titus zum Feinde zu machen. Sie gingen daher zu ihm, und erklärten sich bereit, ihm Sophronien zu geben, ihn selbst als einen werthen Verwandten, und den Hegesipp als ihren Freund zu betrachten. Hierauf begrüßten sie sich an beiden Seiten als Brüder und Freunde, und Sophronia ward dem Titus wieder zugesandt, sobald ihre Verwandten nach Hause kamen. Als ein vernünftiges Weib, machte diese aus der Noth eine Tugend, trug die Liebe, die sie für Hegesipp gefühlt hatte, auf Titus über, und zog mit ihm nach Rom, wo sie mit großen Ehren empfangen ward.

Hegesippus verlor jedoch in Athen bei Jedermann alle Achtung, und ward in Folge bürgerlicher Unruhen bald nachher nebst allen den Seinigen arm und elend aus der Stadt vertrieben, und zum ewigen Exil verurtheilt. Als er nun in seiner Verbannung nicht nur verarmt, sondern gänzlich an den Bettelstab gerathen war, schleppte er sich mit Noth und Kummer fort nach Rom, um zu versuchen, ob sich Titus seiner noch erinnern würde. Da er erfuhr, daß er noch lebe, und bei allen Römern in großem Ansehen stehe, so wartete er, nachdem er seine Wohnung aufgefunden hatte, vor seiner Hausthüre, bis er herauskam; er getraute sich aber nicht, in seinem armseligen Aufzuge ihn anzureden, sondern suchte nur, ihm zu Gesicht zu kommen, in der Hoffnung, daß Titus ihn erkennen und zu sich rufen würde. Weil aber Titus an ihm vorüber ging, und Hegesipp

glaubte, er habe ihn wohl bemerkt, aber ihn nicht sehen wollen, so verursachte das Andenken an die ihm einst bewiesene Freundschaft, daß er vor Unwillen und Verzweiflung davon ging. Es war bereits Nacht, und er befand sich hungrig, ohne Geld und ohne Obdach. Des Lebens müde, gerieth er in eine abgelegene, öde Gegend der Stadt, und entdeckte eine geräumige Höhle, die er sich zum Nachtlager erwählte. Dort legte er sich schlecht genug bekleidet und bedeckt auf die bloße Erde nieder, und schlief, von Gram und Kummer betäubt, endlich ein. Gegen Morgen kamen zwei Räuber in die Höhle, um den Raub der vergangenen Nacht mit einander zu theilen; sie geriethen dabei in Streit, der Schwächere ward von dem Stärkeren erschlagen, und dieser ergriff die Flucht. Dies hatte Hegesippus Alles mit angehört, und gesehen, und er glaubte durch diesen Zufall ein Mittel zu finden, sich den Tod zu verschaffen, ohne zum Selbstmörder zu werden. Er blieb deßhalb liegen, bis die Wächter, die den Lärm gehört hatten, hinzukamen, sich seiner bemächtigten, und ihn hinwegführten. Im Verhör bekannte er, den Mord verübt zu haben, und dann nicht im Stande gewesen zu sein, sich aus der Höhle zu flüchten. Der Prätor, Marcus Varro, verurtheilte ihn sogleich nach dem damaligen Gebrauche zur Kreuzigung. Zufällig war Titus in den Richtsaal gekommen, und indem er den armen Verurtheilten betrachtete, und vernahm, weswegen er zum Tode verdammt war, erkannte er plötzlich die Gesichtszüge des Hegesippus, und erstaunte nun nicht wenig, ihn in Rom und in einer so schmählichen Lage vorzufinden. Voll Verlangen, ihn zu retten, und kein anderes Mittel zu

seinem Heil entdeckend, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn zu befreien, trat er schleunig vor, und rief:

„Marcus Varro! rufe den armen Mann zurück, den du verurtheilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug mit dem einen Verbrechen verletzt, daß ich denjenigen erschlug, den deine Wächter diesen Morgen todt gefunden haben, und ich will sie jetzt nicht zum zweiten Mal durch den Tod eines andern Unschuldigen erzürnen."

Varro erstaunte, und bedauerte, so viele Menschen im Richtsaale zu Zeugen zu haben. Da er aber nicht mit Ehren umhin konnte, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, so rief er den Hegesippus zurück, und sprach zu ihm in Gegenwart des Titus: „Wie konntest du so thöricht handeln, daß du ohne den geringsten Zwang etwas bekanntest, was du nie verübtest, da doch dein Leben dabei auf dem Spiele stand! Du sagtest, du wärest derjenige, der diese Nacht den Menschen ermordet hätte, und nun kommt dieser, und spricht, daß er es gethan habe."

Hegesippus blickte auf, und sah, daß es Titus war, und erkannte nun wohl, daß er dieß lediglich thäte, um ihm aus Dankbarkeit für die einst empfangene Wohlthat das Leben zu retten. Weinend vor Rührung sprach er daher: „Varro, fürwahr, ich erschlug den Menschen, und das Mitleiden des Titus kommt jetzt zu spät."

Von der andern Seite entgegnete Titus: „Prätor, wie du siehst, ist dieser ein Fremdling, und man fand ihn ohne Waffen neben dem Ermordeten. Du kannst dir wohl einbilden, daß ihn nur seine Armuth bewegt, den Tod zu suchen; laß ihn also frei, und strafe mich, der ich es verdient habe."

Varro wunderte sich über den sonderbaren Wetteifer der Beiden, und stellte sich bereits vor, daß wohl Keiner von Beiden schuldig sein möchte. Indem er deßhalb auf Mittel dachte, sie Beide frei zu geben, trat ein junger Mensch auf, Namens Publius Ambustus, ein verruchter und in ganz Rom berüchtigter Spitzbube, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er am besten wußte, wie unschuldig die Beiden an der That waren, deren sie sich selbst anklagten, so ging ihm ihre Unschuld dergestalt zu Herzen, daß er von Mitleiden durchdrungen sich dem Prätor stellte, und sagte: „Varro, mein Geschick ruft mich herbei, um die schwierige Streitfrage zwischen diesen Beiden zu erledigen. Ich weiß nicht, welcher Gott mich zwingt und antreibt, mein Verbrechen zu bekennen. Wisse denn, daß Keiner von diesen Beiden des Mordes schuldig ist, dessen sie sich anklagen. Ich aber bin wirklich derjenige, welcher jenen Menschen heute früh kurz vor Tages Anbruch erschlug, und diesen armen Mann fand ich an eben dem Orte schlafend, wo ich meinen Raub mit demjenigen theilte, den ich nachher ermordete. Den Titus zu vertheidigen, wäre überflüssig, denn sein guter Ruf ist zu allgemein bekannt, und ein Jeder weiß wohl, daß er nicht der Mann ist, den dergleichen Verdacht treffen kann. Laß sie demnach alle Beide los, und vollziehe an mir die Strafe, welche die Gesetze verlangen.

Alles dieß hatte bereits Octavius gehört; er ließ daher alle drei vor sich kommen, um von ihnen zu vernehmen, welche Ursachen einen Jeden von ihnen angetrieben hätten, sich den Tod zu wünschen. Sie erzählten ihm Alles, und Octavius ließ die beiden Freunde, weil sie nichts verschuldet hatten, frei, und schenkte dem dritten

das Leben um ihretwillen. Nun nahm Titus seinen Hegesipp bei der Hand, und nachdem er ihn seines Kleinmuths und Mißtrauens wegen, freundschaftlich getadelt hatte, führte er ihn sehr liebreich in sein Haus, wo ihn Sophronia mit zärtlichen Thränen wie ihren Bruder empfing. Nachdem ihn Titus mit Speise erquickt, und ihn seinem Adel und seinen Tugenden gemäß gekleidet hatte, theilte er mit ihm alle seine Güter und Schätze, und gab ihm eine seiner jüngern Schwestern, Namens Fulvia, zur Gemahlin, wobei er es ihm frei stellte, bei ihm zu bleiben, oder mit Allem, was er ihm geschenkt hatte, nach Griechenland zurückzukehren.

Hegesippus, der sich theils wegen seine Verbannung gezwungen, theils von seiner Freundschaft und schuldigen Dankbarkeit gegen den Titus bewogen fühlte, entschloß sich, römischer Bürger zu werden. Hier lebten sie nun, er mit seiner Fulvia, und Titus mit seiner Sophronia, in einem Hause lange froh und glücklich, und ihre Freundschaft wuchs mit jedem Tage, wofern es möglich war, daß sie noch inniger werden konnte.

Eine heilige Sache ist es also um die Freundschaft; sie verdient nicht nur die größte Achtung, sondern auch den höchsten Ruhm, als die weise Mutter der Großmuth und des Wohlthuns, als die Schwester der Dankbarkeit und der Menschenliebe, und als die Feindin des Hasses und des Eigennutzes. Unaufgefordert ist sie zu jeder Stunde bereit, Andern alles Gute zu erweisen, was sie wünschen würde, daß man ihr selbst thun möchte. Allein selten finden sich in unsern Zeiten zwei Menschen, an welchen sie ihre heiligen Wirkungen offenbart; Dank der elenden Habgier der Menschen, die nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, jedes Freundschaftsgefühl weit über die

Gränzen der Erde hinaus, auf immer verbannt hat. Welche Liebe, welche Schätze, welche Bande des Blutes hätten wohl den Hegesippus bewegen können, aus Mitleiden mit den Seufzern und Thränen des Titus einer schönen und geliebten Braut zu entsagen, und sie ihm zu überlaſſen — wenn ſie es nicht that? Welches Verbot, welche Drohungen, welche Rückſichten hätten die Arme des Jünglings Hegesippus abhalten können, in der einſamen Kammer, in der Dunkelheit, und im eigenen Bette, das ſchöne junge Weib zu umfangen, welches ihm vielleicht unſchuldigerweiſe oft ſelbſt Aufmunterung gab, — wenn ſie es nicht vermochte? Welche Verhältniſſe, welche Vortheile, welche Ausſichten hatten ihn bewegen können, ſich weder an ſeine eigenen, noch an Sophroniens Verwandten zu kehren, ſich um die ehrenrührigen Läſterungen des Pöbels nicht zu bekümmern, und ſeinem Spott und Hohn Troß zu bieten, — wenn ſie ihn nicht dazu ſpornte?

Und von der andern Seite, was hätte den Titus antreiben können, da er ſich füglich ſtellen konnte, als wenn er von nichts wüßte, ſich bereit zu zeigen, ſein eigenes Leben aufzuopfern, um den Hegesippus vom Kreuzestod zu retten, — wenn ſie ihn nicht anſpornte? Wer konnte ihn ſo freigebig machen, ſein groſſes Erbe mit Hegesipp zu theilen, welchem das Schickſal das Seinige geraubt hatte, — wenn ſie ihm nicht ſeine Hand öffnen hieß? Wer hätte ihn dazu vermocht, ſich der Armuth und des Elends des Hegesipp's nicht zu ſchämen, und ihm ſeine eigene Schweſter zur Gattin zu geben, — wenn ſie ihn nicht dazu antrieb?

Mögen denn immerhin die Menſchen ſich nach vielen Genoſſen umſehen, ſich einen Haufen von Brüdern und

Kindern wünschen, mögen sie mit ihrem Gelde sich eine Menge Knechte kaufen, und nicht berücksichtigen, ob unter diesen Allen auch wohl Jemand sei, der sich nicht mehr vor der geringsten ihm selbst drohenden Gefahr scheuen, als sich hüthen wird, dem Vater, dem Bruder, oder dem Herrn seinen Genuß zu rauben; der ächte Freund thut von diesem Allem das Gegentheil.

IX. Novelle.

Saladin wird, als Kaufmann verkleidet, von Herrn Torello glänzend bewirthet. Torello geht auf einen Kreuzzug, und bestimmt seiner Gemahlin eine Frist, um sich wieder zu vermählen, falls sie nichts von ihm hören sollte. Er geräth in Gefangenschaft, und wird wegen seines Talentes, Falken abzurichten, zu dem Sultan Saladin gerufen. Dieser erkennt ihn wieder, gibt sich ihm ebenfalls zu erkennen, und erweist ihm große Ehre. Torello erkrankt, und wird durch Magie in einer Nacht nach Pavia versetzt, wo er seine Gemahlin eben im Begriff findet, wieder Hochzeit zu machen. Sie erkennt ihn, und er führt sie wieder in sein Haus zurück.

Philomena hatte ihre Geschichte geendet, und die großmüthige Dankbarkeit des Titus war von Allen

belebt worden, als der König, um dem Dioneo die letzte Stelle zu überlassen, selbst das Wort nahm, und anhob:

Schöne Jungfrauen, Philomena hat in dem, was sie von der Freundschaft sagte, wahr gesprochen, und sich am Schlusse ihrer Erzählung mit Recht beklagt, daß diese heut zu Tage von den Menschen so wenig geschätzt wird. Wären wir hier bei einander, um die Gebrechen der Welt zu verbessern, oder sie auch nur zu rügen, so würde ich zu ihren Bemerkungen noch eine lange Rede hinzufügen. Weil dieß aber keineswegs unsere Absicht ist, so will ich Euch in einer zwar etwas längern, doch im Ganzen unterhaltenden Geschichte, eine von den großmüthigen Handlungen Saladins erzählen, damit wir aus den Begebenheiten, die Ihr in meiner Geschichte vernehmen werdet, lernen, daß, wenn wir auch unserer Gebrechen halber die volle Freundschaft eines Menschen nicht so leicht erlangen können, nur wenigstens Vergnügen daran finden sollen, Andern zu dienen, in der Hoffnung, unsere Dienste dereinst belohnt zu sehen.

Wisset also, daß, wie Viele versichern, zur Zeit des Kaisers Friedrichs des Ersten von den christlichen Völkern ein allgemeiner Kreuzzug unternommen wurde, um das heilige Land wieder zu erobern. Als Saladin, ein gar tapferer Fürst, und damals Sultan von Babylon, dieß erfuhr, beschloß er, die Rüstungen der christlichen Fürsten zu diesem Zug in Person in Augenschein zu nehmen, um sich desto besser dagegen vorbereiten zu können. Als er nun in seinem Reiche alle nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte, ging er unter dem Vorwande einer Wallfahrt mit zweien seiner größten und weisesten Vasallen und bloß drei Dienern auf Rei-

sen. Nachdem er nun bereits so manche Länder durchzogen hatte, und durch die Lombardei kam, um über das Gebirge weiter hinauf zu gehen, begab es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia, da es schon Abend war, auf einen Edelmann traf, Namens Torello d'Istria, der mit seinen Dienern, Hunden und Falken auf eins seiner schönen Landgüter, welche er am Tessino besaß, hinauszog, um dort zu verweilen. Sobald Herr Torello die Fremden erblickte, erkannte er sie sogleich für edle Männer und Fremde, und wünschte ihnen Ehre zu erzeigen. Als demnach Saladin einen Diener fragte, wie weit es noch bis nach Pavia wäre, und ob sie wohl noch zeitig genug daselbst eintreffen könnten, um in die Stadt eingelassen zu werden, erwiederte Herr Torello selbst, statt seines Dieners: „Meine Herren, Ihr könnt nicht mehr früh genug daselbst ankommen, um Einlaß zu finden."

„So gefalle es Euch," versetzte Saladin, uns, da wir hier fremd sind, anzuzeigen, wo wir am besten übernachten können.

„Mit Vergnügen," antwortete Herr Torello. Ich stand gerade im Begriff, einen meiner Leute wegen Eurer Bestellung dicht in die Nähe von Pavia zu schicken. Dieser soll Euch begleiten und an einen Ort führen, wo Ihr freundliche Aufnahme finden werdet."

Er ertheilte hierauf einem seiner verständigsten Diener heimlich Auftrag, was er thun sollte, und sandte ihn mit ihnen; er selbst aber eilte so schnell als möglich nach seiner Besitzung hin, ließ ein prächtiges Gastmahl bereiten und die Tische in seinem Garten aufstellen. Der Diener führte unterdessen die Reisenden unter allerlei

Gesprächen unvermerkt auf einigen Umwegen nach dem Landgute seines Gebieters. Als sie Herr Torello kommen sah, ging er ihnen zu Fuß entgegen, und sagte lächelnd: „Meine Herren, Ihr seid sehr willkommen.“ Saladin hatte Scharfblick genug, um zu merken, daß der Ritter befürchtet hatte, sie möchten seiner Einladung ausweichen, wenn er sie ersucht hätte, als er ihnen unterwegs begegnete, und daß er sie durch eine kleine List nach seinem Gute hingelockt hatte, damit sie es nicht ablehnen könnten, bei ihm über Nacht zu bleiben. Nachdem er daher dem Torello seinen Gruß erwiedert, antwortete er ihm: Mein Herr, wenn man sich über zuvorkommende Männer zu beklagen hätte, so würde man sich über Euch beklagen müssen; denn abgesehen davon, daß Ihr uns einen kleinen Umweg machen ließet, nöthigt Ihr uns, eine große Gefälligkeit von Euch anzunehmen, ohne daß wir Euer Wohlwollen anders, als durch einen einzigen Gruß hätten verdienen können.

Der Ritter, der ein kluger und wohlredender Mann war, erwiederte: „Ihr Herren, die Artigkeit, die Ihr von mir empfangen möget, ist nur eine Kleinigkeit gegen das, was Euch gebührt, so weit ich nach Euerm Aeußern von Euch urtheilen kann. Ihr würdet aber in der That außerhalb Pavia nirgends einen leidlichen Ort des Unterkommens finden; und deßhalb laßt es Euch nicht leid sein, einen kleinen Umweg gemacht zu haben.“

Während er so sprach, waren seine Diener geschäftig, die Pferde der Reisenden, welche indessen abgestiegen waren, unterzubringen; und Herr Torello führte die drei Fremden in die für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmer, wo er ihnen die Stiefel ausziehen,

und sie mit erfrischendem Wein bedienen sich, während er selbst sie mit freundlichen Gesprächen bis zur Abendtafel unterhielt. Saladin und seine Begleiter sowohl, als ihre Diener, verstanden genug von unserer Sprache, um sich verständlich zu machen, und Andere zu verstehen, und sie waren Alle der Meinung, dieser Ritter sei einer der gefälligsten und gesittetsten Männer, der sie mit seinen Gesprächen besser unterhielt, als irgend Jemand, den sie bisher angetroffen hatten. Torello seinerseits dünkte es, daß diese Fremden treffliche und zugleich viel vornehmere Männer wären, als er Anfangs geglaubt hatte; und es war ihm daher leid, daß er sie nicht mit einem glänzenderen Mahle für diesen Abend bewirthen konnte. Deßhalb sann er darauf, wie er sie am folgenden Morgen schadlos halten könnte, und nachdem er einen seiner Diener davon unterrichtet, was er thun wolle, schickte er ihn an seine Gemahlin, eine sehr verständige Frau, nach dem nahen Pavia, wo man kein Thor zu verschließen pflegte. Darauf führte er die Fremden in seinen Garten, und fragte sie höflich, wer sie wären.

„Wir sind," antwortete Saladin, „cyprische Kaufleute, kommen von Cypern und gehen in unsern Angelegenheiten nach Paris."

„Wollte Gott," erwiederte Torello, „daß in unserm Lande die Edelleute das wären, was in Cypern, wie ich sehe, die Kaufleute sind."

Unter dergleichen Gesprächen kam der Abend heran; man setzte sich zum Essen, und hier ward man denn auch, in Betracht, daß es ein unvorbereitetes Mahl war, ganz wohl und ordentlich bedient. Nach aufgehobener Tafel glaubte Herr Torello, daß seinen Gästen am meisten mit Ruhe gedient sein würde; er

ließ sie daher zu schönen Betten führen, worauf er auch gleichermaßen zum Schlaf sich niederlegte.

Unterdeß richtete der nach Pavia gesandte Diener die Botschaft seines Herren an die Gemahlin desselben aus. Diese ließ mit einem mehr königlichen als weiblichen Sinne sogleich alle Freunde und Diener ihres Gemahls herbei rufen, und alles Nöthige zu einem großen Gastmahle bereiten, ließ die vornehmsten Einwohner der Stadt bei Fackellicht einladen, ließ Kleider, Wäsche und köstliches Pelzwerk zurecht legen, und alles Uebrige so anordnen, wie es ihr Gemahl ihr befohlen hatte.

Am folgenden Morgen erhoben sich die Reisenden, Herr Torello stieg mit ihnen zu Roß, ließ seine Falken kommen, und führte sie zu einem nahen Wasser, wo er ihnen zeigte, wie seine Falken zu fliegen verständen. Als hierauf Saladin um einen Wegweiser bat, der ihn nach Pavia führen, und ihm daselbst das beste Quartier anweisen könnte, sprach Herr Torello: Daraus mache ich mir selbst ein Vergnügen, weil ich ohnehin dort Geschäfte habe."

Man glaubte dieß, und da es ihnen sehr angenehm war, so traten sie mit ihm den Weg an. Als sie um die dritte Stunde in Pavia eintrafen, und glaubten, daß sie Herr Torello nach dem besten Gasthofe führen würde, brachte er sie nach seinem eignen Hause, wo schon gegen funfzig der angesehensten Edelleute zu ihrem Empfange versammelt waren, welche wetteiferten, ihnen ihre Pferde und die Steigbügel zu halten; Saladin und seine Begleiter merkten bald, wie sich die Sache verhielt, und sagten: „Herr Torello, dieß haben wir nicht von Euch verlangt. Ihr habt uns schon gestern Abend mehr des Guten erzeigt, als wir wünschen, und Ihr könntet

uns deßhalb jetzt wohl ohne weitere Umstände unsere Reise fortsetzen lassen.

„Meine Herren," erwiederte Herr Torello, „für das, was gestern Abend geschah, bin ich dem Glück mehr Dank schuldig, als euch, indem jenes euch zu einer solchen Stunde zu mir führte, da ihr genöthigt waret, in meinem geringen Hause vorlieb zu nehmen. Diesen Morgen aber steht es bei euch selbst, mich und alle diese Herren, die um euch sind, zu verbinden; wenn ihr glaubt, daß es artig gehandelt seyn werde, ihnen abzuschlagen, in ihrer Gesellschaft bei mir zu Mittag zu essen, so habt ihr euren Willen.

Saladin und seine Begleiter ließen sich zureden, und stiegen ab, und froh bewillkommnet von den edlen Herren, wurden sie in die Gemächer geführt, welche auf das Reichste für sie eingerichtet waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig, und verfügten sich darauf nach dem Saale, wo Alles aufs Glänzendste für sie eingerichtet war. Nachdem sie die Hände gewaschen und ihre Plätze bei Tafel eingenommen hatten, wurden sie mit der größten Ordnung und Pracht bedient, und mit so köstlichen Speisen bewirthet, daß man einem Kaiser nicht besser und ehrerbietiger hätte aufwarten können. Und wiewohl Saladin und seine Gefährten große Herren waren, und gewohnt, Alles, was groß und prächtig ist, zu sehen, so erstaunten sie doch nichts destoweniger hier über Alles, und fanden es außerordentlich, wenn sie den Stand des Ritters bedachten, von dem sie wußten, daß er kein Fürst, sondern nur ein gewöhnlicher Edelmann war. Nach der Mahlzeit und nach aufgehobener Tafel, nachdem man noch eine Zeitlang von andern Dingen gesprochen hatte, gingen

die edlen Herren von Pavia, wie es Herrn Torello gefiel, und da die Hitze groß war, alle zur Ruhe, und er selbst blieb mit seinen drei Gästen allein. Er führte diese jetzt in ein anderes Zimmer, und um ihnen Alles zu zeigen, was ihm das Liebste war, so ließ er seine Gemahlin rufen, eine treffliche Dame, von großer Schönheit und von hohem, stattlichem Wuchs. Sie erschien mit reichen Kleidern, geschmückt mit ihren beiden engelgleichen Kindern, und begrüßte die Gäste anmuthig. Als die Herren sie erblickten, standen sie auf, empfingen sie ehrerbietig, nöthigten sie, neben ihnen Platz zu nehmen, und liebkosten ihre beiden holden Kinder. Da sich Herr Torello während ihrer Unterhaltung mit ihnen ein wenig entfernt hatte, so nahm seine Gemahlin Veranlassung, sich bescheiden zu erkundigen, woher sie wären, und wohin sie gingen, worauf die edlen Herren ihr so antworteten, wie sie Herrn Torello geantwortet hatten.

„So sehe ich denn," versetzte die Dame mit heiterer Miene, worin euch mein weiblicher Rath nützlich seyn kann; und ich erbitte es mir daher von euch als eine besondere Gunst, ein kleines Geschenk, welches ich euch will bringen lassen, nicht zurückzuweisen, sondern in Rücksicht dessen, daß ein Weib nach ihrem geringen Vermögen nicht viel geben kann, mehr auf den guten Willen der Geberin zu sehen, als auf die Größe der Gabe, und diese freundlich anzunehmen."

Hierauf ließ sie für Jeden ein Paar Gewänder, das eine mit Tuch, das andere mit Pelzwerk gefüttert, keineswegs wie Bürger oder Kaufleute, sondern wie Personen von höchstem Stande sie tragen, und drei Röcke von Zindel und feiner Leinwand kommen, indem sie sprach: „Nehmt dieses von mir! Ich habe euch mit meinem

Gemahl auf gleichen Fuß gekleidet; und da ihr weit von euren Frauen entfernt seyd, bereits einen langen Weg zurückgelegt, und noch eine weite Reise vor euch habt, so werden die übrigen Sachen, so gering auch ihr Werth ist, euch vielleicht zu Statten kommen; denn die Kaufleute sind, wie ich wohl weiß, an Reinlichkeit *und Bequemlichkeit gewöhnt.*"

Die edlen Herren verwunderten sich, und sahen nun deutlich, daß Herr Torello keinen Theil der Artigkeit unerfüllt lassen wollte, und fast fürchteten sie, nach der Kostbarkeit der Kleider zu urtheilen, daß Herr Torello ihren Stand errathen hätte. Dennoch antwortete Einer von ihnen der Dame: „Dieß, Madonna, sind so herrliche Sachen, daß wir sie nicht wohl annehmen könnten, wenn uns Eure Bitten nicht dazu nöthigten, auf die wir freilich nicht Nein sagen können.

Als dieses geschehen, und Torello zurückgekehrt war, beurlaubte sich die Dame bei ihnen, und ging, um auch ihre Diener mit ähnlichen Dingen zu versehen. Nach vielen Bitten erlangte Herr Torello von ihnen, daß sie diesen ganzen Tag bei ihm weilten. Als sie demnach erst ein wenig ausgeruht hatten, legten sie ihre Kleider an, und ritten mit Herrn Torello durch die Stadt, und als die Stunde der Mahlzeit gekommen, speisten sie herrlich in Gesellschaft vieler ehrenwerthen Genossen, worauf sie zur Ruhe gingen. Mit Tagesanbruch erhoben sie sich, und fanden statt ihrer ermüdeten Klepper drei große stattliche Rosse für sich, und starke frische Pferde für ihr Gefolge gesattelt und aufgezäumt fertig. Als Saladin dieß sah, wandte er sich zu seinen Gefährten und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich nie einen vollkommenern, höflicheren und verständigern Mann, als

diesen, gefunden habe; und wenn die christlichen Könige sich gegen ihres Gleichen so als Könige betragen, wie dieser als Rittersmann, so braucht der Sultan von Babylon nicht zu fürchten, daß Einer derselben, geschweige denn so Viele, als wir jetzt sich rüsten sehen, über ihn herfallen werden." Als sie nun fanden, daß ihr Weigern vergeblich seyn würde, so bestiegen sie unter vielen Danksagungen ihre Pferde. Herr Torello mit vielen Gefährten begleitete sie eine große Strecke Weges außerhalb der Stadt, und endlich mußte Saladin (der sich zwar ungern von ihm trennte, weil er ihn sehr lieb gewonnen hatte) ihn bitten, zurückzukehren, weil er eilte, weiter zu kommen. Torello, dem der Abschied ebenfalls schwer wurde, sprach darauf zu ihnen: Meine Herren, ich will es thun, da es euch so beliebt; doch dieß muß ich euch noch sagen: ich weiß nicht, wer ihr seyd, und will auch nicht weiter in euch dringen, um es zu erfahren; allein wer ihr auch seyn möget, daß ihr Kaufleute seyd, werdet ihr mich für dießmal nicht glauben machen. Damit empfehle ich euch Gott."

Saladin, der sich bereits bei allen Begleitern des Herrn Torello verabschiedet hatte, antwortete: „Herr, es kann noch geschehen, daß wir Euch unsere Waare zeigen, und Eurem Glauben zu Hülfe kommen. Lebt glücklich!"

Saladin reiste nun weiter, mit dem festen Vorsatz, wenn er lebte, und wenn der Krieg, den er erwartete, ihn nicht vernichtete, Herrn Torello einst nicht weniger Ehre zu erzeigen, als er von ihm empfangen hatte. Noch lange unterhielt er sich unterwegs mit seinen Gefährten von Herrn Torello und seiner Gattin und von seinem großen Wesen und Betragen, und lobte ihn

deßwegen außerordentlich. Nachdem er nun nicht ohne viele Mühe alle Abendländer durchforscht hatte, ging er mit seinem Gefolge zur See, kehrte nach Alexandria zurück, und rüstete sich, von Allem unterrichtet, zur Gegenwehr.

Herr Torello dachte noch lange nach seiner Rückkehr nach Pavia darüber nach, wer wohl seine drei Gäste gewesen seyn möchten; doch er konnte es nicht errathen, und blieb mit seinen Vermuthungen immer weit von der Wahrheit entfernt. Als die Zeit des Kreuzzugs kam, und man dazu aller Orten große Vorbereitungen traf, ließ sich Herr Torello durch keine Bitten und Thränen seiner Gattin von dem Entschlusse abbringen, an dem Zuge mit theilzunehmen, und nachdem er alle nöthige Vorkehrungen dazu getroffen hatte, sagte er zu seiner Gemahlin: „Liebe Frau, du siehst, ich begebe mich zu diesem Kreuzzug sowohl um leiblicher Ehre, als um des Heils meiner Seele willen. Ich empfehle dir unser Besitzthum und unsere Ehre, und da ich zwar weiß, daß ich abreise, aber wegen tausenderlei Zufällen, die mich betreffen können, nicht die mindeste Gewißheit habe, daß ich wiederkehre, so bitte ich dich, mir eine Gunst zu erweisen, daß du nämlich, was mir auch geschehe, wofern du keine Kunde von meinem Leben erhältst, ein Jahr, einen Monat und einen Tag wartest, von dem heutigen Tage meiner Abreise an gerechnet, ehe du dich wieder verheirathest."

Die Frau zerfloß in Thränen, und erwiederte: „Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz über deine Abreise ertragen werde. Aber wenn mein Leben stärker ist, als er, und mit Euch etwas Anderes geschähe, so

lebet und sterbet dessen gewiß, daß ich Gattin des Torello leben und sterben und dich nie vergessen werde."

„Frau," antwortete Torello, „ich bin allerdings überzeugt, daß, soviel an dir liegt, gewiß geschehen wird, was du mir versprichst, allein du bist jung, bist schön, und stammst aus einem angesehenen Geschlecht, und dein Verdienst ist groß und überall anerkannt. Deßhalb steht nicht zu bezweifeln, daß viele große und angesehene Männer, sobald man annehmen würde, daß ich nicht mehr am Leben wäre, um dich werben würden. Wenn du auch gerne wolltest, so würdest du doch dem Zureden dieser nicht widerstehen können, sondern dich ihrem Willen fügen müssen. Dieß ist der Grund, weßhalb ich nur diese Frist, und keine längere von dir begehre."

„Ich werde mir alle Mühe geben," versetzte die Frau, „so zu handeln, wie ich dir gesagt habe, und würde ich zum Aeußersten getrieben, so werde ich doch deine Vorschrift fest im Auge behalten. Ich bitte Gott, daß er weder dich, noch mich in diese Lage führen möge."

Nach diesen Worten umarmte die Frau weinend den Herrn Torello, zog sich einen Ring vom Finger, und überreichte ihm denselben, indem sie sprach: „Wenn ich sterben sollte, ehe ich dich wiedersehe, so gedenke meiner, so oft du diesen Ring ansiehst." Er empfing ihn, und stieg zu Pferde, und nachdem er von Allen Abschied genommen hatte, begab er sich auf die Reise, ging mit seinem Gefolge in Genua an Bord einer Galeere, langte bald in Acre an, und stieß dort zu dem übrigen Heere der Christen. Fast unmittelbar nach seiner Ankunft brach unter demselben eine allgemeine Krankheit und Sterblichkeit aus. Während dieser Zeit gelang es dem

Saladin, wie auch seine Kriegskunst oder sein Glück beschaffen seyn mochte, fast den ganzen Rest des geretteten christlichen Heeres mit sicherer Hand gefangen zu nehmen, und ihn durch viele Städte zu vertheilen und einzukerkern. Unter Andern ward auch Torello gefangen, und nach Alexandria abgeführt. Weil ihn dort keine Seele kannte, und er sich aus Furcht nicht zu erkennen geben mochte, so mußte er sich aus Noth dazu verstehen, Falken abzurichten, welche Kunst er meisterlich verstand. Da traf es sich denn, daß der Sultan von ihm hörte; dieser ließ ihn frei, und stellte ihn als seinen Falkner an. Torello, der von Saladin nur bei seinem Taufnamen genannt wurde, und der weder diesen, noch der Sultan ihn wieder erkannt hatte, weilte mit seiner Seele nur in Pavia. Schon mehrmals hatte er versucht, zu entfliehen, aber es war ihm nie gelungen. Als nun einst gewisse genuesische Gesandte zu Saladin kamen, um über die Loskaufung ihrer Landsleute zu unterhandeln, so beschloß Torello, ihnen bei ihrer Abreise Briefe an seine Gemahlin mitzugeben, und sie zu benachrichtigen, daß er noch lebe, und sie bitten ließe, seine Wiederkehr abzuwarten, die hoffentlich bald erfolgen würde. Er ersuchte zugleich einen von den Gesandten, den er gut kannte, die Briefe an den Abt San Pietro, seinen Onkel, zu besorgen. Bald nachher traf es sich, als Saladin mit Torello von seinen Falken sprach, daß dieser lächelte, und dabei einen Zug an seinem Munde verrieth, welchen Saladin, als er bei ihm bewirthet wurde, besonders ins Auge gefaßt hatte. Dieser Zug erinnerte ihn an Torello. Er fing nun an, ihn aufmerksam zu betrachten, und als er ihn zu erkennen glaubte, ließ er das vorige Gespräch fallen,

und fragte ihn: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist du?“

„Ich bin aus der Lombardei, mein Gebieter,“ versetzte Torello, „aus einer Stadt, welche Pavia heißt, ein armer Mann und von niedrer Herkunft.“

Saladin, der jetzt seiner Sache schon etwas gewisser zu seyn meinte, sprach froh zu sich selbst: „Nun endlich hat mir doch Gott Gelegenheit geschenkt, diesem Mann zu beweisen, wie hoch ich seine Dienstfertigkeit aufgenommen habe.“ Und ohne ein Wort weiter zu sagen, ließ er alle seine Kleider in ein Zimmer bringen, führte ihn hinein, und sprach: „Siehe, Christ, ob unter diesen Kleidern eins ist, daß du sonst schon gesehen hast.“

Torello betrachtete sie, und erblickte diejenigen, die seine Gemahlin dem Saladin geschenkt hatte; doch er glaubte nicht, daß es dieselben seyn könnten, und antwortete deßhalb: „Hoher Herr, ich kenne keins von diesen Kleidern. Wahr ist es wohl, daß diese zwei dort denen sehr gleichen, mit denen ich zugleich mit drei Kaufleuten, welche mich einst besuchten, bekleidet war.“

Nun konnte sich Saladin nicht länger halten, sondern umarmte ihn zärtlich, und sprach: „Ihr seyd Herr Torello d' Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, welchen Eure Gattin diese Kleider schenkte. Jetzt aber ist die Stunde erschienen, Euch zu zeigen, mit welchen Waaren ich handle, wie ich Euch beim Abschied sagte, daß es wohl noch geschehen könnte.“

Torello ward über diese Worte halb froh, und halb schamroth; froh, daß er einen solchen Gast bei sich gehabt hatte, und schamroth, weil er besorgte, ihm nicht Ehre genug erzeigt zu haben. Doch Saladin sprach zu ihm: „Herr Torello, weil Gott denn Euch hieher

gesendet hat, so denket nicht, daß ich, sondern daß Ihr hier als Herr gelten sollt.“ Er freute sich mit ihm von Herzen des Wiedersehens, ließ ihn in fürstliche Gewänder kleiden, führte ihn vor alle seine großen Vasallen hinaus, und gebot ihnen sämmtlich, so lieb ihnen seine Gnade wäre, ihn eben so zu ehren, wie seine eigne Person. Dieß ward auch von allen willig beobachtet, besonders aber von den beiden Herren, welche als Begleiter Saladins mit in Torello's Hause gewesen waren.

Die Größe des plötzlichen Glanzes, in welchem Herr Torello sich nun erblickte, zog ihm seine Angelegenheiten in der Lombardei auf eine Zeitlang etwas aus dem Gedächtniß, zumal da er nicht bezweifelte, daß seine Briefe richtig in seines Oheims Hand gelangt seyn würden. Es war indessen bei dem christlichen Heere an dem Tage, wo Saladin es überrumpelte, ein Ritter aus der Provence, von geringem Ansehen, Namens Torel de Dignes, gestorben und begraben worden. Da nun Herr Torello d' Istria durch seinen Adel hinreichend in dem Heere bekannt war, so dachte Niemand, als es hieß, Herr Torel sey gestorben, an Torel von Dignes, sondern man glaubte allgemein, Herr Torel d' Istria wäre todt. Die Ueberrumpelung und Gefangennahme verhinderte die Aufklärung dieses Irrthums, daher denn viele Italiener mit dieser Kunde zurückkehrten, unter welchen einige sogar versicherten, sie hätten ihn todt gesehen, und wären bei seiner Bestattung zugegen gewesen.

Als dieß seine Frau und seine Verwandten hörten, war es natürlich die Ursache eines großen und unsäglichen Schmerzes, und nicht nur sie allein, sondern auch Alle, die ihn gekannt hatten, betrauerten seinen Verlust.

Zu lang wäre es, den Gram, die Betrübniß und die Klagen seiner Gattin zu beschreiben. Genug, nachdem sie einige Monate in tiefster Trauer zugebracht hatte, und sich ihr Schmerz einigermaßen zu mildern anfing, bewarben sich die angesehensten Männer in der Lombardei um ihre Hand, und sie wurde von ihren Brüdern und Verwandten genöthigt, sich wieder zu vermählen. Nachdem sie sich eine geraume Zeit unter vielen Thränen geweigert hatte, sah sie sich endlich genöthigt, den Wünschen ihrer Verwandten zu willfahren, mit dem Beding, daß sie so lange harren dürfte, wie sie dem Herrn Torello versprochen hatte.

Während die Angelegenheiten der Dame in Pavia so standen, und vielleicht nur noch acht Tage an der Frist fehlten, traf es sich, daß Herr Torello in Alexandria einen Mann gewahrte, den er vorher mit den genuesischen Gesandten die Galeere besteigen sehen hatte, welche nach Genua segelte. Er ließ diesen zu sich bescheiden, und fragte ihn, wie ihre Reise abgelaufen, und wenn sie in Genua angekommen wären. Dieser antwortete ihm: „Mein Herr, die Galeere hatte eine sehr unglückliche Fahrt, wie ich in Creta vernahm, wo ich zurückblieb. Denn als sie bereits Sicilien in den Augen hatte, erhob sich ein heftiger Sturm aus Norden, der sie an die barbarische Küste verschlug und auf eine Sandbank trieb, wo sie mit Mann und Maus untergegangen ist. Ich selbst habe zwei Brüder dabei verloren."

Herr Torello, der keinen Grund hatte, die Wahrheit dieses Berichts zu bezweifeln, und dem es jetzt einfiel, daß die seiner Gemahlin angesetzte Frist in wenigen Tagen ablief, und daß sie, weil sie nichts von ihm in

Pavia gehört habe, sich wahrscheinlich wieder vermählen würde, betrübte sich so sehr darüber, daß er vor Gram erkrankte, weder Speise noch Trank genoß, und sich nur den Tod wünschte. Als Saladin, der ihn so überaus liebte, dieß erfuhr, besuchte er ihn, und nachdem er nicht ohne viele Bitten die Ursache seines Kummers vernommen, schalt er ihn, daß er ihm nicht längst seine Lage entdeckt hätte, beschwor ihn dann, sich zu beruhigen, und betheuerte ihm, wenn er dieß thäte, so wolle er solche Anstalten treffen, daß er zu der bestimmten Frist in Pavia sey, indem er ihm auch zugleich mittheilte, auf welche Art. Torello baute auf Saladins Wort, und da er öfters gehört hatte, daß dergleichen Dinge nicht nur möglich, sondern schon oft wirklich geschehen wären, so fing er an, sich zu fassen, und bat den Saladin, die Sache ins Werk zu stellen. Saladin gebot hierauf einem seiner Schwarzkünstler, dessen große Kunst ihm bekannt war, Mittel zu finden, wie Herr Torello auf einem Bett in Einer Nacht nach Pavia versetzt werden könnte. Der Nekromant erwiederte ihm, daß er dafür sorgen wolle, und bat nur, daß man den Torello zu seinem eignen Besten vorher einschläfern möchte. Sobald dieß angeordnet war, kehrte Saladin wieder zu Torello zurück, und da er ihn fest entschlossen fand, zu sterben, wofern er nicht zur bestimmten Frist in Pavia seyn könnte, so sagte er zu ihm: „Torello, wenn Ihr Eure Gemahlin so zärtlich liebt, und daher so sehr besorgt, daß sie einem Andern zu Theil werden könnte, so kann ich Euch bei Gott deßwegen nicht tadeln; denn unter allen Weibern, die ich jemals sah, ist sie diejenige, die ich in Betracht ihrer Sitten und Eigenschaften und ihres ganzen Betragens (ihre Schönheit,

als eine vergängliche Blume nicht einmal mitgerechnet) am meiſten der Bewunderung und Liebe werth gefunden habe. Es wäre mir ſehr lieb geweſen, da Euch das gute Glück einmal zu mir führte, wenn Ihr Eure ganze Lebenszeit hindurch in meinem Reiche auf gleiche Weiſe als Herr mit mir gelebt hättet. Oder wenn mir der Kummer dieß nicht verleiden hätte, weil Ihr feſt entſchloſſen waret, entweder zu gehöriger Zeit nach Pavia zurückzukehren, oder zu ſterben, ſo hätte ich ſehr gewünſcht, dieß früher zu wiſſen, damit ich Euch mit ſolcher Pracht und Ehre, und unter ſolcher Begleitung wieder hätte nach Hauſe bringen laſſen, wie es Euren Verdienſten geziemt. Doch da mir dieß nicht geſtattet iſt, und Ihr nur begehrt, ſogleich dort zu ſeyn, ſo will ich Euch auf die Euch angedeutete Art dahin befördern.

„Herr," erwiederte Torello, „ohne Eure Worte haben Thaten mir Euer Wohlwollen genugſam bewieſen, und zwar in höherem Grade, als ich es verdiente; und wenn Ihr auch nichts von dem, was Ihr ſagt, erwähntet, ſo würde ich mich doch im Leben und Tod darauf verlaſſen. Da ich nun einmal meinen unwiderruflichen Entſchluß gefaßt habe, ſo erſuche ich Euch, das, was Ihr thun wollt, bald zu thun; denn morgen iſt ſchon der letzte Tag, wo ich noch erwartet werden ſoll."

Saladin verſicherte ihn, daß dieß unfehlbar geſchehen ſollte. Am nächſten Tage ließ er in der Abſicht, den Torello in der folgenden Nacht zurückzuſenden, in einem großen Saale ein ſchönes reiches Bett, mit lauter Sammt und Goldſtoff gepolſtert, nach orientaliſcher Art aufſchlagen, und es mit einem Teppich bedecken, der ſtreifenweiſe mit den köſtlichſten Perlen und

Edelsteinen besetzt, und von unschätzbarem Werthe war, nebst zwei Ohrkissen, die zu einem solchen Bette paßten. Darauf befahl er, dem Herrn Torello, der sich schon wieder erholt hatte, das schönste saracenische Kleid anzulegen, das man je gesehen, und ihm eine von den längsten und feinsten Binden nach türkischer Weise um den Kopf zu winden. Als die Abendstunde erschien, trat hierauf Saladin mit vielen seiner Großen in das Gemach des Herrn Torello, nahm neben ihm Platz, und hob unter Thränen an, also zu ihm zu reden:

„Herr Torello, die Trennungsstunde naht heran, und da ich wegen der Beschaffenheit des Weges weder selbst mit Euch reisen, noch Euch Begleitung mitgeben kann, so sehe ich mich genöthigt, Euch Lebewohl zu sagen, und bin in dieser Absicht zu Euch gekommen. Und so bitte ich Euch, ehe ich Euch Gott empfehle, bei jener Liebe und Freundschaft, die unter uns waltet, daß Ihr meiner gedenken, und wo möglich, ehe unsere Tage enden, wenn Ihr Eure Angelegenheit in der Lombardei beseitigt habt, mich noch einmal besuchen möget, damit ich dann, wenn ich mich Eurer Wiederkunft erfreut haben werde, im Stande bin, nachzuholen, was ich jetzt wegen Eurer schleunigen Abreise versäumen muß. Inzwischen laßt es Euch nicht verdrießen, mich mit Briefen heimzusuchen, und von mir zu verlangen, was Ihr nur begehrt; weil ich gewiß für Euch mehr, als für irgend einen Menschen auf der ganzen Welt thun werde."

Herr Torello konnte sich die Thränen nicht enthalten, und antwortete daher, von diesen verhindert, nur mit wenig Worten, es sei ihm unmöglich, jemals seine Wohlthaten und seinen Edelmuth aus dem Gedächtniß zu verlieren, und er werde unfehlbar Alles

thun, was er ihm geböte, wenn ihn der Himmel am Leben erhielte. — Saladin umarmte ihn hierauf zärtlich, empfahl ihn Gott, und verließ das Gemach. Auch die andern Großen verabschiedeten sich alle bei ihm, und traten mit Saladin in den Saal, wo das Bett bereitet war. Als es nun spät ward, und der Nekromant sich beeilte, die Abreise zu veranstalten, so ward ein Arzt mit einem Schlaftrunk zu Torello geschickt, welchen er ihm als einen stärkenden Labebecher empfahl. Nachdem Torello diesen zu sich genommen hatte, sank er bald darauf in einen tiefen Schlaf. So schlummernd ließ ihn Saladin auf das kostbare Bett legen, und stellte eine große, schöne und werthvolle Krone neben ihn, die so bezeichnet war, daß sich leicht erkennen ließ, sie wäre für Torrello's Gemahlin bestimmt. Herrn Torello selbst steckte er einen Ring an den Finger, mit einem Karfunkel, der so feurig wie eine Fackel leuchtete, und dessen Werth man kaum zu schätzen vermochte. Dann ließ er ihm auch ein Schwert umgürten, mit einem so reichbesetzten Gefäß, daß es schwer war, dessen Werth zu bestimmen. Ueberdieß ließ er ihm vorn ein Gürtelschloß anheften, auf welchem sich Perlen befanden, dergleichen man nie gesehen hatte, nebst vielen andern kostbaren Steinen. An beiden Seiten ließ er zwei sehr große goldene Becken voll Goldstücke hinstellen, und ringsumher viele Schnüre von Perlen, Ringe, Gürtel und andere Dinge, welche hier aufzuzählen zu lang sein würde. Darauf gab ihm Saladin einen Kuß, und gebot dem Nekromanten Eile; und sogleich verschwand das Bett mit Torello und Allem, was sich darauf befand, vor den Augen Saladins und seiner Großen,

die sich noch lange mit einander von Torello unterhielten.

Schon war nun Herr Torello, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Sankt Peter in Eiel d'Oro in Pavia mit allen den obengenannten Schätzen und Edelsteinen niedergesetzt, immer noch schlafend, als, nachdem das Morgengeläute ertönt war, der Sakristan mit einem Licht in der Hand in die Kirche trat. Als dieser das reiche Bett gewahrte, verwunderte er sich nicht nur über die Maßen, sondern erschrack auch so sehr darüber, daß er eiligst umkehrte und die Flucht ergriff. Da der Abt und die übrigen Mönche ihn so fliehen sahen, wunderten sie sich, und fragten nach dem Grunde davon, den ihnen der Sakristan sagte.

„Fürwahr," sagte der Abt, „du bist doch kein Kind mehr, und auch kein solcher Neuling in dieser Kirche, daß du so leicht erschrecken solltest. Komm, laß uns gehen und sehen, was dich so bange gemacht hat."

Nachdem sie also mehr Lichter angezündet, trat der Abt mit seinen Mönchen in die Kirche, wo sie das wundersame und kostbare Bett, auf welchem der Ritter immer noch schlief, erblickten, und indem sie furchtsam und schüchtern die köstlichen Kleinode betrachteten, ohne daß sie gewagt hätten, das Bett im Geringsten anzurühren, geschah es, daß, da die Kraft des Schlaftrunks gerade vorüber war, Herr Torello erwachte, und einen tiefen Seufzer ausstieß, worüber der Abt und alle seine Mönche dermaßen erschracken, daß sie mit einem lauten „Domine, fac me salvum!" entflohen. Als Herr Torello die Augen aufschlug, und umherschaute, sah er, daß er sich wirklich an dem Orte befand, wo er vom Sultan zu sein begehrt hatte. Er freute sich sehr dar-

über, richtete sich zum Sitzen auf, und als er Alles um sich her betrachtete, mußte er über die fürstliche Freigebigkeit Saladins, so sehr er sie auch längst gekannt und bewundert hatte, noch immer mehr erstaunen. Als er die Mönche fliehen sah, und den Grund errieth, rief er den Abt bei Namen, und beschwor ihn, nichts zu fürchten, da er sein Neffe Torello wäre. Der Abt, der ihn seit einigen Monaten für todt gehalten hatte, erschrack darüber noch mehr. Nach einiger Zeit jedoch, durch triftige Gründe beruhigt, machte er, da er sich noch immer rufen hörte, das Zeichen des heiligen Kreuzes, und trat näher.

„Wovor fürchtet Ihr Euch, lieber Vater?“ sprach Herr Torello. „Ich bin durch Gottes Gnade lebendig wieder zurückgekehrt.“

Der Abt erkannte ihn trotz dem, daß er einen langen Bart trug und in orientalischen Kleidern einherging, doch nach einiger Zeit wieder, und nachdem er sich völlig beruhigt, nahm er ihn bei der Hand, und sprach: „Mein Sohn sei uns herzlich willkommen!“ und dann fuhr er fort: „Du mußt dich über unsere Furcht nicht verwundern; denn in diesem Lande gibt es Niemand, der dich nicht zuverlässig für todt hält; ja, ich muß dir sagen, daß Adalicta, deine Gattin, durch die Bitten und Zureden ihrer Verwandten gedrängt, sich gegen ihren Willen wieder verlobt hat, und daß sie diesen Morgen von ihrem neuen Bräutigam heimgeführt und mit ihm Hochzeit machen wird, wozu bereits alle Anstalten getroffen sind.“

Herr Torello erhob sich nun von seinem reichen Bette, und nachdem er dem Abt und den Mönchen seine große Freude bezeugt, bat er sie alle, daß sie von sei-

ner Wiederkehr Niemand etwas sagen möchten, bis er ein nothwendiges Geschäft beseitigt hätte. Er ließ zuerst alle seine köstlichen Kleinode in sichere Verwahrung bringen, und erzählte hierauf dem Abt Alles, was sich bis dahin mit ihm ereignet hatte. Der Abt freute sich über sein Glück, wofür er mit ihm Gott dankte. Darauf fragte Herr Torello den Abt, wer der Bräutigam seiner Gattin sei. Der Abt nannte ihm diesen, worauf Herr Torello zu ihm sagte: „Bevor man von meiner Rückkehr etwas erfährt, will ich sehen, wie sich meine Frau bei dieser Hochzeit benehmen wird, und deßhalb bitte ich Euch, wiewohl es nicht die Sitte geistlicher Personen ist, an solchen Gastereien theilzunehmen, daß Ihr doch mir zu Gefallen es so einrichtet, daß wir zusammen dahin gehen."

Der Abt erwiederte ihm, daß er das gern thun wolle, und sobald es Tag ward, ließ er dem Bräutigam melden, er wünschte nebst einem anderen Gaste der Hochzeit beizuwohnen. Der Edelmann ließ ihm antworten, daß sie ihm willkommen sein würden. Als nun die Mittagsstunde erschien, ging Herr Torello in dem Kleide, in dem er war, mit dem Abte nach dem Hause des Bräutigams, und wurde von Jedermann angestaunt, aber von Niemand erkannt, weil ihn der Abt Allen als einen türkischen Herrn vorstellte, den der Sultan als Gesandten an den König von Frankreich schickte. So wurde denn Herr Torello an einer Tafel seiner Gemahlin gerade gegenüber gesetzt. Er betrachtete sie mit großem Wohlgefallen, weil ihm ihre Miene verrieth, daß sie an ihrer Vermählung keine Freude hatte. Sie sah ihn gleichfalls wiederholt an, ohne ihn jedoch zu erkennen, weil sie daran sein langer Bart und die

Meinung, daß er todt sei, verhinderte. Als es endlich Herrn Torello an der Zeit schien, sie zu prüfen, ob sie sich seiner noch erinnerte, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm geschenkt hatte, ließ einen Edelknaben herbeirufen, der sie bediente, und sagte zu ihm: „Sage der Braut in meinem Namen, es sei in meinem Lande Sitte, wenn ein fremder Gast, wie ich, an der Tafel einer Braut zugegen ist, daß die Braut, zum Zeichen, daß er ihr willkommen sei, ihren Becher mit Wein füllt, und ihn dem Gaste schickt, welcher dann, so viel als ihm beliebt, davon trinkt, den Becher wieder bedeckt, und dann den Rest von der Braut leeren läßt."

Der Knabe richtete den Auftrag bei seiner Gebieterin aus, welche als eine verständige und gesittete Frau zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart angenehm wäre, einen großen vergoldeten Kelch, der vor ihr stand, schwenken, mit Wein füllen, und dem fremden Herrn bringen ließ. Indeß hatte Herr Torello ihren Ring in den Mund genommen, ließ ihn bei dem Trinken unvermerkt in den Becher fallen, in welchem er nur ein wenig Wein zurückließ, deckte den Becher wieder zu, und sendete ihn der Dame zurück. Diese nahm ihn, um der Landessitte des Gastes zu huldigen, deckte ihn auf, setzte ihn an den Mund, und gewahrte den Ring. Sie erkannte ihn augenblicklich für denjenigen, welchen sie ihrem Gemahl beim Abschiede gegeben hatte, ergriff ihn, blickte nun den vermeinten Fremdling starr an, erkannte ihn wieder, und rief: „Dieß ist mein Gemahl! dieß ist wirklich mein Torello!" Nach diesen Worten lief sie nach der Tafel, an welcher er saß, und ohne auf ihren Schmuck und auf die Speisen, die auf dem Tische standen, zu achten, bog sie sich zu ihm hinüber, so weit sie

konnte, schloß ihn fest in ihre Arme, und ließ ihn nicht los, man mochte sagen, was man wollte, bis sie Herr Torello selbst bat, sich ein wenig zu sammeln, da sie ja doch nun noch lange Zeit haben würde, ihn zu umarmen. Nun richtete sie sich wieder auf; und da bereits alle Hochzeitsgäste in Bewegung gerathen, und zum Theil sehr froh waren, einen so wackern Ritter wieder unter sich zu sehen, so bat Herr Torello Alle um Gehör, erzählte ihnen die Schicksale, die ihn von dem Tag seiner Abreise an bis auf den heutigen betroffen hatten, und schloß mit der Bitte, der Edelmann, der in der Voraussetzung, daß er todt wäre, sich mit seiner Gattin verlobt hatte, möchte es sich nicht leid sein lassen, wenn er sie lebend wieder zurücknähme.

Obwohl dem Bräutigam die Sache unangenehm war, so erwiederte er doch von freien Stücken hochherzig und als Freund, daß er mit dem, was ihm gehöre, thun könne, was er wolle. Die Dame gab demnach den Ring und die Krone zurück, welche ihr neuer Bräutigam ihr geschenkt hatte, steckte den Ring, den sie in dem Becher gefunden, an den Finger, und setzte eben so die Krone auf, die ihr von dem Sultan geschickt worden war, worauf sie, von dem ganzen hochzeitlichen Zuge feierlich begleitet, mit ihrem Torello nach seinem Hause ging. Hier erheiterten sie ihre trostlosen Freunde, welche die ganze Sache fast als ein Wunder ansahen, mit einem langen und fröhlichen Festgelage. Herr Torello theilte von seinen Edelsteinen einen Theil dem mit, der die Kosten der Hochzeit bestritten hatte, und einen andern davon schenkte er dem Abte und sonstigen Freunden. Dem Saladin ertheilte er durch mehr als Einen Abgesandten Kunde von seiner glücklichen Heimkehr, und lebte als

sein treuer Freund und Verehrer noch viele Jahre mit seiner trefflichen Gemahlin, indem sie beide sich noch immehr der Wohlthätigkeit befleißigten, als vorher.

So endigten die Trübsale des Herrn Torello und seiner geliebten Gattin, und dieß war der Lohn ihrer freiwilligen und edelmüthigen Gastfreiheit. Viele bemühen sich zwar, diese nachzuahmen, allein sie verstehen sich so schlecht darauf, daß sie, obgleich es ihnen keineswegs an Mitteln dazu fehlt, ihre Gefälligkeit weit theurer erkaufen lassen, als sie nachher werth sind. Und wenn ihnen daher kein Lohn dafür zu Theil wird, so dürfen weder sie, noch Andere sich darüber wundern.

X. Novelle.

Der Markgraf von Saluzzo wird durch die Bitten seiner Unterthanen bewogen, sich zu vermählen. Um eine Gemahlin nach seinem Herzen zu haben, wählt er die Tochter eines Landmanns zur Frau, mit welcher er zwei Kinder zeugt, und sich nachher stellt, als wenn er diese umbringen ließe. Dann gibt er vor, daß er seiner Gemahlin überdrüßig sei, und eine andere gewählt habe. Er läßt dem zu Folge seine eigene Tochter nach Hofe kommen, als wenn sie seine neue Gemahlin werden sollte, indeß er ihre Mutter in bloßem Hemde von sich verstößt. Als sie jedoch dies Alles in Geduld erträgt, nimmt er sie zärtlicher als je wieder auf, stellt ihr die beiden erwachsenen Kinder vor, ehrt sie als seine Gemahlin, und läßt ihr als Markgräfin huldigen.

Als die etwas lange Erzählung des Königs zu Ende war, welche dem Anschein nach Allen sehr gefallen hatte, sprach Dioneo lächelnd: „Der brave Rittersmann, welcher eben meinte, mit seiner neuen Braut zu Bette zu gehen, gäbe Euch gewiß keinen Pfennig für all das Lob, das Ihr dem Herrn Torello ertheilt.“ Weil er nun wußte, daß ihm allein noch zu reden oblag, so fuhr er fort: „Meine zarten Damen, es dünkt mir, daß

heute die Könige, Sultane, und lauter solche Herren bei euch an der Tagsordnung sind. Um mich also nicht zu weit von euch zu entfernen, so will ich euch von einem Markgrafen erzählen, und zwar nicht eben eine großmüthige Handlung, sondern einen offenbaren tollen Streich, wiewohl er zuletzt glücklich für ihn endigte. Indeß möchte ich doch Niemand rathen, ihm es nachzuthun, denn meines Erachtens war es Schade, daß er so gut dabei weg kam."

Vor vielen Jahren lebte einmal ein junger Herr, Namens Gualtieri, der Stammhalter der Markgrafen von Saluzzo. Er hatte weder Frau noch Kinder, brachte seine Zeit mit nichts, als mit der Jagd und Reigerbeize zu, und dachte nie daran, sich nach einer Gattin umzusehen; und daran handelte er meiner Meinung nach sehr klug. Weil dieß aber seinen Unterthanen nicht gefiel, so lagen sie ihm oft an, sich zu vermählen, damit es ihm nicht an Erben, und ihnen nicht an Landesherren fehlen möchte, und sie selbst erboten sich, ihm eine Gemahlin aus einem solchen Hause vorzuschlagen, daß er sich eine glückliche Ehe mit ihr versprechen könnte.

Gualtieri erwiederte ihnen: „Meine Freunde, ihr wollt mich zu etwas zwingen, wozu ich nie Neigung fühlte, indem ich erwog, wie schwer es sei, Jemand zu finden, dessen Gesinnung ganz mit der unsrigen übereinstimmt, und wie groß hingegen die Menge derer ist, welche anders denken, und wie sauer demjenigen das Leben gemacht wird, der ein Weib bekommt, das nicht für ihn paßt. Wofern ihr meint, von der Weise der Väter und Mütter auf die Sitten der Töchter zu schließen, und mir nach dieser Regel ein Weib nach meinem Herzen auserwählen zu können, so irrt ihr

Euch sehr; denn ich wüßte nicht, wie ihr die Väter ausfindig machen, oder hinter die Geheimnisse der Mütter kommen wolltet; und wenn ihr das Alles auch wüßtet, so sind doch oft die Töchter von den Männern sehr verschieden. Da ihr mich aber einmal in diese Ketten schmieden wollt, so bin ich es gleichfalls zufrieden; und damit ich mich über Niemand zu beklagen habe, als über mich selbst, wenn die Sache übel ausfallen sollte, so will ich selbst für mich wählen; doch ich versichere euch, wofern ihr Diejenige, die ich mir wähle, sei sie, wer sie wolle, nicht als eure Gebieterin ehret, so sollt ihr mit eurem Schaden erfahren, wie schwer es mir ankommt, mich wider meinen Willen auf eure Bitte zu vermählen.«

Die guten Leute erwiederten, daß sie damit zufrieden seien, wenn er sich nur entschlösse, eine Frau zu nehmen. Gualtieri hatte schon lange ein großes Wohlgefallen an dem Betragen eines armen Mädchens gefunden, welches auf einem Dorfe, nahe bei seinem Palaste lebte, und da er sie überdieß sehr schön fand, so glaubte er, mit ihr ganz vergnügt leben zu können, und nahm sich demnach, ohne länger zu wählen, vor, sie zu heirathen; weßwegen er ihren Vater, einen sehr armen Mann, zu sich beschied, und mit ihm verabredete, sie zu seiner Gemahlin zu erheben. Darauf ließ Gualtieri alle seine treuen Vasallen zusammen berufen, und sprach zu ihnen: „Meine Freunde, es ist euer Wunsch gewesen, und ihr wünscht es noch jetzt, daß ich mich entschließen soll, mich zu vermählen, und ich will es thun, mehr euch zu Gefallen, als aus eigener Neigung. Ihr wißt, was ihr mir versprochen habt, nämlich: daß euch diejenige als eure Gebieterin lieb und werth

sein sollte, die ich mir wählen würde. Da nun die Zeit gekommen ist, mein Versprechen gegen euch zu erfüllen, so erwarte ich dagegen von euch, daß ihr mir gleichfalls Wort haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, mit welchem ich Willens bin, mich zu verbinden, und sie in wenigen Tagen heimzuführen. Trefft daher Anstalt, ein schönes Hochzeitfest zu bereiten, und sie ehrerbietig zu empfangen, damit ich Ursache haben möge, mit euch zufrieden zu sein, so wie ich euch durch die Erfüllung meines Versprechens zufrieden stelle."

Die guten Leute erwiederten Alle, dieß sei ihnen sehr angenehm, und versicherten ihn, die Braut als ihre Gebieterin anzuerkennen und zu ehren, sie möchte sein, wer sie wollte. Hierauf bestrebten sie sich um die Wette, Alles zu einem herrlichen und fröhlichen Feste zu veranstalten, und dasselbe that seinerseits auch Gualtieri. Er ließ Alles aufs Prächtigste und Schönste zurüsten, und eine Menge seiner Verwandten und Freunde, die angesehensten Edelleute in der Nachbarschaft und Andere einladen; auch bestellte er viele schöne und köstliche Kleider, die er einem andern Mädchen anmessen ließ, welches mit seiner Auserkorenen gleichen Wuchs und Größe hatte, nebst einer Menge Gürtel, Ringe und einer kostbaren Krone, kurz Alles, was sich für die künftige fürstliche Braut geziemte. Als der Tag erschien, den er zu seinem Vermählungsfeste bestimmt hatte, stieg er des Morgens, nachdem er alles Nöthige angeordnet hatte, nebst allen Damen, welche gekommen waren, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, zu Pferde und sagte: „Meine Herren, es ist nun Zeit, die Braut abzuholen." Er ritt hierauf mit allen seinen Begleitern nach dem Dörfchen,

und als sie vor der Hütte des Mädchens ankamen, fanden sie diese beschäftigt, in großer Eile mit einem Kruge Wasser vom Brunnen zurückzukehren, um mit andern Mädchen hinzugehen, und die Braut des Markgrafen zu sehen. Als Gualtieri sie gewahrte, rief er sie bei ihrem Namen Griselda, und fragte, wo ihr Vater wäre.

Sie antwortete ihm verschämt: „Gnädiger Herr, er ist im Hause."

Nun stieg Gualtieri vom Pferde, und befahl Allen, die um ihn waren, zu warten. Er selbst ging hinein, und sprach zu dem Vater des Mädchens, welcher Giannucole hieß: „Ich bin gekommen, um Eure Griselda als meine Braut heimzuführen; allein vorher will ich sie in deiner Gegenwart Einiges fragen." Er verlangte hierauf, von ihr zu wissen, ob sie, wenn er sich mit ihr vermählte, sich jederzeit bestreben wollte, ihm zu Gefallen zu leben, und sich nichts verdrießen zu lassen, was er sagen oder thun würde; ob sie ihm stets gehorsam sein wollte, und was dergleichen Dinge mehr waren, was sie Alles willig versprach. Darauf nahm sie Gualtieri bei der Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart Aller, die mit ihm gekommen waren, sich entkleiden, und nachdem er die für sie bestellten Kleider hatte beibringen lassen, ließ er sie schnell ihr anlegen, sie beschuhen, und auf ihr loses flatterndes Haar eine Krone setzen. Dann aber, während sich noch Jeder höchlich darüber verwunderte, sprach er: „Meine Herren, hier ist diejenige, die ich zu meiner Gemahlin zu machen gedenke, sofern sie mich zu ihrem Gemahl will." Darauf wandte er sich an Griselden, und fragte sie: „Griselda, willst du mich zu deinem Gemahl?" Sie ant-

wortete: „Ja, gnädiger Herr!“ „Und ich begehre dich zu meiner Gemahlin,“ antwortete der Markgraf, und verlobte sich mit ihr in Aller Gegenwart. Er ließ sie darauf ein Staatsroß besteigen, und führte sie in Begleitung eines stattlichen Gefolges nach seinem Palaste. Dort ward die Vermählung mit eben so vieler Pracht begangen, als wenn er sich mit einer königlichen Prinzessin aus Frankreich verbunden hätte. Die junge Braut schien auch mit den neuen Kleidern einen neuen Sinn und ein neues Betragen angenommen zu haben. Sie war, wie bereits gesagt worden, schön von Gesicht und Gestalt, und jetzt zeigte sie sich eben so reizend, liebenswürdig und einnehmend, als schön; so daß sie nicht schien, das Kind des Giannucole, und hinter den Schafen erzogen, sondern die Tochter eines edlen Ritters zu sein, welches einen Jeden verwunderte, der sie sonst gekannt hatte. Sie bezeigte sich übrigens so demüthig und gehorsam gegen ihren Gemahl, daß er sich als den Glücklichsten und Zufriedensten von der Welt betrachtete, und gegen die Unterthanen des Markgrafen war sie so liebreich und gütig, daß ein Jeder sie mehr als sich selbst liebte, sie herzlich ehrte, und für ihre Wohlfahrt und Erhöhung betete; und da man anfänglich meinte, Gualtieri hätte nicht wohl daran gethan, sie zur Gemahlin zu nehmen, so pries man jetzt seine Weisheit und Klugheit über Alles in der Welt, weil Niemand anders, als er, ihre hohe Tugenden unter der ärmlichen Hütte der bäurischen Kleidung jemals ausfindig gemacht haben würde. Mit einem Worte, nicht nur in seinem Gebiete, sondern überall, wußte sie es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß man ihre Tugenden und ihr löbliches Betragen einstimmig erhob, und Alles

zurücknahm, was man von ihrem Gemahl gesagt hatte, wie er sich mit ihr zuerst vermählte. Nicht lange nachdem sie die Gemahlin des Gualtieri geworden war, ward sie schwanger, und brachte ein Töchterchen zur Welt, welches dem Gualtieri viel Freude machte. Allein bald nachher bekam er einen sonderbaren Einfall, und nahm sich vor, durch eine langwierige Prüfung die Geduld seiner Gattin auf die schwerste Probe zu stellen. Er ließ sie deßhalb erst mit harten Worten an, und gab vor, seine Unterthanen wären höchst mißvergnügt wegen ihrer niedrigen Herkunft, zumal, weil sie fänden, daß sie fruchtbar wäre, und sie murrten beständig über die Geburt ihrer Tochter, die ihnen äußerst mißfällig zu sein schiene. Die Markgräfin, ohne sich den geringsten Unmuth in ihren Geberden und Betragen merken zu lassen, antwortete ihm: „Mein Herr und Gebieter, verfahre mit mir, wie du glaubst, daß es deiner Ehre und deiner Ruhe am dienlichsten ist; ich werde mit Allem zufrieden sein, da ich weiß, daß ich die Geringste unter allen deinen Unterthanen bin, und daß ich die Ehre nicht verdiente, die du mir aus Gnaden erzeigt hast."

Diese Antwort gefiel dem Markgrafen ungemein, weil er sah, daß die Erhebung, die ihr von ihm und von Andern widerfahren war, sie im geringsten nicht stolz gemacht hatte. Nicht lange nachher, als er sich in unbestimmten Ausdrücken gegen sie hatte verlauten lassen, daß ihre Tochter seinen Unterthanen im Wege wäre, schickte er seinen Diener an sie ab, welcher ihr mit verstellter Traurigkeit sagen mußte: „Gnädige Frau, mein Leben hängt an der Vollziehung meines Befehls, den mir mein Herr ertheilte. Er hat mir befohlen, Euch Eure Tochter abzufordern, und ich soll . . . ."

Hier schwieg der Diener, und die Markgräfin, welche diese Worte hörte, die Miene des Dieners betrachtete, und sich an die Reden ihres Gemahls erinnerte, konnte nicht anders denken, als daß er Befehl hätte, das Kind zu ermorden. Sie nahm es aus der Wiege, küßte es, und gab ihm ihren Segen; und so schwer es ihrem Mutterherzen auch ward, so legte sie es doch dem Diener in die Arme, und sagte: „Da hast du sie; thue mit ihr Alles, was dein Herr dir geboten hat; nur überlasse sie nicht, wenn es nicht sein ausdrücklicher Wille ist, den Thieren und Vögeln zum Raube.“

Der Diener nahm das Kind, und sagte seinem Herrn, was die Markgräfin gesprochen hatte. Dieser verwunderte sich über ihre Standhaftigkeit, schickte den Diener mit dem Kinde zu einer seiner Verwandten nach Bologna, und ließ sie bitten, das Kind mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne Jemand zu offenbaren, wessen Tochter sie wäre.

Nach einiger Zeit ward Griselda von neuem guter Hoffnung, und gebar zur großen Freude des Markgrafen zur gehörigen Zeit ein Söhnlein. Weil ihm aber an demjenigen, was er bereits gethan hatte, noch nicht genügte, so verwundete er das Herz seiner Gemahlin noch tiefer, indem er mit verstelltem Zorn eines Tages zu ihr sagte: „Weib, seitdem du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen, so laut beklagen sie sich darüber, daß nach mir einst ein Enkel des Gianucole ihr Herr sein soll. Ich befürchte deßwegen, wenn ich mich nicht selbst von Land und Leuten vertreiben lassen will, daß ich mich werde genöthigt sehen, zum zweiten Mal so zu verfahren, wie ich schon einmal gethan habe, und daß ich mich am

Ende noch überdieß werde von dir scheiden, und eine Andere heirathen müssen.

Griselda hörte Alles gelassen an, und erwiederte bloß: „Mein Gebieter, sorge nur für deine eigene Ruhe, und wenn es darauf ankommt, dein Wohl zu fördern, so nimm auf mich nicht die geringste Rücksicht; denn nichts in der Welt ist mir lieb, als nur in so fern ich sehe, daß es dir gefällt."

Wenige Tage darauf sandte Gualtieri in derselben Art, wie er bei der Tochter gethan hatte, nach dem Sohn, und auf gleiche Weise schickte er ihn, nachdem er die Mutter in dem Wahne gelassen, daß er ihn getödtet, nach Bologna, um ihn dort aufziehen zu lassen. Sie zeigte bei diesem Anlaß kein anderes Gesicht und sprach keine andern Worte, als sie bei der Tochter gethan hatte, worüber Gualtieri denn sehr erstaunte, und bei sich selbst betheuerte, kein anderes Weib vermöge das zu thun, was sie gethan habe. Ja, wenn er nicht oft selbst gesehen hätte, wie zärtlich sie ihre Kinder behandelte, so lange ihm dieß gefiel, so würde er haben denken müssen, daß sie sich aus ihnen wenig machte, während er jetzt ihr Betragen nur für die Wirkung ihrer großen Klugheit halten mußte.

Seine Unterthanen aber, welche im Ernste der Meinung waren, daß er seine Kinder hätte aus dem Wege räumen lassen, tadelten ihn deßhalb hart, und hielten ihn für einen Tyrannen, indeß sie mit seiner Gemahlin das größte Mitleid hatten. Griselda erwiederte inzwischen ihren Frauen, welche ihr Beileid über den Tod ihrer Kinder bezeugten, nichts weiter, als daß ihr Alles recht sei, was demjenigen gefalle, der sie gezeugt hätte.

Schon waren nun seit der Geburt der Tochter viele Jahre vergangen, als es Herrn Gualtieri an der Zeit schien, ihre Gelassenheit und Ergebenheit auf die letzte und schwerste Probe zu stellen. Er erklärte demnach Verschiedenen von den Seinigen, er könne es unmöglich länger ertragen, Griselden zur Gemahlin zu haben; er sehe jetzt ein, daß er damals eine jugendliche Thorheit begangen habe, als er sie zum Weibe genommen; er wolle es deßhalb bei dem Papste dahin bringen, daß ihm dieser erlaube, Griselden zu verstoßen, und sich eine andere Gemahlin zu erwählen.

Dieß ward ihm von vielen rechtschaffenen Männern widerrathen; doch er erwiderte weiter gar nichts darauf, als daß es einmal so sein müßte. Als Griselda dieß vernahm, und nun erwarten mußte, wieder in ihr väterliches Haus zurückgeschickt zu werden, um vielleicht wieder die Schafe zu hüten, und eine andere Frau den besitzen sehen würde, den sie von ganzer Seele liebte, empfand sie darüber zwar tiefen Schmerz; doch so wie sie die andern Kränkungen des Schicksals ertragen hatte, so schickte sie sich nun auch an, dieß in Geduld zu ertragen.

Bald darauf ließ Gualtieri untergeschobene Briefe aus Rom kommen, und machte seine Unterthanen glauben, der Papst habe ihm Dispensation ertheilt, um sich von Griselden zu trennen, und sich eine andere Gemahlin zu erwählen. Deßhalb ließ er Griselden vor einer großen Versammlung zu sich bescheiden, und sprach zu ihr: „Griselda, der Papst hat mir die Erlaubniß ertheilt, mir eine andere Gemahlin zu nehmen, und dich zu verlassen, und da meine Vorfahren immer edle Herren und Gebieter dieses Landes gewesen sind, während die deinen nur Bauern waren, so habe ich beschlossen, daß

du nicht länger meine Gattin ſein, ſondern mit der Mitgift, die du mir zugebracht haſt, nach Giannucole's Hauſe zurückkehren ſollſt; und ich will eine andere Braut heimführen, welche beſſer für mich paßt.

Als Griſelda dieſe Worte hörte, hielt ſie gegen die Natur der Weiber, doch nicht ohne die äußerſte Anſtrengung, ihre Thränen zurück, und verſetzte: „Mein Gebieter, ich habe von jeher eingeſehen, daß meine geringe Herkunft zu Eurem hohen Range auf keine Weiſe paſſe. Was ich Euch bisher geweſen bin, das verdankte ich Gott und Euch, und ich habe Euer Geſchenk nie als mein Eigenthum, ſondern nur als ein Darlehn betrachtet. Wenn es Euch gefällt, dieſes zurückzufordern, ſo muß es auch mir gefallen, es Euch zurückzugeben. Hier iſt der Ring, mit welchem Ihr mich Euch vermählt habt; nehmt ihn zurück. Ihr gebietet mir, die Mitgift mitzunehmen, die ich Euch zubrachte; dazu werdet weder Ihr eines Zahlmeiſters, noch ich einer Börſe oder eines Saumroſſes bedürfen; denn ich weiß ſehr wohl, daß Ihr mich nackt genommen habt. Und wenn Ihr es für ſchicklich haltet, daß dieſer Leib, welcher zwei von Euch gezeugte Kinder getragen hat, von Allen geſehen werde, ſo will ich auch wieder nackt von hinnen gehen. Doch bitte ich Euch zum Lohn für meine Jungfrauſchaft, die ich Euch zugebracht habe, und die ich nicht wieder mit hinwegnehme, daß Ihr mir wenigſtens geſtattet, ein einziges Hemd über meine Mitgift mit mir zu nehmen."

Gualtieri, der ſich kaum der Thränen enthalten konnte, hielt doch mit harter Miene aus, und ſagte: „So nimm denn ein Hemd mit!"

Alle, die um ihn waren, baten ihn, daß er ihr doch wenigſtens ein Kleid geben möchte, damit man diejenige,

welche dreizehn Jahre oder länger seine Gemahlin gewesen war, nicht so ärmlich und schmählich aus dem Hause gehen sehen möchte. Doch alle Bitten waren vergeblich; Griselda mußte im Hemde, mit unbedecktem Haupte und baarfuß davon gehen, und kehrte unter den Thränen aller derer, die sie sahen, zu ihrem Vater zurück.

Giannucole, der nie hatte glauben wollen, daß seine Tochter von Gualtieri wirklich als Frau gehalten würde, und der diesen Fall täglich erwartete, hatte ihre Kleider aufgehoben, die sie an ihrem Vermählungstage ablegte. Jetzt gab er sie ihr wieder zurück, und sie zog sie an, und versah, wie einst, jeden niedern Dienst in der väterlichen Hütte, indem sie mit standhafter Seele die Anfälle ihres harten Schicksals ertrug.

Nachdem Gualtieri es so weit getrieben hatte, spiegelte er seinen Leuten vor, er habe die Tochter eines Grafen von Panago zur Braut erkoren, und indem er große Vorbereitungen zu seiner Hochzeit traf, sandte er nach Griselden, und ließ sie vor sich bescheiden. Als sie erschien, sagte er zu ihr: „Ich stehe so eben in Begriff, die Braut heimzuführen, welche ich mir erkoren habe, und will sie bei ihrer ersten Ankunft ehren. Du weißt nun, daß ich in meinem Hause Niemand habe, der die Zimmer auszuschmücken und vieles Andere so zu ordnen versteht, wie es sich bei einem solchen Feste geziemt. Weil du nun mit Allem hier im Hause am besten bekannt bist, so bringe Alles in Ordnung, wie es sich gehört; laß diejenigen Frauen einladen, die nach deiner Meinung dazu passen, und empfange sie so, als wenn du Frau im Hause wärest. Dann, wenn die Hochzeit vorüber ist, kannst du wieder nach Hause gehen."

Wiewohl nun dieſe Worte eben ſo viele Dolchſtiche für das Herz der Griſelda waren, indem ſie es nicht ſo leicht fand, ihre Liebe aufzugeben, als ihrem äußerlichen Glücke zu entſagen, ſo erwiederte ſie doch: „Herr, ich bin willig und bereit.“ Sie kam in ihrer groben, bäuriſchen Kleidung in den Palaſt zurück, den ſie erſt kürzlich in bloßem Hemde verlaſſen hatte, kehrte hier die Zimmer aus und brachte ſie in Ordnung, ließ die Teppiche aufhängen, die Decken durch die Säle ausbreiten, die Küche beſtellen, und reichte bei Allem die Hand, als ob ſie die geringſte Magd im Hauſe wäre, bis ſie Alles Nöthige bereitet und angeordnet hatte. Hierauf, nachdem ſie von Seiten Gualtieri's alle Edelfrauen der Gegend hatte einladen laſſen, fing ſie an, das Feſt zu erwarten. Als der Hochzeitstag erſchien, empfing ſie, zwar in ihrer ärmlichen Kleidung, doch mit edlem, weiblichen Anſtand, alle Damen, die ſich zu dem Feſte einfanden.

Gualtieri, der ſeine Kinder in Bologna ſorgfältig von der Baſe hatte erziehen laſſen, welche mit einem Grafen von Panago vermählt war, und deſſen Tochter nun in dem Alter von zwölf Jahren das ſchönſte Weſen war, das man je geſehen hatte, während der Sohn ſechs Jahre zählte, hatte indeß nach Bologna geſchickt, und ſeinen Vetter bitten laſſen, mit den beiden Kindern nach Saluzzo zu kommen, und eine ſchöne und ehrenvolle Begleitung mit ſich zu bringen, unter dem Anſchein, daß er die junge Dame dem Markgrafen als Braut zuführte, und ſich gegen Niemand etwas verlauten zu laſſen, daß ſich die Sache anders verhielte.

Der Graf that, wie der Markgraf geboten, machte ſich nach einigen Tagen mit dem Fräulein und ihrem Bruder und einem ſtattlichen Gefolge auf den Weg, und

langte gegen Mittag in Saluzzo an, wo er die Einwohner und andere Leute aus der Nachbarschaft versammelt fand, um Gualtieri's neue Gemahlin zu erwarten. Nachdem die Edelfrauen sie empfangen hatten, trat auch Griselda in den Saal, wo die hochzeitliche Tafel bereitet war, und begrüßte sie als ihre Gebieterin. Die Damen, welche den Markgrafen viel, aber umsonst, gebeten hatten, Griselden in einem Zimmer verborgen bleiben zu lassen, oder ihr eins von ihren ehemaligen Kleidern zu leihen, damit sie doch nicht so armselig vor seinen Gästen erscheinen müßte, wurden nun zu den Tischen geführt, und man fing an, sie zu bedienen. Besonders aber wurde die Jungfrau von Jedermann beachtet, und Alle erklärten, daß Gualtieri einen guten Tausch getroffen habe. Auch Griselda beeiferte sich, sie und ihren Bruder zu loben.

Gualtieri glaubte jetzt die Geduld seiner Gattin genug auf die Probe gestellt zu haben, weil er fand, daß die Neuheit aller dieser Dinge sie nicht im Geringsten veränderte, und weil er gewiß war, daß dieß nicht aus Beschränktheit geschähe, da er sich von ihrer Klugheit genugsam überzeugt hatte. Er hielt es demnach für hohe Zeit, sie von den qualvollen Empfindungen zu befreien, welche unter der Hülle der Standhaftigkeit an ihrem Herzen nagen mußten. Deßhalb rief er sie vor allen Gästen vor sich, und sprach lächelnd: „Nun, was dünkt dir von meiner Braut, Griselda?"

„Mein Gebieter," versetzte Griselda, „sie gefällt mir ungemein, und wenn sie, was ich glaube, so weise, als schön ist, so zweifle ich keinen Augenblick, daß Ihr mit ihr das glücklichste Leben führen werdet. Doch beschwöre ich Euch inständig, ihr nicht so viel Schmerz zu

verursachen, als derjenigen, die sich einst die Eurige nennen durfte; denn ich glaube kaum, daß sie es würde ertragen können, theils wegen ihrer großen Jugend, und theils auch, weil sie in Wohlleben erzogen wurde, während jene von Jugend auf durch beständige Beschwerlichkeiten abgehärtet war."

Als Gualtieri sah, daß sie ernstlich glaubte, seine künftige Gemahlin vor sich zu sehen, und nichts destoweniger in allen Stücken nur gut von ihr redete, ließ er sie an seiner Seite Platz nehmen, und sprach: „Griselda, es ist endlich Zeit, daß du die Frucht deiner langen Geduld erntest, und daß die, welche mich für tyrannisch, ungerecht und thöricht gehalten haben, erkennen, daß Alles, was ich that, auf einen wohlberechneten Zweck abzielte; denn Dich wollte ich lehren ein gutes Weib zu sein, und Jene, dich als Gebieterin zu betrachten, damit ich mir selbst dauerhafte Ruhe verschaffte, so lange ich mit dir lebe. Als ich heirathete, hatte ich große Besorgniß, daß mir dieß nicht gelänge, und deßhalb verletzte und kränkte ich dich, um eine Probe davon zu haben, in der Art, wie du weißt. Und weil ich denn nun gesehen habe, daß du dich weder in Worten, noch in Thaten jemals von meinem Willen entfernt hast, und nun überzeugt bin, daß ich mich des ersehnten Glücks mit dir erfreuen werde, so denke ich dir jetzt in Einer Stunde wieder zu geben, was ich dir in so vielen raubte, und will dir die geschlagenen Wunden mit dem sanftesten Balsam heilen. Umarme demnach mit froher Seele diese, die du für meine Braut hieltest, und ihren Bruder, als deine und meine Kinder. Sie sind die, welche du und viele Andere seit langer Zeit für grausam von mir ermordet hielten, und ich bin dein Gemahl, der dich über

Alles liebt, und der da glaubt, sich rühmen zu können, daß kein anderer Mann in der Welt lebt, welcher so, wie ich, Ursache hätte, sich seines Weibes zu freuen."

Nach diesen Worten umarmte und küßte er sie, und führte sie, vor Freuden weinend, zu ihrer Tochter, die über Alles, was sie hörte, ganz erstaunt war, umarmte sie und ihren Bruder zärtlich, und riß sie und viele Andere, die anwesend waren, aus ihrem Irrthum. Fröhlich erhoben sich die Damen von der Tafel, und traten mit Griselden in ein Nebengemach, wo sie ihr unter günstigeren Vorbedeutungen ihre geringen Kleider auszogen, und ihr eins von ihren stattlichsten Gewändern anlegten. Darauf führten sie Griselden, die auch in ihren Lumpen den edlen Anstand bewahrt hatte, als ihre Herrin in den Saal zurück. Hier empfing sie voll Wonne ihre Kinder, und da Alle über diese glückliche Wendung der Dinge die größte Freude hatten, so verdoppelten sich die Feste, und dauerten noch viele Tage lang, und ein Jeder pries die Klugheit des Gualtieri, wiewohl man die mit seiner Gattin angestellten Proben doch etwas zu hart finden wollte. Doch vor Allem ward Griseldens weises Betragen erhoben. Der Graf von Panago kehrte nach einigen Tagen wieder nach Bologna zurück. Gualtieri erhob nun auch Gianucole aus dem Bauernstande, und setzte ihn, als seinem Schwiegervater in eine solche Lage, daß er seine alten Tage geehrt und zufrieden beschließen konnte. — Was kann man nun anders sagen, als daß in die Hütten der Armen eben sowohl göttliche Geister herabsteigen, als es in fürstlichen Palästen Menschen gibt, die mehr verdienen, Schweine zu hüthen, als über Land und Leute zu gebieten? Wer anders, als eine Griselda hätte die rauhen und uner-

hörten Proben des Gualtieri, nicht nur ohne Murren, sondern sogar mit heiterer Miene, ertragen können? Dieser aber hätte vielleicht verdient, an ein Weib zu gerathen, das sich, nachdem er sie im bloßen Hemde aus dem Hause gejagt, an einen Andern gehängt hätte, um einen neuen Rock zu gewinnen.

Hier war Dioneo's Erzählung zu Ende, und die Damen, von welcher die eine nach dieser, die andere nach jener Seite zog, die eine dieß, und die andere jenes tadelte, hatte bereits viel darüber gesprochen, als der König aufblickte, und da er fand, daß die Sonne bereits zur Abendstunde niedersank, ohne sich von seinem Siß zu erheben, also zu sprechen begann:

„Reizende Damen, ihr wißt wohl, daß es sich für kluge Leute nicht nur schickt, des Vergangenen zu gedenken, sondern auch auf das Gegenwärtige zu achten, sondern es wird von großen Männern für die höchste Weisheit geachtet, wenn man nach Maßgabe dieser Beiden auch das Zukünftige zu berechnen weiß. Wir haben, wie ihr wißt, schon seit vierzehn Tagen Florenz verlassen, um irgend eine Zerstreuung zur Erhaltung unserer Gesundheit und unseres Lebens aufzusuchen, und dem Trübsinn, dem Schmerz und der Angst ein Ende zu machen, welchen man in unserer Vaterstadt seit dem Ausbruch dieser traurigen Pest beständig begegnete; und ich denke wir haben dieß mit Anstand ausgeführt. Denn ob wir uns gleich hier so manche lustige Geschichten, die vielleicht zum Theil die Begierden reizen konnten, erzählt, und dabei immer gut gegessen, getrunken, gesungen und gespielt haben, — alles Dinge, welche vielleicht schwache Gemüther zu unehrbaren Handlungen verlocken könnten — so habe ich doch weder von eurer Seite, noch

von der meinigen, irgend ein Wort gehört, oder eine Handlung bemerkt, die zu tadeln wäre, sondern Alles, was ich hörte und sah, schien mir nur auf Ehrbarkeit, Eintracht und geschwisterliche Vertraulichkeit hinzudeuten; das muß mir allerdings um eurer und meiner Ehre und Nutzens willen, sehr lieb sein. Da nun aber durch die lange Gewohnheit Langeweile entstehen könnte, und damit wir Niemand Grund geben, uns wegen unserer langen Entfernung zu verlästern, so bin ich der Meinung, nachdem ein Jeder von uns an dem ihm bestimmten Tage die Ehre genossen hat, mit welcher ich mich jetzt bekleidet sehe, daß wir jetzt, wenn es euch beliebte, wieder dahin zurückkehrten, von wo wir gekommen sind. Ueberdieß, wenn ihr Alles wohl überlegt, könnte unsere Verbindung, von welcher man schon viel gesprochen und gehört hat, bald so zahlreich werden, daß mit der Traulichkeit des engern Kreises auch das ganze Vergnügen verschwände. Wenn ihr daher meinen Rath billigt, so will ich die mir übertragene Krone bis zu unserer Abreise, die ich auf morgen zu bestimmen gedenke, behalten; wofern ihr aber anders beschließt, so habe ich bereits Jemand im Sinn, den ich für den morgenden Tag damit bekrönen möchte."

Lange berathschlagten die Mädchen und Jünglinge darüber; endlich aber erklärten sie alle den Vorschlag des Königs für gut und weise, und willigten ein, ihn zu befolgen. Der König ließ daher den Seneschall rufen, sprach mit ihm das Nöthige für den nächsten Morgen ab, und entließ dann die Gesellschaft bis zum Abendessen. Bis dahin vertrieb sich Jeder die Zeit auf die gewohnte Weise nach Belieben. Zur bestimmten Stunde versammelten sie sich fröhlich zur Abendtafel, und ergötzten sich dann mit Gesang, Tanz und Spiel. Während

Lauretta den Reigen anführte, gebot der König Fiammetten, ein Lied zu singen. Diese begann dasselbe mit lieblicher Stimme folgendermaßen:

Wenn Liebe ohne Eifersucht sich fühlte,
So weiß ich keine Einz'ge unter Allen,
Die, froh wie ich, für glücklicher sich hielte.

Wenn rascher Jugend Lust
In dem Geliebten kann entzücken,
Wenn Preis der Thaten,
Wenn Muth und kühne Brust,
Wenn Geist und Bitte uns berücken,
Und Rede wohl gerathen;
So bin ich die, die auf der Liebe Pfaden
Zu ihrem Wohlgefallen
Aus allem diesem süße Hoffnung fühlte.

Doch weil ich nun erkenne,
Daß manche Andre klug sich nennen,
Wie ich, so zag' ich jetzt,
Indem ich nie von Furcht mich trenne,
Für eine Andre stets zu gelten brenne,
Die mir die Seele tief verletzt.
Und so wird das, was mich so oft ergötzt,
Zur herbsten Marter unter allen,
Und macht, daß seufzend ich mich elend fühlte.

Säh ich so Treue
In meinem Herrn, wie ich Verdienst erblicke,
So fühlt' ich keine Eifersucht;
Doch stets aufs Neue
Seh ich, wie sein Verdienst berücke,
Und hasse, die dadurch versucht.
Dieß quält mich so, daß ich den Tod gesucht,

Und Jede, die ihn anschaut mit Gefallen,
Erschreckt mich, daß sie ihn gefangen hielte.

Sei Jede denn ersucht von Gotteswegen,
Daß sie darnach nicht trachte,
Mit dieser Schmach mich nicht verletze;
Denn wäre Eine so verwegen,
Daß sie mit Wort und Blick die Gluth anfachte,
Damit sie sich an meiner Schmach ergötze.
Fürwahr, gewahrt' ich ihre Netze,
Und würf' sie in mein Antlitz ihre Krallen,
Ich würde sorgen, daß sie Reue fühlte.

Als Fiammetta ihr Lied geendigt hatte, sprach Dioneo, welcher ihr zur Seite saß, lächelnd zu ihr: „Madonna, Ihr würdet uns Alle sehr verbinden, wenn Ihr uns seinen Namen nenntet, damit Euch Niemand aus Unkunde in seinem Besitze störte, und Ihr Euch deßhalb erzürnen müßtet.“

Darauf sang man noch mehrere Lieder. Die Nacht war bereits zur Hälfte verstrichen, als der König Allen empfahl, zur Ruhe zu gehen. Als der neue Tag erschien, und der Seneschall bereits alles Gepäck vorausgeschickt hatte, kehrte die Gesellschaft unter Anführung ihres verständigen Königs nach Florenz zurück. Dort trennten sich die drei jungen Männer von den Damen bei Santa Maria Novella, von wo sie mit ihnen abgereist waren, wünschten ihnen, wohl zu leben, und gingen ihren anderweitigen Vergnügungen nach; die Jungfrauen aber kehrten zu gelegener Zeit in ihre Wohnungen zurück.

Schlußwort des Verfassers.

Edle Jungfrauen, zu deren Erheiterung ich mich dieser langwierigen Arbeit unterzogen habe, ich glaube nun unter dem göttlichen Beistande, welchen ich wohl mehr euren frommen Gebeten, als meinem eigenen Verdienste zu danken habe, das vollständig erfüllt zu haben, was ich euch im Eingang des gegenwärtigen Werkes zu thun versprach. Indem ich also zuerst Gott, und dann euch Dank sage, habe ich die Feder nunmehr niederzulegen, und der ermüdeten Hand einige Ruhe zu gönnen. Ehe ich ihr jedoch diese bewillige, werde ich noch mit kurzen Worten auf einige Kleinigkeiten, welche man vielleicht als Einwürfe vorbringen könnte, antworten; denn ich bin überzeugt, daß dieses Werkchen kein besonderes Vorrecht vor irgend einem andern erwarten darf; vielmehr erinnere ich mich, schon im Eingang zum vierten Tage erwähnt zu haben, daß es dergleichen Vorrecht nicht genossen hat.

Vielleicht werden Einige von euch sagen, daß ich mir, als ich diese Erzählungen niederschrieb, zu viele Freiheiten herausgenommen habe, und daß ich zum Beispiel Frauenzimmer bisweilen solche Sachen erzählen, und noch öfter anhören lasse, welche ehrbare Jungfrauen weder sagen, noch anhören sollten. Das kann ich aber nicht zugeben; denn es ist nichts so unzüchtig, daß es sich nicht in anständige Worte einkleiden ließe, und dieses glaube ich so ziemlich gethan zu haben. Gesetzt aber auch, es verhielte sich wirklich so, wie ihr sagt (denn ich will mit euch nicht streiten, weil ihr mich doch überstimmen würdet), so antworte ich, daß ich mehr als eine

Ursache anzuführen habe, warum ich so und nicht anders verfahren mußte. Denn erstlich, wenn sich Dinge der Art in irgend einer der Erzählungen finden, so hat es die Natur derselben erfordert, und jeder Vernünftige, welcher die Sache im rechten Lichte betrachtet, wird einsehen, daß ich sie nicht anders erzählen konnte, wenn ich ihr nicht ihre wahre Gestalt nehmen wollte. Und wenn sich ja hin und wieder ein kleiner Umstand, oder ein Wörtchen fände, das vielleicht einer scheinheiligen Dame, die mehr Gewicht auf ihre Worte, als auf ihre Handlungen legt, und sich mehr bemüht, fromm zu scheinen, als fromm zu sein, gar zu leichtsinnig klingt, so behaupte ich, daß es mir nicht unanständiger ist, es geschrieben zu haben, als andern Männern und Weibern, wenn sie jeden Tag von Keilen und Spalten, von Mörsern und Stämpfern, von Würsten und dergleichen reden. Ueberdieß muß auch meiner Feder die Freiheit gestattet sein, die man dem Pinsel eines jeden Malers gönnt, welchem es kein Mensch, wenigstens nicht mit Recht, zum Vorwurf macht, daß er nicht nur den heiligen Michel oder Görge, den Drachen bald mit dem Schwerte, bald mit der Lanze, an dieser oder jener Stelle, wie es ihm einfällt, verwunden läßt, sondern daß er Christum als einen Mann und Eva als eine Frau malt, und daß er demjenigen, der für ein ganzes Menschengeschlecht gestorben ist, bald mit einem Nagel, bald mit zweien, die Füße ans Kreuz heftet. Nächst diesem wird man auch wohl einsehen, daß diese Kleinigkeiten nicht in der Kirche erzählt worden sind, von deren Dingen man nicht anders, als mit reinem Herzen und in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken sprechen soll, obgleich man in ihren Geschichten auf Dinge stößt, die noch ganz

anders klingen, als die ich geschrieben habe; auch nicht in den Schulen der Weltweisen, wo die Ehrbarkeit nicht weniger als anders wo Noth thut; auch nicht an andern Orten unter Geistlichen oder Schulmännern, sondern in Gärten und Orten des Vergnügens, unter jungen, jedoch verständigen Leuten, die sich nicht durch Mährchen verleiten ließen, und zwar zu einer Zeit, wo sich die anständigsten Leute nicht würden geschämt haben, mit den Hosen über dem Kopfe einher zu gehen, wenn sie dadurch ihr Leben hätten retten können. Wie diese Erzählungen nun auch sein mögen, so können sie allerdings sowohl schaden, als nützen, wie alle andern Dinge, und es kommt dabei Alles auf den Zuhörer an. Wer weiß es nicht, daß der Wein, der nach der Behauptung des Cinciglione, des Aesculap und vieler Andern eine treffliche Sache ist, dem Fieberkranken zum Gift wird? Wollen wir ihn darum zum wirklichen Gifte machen? Wer erkennt nicht das Feuer für eins der nützlichsten und nöthigsten Dinge? Sollen wir es nun darum ein Uebel nennen, weil es auch Häuser, Dörfer und Städte verzehrt? Die Waffen vertheidigen bald das Leben und das Eigenthum derer, welche friedlich zu leben wünschen, bald tödten sie die Menschen, nicht, weil sie an sich böse sind, sondern weil man sie auf bösliche Weise anwendet. Kein verdorbener Sinn hat je ein Wort weislich verstanden, und so wie diesem die ehrbaren Dinge nichts frommen, so können hingegen diejenigen, welche weniger ernsthaft und ehrbar sind, einen reinen Sinn nicht beflecken, so wenig als der Koth den Sonnenstrahl und der irdische Unflath die Schönheiten des Himmels. Welche Bücher, welche Schriften, welche Worte sind heiliger, erhabener und ehrwürdiger, als die Bücher der

heiligen Schrift? Und dennoch ist die Menge derjenigen groß, welche durch die verkehrte Auslegung derselben sich und Andere ins Verderben stürzten. Mit einem Wort, das Ding an sich ist immer zu etwas gut; wenn es aber unrecht gebraucht wird, so kann es viel schaden. Dasselbe gilt auch von meinen Erzählungen. Wer böse Gedanken aus ihnen schöpfen, oder Anlaß zu schlechten Handlungen von ihnen nehmen will, dem werden sie das nicht wehren, wenn vielleicht der Stoff dazu in ihnen liegt, oder wenn man sie so lange verzerrt und verdreht, bis man ihn hineinbringt. Wer aber Nutzen und Vortheil aus ihnen ziehen will, dem werden sie diesen nicht vorenthalten, und Niemand wird ihren ihre Nützlichkeit absprechen, wenn sie zu gehöriger Zeit und von solchen Personen gelesen werden, für welche sie geschrieben sind. Wer Pater Noster zu beten, oder Pfannkuchen und Eiertorten für seinen Beichtvater zu backen hat, der lasse sie liegen; sie laufen Niemand nach, um sich von ihm sehen zu lassen, wiewohl man selbst die Betschwestern manchmal ganz eigene Dinge reden und treiben sieht.

Es wird auch wohl Einige geben, welche behaupten, diese oder jene Geschichte darunter hätte lieber wegbleiben sollen.

Zugestanden! Allein ich konnte und durfte sie nicht anders schreiben, als sie erzählt worden waren, und folglich hätten die erzählenden Personen etwas Besseres sagen sollen, dann würde ich auch was Besseres geliefert haben. Doch wenn man auch voraussetzen wollte, daß ich sowohl der Erfinder, als der Verfasser dieser Erzählungen wäre, wiewohl ich das Erste nicht bin, so würde ich sagen: ich schäme mich nicht, daß sie nicht alle gleich schön sind; denn außer Gott selbst wird kein Meister ge-

funden, der Alles schön und vollkommen ins Werk richtet, und Karl der Große, der den Orden der Tafelrunde stiftete, konnte doch nicht so viele zu Rittern derselben schlagen, daß er aus ihnen ein ganzes Heer hätte bilden können. In der Menge der Dinge muß immer Verschiedenheit Statt finden. Kein Feld war je so wohl bestellt, daß nicht Nesseln, Dornen und Disteln darauf gewachsen wären, und sich unter das beste Getreide gemischt hätten. Wer nun immer mit einfachen Mädchen zu reden hat, wie die meisten von euch sind, der würde thöricht handeln, wenn er sich den Kopf zerbrechen wollte, um lauter ausgesuchte Dinge zu ersinnen, und immer in einem abgemessenen Tone zu reden. Kurz und gut, wer in diesen Geschichten herumblättert, der lasse Alles ungelesen, was ihm Anstoß gibt, und lese nur das, wovon er sich Vergnügen verspricht; und damit sich Niemand getäuscht finde, so trägt eine jede Geschichte ein Zeichen vor der Stirne, woran man sehen kann, was sie im Busen verborgen hält.

Ich denke ferner, daß Manche einwenden werden, einige Erzählungen wären zu lang ausgefallen.

Diesen antworte ich noch einmal: Wer etwas Besseres zu thun hat, der handelte thöricht, wenn er sie läse, wenn sie auch noch so kurz wären. Und ob wohl schon eine geraume Zeit vergangen ist, seitdem ich angefangen habe, sie zu schreiben, so habe ich doch jetzt am Ende meiner Arbeit noch nicht vergessen, daß ich damals mein Geschwätz nur den Müßigen, und keinen Andern darbot. Wer aber zum Zeitvertreib lieset, dem kann nichts zu weitläufig seyn, so lange es ihm zur Erreichung seines Zweckes dient. Ein kurzer Vortrag ist nur demjenigen

etwas werth, der sich belehren will, und also nicht liest, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern um sie nützlich anzuwenden. Aber so verhält es sich nicht mit euch Frauenzimmern, die ihr nicht wißt, wie ihr die müßige Zeit los werden sollt, welche ihr nicht auf die Freuden der Liebe verwendet. Da ihr nun überdieß weder in Athen, noch in Paris, oder Bologna zu studieren pflegt, so muß man mit euch ein wenig ausführlicher sprechen, als mit denen, welche durch Studieren ihren Geist geschärft haben.

Auch zweifle ich nicht, daß es Solche geben wird, die mir vorwerfen, daß zu viele Possen und leichtsinniges Geschwätz in die vorgetragenen Sachen eingestreut sind, und daß es sich für einen Mann von Ernst und Gewicht schlecht schicke, dergleichen Dinge geschrieben zu haben.

Diesen bin ich zu Dank verpflichtet (und will ihn hiermit abgestattet haben), weil sie sich aus wohlgemeintem Eifer meines guten Namens annehmen; allein auf ihre Anfechtung antworte ich so: Ich gestehe es, daß ich gewogen, und mehr als Einmal in meinem Leben gewogen worden bin; und eben daher kann ich denjenigen guten Damen, die mich noch nicht selbst gewogen haben, sagen, daß ich nicht schwer, sondern so leicht wäge, daß ich im Wasser oben schwimme. Wenn man nun dazu bedenkt, daß die Predigten der Mönche, die doch beabsichtigen sollen, den Menschen ihre Fehler vorzuhalten, heutiges Tages nichts, als lauter Schwänke und leeres Geschwätz enthalten, so habe ich geglaubt, daß dergleichen sich noch wohl eher zu meinen Erzählungen passen würden, die nur geschrieben sind, um den Weibern die üble Laune zu vertreiben. Sollten sie jedoch zu viel

dabei lachen, so können die Klaglieder Jeremiä, die Passionsgeschichte, oder die bußfertige Magdalena sie ja leicht davon heilen.

Wer sollte endlich daran zweifeln, daß nicht Einige mir auch eine spitzige und giftige Zunge und ein wenig Hang zum Afterreden zur Last legen sollten, weil ich an einigen Stellen von den Mönchen die Wahrheit sage?

Denen, welche dieses behaupten, muß man verzeihen, weil sie wahrscheinlich durch triftige Gründe dazu bewogen werden; denn die Mönche sind gute Leute, welche um der Liebe Gottes willen die Gemächlichkeit meiden, mitunter die Weiber kitzeln, und nichts wiedersagen; und wenn sie nur nicht Alle etwas nach dem Bock röchen, so könnte man sich ganz artig mit ihnen die Zeit vertreiben. Ich bekenne jedoch gern, daß man unter den Dingen dieser Welt nichts Beständiges findet, sondern daß Alles in einem immerwährenden Wechsel begriffen ist; und so könnte es denn auch mit meiner Zunge geschehen seyn. Weil ich nun meinem eignen Urtheil nicht traue, welchem ich in Sachen, die mich selbst angehen, niemals folge, so fragte ich neulich deßhalb eine meiner Nachbarinnen, welche mir darauf sagte, ich hätte die süßeste Zunge von der Welt; und in der That, als dieß geschah, waren mir von meinen Erzählungen nur noch wenige zu schreiben übrig. Weil daher jene Damen gewiß zu leidenschaftlich von mir urtheilen, so muß ich sie bitten, daß ihnen das Gesagte zur Antwort genügen möge.

Und so lasse ich denn fortan eine Jede von mir denken und reden, was ihr gefällt, und da es mir Zeit dünkt, den Worten ein Ende zu machen, so danke ich

dem, der mich nach einer so langen Mühe durch seine Hülfe zu dem ersehnten Ziele geführt hat. Und ihr, anmuthige Damen, lebt glücklich und zufrieden unter seiner Obhut, und erinnert euch meiner, wenn es einer oder der andern von euch, angenehm und nützlich war, diese Geschichten gelesen zu haben.